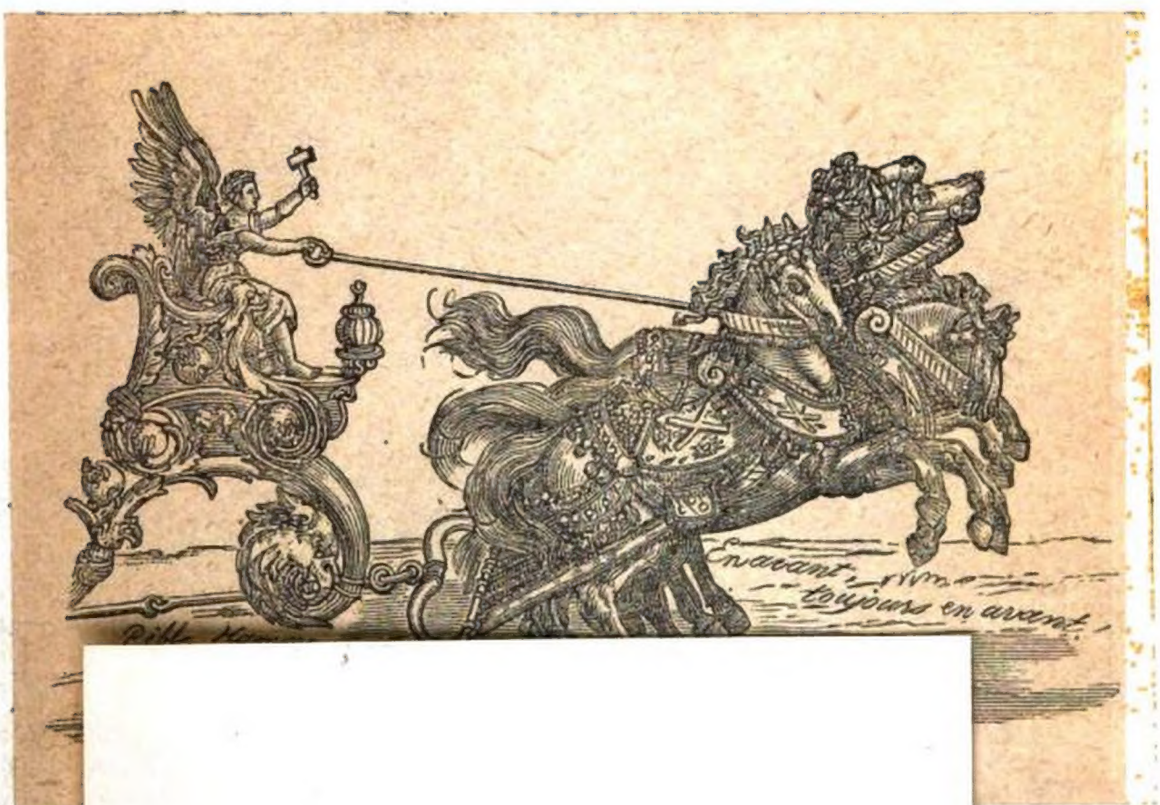
Princeton University Library
32101 065205500

902
6

ANNEX LIB.



Library of

VET TES TA MEN
NOV TAM TVM

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Foundation.

Olla Potrida.

1781.

Erstes Stück.

M. DORAT.

Berlin,
in der Weverschen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

I.

An die Liebe.

Nie täuschest du mich, Liebe, wieder,
Gerüfte Feindin meiner Ruh!
Zwar locken Sapho's warme Lieder,
Allein, wenn warst du treu und bieder
Wie Freundschaft ist, die, mehr als du,
Aus Wohlthat zu uns kam hernieder?

Drum Liebe, Liebe, flieh' auf immer!
Und trübe mir das Aug' nicht mehr;
Mich blendet nun der falsche Schimmer
Von deinem Glück und Schwüren nimmer;
Und blieb' mein Herz gleich ewig leer,
Doch fleht' ich: „Liebe, flieh' auf immer!“

Von einer Dame.

0102,
C36 584040

I. Gedichte.

2.

Aufmunterung zum Genuß des Lebens.

Mit Pfeilenschneller Flüchtigkeit
Enteilt des Menschen kurze Zeit,
Ach, nicht mehr wiederbringlich!
Und wir - wir Thoren! — lassen sie
Oft ungenutzt verfliessen,
Und wagen's selten oder nie
Des Lebens zu geniessen.

Glückſel'ge Jahre, wo kein Joch
Des Zwanges drücket, wo wir noch
So leicht, so sorglos leben;
Wo wir so heiter sind zum Scherz,
Mit Puppen frölich spielen,
Und wenig Unmuth, wenig Schmerz,
Und keine Reue fülen.

Wie bald, wie schnell seyd ihr dahin,
Und raubt uns mit dem Kindersinn
Genügsamkeit und Friede!
Wie leicht zerstört sich jede Luſt!
Wir haschen nach Schimären,
Und Wünsche schwell'n des Jünglings Brust,
Die seinen Unmut mehren.

Er sehnt sich aus des Vaters Haus
In jene grosse Welt hinaus,
Das Hirn voll schöner Bilder:
Und kehrt er wieder einst zurück,
O nun! — was ist gewonnen? —
„Ach! — klagt er, — wie ein Augenblick
Ist diese Zeit zerronnen!“

„Man

„Man schwärmt, wie Vögel aus dem Nest,
So frey herum, bleibt nirgends fest,
Füllt sich den Kopf mit Frazen.
Man dünkt sich wunderweise dann,
Kan weder ruhn noch rasten,
Man kämpft mit Grillen oder Wahn,
Und ach! das Herz muß fasten!“

Bey seinen Phantasie'n vergißt
Der Mann, was gegenwärtig ist,
Und schaft sich Ideale.
Als Greis, gestüzt vom Knoten-Stab,
Wenn bald die Zeit verflossen,
Dann seufzt er, nah am offnen Grab:
„Hätt' ich die Welt genossen!“

Thor, der du bist! was hatte dich
Daran gehindert? — was? o sprich:
Wer hies dich einsam leben?
Nun blickest du, voll Traurigkeit,
Zum dumpfen Grabe nieder,
Und fülest: „die verlorne Zeit
Bringt keine Reue wieder!“

Kam nie ein Freund, mit Trost und Rath,
Auf deines Lebens öden Pfad
Dir, Trauriger! entgegen?
Hat nie ein Mädchen dir gelacht,
Und nie dein Herz erweitert?
Der Frülina keine Freude bracht,
Und deine Seel' erheitert?

Hat in dem Lenz die reine Luft,
Der Tulpe Zier, der Rose Duft,
Nie dich mit Wonn' erfüllet?

Hat nie am stillen Wasserfall
Der Mond dich angeblicket?
Nie der Gesang der Nachtigall
O Kranker! dich erquicket?

Sahst Kinder nie auf deinem Schooß?
Und wenn sie um dich spielten, floß
Dein Vaterherz nie über? —
Hat Geigenton und Flügelklang,
In diesem Erdeleben —
Hat einer Mara Engelssang
Nie Freude dir gegeben?

Gang Heiterkeit und frohen Scherz
Kein Uz, kein Gleim ins kalte Herz?
Flohst du die Reihentänze?
Erhoben nie dich Punsch und Wein
Zu freudigem Gefüle?
Und flößten nie Entzücken ein
Dir eines Eckhofs Spiele?

Sieh rings um dich, sieh hin und her,
Die Welt ist nicht an Freuden leer,
Wir dürfen nur geniessen. —
O Gott! du schufst des Guten viel,
Du schenkst mit Vatertreue;
Drum gieb, daß ich bis an mein Ziel,
Mich meines Lebens freue.

Wagenseil.

3.

Die Freundschaft.

Der du im Lenze deines Lebens
Noch einsam deine Pfade gehst,
Und oft, im heissen Drang, vergebens
Um Trost und Lindrungsbalsam flehst;
Du, der im Schaur der Mitternächte
Die allerbängste Thräne weint;
O höre mich! – Reich' deine Rechte
Gekränkter Jüngling, einem Freund!

Wohl dem, der deinen Reiz empfunden,
O Freundschaft, süsse Zauberin!
Dem tanzen seines Lebens Stunden
Wie leichte Frülingswinde hin.
Du bist die schönste beste Gabe
Von einem gütigen Geschick,
Und bist dereinst, noch über'm Grabe,
Bey Seeligen das größte Glück.

Du bist es, die der Menschheit Freuden
Durch holden Beystand mehr versüßt,
Du bists, die in den Kelch der Leiden
Uns einen Tropfen Stärkung gießt.
Du stehest bey dem Kinderspiele,
Den frohen Knaben leitest du;
Ein Herz, voll ähnlicher Gefüle,
Führt deine Hand dem Jüngling zu.

Durch dich sieht der Betrübte Schmerzen
Wie Nebel an der Sonne fliehn;
Durch dich mus im gedrängten Herzen
Der sanften Liebe Feuer glühn.
Durch dich ist diese Welt uns heiter,
Lacht jedes kleine Blümchen schön;

Und neugestärket können weiter
Wir durch dies Pilgerleben gehn.

Wenn Wolken unsern Geist umziehen,
In dem Gedränge dieser Welt,
Wenn alle Hofnungen entfliehen, —
Du bist es, die uns aufrecht hält.
Du warnst, wenn wir von rechten Wegen
Verirr'n, mit liebevollem Blick;
Eilst, süsse schmeichelnd, uns entgegen,
Bringst an der Hand uns froh zurück.

Wer möchte wohl von hinnen scheiden,
Wer stünde gern an's Grabes Rand,
Der deine tausend süsse Freuden
In ganzer Fülle hier empfand;
Wenn du nicht wärest, die dem Kranken
Mit Trost und Mitleid stünde bey;
Und stärktest ihn mit dem Gedanken
Daß drüben auch noch Freundschaft sey.

O habe Dank für dein Geleite,
Erhabne, holde Trösterinn!
Die bey der Leidenschaften Streite
Beruhigt den empörten Sinn.
Die, war ich im Begrif zu sinken,
Mir war mit starkem Arme nah,
Die ich mir wieder freundlich winken,
Und Herzerfreuend lächeln sah.

Wie hast du meiner Jugend Tage
So süß gemacht, in fernem Land!
Wie manche schwermutsvolle Klage
Aus meinem Busen weggebannt!
Und hat mein Aug gleich heisse Thränen
Gar oft bey Trennungen geweint,
Doch stilltest du mein bänglich Sehnen,
Und gabst mir einen neuen Freund.

O leite mich auf meinen Wegen!
Auch fürder, Göttin, gehe mit!
Und sieh, mit Mienen voller Seegen,
Auf deines Lieblings Reisetritt.
So soll mein Dank dir oft erschallen,
Und weil er aus dem Herzen drang,
So wird dem Enkel noch gefallen
Das Lied, das ich der Freundschaft sang.

Wagenseil.

II.

Dramatische Aufsätze.

Weiberhut thut selten gut!

Posse in Einem Akt.

Nach dem Französischen.

Personen.

Pommer, Procurator, Luisens Vormund.
Frau Sibylle, seine Mutter.
Mathilde, seine Schwester.
Suschen, seine Tochter.
Luise.
Waller, Luisens Liebhaber.
Mascarille, Wallers Bedienter.
Flink, Pommers Schreiber.
Lisette, in Pommers Diensten.

Erster Auftritt.

Lisette allein.

Endlich bin ich einmal allein: itzt will ich aber auch der Sache vernünftig nachdenken. Waller und sein Bedienter sind seit gestern in diesem Hause verborgen, und zwar durch meinen Vorschub. Wenn mein Herr das geringste davon erfährt, so bin ich verloren. Im Gegentheil, gelingt dem Waller sein Anschlag, so ist mir auch auf einmal geholfen. Er speißt nicht mit leeren Worten ab, und hat mir schon eine Anweisung auf fünfhundert Gulden ausgestellt. Kann er unsern Advocaten Luisen wegfischen, so ist mein Glück gewiß gemacht. Ich muß nur unsern Schreiber auf die Seite zu kriegen suchen, der wird mir das Ding schon einfädeln helfen. Tausend blanke Thaler und der Anspruch auf mein Herz, sind mir Bürge für ihn. Aber ein einziger Umstand geht mir im Kopf herum. Die Mutter, die Schwester und die Tochter meines Herrn liegen immer am Fenster; sie haben Wallern mehr als einmal vorbeygehen sehen, und mich gefragt, aber jede insgeheim gefragt, wer denn der hübsche, wohlgemachte Herr sey, der hier so oft auf und ab spatziert? Sie sind alle drey in ihn verliebt, und was das närrischste ist, sie bilden sich sogar ein, daß er es wieder in sie ist. Aber da kommen sie eben mit meinem Herrn, ich will sie doch ein wenig ausholen.

Zweyter Auftritt.

Pommer. Frau Sibylle. Mathilde. Suschen. Liſette.

Pommer.

Aber Mama, ich bitte Sie ums Himmelswillen, verſchonen Sie mich doch mit Ihren ewigen Sprüchwörtern, und allen den altfränkiſchen abgeſchmackten Sentenzen und Sprüchelchens aus dem vorigen Jahrhundert. Es ſummt einem den ganzen lieben geſchlagenen Tag nichts anders vor den Ohren, als das. Sie haben meine Schweſter und Tochter damit angeſteckt, und die thun nun vom Morgen bis in die Nacht nichts als Verſe hecken, und ſie in Noten ſetzen, daß die Hunde heulen möchten!

Fr. Sibylle. Nun gut, mein Sohn, Du ſollſt nicht mehr von Sprichwörtern und Arien reden hören. Aber, damit wir auch die Pferde nicht hintern Wagen ſpannen, über Dein Betragen und nicht über meine Redensarten mußt Du Dich aufhalten. Du willſt Dich zum zweytenmahl verheyrathen —

Pommer. Ja, das will ich! Luiſe gefällt mir, und die Sache ſoll richtig werden, allen Ihren Sprichwörrern zum Trotz. Luiſe iſt mein Mündel, ſie ſteht unter meiner Vormundſchaft, und daß Sie's wiſſen, Mama, ich will in favorem meiner und keines tertii darüber diſponiren.

Mathilde. Höre uns nur an, Bruder!

Pommer. Ach, Schweſter, ich habe ſchon genug gehört.

Suschen. Aber mein Vater —

Pom-

Pommer. Aber meine Tochter, es hilft da nichts.

Fr. Sibylle. Du ſolteſt vor allen Dingen erſt Deine Familie verſorgen, Deine Schweſter verheyrathen, Deine Tochter verheyrathen —

Pommer. Deine Mütter verheyrathen, nicht wahr?

Fr. Sibylle. Warum nicht? Und wäre nur nicht gleich ſo ein Stadtgeklatſche — (verſchämt) Ein junger Menſch — genug, Du verſtehſt mich.

Pommer. Aber Mama, in Ihren Jahren!

Fr. Sibylle. Ey! ich bin doch wohl kein ſo altes Mütterchen, daß ich keinem Menſchen mehr gefallen könnte.

Pommer. Das nicht; (lacht) aber —

Fr. Sibylle. Das Sprichwort ſagt ganz recht: Wer zuletzt lacht, hat gut lachen. Heyrathe Du nur, ich will Dir bald nachfolgen.

Mathilde. Und ich werde mich auch ſogleich nach einem Mann umſehen.

Pommer. Du, Jungfer Schweſter?

Mathilde. Ich, Herr Bruder!

Pommer. Aber Du haſt ſo lange der Liebe Widerſtand gethan!

Mathilde. Endlich habe ich mich ergeben.

Suschen. Und ich werde mich auch ergeben.

Pommer. Du, Suschen?

Suschen. Verzeihen Sie, lieber Vater, es liebt mich ſchon jemand, und ich liebe ihn wieder.

Fr. Sibylle. Ja, ja, es brennt in Zeiten, was eine Neſſel iſt!

Pommer. Wie, jede hat sich also einen ausgelesen?

Lisette. Blos Ihr liebes Beyspiel ist daran Schuld! Sie wollen's Ihnen nachthun.

Pommer. Das sollen Sie wohl bleiben lassen.

Fr. Sibylle. Heyrathe nur, sage ich, und laß uns machen.

Pommer. O zum Teufel, ich fühle, daß mir die Galle rege wird, ich thue wohl am klügsten, wenn ich meiner Wege gehe.

(läuft zornig ab.)

Dritter Auftritt.

Frau Sibylle. Mathilde. Suschen. Lisette.

Lisette.

Er ist so aufgebracht, daß er kaum reden kann.

Fr. Sibylle. Alleweile hab' ich die Sache, wie das Sprichwort sagt, auf dem rechten Fleckchen. Man muß das Bret bohren, wo es am dünnsten ist. Vorher würde jedermann geschrieen haben, daß ich mich ohne Ueberlegung verheyrathete, aber nun giebt er mir recht das Schwerdt in die Hand. Die Leute werden sagen, daß ich heyrathe, um meinen Sohn wegen seines unvernünftigen Betragens zu strafen. Aber eigentlich, ihr guten Kinder, ist es die blanke, lautere Liebe, was mir Tag und Nacht im Sinne liegt.

Lisette. Und wer ist denn der glückliche Gegenstand?

Fr. Sibylle. Du weißt es wohl, Lisettchen, aber daß Du Dir ja nichts davon merken lässest!

Lisette. Behüte! ich kann schweigen; (zu Mathilden) und Sie?

Ma-

Mathilde. Du weißt es eben so gut!

Lisette. Ja, alleweil besinne ich mich, wir haben ja so manchen lieben Tag davon geschwatzt. (zu Suschen) Aber Ihr Liebhaber, ist es nicht der, den Sie mir neulich —

Suschen. Gewiesen haben? Ja, eben der.

Lisette. Sie lieben, Sie werden geliebt; aber bisher habt Ihr Leute nur noch durch Blicke miteinander reden können.

Fr. Sibylle. Pfuy, die ennüyante Sprache!

Mathilde. Sehr ennüyant, freylich! — aber wie soll man es in diesem Hause anders machen; man ist ja darin, wie in einem Kloster, eingesperrt. Mein Bruder ist ein ungeschliffener Mensch, und ein Liebhaber will sich keiner Grobheiten aussetzen. Sich nur durch Blicke sprechen zu können!

Suschen. O ich thue noch mehr! Mein Liebhaber hat eine weit artigere Sprache erfunden — Er bleibt des Abends unter meinem Fenster stehn, und hustet und niest.

Lisette. Nun?

Suschen. Und ich, ich huste und niese auch.

Lisette. Eine schöne Art zu lieben!

Suschen. Die ganze Nacht — Aber mein Vater kömmt zurück!

Fr. Sibylle. Kommt, Kinderchens, wir wollen hinaufgehen und weitere Maaßregeln nehmen!

(Frau Sibylle, Mathilde und Suschen ab.)

Vierter Auftritt.

Lisette allein.

Ich habe mich nicht geirrt: Jede glaubt, daß er sie liebt, und alle lieben Eine und dieselbe Person, ohne sichs im geringsten träumen zu lassen. Was das drolligste ist, auch Waller ließ sich darauf todtschlagen, daß seine Zeichen, die er Luisen giebt, nur von Luisen verstanden werden; wahrhaftig, wenn so ein Quiproquo in einer Komödie vorkäme, die Leute lachten den Autor aus.

Fünfter Auftritt.

Pommer. Lisette.

Pommer.

Lisette, weißt Du wohl, daß meine ganze Familie nicht recht richtig im Kopfe ist?

Lisette. I nun, so ist sie desto verliebter.

Pommer. Es ist zum rasend werden! Weil ich liebe, so wollen sie auch lieben! Weil ich heyrathe, so wollen sie auch heyrathen. Aber ich frage nach dem allen nicht so viel, und noch heute Abends soll das Verlöbniß seyn!

Lisette. Und morgen die Hochzeit; nicht wahr?

Pommer. Ja, sobald der Tag graut. Unterdessen hab ich es doch recht gescheid angefangen, daß ich Luisen in meinem Hause verschlossen hielte; Weil sie keine andere Mannsperson als mich zu sehen bekommt, so sind ihr die Gedanken an den Waller vergangen, der ihr vor diesem so sehr im Köpfchen lag.

Lisette. Wer ist denn dieser Waller?

Pom-

Pommer. Ich habe ihn niemahls gesehen; aber seinen Vater kannte ich recht genau. Doch das thut nichts zu unserer Sache. Um die Verbindung so sehr als möglich zu beschleunigen, setzt mein Schreiber, der zugleich Notar ist, alleweile den Ehecontract auf!

Lisette. Er giebt sich mit allen ab, Ihr Schreiber.

Pommer. Und bringt alles zu Stande. Es ist der geschickteste Mensch —

Lisette. Was das geschickteste anbetrift, da habe ich nichts dawider, aber von einem Menschen hat er nichts an sich, als daß er auf zwey Beinen geht. Er sieht aus, als wenn er alle Krankheiten schon mit aus Mutterleibe gebracht hätte, hinten und vorne bucklicht, und ein paar Aeugelein —

Pommer. Mag er aussehn, wie er will! Genug, ich habe die größte Ursache, mit seinen Fähigkeiten zufrieden zu seyn.

Lisette. Wir wollen auf etwas anders kommen. Wie steht es mit dem Schmause und mit dem Hochzeitball aus?

Pommer. Alles ist bestellt und sogar vorausbezahlt, es wird mich zwar was kosten, aber in ein paar Processen etwas mehr angeschrieben, bringt alles wieder ein: Das Geld der Clienten ist immer so gut, wie unser Geld, und mein Schreiber — Sieh da, dort kommt er!

Sechster Auftritt.

Pommer. Flink. Lisette.

Pommer.

Guten Tag, Herr Flink!

Flink. Diener!

Pom-

Pommer. Laßt uns, Lisette!

Lisette (bey Seite). Ich verstehe schon, aber ich will sie doch belauschen. (Sie horcht im Hintertheil.)

Pommer. Nun, ist alles richtig? haben Sie die Clausuln so eingerichtet, wie ich es wünschte?

Flink. Ich habe noch eine ganz andere Einrichtung vorgenommen. In dem Contract, den ich geschmiedet habe, gestehen Sie nicht mehr als quartam partem von dem ganzen großen Vermögen der Luise ein.

Pommer. Das läßt sich hören. Und der Contract, gleicht er vollkommen dem andern?

Flink. O so vollkommen, daß kein Gerichtsdirector den rechten von dem falschen soll unterscheiden können.

Pommer. Sie sind also gewiß, das Judicium hinters Licht zu führen?

Flink. Ob ich es gewiß bin? Lassen Sie, sage ich, lassen Sie mich nur machen; ich habe wohl ganz andere Dinge gekartet, als ich noch Schreiber bey einem Notarius war.

Pommer. Sie bekommen, wie gesagt, hundert Louisd'or, hier hab ich sie schon abgezählt.

(zeigt den Beutel, und steckt ihn wieder ein.)

Flink. Schon gut, schon gut!

Pommer. Adieu!

Flink (geht ihm nach). Unterdessen, wenn Sie pränumeriren wollten — es pränumerirt ja jezt alles — und es würde auch weit sicherer und aufmunternder für mich seyn, ich kriege so manchmal Anfälle von gutem Gewissen —

Pommer. Hier ist das Geld. Kuriren Sie sich ja von dergleichen Anfällen.

Flink (steckt das Geld ein). O, es sind nur Uebergängelchen!

Pommer. Ich will die Zeugen holen. Halten Sie die Contracte in Bereitſchaft, ich bleibe nicht lange aus.

(ab.)

Siebenter Auftritt.

Flink. Liſette.

Flink (für ſich).

Nun iſt mein Gewiſſen beruhigt.

Liſette. Kann man die Ehre haben, zwey Worte im Vertrauen mit Ihnen zu reden?

Flink. Warum denn nicht mehr? Du weißt, was es mir für eine große Freude macht, wenn ich mit dir plaudern kann. Ich habe Dich ſo lieb, Du Herzenspüpchen!

Liſette. Wenn Sie mich lieb haben, ſo müſſen Sie mir es jetzt beweiſen. Es muß — aber ich getraue mir nicht weiter zu reden.

Flink. Rede, rede! Schließt Dir etwa die Schamhaftigkeit den Mund? Hat es Dich gereut, ſo wild geweſen zu ſeyn? Rächt mich an Deiner Sprödigkeit die Liebe! Wenn Dein Herzchen verwundet iſt, ich bin der Arzt, ders heilen kann.

Liſette. Oder vielmehr Recept wider die Liebe. Ich werde mich Ihrer bedienen, Herr Arzt, wenn ich Sie nöthig haben werde. Jetzt aber liegt mir was anders am Herzen. Sie haben hundert Louisd'or.

Flink. Hoho!

Liſette. Wollten Sie wohl dieſelben los ſeyn?

Flink. Wie? was? im geringſten nicht!

Liſette.

Liſette. Ich meyne nur, gegen eine weit größere Summe umtauſchen.

Flink. Ja, das iſt was anders; das bin ich zufrieden.

Liſette. Tauſend Thaler ſtatt hundert Louisd'ors, wie gefällt Ihnen das?

Flink. Vortreflich! Und was iſt dafür zu thun?

Liſette. Das ſollen Sie ſchon erfahren. Ueberdieß ſuchen Sie mir ja zu gefallen, und ich ſage Ihnen, Sie können ſich durch nichts beſſer bey mir empfehlen. Aber Sie müſſen verſchwiegen ſeyn. —

Flink. Ja, ich ſchweige, hier haſt Du meine Hand! Ich wüßte nicht, was ich nicht für Dich thäte. Soll ich am Galgen oder vom Galgen bringen? wahr oder falſch ſchwören? Rede, was ſoll ich thun?

Liſette. Nur betrügen!

Flink. Wen? unſern Procurator? Ach, nun kann ich es errathen, ich ſoll gewiß Luiſen einem andern zufreyen.

Liſette. Ja, dem Waller.

Flink. Waller? ich kenne ihn, es iſt ein artiges Bürſchchen. (für ſich) Derſelbe, dem der Procurator bey ſeines Vaters Tode einen ſo anſehnlichen Theil ſeines Vermögens geſtohlen hat.

Liſette. Iſt der Handel unter uns richtig?

Flink. Ja, vollkommen richtig, aber ich thue alles *nur* Dir zu gefallen. Tauſend Thaler ſoll ich alſo bekommen?

Liſette. Tauſend Thaler.

Flink. Zuviel iſt es eben nicht; weil ich Dich aber ſo lieb habe — doch, wenn werde ich ſie bekommen?

Lisette. Gleich, den Augenblick.

Flink. Nu so geh, und hohle mir sie.

Lisette. Sie liegen schon im Hause parat.

Flink. So will ich gleich alles fertig machen, und den Ehecontract in Wallers und Luisens Nahmen aufsetzen, den unser Procurator ohne den mindesten Verdacht unterschreiben soll, weil er ihn für den seinigen halten wird.

Lisette. Recht so. Gehn Sie auf Ihre Schreibstube, und fangen Sie alles recht klug an. — Aber, wenn Ihnen nun eine größere Summe, uns zu verrathen, gebothen würde, wie denn?

Flink. Das thäte nichts. Ich habe mir so vorgenommen, ein ehrlicher Mann zu werden. Einen Betrüger zu betrügen, soll mein non plus ultra seyn! (geht ab.)

Achter Auftritt.

Lisette (allein).

Herr Flink wird sich unsere Sache recht eifrig angelegen seyn lassen. Welche gute Nachricht für die beyden Verliebten. Wer aber in aller Welt hätte auch so vielen Verstand in einem so ungestalten, höckerichten Körper suchen sollen. O, wenn alle Advocaten solche Schreiber hätten, so würde es manchmal ordentlicher in ihren Haushaltungen zugehen, oder ihre Kinder ihnen wenigstens ähnlicher sehen. Aber da kömmt Wallers Bedienter.

Neunter Auftritt.

Lisette. Mascarille.

Mascarille.

Der Advocat ist alleweile ausgeflogen, und da wage ich es, mich sehn zu lassen. Ich stack in der Küche, wo ich bald vor Hunger crepiert bin. Diese Nacht lag ich in Keller unter einem großen Weinfaß. Ich bohrte es an, aber verdammter Streich! auch kein Tropfen kam heraus. Ich wollte, daß dein Herr am Galgen wäre! Was ist das für eine teufelmäßige Wirthschaft. Ich habe seit gestern nicht so viel gegessen oder getrunken.

Lisette. Wie, ist vom Abendessen nichts übriggeblieben?

Mascar. Ja, die Advocaten werden auch was übrig lassen.

Lisette. Aber, was klagst Du? Gehts denn Deinem Herrn oben in der Scheune besser?

Mascar. Ja er! Er logirt über der Kammer, wo seine Geliebte schläft, und da denkt er weder an Essen noch an Trinken. Er lebt von Liebe, mein Herr.

Lisette. So mach's wie er: Liebe mich!

Mascar. Dich lieben, um mein Leben zu fristen? Umgekehrt! das wäre just das Mittel, vollends zum Spinngewebe zu werden.

Lisette. Aber was ist da anzufangen? Niemand kann aus dem Hause. Der Procurator trägt die Schlüssel bey sich.

Mascar. Desto schlimmer! So hätten wir uns hier nicht einsperren sollen. O ich verfluche hundertmal und aber hundertmal die verdammte Gelegenheit von gestern Abends.

Liſette. Tröſte Dich, es wird bald hier eine herrliche Schmauſerey geben.

Maſcar. Wenn ich einen Kapaun oder ſo was erwiſchen kann, ſo verwahr ich ihn gleich in meinem Magen.

Liſette. Leb wohl, ich will Geld für Herrn Flink hohlen.

Maſcar. Du? ſieh Dich wohl mit ihm vor, er hat den Schelm in Nacken.

Liſette. Das kann ſeyn. Aber heute dient er uns.

Maſcar. Wie ſo?

Liſette. Du ſollſt alles ſchon erfahren. Unſre Sachen ſtehen gut. Adieu! (ab.)

Zehnter Auftritt.

Maſcarille allein.

Ob ſie gut oder ſchlecht ſtehen, was kümmert mich das, Maſcarille iſt unterdeſſen zehnmal des Todes. Thuts der Hunger nicht, ſo thuts die Furcht; denn ſollte mich Herr Pommer in ſeinem Hauſe ertappen! —

Eilfter Auftritt.

Frau Sibylle. Maſcarille.

Fr. Sibylle (außer Athem, bey Seite).

Nach welcher Seite mag er gegangen ſeyn?

Maſcar. (heimlich) Es kömmt jemand, hurtig verſteckt.

Fr. Sibylle. Ich betrüge mich nicht. Der, den ich da oben geſehn habe, iſt mein Liebhaber, ja, er iſt es ſelbſt — Ey hier iſt auch ſein Freund. (zu Maſcarille) Durch welche Liſt ſind Sie denn beyde hereingekommen?

Maſcar.

Maſcar. Beyde?

Fr. Sibylle. Sie! Sind Sie nicht der Freund meines Liebhabers? Ich habe Sie öfters mit ihm vorbeygehn geſehn, und erſt geſtern noch, als ich an meinem Fenſter war.

Maſcar. (für ſich) Ach ſie meynt meinen Herrn. Aber warum nennt ſie ihn denn ihren Liebhaber?

Fr. Sibylle. Ich habe ihn alleweil im oberſten Stock geſehn, aber den Augenblick war er mir wieder aus dem Geſichte verſchwunden. Ach, das iſt doch grauſam für ein zärtliches Herz! Wo glauben Sie denn, daß er hingegangen ſeyn mag?

Maſcar. Wahrhaftig, das weiß ich nicht!

Fr. Sibylle. Da Sie ſein guter Freund ſind, ſo werden Sie auch um alle ſeine Geheimniſſe wiſſen. Ich habe in ſeinen Blicken ein gewiſſes Feuer entdeckt, das nur für mich zu brennen ſchien. Betrog ich mich auch nicht? Liebt er mich?

Maſcar. Aber Madam —

Fr. Sibylle. Reden Sie nur frey mit mir: Gelehrten iſt gut predigen, ſagt das Sprichwort. Sie kennen gewiß ſein Herz von Grund aus.

Maſcar. (für ſich) Ich komme nicht beſſer weg, als wenn ich ſie bey ihrem Irrthum laſſe. (laut) Ja aus Ihrem Fenſter haben Sie ihm ſo feurige Blicke zugeſchickt, daß er mit Leib und Seel für Sie in Brand gerathen iſt. Ich gab mir alle Mühe, es zu löſchen, aber umſonſt! Er hat den Teufel im Leibe! Ich predige ihm täglich und ſtündlich vor: Sind Sie närriſch? Dieſe Dame könnte Ihre Grosmutter ſeyn —

Fr. Sibylle. Aber warum ſagen Sie ihm auch das?

Maſcar. Mein Gott, ich habe meine Urſachen! Wollen Sie ihn ins Tollhaus bringen?

Fr. Sibylle. Es giebt andere Mittel —

Mascar. Ich laß es auch nicht dabey, ich stell ihm nicht blos Ihr hohes Alter vor, nein, ich bemühe mich noch überdieß, tausend Fehler an Ihnen zu entdecken. Z. E. daß Sie Ihrem Manne so treu sind.

Fr. Sibylle. Meinem Manne? Er ist todt.

Mascar. Ich weiß es wohl, Madam, und wie sehr Sie ihn noch im Grabe lieben!

Fr. Sibylle. Nicht doch, das hat sich längst gegeben. Es war seine Schuld, warum ist er gestorben. Einen todten Mann zu lieben, pfuy, wie albern! Man hat Mühe genug, ihn bey Lebzeiten zu lieben! — Wir wollen lieber von Ihrem Freunde schwatzen: Wie er so wohl gemacht ist!

Mascar. Betrachten Sie mich einmal, bin ich nicht sein Ebenbild?

Fr. Sibylle. Ey mit nichten, er ist weit besser gewachsen, wie Sie.

Mascar. Unterdessen tragen wir doch einer des andern Kleider.

Fr. Sibylle. Das ist unmöglich. Was zum Heller geschlagen ist, wird kein Groschen werden.

Mascar. Ja, er zieht die Kleider zuerst an, um ihnen das Steife zu benehmen, und ich, ich trage sie hernach vollends ab.

Fr. Sibylle. Wozu aber diese Oeconomie?

Mascar. Sehen Sie, wir lieben einander, man kann sich nicht stärker lieben, wir wohnen beysammen, kurz es ist eine Harmonie! — Wir dienen einer dem andern, wo es nur Gelegenheit dazu giebt. Bald borg ich von ihm, bald er von mir; bald seh ich auf seine Reinlichkeit, und bald klopft er mir den Rock aus. Mit einem Wort, jeder thut,

thut, was in seinen Kräften steht, dem andern eine Gefälligkeit zu erweisen.

Fr. Sibylle. Sie sind doch nicht etwa sein Bedienter?

Mascar. Ja, ohngefähr so was!

Fr. Sibylle. Das merkt' ich wohl. Aber glaubt Er, daß mich Sein Herr liebt?

Mascar. Können Sie daran zweifeln?

Fr. Sibylle. Wo steckt er aber alleweile? Wenn sein Herz so viel empfände, als das meinige —

Mascar. O gewiß, ich will drauf wetten, er ist noch zehnmal verliebter, als Sie: aber dabey so blöde — — Er gehört unter die furchtsamen Liebhaber.

Fr Sibylle. Pfuy, das seh' ich nicht gern, ich lobe mir die dreisten!

Mascar. Mit der Zeit wird sichs schon geben!

Fr. Sible. Die muntern, rüstigen!

Mascar. Das würde auch mein Geschmack gewesen seyn, Madam, wenn ich ein Frauenzimmer geworden wäre. Ach, die süßen, tändelhaften Herrchen hätte ich für mein Leben gern gehabt, die, die beständig auf den Knien liegen, und thun als ob sie die Hände aufessen wollten, und einem hundertmal Gelegenheit geben, zu sagen: (verstellt seine Stimme) Aber so hören Sie doch auf! Pfuy doch! Wer wird so unartig seyn! Sie kleiner Schelm!

Fr. Sibylle. (schmunzelnd) Ist denn Sein Herr so ein kleiner Schelm?

Mascar. Geben Sie Acht. Wenn mein Herr Sie zu sehn kriegen wird, so wird er so blaß werden, wie der Tod; denn von weitem hat er wohl Muth, aber in der Nähe stellt er sich aus lauter Bescheidenheit recht einfältig an.

Fr. Sibylle. Ey mag er sich doch anstellen, wie er will, genug, es ist ein hübscher Bursche. Man kann in der Welt nicht alles geblasen haben, man nimmt mit, was man kriegt. Es ist noch nie eine solche Theurung an Männern gewesen, als jetzt. Was kümmern mich die Fehler, die er etwa hat. Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Ich will auch gleich gehen, und ihn da oben aufsuchen.

Mascar. (der sie aufhalten will) Incommodiren Sie sich nicht, ich will ihn herunterrufen.

Fr. Sibylle. Nein, er soll auf der Stelle aus meinem eignen Munde hören, wie gerührt ich von seiner Liebe bin. Man muß das Eisen schmieden, weils warm ist, sagt das Sprichwort; der Mensch ist oft gar ein wankelmüthig Ding, und hab' ich ist besser, als hätte ich.

Mascar. So erlauben Sie wenigstens, daß ich Sie begleiten darf.

Fr. Sibylle. Nein, nein, ich will ihn unter vier Augen sprechen. Bleib' Er. (ab.)

Zwölfter Auftritt.

Mascarille allein.

Sie wird alles verderben. Was wird sie ihm sagen? Was wird er ihr antworten? Ach, da kömmt er; ich erhohle mich wieder, nun kann ich ihn doch vorbereiten.

Dreyzehnter Auftritt.

Waller. Maſcarille.

Waller.

Maſcarille, welch ein Unglück, des Procurators Schweſter hat mich angetroffen.

Maſcar. Wer? Mathilde?

Waller. Ja, Mathilde.

Maſcar. Das iſt doch drolligt, ſo hat jeder ſein Abentheuer gehabt; mir iſt die Mutter aufgeſtoſſen.

Waller. Spitzbube, warum haſt Du Dich nicht beſſer verborgen gehalten?

Maſcar. Machen Sie es anders? Warum laufen Sie denn herum? Aber, was haben Sie der Mathilde geſagt?

Waller. Ich habe ihr in der Angſt weiß gemacht, daß ich ihrentwegen in dieß Hauß gekommen; kurz, in ſie verliebt wäre.

Maſcar. Was?

Waller. Ich hörte jemand aus Luiſens Stube kommen, und glaubte, ſie wäre es, aber ſtelle Dir mein Entſetzen vor, als ich meines Irrthums gewahr wurde, und ſtatt ihrer Mathilden fand; ich war wie vom Donner gerührt, und konnte anfangs keine Sylbe hervorbringen, endlich fiel mir noch zum Glück dieſe Liſt ein: Anbetungswürdige Mathilde, fieng ich an, verzeihen Sie der allzugroſſen Liebe, die mich ſo kühn gemacht hat — Ich weiß nicht, was ich ihr alles weiter vorgeplaudert habe. Aber ich möchte toll werden, ſie glaubt ſteif und feſt, daß ich in ſie verliebt bin, und will darüber auf der Stelle mit ihrem Bruder ſprechen; ja ſie fügte hinzu, wenn er ihr

ſeine Einwilligung verſagen ſollte, ſo wollte ſie ſich von mir entführen laſſen.

Maſcar. Brava! das geht gut. Wiſſen Sie nun auch, daß die Alte — Aber da kömmt ſie.

Vierzehnter Auftritt.

Frau Sibylle. Vorige.

Frau Sibylle.

Ich ſuchte Sie oben, und Sie ſind unten. Ich bin hinlänglich von Ihrer Liebe unterrichtet.

Waller. (zu Maſcarille.) Was will ſie damit ſagen?

Maſcar. (zu Wallern.) Sie werden es ſchon hören.

Fr. Sibylle. Und komme Ihnen, meine Hülfe anzubieten.

Maſcar. Die ſchöne Hülfe!

Fr. Sibylle. (zu Wallern) Nein, Sie ſollen nicht länger ſchmachten.

Waller. (erſtaunet) Wie?

Fr. Sibylle. Ihr Bedienter hat mir alles entdeckt.

Waller. Er, Madam! (zu Maſcarillen) Was, Du verräthſt Luiſen und mich? Willſt Du uns zu Grunde richten?

Maſcar. (heimlich zu Wallern) Nicht doch! Haben Sie nur noch einen Augenblick Geduld.

Fr. Sibylle. Ich gebe meine Einwilligung von ganzen Herzen dazu, und will, Trotz meines Sohnes —

Waller. O nach dieſer Verſicherung, Madam, wage ich es wieder zu hoffen!

Fr. Sibylle. Hoffen Sie, hoffen Sie!

Wal-

Waller. (wirft ſich ihr zu Füſſen) O wie ſüß iſt mir ein ſolches Gebot, erlauben Sie, daß ich zu ihren Füſſen —

Fr. Sibylle. (zu Maſcar.) Aber ich finde Deinen Herrn doch ſo kalt nicht, wie Du ſagteſt?

Maſcar. Das macht, der Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft hat zu viel Gewalt über ihn! Sie haben hier ein paar Augen, ſo durchdringend, ſo ſcharf.

Fr. Sibylle. Hm! Hm!

Maſcar. (bey Seite) Wenn nur die Entwickelung gut abläuft.

Fr. Sibylle. (zu Wallern) Nun, mein Liebchen! wenn ſoll denn die Hochtzeit ſeyn?

Waller. Für mich nie bald genug, aber Ihr Sohn —

Fr. Sibylle. Mein Sohn iſt ein Narr. Was geht Dich ſein Intereſſe an. Wie er es macht, mache Du es auch. Kann er, zum Exempel, ſeine Geliebte, die Luiſe, heyrathen, warum ſollten wir es nicht können?

Waller. (erſtaunt) Er heyrathet Luiſen?

Fr. Sibylle. Ja, morgen, und ohne meine Einwilligung zu haben, was brauche ich alſo die ſeinige.

Maſcar. (heimlich) Nun iſt der Knoten gelößt.

Waller. (heimlich) Ich bin ganz erſtaunt.

Fr. Sibylle. Kurz, mein Püppchen, ich werde Deine Frau werden, und ob er ſüß oder ſauer dazu ſieht, das iſt meine geringſte Sorge. Ungegönntes Brod wird auch gegeſſen.

Waller. (heimlich zu Maſcarillen) Sage mir nur, warum Du mir ſo einen Streich geſpielt haſt?

Maſcar. (heimlich zu Waller) Ich mußte es thun, damit ſie Ihre wahre Liebe nicht errieth.

Fr. Sibylle. Du sagst kein Wörtchen, mein Schatz, da Du mich zur Frau kriegen sollst?

Mascar. Seine gewöhnliche Furchtsamkeit hat ihn überfallen, Madam; ich sagte es Ihnen wohl vorher.

Fr. Sibylle. Er wird sie schon verlieren.

Mascar. Nein, ich glaube, das giebt sich in seinem Leben nicht.

Fr. Sibylle. Es thut ihm nichts: Guter Wein braucht keinen Kranz! er gefällt mir, und die Sache ist beschlossen.

Waller. (bey Seite) Blitz und Wetter!

Fr. Sibylle. (glaubt, daß er seufzt) Er seufzt? ach, dieser Seufzer vermehrt meine Liebe. Ich will nur gehen, sonst fange ich mit an zu seufzen!

Waller. (bey Seite) Daß du am Galgen wärst!

Fr. Sibylle. Er seufzt wieder: Ach, ich kann nicht mehr, ich muß laufen und einem ganzen Strom von Seufzern freyen Lauf lassen. Adieu, mein Engelchen! (ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Waller. Mascarille.

Waller.

Ists möglich, daß man noch in ihrem Alter an Liebe denken kann. Die Sucht zu Heyrathen hat ihr den Kopf verrückt. Heyrathen in ihrem Alter! Heyrathen!

Sechzehnter Auftritt.

Suschen. Vorige.

Suschen. (im Hereintreten für ſich.)

Heyrathen! wenn ich das Wort höre, hüpft mir allezeit das Herz vor Freuden. Wer ſprach davon?

Maſcar. (zu Waller) Da kömmt wieder jemand.

Waller. Hurtig, fort! das iſt gewiß die Schweſter.

Maſcar. Nein, mein Herr, es iſt die Tochter.

Waller. Ich werde noch von der ganzen Familie heimgeſucht werden.

Suschen. (zu Waller) Ach, ſind Sie's? Seh ich Sie endlich in der Nähe. Unſere ſtumme Unterredungen gefielen mir gar nicht. Ihre Gebehrden und Blicke mochten ſich auch noch ſo ſchön ausdrücken, ſie ſtellten mich doch nicht zufrieden. Ich ſagte immer zu mir: Wenn wird der Augenblick kommen, da ich ſo ganz nahe bey ihn ſeyn werde. Ich bildete mir nicht weniger ein, als daß es heute geſchehen würde! Nicht wahr, der Zwang fiel Ihnen auch ſo unerträglich, wie mir? Aber was ſchwatzten Sie denn vom Heyrathen, als ich kam? Wollen Sie vielleicht bey meinem Vater um mich anhalten?

Maſcar. (für ſich) Eine neue Verwirrung! (heimlich zu Waller) Sie werden alles verderben, wenn Sie länger ſtumm bleiben.

Waller. (heimlich zu Maſcarillen) Ich bin es überdrüßig.

Maſcar. (heimlich zu Waller) Ums Himmelswillen, laſſen Sie die Sache nicht ſtecken.

Waller. (zu Suschen) Die Liebe, womit ihre ſchöne Augen — (zu Maſcarille) Was ſoll ich ihr aber ſagen?

Maſ-

Mascar. (heimlich) Nur frisch zugeschwatzt, und käm es auch noch so abgeschmackt heraus.

Waller. (zu Suschen) Weil ich befürchte, daß Ihr Vater, wenn er mich hier antrift, seinen Zorn an Ihnen auslassen möchte — So versagt mir bey diesem traurigen Stillschweigen das Wort im Munde — Urtheilen Sie von der Heftigkeit meiner Leidenschaft.

Suschen. Wie, Sie hätten nicht das Herz, mit meinem Vater zu sprechen?

Mascar. Vor allen Dingen machen Sie, daß Sie von hier wegkommen, denn man darf uns nicht beysammen antreffen. Gehn Sie hinauf.

Suschen. Ich gehe; aber mir deucht doch, daß da der Herr blos hieher gekommen ist, um mich zu sehen, er mich auch sehn muß.

Mascar. Er wird Sie diesen Abend sehen. Lassen Sie uns nur allein mit Ihrem Herrn Vater reden.

Suschen. Wählen Sie ja Ihre Zeit gut.

Mascar. Wir wollen es schon machen, gehn Sie nur!

Suschen. (kömmt wieder zurück. Zu Waller) Wenn mein Vater Ihnen eine abschlägliche Antwort geben sollte, so verzweifeln Sie deswegen nur nicht. Ich kann Sie ohne seine Einwilligung heyrathen. Meine Mutter und meine Grosmutter haben's auch so gemacht.

Mascar. Wahrhaftig, das heiß ich mir Exempel!

Suschen. Die Väter sind von jeher in unserer Familie wunderliche Köpfe gewesen, und die Töchter haben sich immer zu helfen gewußt.

Waller. (heimlich zu Mascarille) Wirst Du bald dem albernen Geschwätz ein Ende machen?

Mas-

Maſcar. (zu Suschen) Fort, fort, wenn Sie länger bleiben, bringen Sie uns alle ins Unglück.

Suschen. Wenn's denn nicht anders iſt, Adieu. (ab.)

Maſcar. Adieu, glückliche Reiſe.

Siebenzehnter Auftritt.

Waller. Maſcarille.

Waller.

Alles hat hier den Verſtand verloren, Schweſter, Grosmutter, Tochter!

Maſcar. Sie haben das Ausleſen.

Waller. Es geht mir doch alles zuwieder.

Maſcar. Blonde und braune, kleine und große!

Waller. Konnte ich wohl meine ſchöne Luiſe heute nur eine Minute zu ſprechen bekommen, und juſt die, die ich ſo ſorgfältigſt zu vermeiden ſuche, müſſen mir überall aufſtoßen. Wie werde ich mir nun helfen können? Die drey Närrinnen werden alle meine Schritte belauren. O Glück! dort ſeh ich endlich meine Luiſe.

Achtzehnter Auftritt.

Luiſe. Vorige.

Luiſe.

Ach, Waller!

Waller. Ach, meine Geliebte, Sie können ſich die Unruhe nicht vorſtellen, in welcher ich mich befinde.

Luise. Ich komme, Sie davon zu befreyen, wenigstens schmeichle ich mir damit. Wir sind nach so manchen Sorgen und Kümmernissen endlich, endlich unserm Glücke ganz nahe.

Waller. Ich wünsche es von Herzen!

Luise. Lisette hat des Procurators Schreiber in unser Interesse gezogen, und wie sie sagt, wird der Contract in Ihrem Namen gemacht.

Waller. Aber was kann man von einem Schelm, einem Betrüger erwarten?

Luise. Die tausend Thaler, die ihm Lisette zustellt. —

Waller. Hören Sie nun was ganz Neues, und das mich entsetzlich beunruhigt.

Luise. Ich errathe es schon.

Waller. Mutter, Schwester, Tochter, haben sich in Kopf gesetzt —

Luise. Ich weiß alles, Lisette hat mir alles erzählt.

Waller. Ferner —

Neunzehnter Auftritt.

Lisette. Vorige.

Lisette.

Mamsell, man wartet nur auf Sie.

Waller. Eine traurige Nachricht.

Lisette. Die Zeugen sind schon seit langer Zeit unten, und der Procurator kann mir auf dem Fuße nachfolgen. Machen Sie, daß Sie herunter kommen.

Waller. Wenn der Schreiber bestochen wäre, wenn es ihm gereut hätte —

Luise

Luiſe. Seyn Sie ruhig, ich unterzeichne nichts, was ich nicht zuvor geleſen habe. (ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Waller. Maſcarille. Liſette.

Waller.

Ach, welche Marter ſteh' ich unterdeſſen aus! Liſette, wird ſie noch lange außen bleiben?

Liſette. Sie iſt ja erſt die Minute weggegangen.

Waller. Wenn der Schreiber —

Liſette. Ich ſtehe mit meinem Kopf für ihn, o er meynt es zu gut mit uns. Ich habe die beyden Contracte geſehn. Der eine, der rechte, der untergeſchoben werden ſoll, iſt in Ihrem Nahmen aufgeſetzt, aber um ſie alle deſto beſſer hinters Licht zu führen, wird er den andern vorleſen laſſen, und beym Unterſchreiben gegen den Ihrigen umtauſchen. O er hat gelenke Finger, die ſich vortreflich zu ſolchen Taſchenſpielereyen zu ſchicken ſcheinen. Aber, Adieu, ich muß an meine Geſchäfte denken, und den Tiſch decken.

Maſcar. Kann ich Dir wo helfen?

Liſette. O, ich verſtehe Dich, komm nur mit. Und Sie, ſeyn Sie ohne Sorgen, Herr Flink hat mir einen Wink gegeben, und alles wird gut gehen. (mit Maſcarille ab.)

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Waller allein.

Ich werde nicht eher ruhig, als bis alles vorbey iſt. Ich fürchte immer, der ganze Anſchlag ſcheitert. Wie wäre es

möglich, einen Advocaten zu hintergehen? das läßt sich, ohne eine besondere Schickung des Himmels nicht denken. Was auch der Schreiber versprochen haben mag —

Zwey und zwanzigster Auftritt.

Pommer. Waller.

Pommer.

Ich habe unterschrieben. Lisette wird doch — (wird Wallern gewahr.) Was will der Mensch?

Waller (Pommern gewahr werdend). O Himmel!

Pommer. Was macht der Herr hier in meinem Hause?

Waller (verwirrt). Mein Herr, ich komme — ich war — Ein andermahl werde ich Ihnen meine Ursache sagen.

Pommer. Wie?

Waller (für sich). Ein verfluchter Zufall.

Pommer. O! wir wollen gleich erfahren, wo es mit dem Musje hinaus will. Zu Hülfe, Diebe, Diebe, zu Hülfe!

Waller. Habe ich das Ansehn eines Diebes?

Pommer. Was weiß ichs? Wie einer, der den Mädchen nachstellt, sieht Er wenigstens aus.

Waller. Was meynen Sie? —

Pommer. Sie müssen über die Mauer gestiegen seyn, mein Haus ist verschlossen. Diebe! Diebe!

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Liſette. Vorige.

Liſette (für ſich).

O Himmel, nun iſt alles aus! (laut) Was giebts, mein Herr?

Pommer. Hurtig, hurtig, hole mir den Policey-Commiſſarius und die Wache!

Liſette (bey Seite). Was ſoll ich in der Beſtürzung anſtellen?

Pommer. Hier ſind die Hausſchlüſſel, eile, lauf —

Liſette. Gleich, gleich! (ab.)

Pommer. Sich ſo unverſchämt in mein Haus zu dringen!

Vier und zwanzigſter Auftritt.

Frau Sibylle. Pommer. Waller.

Frau Sibylle.

Was haſt Du vor, mein Sohn? Das ſchickt ſich auch, daß du Dich gegen den Herrn da erboßeſt, der Dein Stiefvater werden wird.

Pommer. Mein Stiefvater: Wie, er ſollte — Gehn Sie, Sie ſind nicht recht geſcheid.

Fr. Sibylle. Nicht recht geſcheid? Was, Taugenichts, ſo begegneſt Du Deiner Mutter?

Pommer. Ich werde eine ſolche Narrheit in meinem Leben nicht zugeben, und —

Fr. Sibylle (zu Waller). Mein Geliebter, züchtigen Sie Ihren Stiefsohn für seine Grobheiten.

Pommer. Zum Teufel, wenn er mir zu nahe kommt —

Fünf und zwanzigster Auftritt.

Mathilde. Vorige.

Mathilde.

Was hat denn meinen Bruder so in Harnisch gejagt? Er zankt mit meinem Liebhaber? Ach, Bruder, sey doch gelassen, Du kannst ja gegen eine rechtmäßige Liebe nichts einwenden? Der Herr meynt es ehrlich, und wenn er sich hier versteckt hat; so geschah es blos aus Liebe zu mir. Er hat mir sein Herz geschenkt, ich habe ihm meine Hand gegeben, und eben suchte ich Dich, Bruder, um Dich von unserer Verbindung zu benachrichtigen.

Pommer. Was Henker ficht denn nun die wieder an?

Waller (bey Seite). Hat sich wohl jemals ein Mensch in einem so verdammten Fall befunden?

Mathilde. Bruder, ich bitte Dich um des Himmels willen, schlag mich ihm nicht ab!

Fr Sibylle. Wie, Musje Milchbart —

Mathilde. Ja, er will mich heyrathen, er liebt mich; o können Sie so reine Triebe —

Pommer. Aber Sie sagten ja, Mama —

Fr. Sibylle. Ja ich, ich werde ihn auch heyrathen!

Mathilde. Sie, Mama?

Fr. Sibylle. Ich, oder ich dreh' ihm den Hals um.

Sechs und zwanzigſter Auftritt.

Suschen. Vorige.

Suschen.

Sie ſchmälen mit dem Herrn? Warum das, liebe Großmama?

Fr. Sibylle. Laß mich in Ruhe, bekümmere Dich nicht um ungelegte Eyer. (zu Waller) Du Flattergeiſt!

Suschen. Ach, zanken Sie doch nicht mit ihm, er will mich ja zur Frau haben.

Waller (bey Seite). Eine neue Verwirrung?

Pommer. Was, er will meine Tochter auch?

Suschen. Ja, gewiß.

Pommer. O, das iſt zuviel, das überſteigt meinem Verſtand.

Suschen. Er kam hieher, um bey Ihnen um mich anzuhalten, iſt es nicht wahr, mein Herr?

Pommer. Ihr werdet Euch alſo miteinander vergleichen müſſen, denn mein Schwiegerſohn, mein Stiefvater und mein Schwager kann er nicht zugleich ſeyn.

Suschen. Was iſt denn das für ein Räthſel?

Waller. Mein Herr, ich muß ihnen nur bekennen —

Pommer. Zum Teufel, es fehlte nur noch, daß Sie mich heyrathen wollten, ſo wären Sie der Mann von der ganzen Familie.

Suschen. Was bedeutet denn das alles, mein Väter?

Pommer. Das bedeutet so viel, meine Tochter, daß dieser Bursche den Galan von meinem ganzen Hause vorstellen will. Aber er soll schon dafür büssen. Hier kömmt der Commissarius.

Suschen. Verräther!

Fr. Sibylle. Undankbarer!

Mathilde. Ungetreuer!

Sieben und zwanzigster Auftritt.

Lisette. Mascarille, als Commissärius, in eine große Perucke und einem schwarzen Mantel gehüllt. Vorige.

Lisette (heimlich zu Mascarille).

Siehe, daß Du ihn so bald als möglich aus ihren Händen befreyest.

Mascar (heimlich). Laß mich nur machen.

Lisette. Im Vorbeygehen traf ich diesen Herrn an, die Wache wartet draußen.

Mascar. Was geht denn vor?

Pommer. Sehen Sie hier einen Ehrenschänder, der Absichten auf meine Mutter, meine Schwester und meine Tochter hat.

Mascar. Das ist jetzt die Mode so, aber man muß einmal ein Exempel an einem von diesen Ruhestörern statuiren. Marsch! ins Gefängniß.

Waller. Wie, mein Herr?

Mascar. (ihn fortziehend). Ins Gefängniß auf der Stelle.

Fr. Sibylle (weinend). Ins Gefängniß!

Mathilde (weinend). Ins Gefängniß!

Sus-

Suschen (weinend). Ins Gefängniß!

Mascar. Alles weint? Wenn Sie sich das Wort Gefängniß so zu Gemüthe nehmen wollen, was wird es erst werden, wenn ich ihn werde hängen lassen.

Mathilde. Hängen?

Suschen. Weil er heyrathen will?

Fr. Sibylle. Ach, mein Sohn, verfahre nicht zu strenge mit ihm.

Pommer (zum Commissarius heimlich). Wann er gehangen wird, was haben wir da vor Nutzen davon, wir wollen lieber von ihm Geld zu ziehen suchen.

Mascar (heimlich zu Pommer). Lassen Sie mich nur machen, ich verstehe mein Handwerk, ich muß ihn nur erst recht ins Bockshorn jagen.

Pommer (für sich). Der brave Commissarius.

Acht und zwanzigster Auftritt.

Luise. Flink. Vorige.

Luise.

Ich will dem Lärm ein Ende machen.

Pommer. Ach, meine Frau!

Luise. Der Name kommt mir nicht zu.

Pommer. Meine Liebe, wir können uns schon Mann und Frau heissen, denn der Ehecontract hat seine Richtigkeit.

Luise. Ist das wahr? Nun gut, so heißt also der Herr hier mein Mann.

Pommer. Wer?

Luise. Waller, bedanken Sie sich doch bey dem Herrn Procurator, daß er unsern Ehecontract hat mit unterschreiben wollen.

Pommer. O das übersteigt meine Geduld. Was? er will auch meine Frau? der hat den Teufel mit heyrathen.

Waller. Luisens Hand ist mein einziger Wunsch. Meine Damen, werden Sie nicht ungehalten auf mich, um zu den Besitz meiner Geliebten zu gelangen, war es nöthig —

Pommer. Aber, ich möchte doch wissen, wie sie die Ihrige seyn könnte?

Lisette. Sie glaubten, den Ehecontract als Mann zu unterschreiben, und haben ihn als Vormund unterschrieben.

Pommer. Ich möchte toll werden. Wer hat mich so anführen können?

Lisette. Herr Flink, vermittelst tausend Thalern: fragen Sie ihn selber.

Pommer (zu Flink). Ist es wahr?

Flink. Sehr wahr. Ich brauchte just noch so viel, um den Dienst bey Ihnen aufgeben zu können, und ein ehrlicher Mann zu werden.

Pommer. Wie, Flink verräth mich? er, der sein ganzes Leben durch —

Fr. Sibylle. Das hättest Du riechen können, mein Sohn; der bleibt bey seinen Worten, wie der Haase bey der Trommel.

Mathilde. Mir ist der Vorfall recht lieb.

Fr. Sibylle. Ich freue mich von Herzen darüber. Du machest die Rechnung ohne den Wirth, aber, wie man ins Holz schreit, schallt es wieder heraus. Ich hab' Dir's immer gesagt: Weiberhut, thut selten gut!

Luise.

Luiſe. Meine Damen, ich bitte, daß Sie deswegen keinen Zorn auf mich werfen.

Mathilde. Ihre Wahl rechfertiget Sie genugſam.

Suschen. Ich werde es Ihnen nie verzeihen, daß Sie eher heyrathen als ich.

Fr. Sibylle. Nur ſachte, Suschen! Kommt Zeit, kommt Rath. Es iſt noch nicht aller Feyertage Abend.

Pommer (zu Flink). Und meine hundert Louisd'or?

Flink. Behalte ich von Rechtswegen.

Pommer. Wie ſo?

Flink (heimlich zu Pommern). Unter uns, Sie wiſſen, wie Sie zu ihrem Vermögen gekommen ſind, und wenn ich ein Wort ſage —

Pommer (heimlich zu Flink). Stille, ſtille, ſagen Sie nichts, wir ſind quitt — Herr Waller, ich verzeihe Ihnen, Luiſe war eine Betrügerin, und ich trete ſie Ihnen von Herzen gern ab. Wenn ſie mich als Geliebte ſo anführen konnte, was würde es erſt geworden ſeyn, wenn ſie meine Frau geweſen wäre. Zwar de raptu könnte ich noch immer Klage erheben —

Maſcar. (ſeinen Mantel abwerfend.) O, wenn Sie klagen wollen, da brauchen Sie Ihren Ornat, hier iſt er; Ihr gehorſamer Diener.

Pommer. Wie, der Schelm ſteckt in meinem Mantel?

Maſcar. Ereifern Sie ſich nicht, das beſte iſt wohl, wir gehen zu Tiſche, und ſuchen die Sache nicht bekannt werden zu laſſen.

Fr. Sibylle. Ja, mein Sohn, das wird auch das beſte ſeyn. Kennſt Du das Sprüchwort nicht? Ende gut, alles gut.

III.
Auszüge.

Schreiben des Doctor Thunbergs über die Japaneser.

(Aus den Philosophical Transactions, und den Gothaischen gelehrten Zeitungen No. 95. des Jahrgangs 1780.)

Ich seegelte im Jahr 1775 vom Vorgebürge der guten Hofnung nach Batavia, und schiffte mich, nach einem kurzen Aufenthalte daselbst, auf dem holländischen Schiffe Staveniſſe ein, welches in Gesellschaft eines andern Schiffes, die Blyenburg genannt, nach Japan bestimmt war. Wir lichteten den 21ten Junius die Anker, und seegelten bey Pulo Sapatao, an der Küste von China, und der Insel Formosa weg. Den 13ten August sahen wir Japan von weitem, und liefen Tages darauf in Nagasacki, dem einzigen Hafen dieses Landes, in welchem fremde Schiffe ankommen dürfen, ein. Unsere Fahrt war eben nicht die allerangenehmste, weil wir sehr viel von Stürmen auszustehen hatten. In einem derselben hatte das Schiff die Blyenburg, so sehr an seinen Masten gelitten, daß es sich von uns trennete, und sogar, (wie wir hernach erfuhren,) nach dem Hafen zu Canton zurückgehen mußte, um sich daselbst wieder auszubessern. Wir liefen in den

Hafen

Hafen von Nagasacki mit wehender Flagge ein, und salutirten die Papenburg, des Kaisers und der Kaiserin Wacht, und die Stadt selbst. In dieser Zwischenzeit kamen zwey Ober-Banjosen, verschiedene Dollmetscher, und Unter-Zollbediente, desgleichen einige Leute von der holländischen Factorey zu uns an Bord. Diese Ober-Banjosen sind einigermassen mit den Mandarinen in China zu vergleichen. Es wird ihnen allezeit ein Platz auf dem Schiffsverdeck eingeräumet, und einige derselben (denn sie lösen einander oft ab,) müssen immer gegenwärtig seyn, wenn etwas aus dem Schiffe heraus, oder hinein gebracht wird. Sie besichtigen alles was im Schiffe ist, zählen die Mannschaft, geben denen, die sich ans Land setzen lassen wollen, Pässe; und statten täglich von ihren Verrichtungen auf dem fremden Schiffe, Bericht an den Gouverneur von Nagasacki ab. Es verdient wohl erzählt zu werden, mit was für Aufmerksamkeit und Pünctlichkeit diese Ober-Banjosen die strengen Befehle ihres Kaiserlichen Hofes, so wie sie im Jahr 1775 gegeben worden sind, ausrichten. Die unbeträchtlichsten Artikel, welche man aus dem Schiffe bringt, werden mit eifersüchtigen Augen, sowohl wenn sie in die Bote, als wenn sie aus diesen ans Land gebracht werden, aufs schärfste untersucht; und eben so gehet es den Waaren, welche man von der Küste aufs Schiff bringet. Die Betten werden sogar aufgeschnitten, und die Federn durchsucht. Man begnügt sich nicht damit, Kisten und Kasten ganz ausgeleeret zu haben, um zu sehen, was darinn ist, sondern die Breter, wovon sie gemacht sind, werden aufs genaueste untersucht, um nachzuspühren, ob sie nicht vielleicht hohl, und in dieser Aushöhlung Contrebande versteckt seyn möchte. In den Buttertöpfen und Büchsen mit allerhand Eingemachten, wurde mit einem eisernen kleinen Spieße recht ängstlich

herum

herum gerührt. Unsern Käsen ging es noch übler; man schnitt ein rundes Loch in der Mitte durch, und stach von allen Seiten her mit Messern hinein; die Eyer sogar entgingen dem mißtrauischen Argwohne nicht, viele derselben wurden zerbrochen, um zu sehen, ob Contrebande darinn versteckt wäre. Und wir alle, vom ersten bis zum letzten, mußten uns eben diese argwöhnische Durchsuchung gefallen lassen, wenn wir vom Schiffe ans Land, oder vom Lande aufs Schiff gehen wollten. Die Haut der Japaner ist meistentheils gelblich, obschon einige wenige, zumal unter dem Frauenzimmer, beynahe ganz weiß sind. Sie haben kleine Augen und starke hohe Augenbraunen, wie die Chineser und Tataren. Ihre Nasen sind zwar nicht platt, aber doch kürzer und dicker, als die unsrigen. Sie haben schwarzes Haar. Es herrscht aber so ein ewiges Einerley in der Art sich aufzusetzen, durch ganz Japan, daß vom Kaiser bis zum Bauer herunter, der Haarputz immer eben derselbe ist. Der männliche Kopfputz ist ausserordentlich sonderbar. Von der Stirne an bis sehr weit hinter, sind ihre Köpfe in der Mitte ganz glatt geschoren; die noch übrigen Haare aber, um die Schläfe herum und im Nacken, auf dem Kopf wieder in einen fingerlangen Busch hinauf, und zusammen gebunden. Diese Bürste von Haaren wird alsdann mit weissen Faden umwickelt, und etwas rückwärts gebunden. Die Weiber behalten alle ihre Haare, flechten und rollen sie auf dem Kopfe über einer Rolle zusammen, befestigen sie mit sehr verzierten Nadeln, und ziehen die Haare alsdann auf beyden Seiten dieser kleinen Rolle heraus, daß sie die Gestalt von zwey Flügeln bekommen. Hinter diesem Kopfputze wird hernach ein Kamm eingesteckt. Nur die Aerzte und Priester machen eine Ausnahme von der allgemeinen Mode des Haarputzes. Ihre Köpfe sind ganz glatt geschoren, wodurch sie sich vor ihren übrigen Landsleuten ganz besonders

aus-

auszeichnen. Die Kleidertracht der Japaner ist noch immer eben dieselbige von undenklichen Zeiten her. Sie bestehet aus einem oder zwey grossen langen und weiten Röcken, welche durch einen Gürtel um den Leib herum befestiget sind. Das Frauenzimmer trägt sie weit länger, als die Männer, und zwar mit langen Schleppen. Im Sommer sind sie sehr leicht und dünne, im Winter aber mit Federn und Baumwolle ausgefüttert. Die Kleider der Vornehmsten bestehen aus seidenen, der Geringern hingegen, aus baumwollenen Zeugen. Das Frauenzimmer trägt überhaupt mehr Röcke, und ist weit prächtiger in seinem Anzuge, als die Männer; daher man denn bey ihnen vielfältig mit goldnen und silbernen Blumen durchwebte reiche Stoffe antrift. Diese Kleidung wird gemeiniglich an der Brust offen getragen. Die Ermel derselben sind sehr weit und lang, und werden zum Theil wieder zurück fest genähet, welches eine Art von Schubsack macht, in welchen sie sehr bequem ihre Hände stecken können. In diesen Taschen tragen sie gemeiniglich Papier und allerley leichte Sachen bey sich. Leute von Stande zeichnen sich von der niedern Klasse, durch ein kurzes und leichtes schwarzes Jäckchen, welches über die andere Kleidung her getragen wird, und durch weite an beyden Seiten offene Ueberhosen aus, welche zwischen den Beinen zusammen genähet sind. Einige tragen auch Unterhosen; sie gehen aber sonst alle insgesammt mit blossen Beinen. Statt der Schuhe haben sie weiter nichts, als Sandalen von Stroh. Diese werden durch einen Bogen, der über den Fuß herüber gehet, an welchen ein zwischen der großen und der zweyten Fußzehe durchgezogener Riemen gebunden wird, an den Füssen fest gehalten. Im Winter trägt man leinene Fußsocken, und bey regnichtem schmutzigem Wetter, wohl auch hölzerne Schuhe. An dem Gürtel hängt der Säbel, der Fächer und eine Tabackspfeife; der Säbel jederzeit an der linken Seite, jedoch

die

die Schneide oberwärts. Staatsbediente tragen zwey Säbel, wovon der eine viel länger, als der andre ist. Ihre Häuser stehen auf geraden Säulen; die Wände sind mit Bambusrohr ausgefacht, mit Kalk übertüncht, und sowohl in- als auswendig ungemein weiß und reinlich gehalten. Sie sind meistens von zwey Geschossen, wovon das obere sehr niedrig, und selten bewohnt ist; und mit sehr breiten und schweren, aber niedlich gemachten Hohlziegeln gedeckt. Die gedielten Fußböden sind 2 Fuß hoch von der Erde erhaben. Auf diese legt man doppelte, 3 bis 4 Zoll dick mit Stroh ausgestopfte Matratzen. Das ganze Haus bestehet aus einem sehr grossen und weitläuftigen Zimmer, welches aber nach Gefallen, vermittelst hölzerner Rahmen, auf welchen gemahltes Papier ausgespannt ist, und welche man in die besonders dazu gemachten Fugen auf dem Fußboden und der Decke einschiebt, in verschiedene kleinere Zimmer abgetheilt werden kann. Statt unserer Glasfenster, bedienen sie sich hölzerner ins Gevierte abgetheilter Rahmen, welche mit sehr feinem weißen Papier bespannt, und noch so ziemlich durchsichtig sind. Hausgeräthe trift man gar nicht in ihren Zimmern an; da ist nichts von Stühlen, Tischen, Schränken, Bänken und Betten zu sehen. Sie sitzen gewöhnlich auf morgenländische Art auf ihren Matratzen, die beständig sehr weich und reinlich sind. Ihre Speisen werden auf einem niedrigen, nur einige Zoll hohen Tische, und nur eine einzige Schüssel auf einmal aufgetragen. Sie besitzen Spiegel, hängen sie aber nie zur Zierde in ihren Zimmern auf. Diese sind von einem zusammengesetzten und glatt polierten Metalle verfertiget, und werden nur bey der Toilette gebraucht. Der bey ihnen ziemlich harten Winter ohnerachtet, wodurch sie in die Nothwendigkeit gesetzt werden, vom Monat November bis zum Monat Merz, ihre Häuser zu erwärmen, trift man dennoch weder Oefen noch Camine bey ihnen an.

Statt

Statt dieser bedienen sie sich grosser und weiter kupferner Töpfe mit Füssen; welche inwendig mit Leimen bestrichen sind. Man füllt sie zu einer gewissen Höhe mit Asche, und zündet Kohlen darauf an, deren Dampf, mittelst einer gewissen Zubereitung, ganz und gar nicht schädlich zu seyn scheinet. Die Portugiesen mögen wahrscheinlicher Weise den Tabak zuerst in Japan eingeführt haben. Jetzt rauchen hier Alt und Jung, Männer und Weiber beständig Tabak, und blasen den Rauch durch die Nasenlöcher heraus. Eine Tasse Thee, und eine Pfeife Tabak sind die ersten Höflichkeitsbezeigungen in ihren Häusern gegen Fremde. Ihre Tabakspfeifen haben Mundstücke und Köpfe von Erzt oder weissem Kupfer. Die Höhlung des Kopfes ist so eng, daß kaum eine gewöhnliche Erbse hinein geht. Der Tabak wird Fingerslang so fein wie Haare geschnitten, und in kleine Kügelchen wie Pillen aufgerollt, um just in die enge Mündung des Tabakspfeifenkopfs hinein zu passen. Dergleichen kleine Kügelchen gehen freylich bey dem Tabaksrauchen in grosser Anzahl auf, da auf wenige Züge eine solche Pille aufgeraucht ist. Männer und Weiber tragen beständig, sie mögen in oder ausser dem Hause seyn, ihre Fächer. Die ganze Völkerschaft ist von Natur sehr reinlich; in allen, sowohl öffentlichen als Privathäusern, trift man Bäder an, deren sich die ganze Familie täglich bedienet. Man trift sehr selten einen Mann an, der nicht sein eigen Zeichen auf dem Ermel und Rücken seiner Kleider aufgedruckt haben sollte; und zwar in eben derselben Farbe des Stoffs; es werden dieserhalb in den Manufacturen besondre weisse Flecken in den Zeugen und Stoffen leer gelassen, um diese Zeichen hinein zu machen. Die Japaner zeichnen sich durch Gehorsam gegen ihre Eltern, und Ehrfurcht gegen ihre Obern, ganz vorzüglich aus. Es ist spashaft anzu-

sehn, was für tiefen Respect Leute von der niedern Klasse den Vornehmern bezeigen. Wenn jene diesen auf der Strasse begegnen, so stehen sie still, bis letztere vorbeygegangen sind. Kommen sie in einem Hause zusammen, so hält sich der Niedere immer in einiger Entfernung, und beugt sich vor dem Vornehmern mit dem Kopfe bis auf die Erde. Gleich und gleich grüsset und spricht miteinander ebenfalls mit der größten Höflichkeit; hierzu werden die Kinder von Jugend auf durch das Beyspiel ihrer Eltern gar bald gewöhnt. Ihre Strafgesetze sind sehr strenge, die Strafen aber desto seltner. Vielleicht ist kein Land unter der Sonne, wo weniger Verbrechen gegen die Gesellschaft begangen werden. In Ansehung der Art, ihre Namen zu gebrauchen, unterscheiden sie sich von allen andern Völkerschaften. Man bedient sich des Familien-Namens niemals, als bey Unterschrift in öffentlichen Verhandlungen; und der besondre Name, durch den man sich in der Gesellschaft unterscheidet, verändert sich gemeiniglich nach dem Alter und Umständen desjenigen, der ihn führt; daß also eben dieselbige Person fünf bis sechs Namen in ihrem Leben gehabt haben kann. Sie rechnen ihr Alter nach ganzen Jahren, ohne darauf zu sehen, ob sie am Anfang oder Ende des Jahres geboren sind. Man pflegt daher von einem Kinde, wenn es auch nur einige Tage vor dem neuen Jahre geboren ist, am nächsten Neujahrstage zu sagen: es ist ein Jahr alt. Handel und Wandel ist hier in grossem Flor; ob er gleich nicht so ins Grosse und Weitläuftige wie in Europa getrieben wird, da dieses Volk nur wenig Bedürfnisse hat. Der Ackerbau ist hier in so gutem Stande, daß auch das ganze Land bis zu den Spitzen der Berge angebauet ist. Sie handeln mit keinen fremden Nationen, ausser mit den Holländern und Chinesen, und in beyden Fällen nur mit Compagnien privilegirter Negotianten.

IV. Ab-

IV.

Abhandlungen und vermischte Aufsätze.

1.

Ueber die Künste, die gemeiniglich die nachahmende genannt werden.

Die Lehrsätze berühmter Schriftsteller haben das Schicksal, daß sie von ihren meisten Nachfolgern auf eine verdeckte Weise angenommen, und tausendmal um keiner andern Ursach willen wiederholet werden, als weil sie aus der Feder eines erhabenen Genies geflossen sind. Einer von diesen Sätzen ist die Behauptung des Aristoteles, daß alle Poesie in der Nachahmung bestehe; und dieser Satz hat schon so vielfach von Autor zu Autor wiedergehallt, daß es eine Art von Vermessenheit scheint, ihn bestreiten zu wollen; denn fast alle Philosophen und Kritiker, die über das Wesen der Poesie, Musik und Mahlerey geschrieben haben, so wenig übereinstimmig sie auch in verschiedenen Punkten sind, scheinen doch darin eines Sinnes zu seyn, daß sie dieselben als blos nachahmende Künste betrachten: dennoch muß es einem jeden, der alles, was in seinem eignen Herzen vorgeht, untersucht, klar seyn, daß, wenn er durch die schönsten Gedichte, Tonkünste und Gemählde gerührt wird, der Grund davon in einer von der

Nachahmung ganz verschiedenen Sache liege, diese Sache bestehe worin sie wolle. Herr le Batteux hat zu beweisen gesucht, daß alle schöne Künste auf den gemeinschaftlichen Grundsatz der Nachahmung zurückgeführet werden könnten: aber was er auch von der Mahlerey sagen mag, so ist doch wahrscheinlich, daß Dichtkunst und Musik einen edlern Ursprung haben; und wenn die erste Sprache der Menschen nicht poetisch und musikalisch zugleich war, so ist doch wenigstens gewiß, daß es in Ländern, wo eben keine Art der Nachahmung viel bewundert zu werden scheint, dennoch Poeten und Musiker, durch Natur und Kunst gebe; so werden unter einigen muhammetanischen Nationen, wo Bildhauerkunst und Mahlerey durch Gesetze verboten und alle Arten der dramatischen Dichtkunst gänzlich unbekannt sind, dennoch die anmuthigen Künste, die Leidenschaften in Versen auszudrücken, und diesen Ausdruck durch Melodie zu verstärken, mit einem ziemlichen Grad von Enthusiasmus betrieben. Ich will in dieser Abhandlung zu beweisen suchen, daß, ungeachtet Poesie und Musik allerdings die Macht haben, die Sitten der Menschen und verschiedene Gegenstände in der Natur nachzuahmen, dennoch ihre höchste Würkung keinesweges durch die Nachahmung, sondern durch ein von ihr ganz unterschiedenes Principium, das in der innersten Tiefe des menschlichen Herzens aufgesucht werden muß, hervorgebracht werde.

Um diesen Gegenstand gehörig untersuchen zu können, muß ich deutlich bestimmen, was ich unter Poesie und Musik verstehe; ich kann aber nicht eher eine bestimmte Definition von ihnen geben, als bis ich einige Bemerkungen über ihren Ursprung, ihr Verhältniß zu einander und ihre Verschiedenheit vorausgeschickt habe.

Es scheinet, daß Poesie ursprünglich weiter nichts, als ein starker und heftiger Ausdruck menschlicher Leidenschaften, der Freude und des Schmerzes, der Liebe und des Hasses, der Bewunderung und des Zorns, bald rein und unvermischt, bald verschiedentlich modifizirt und verknüpft, gewesen sey; denn wenn wir die Stimme und Accente einer von einer heftigen Leidenschaft getriebenen Person beobachten, so bemerken wir in ihnen etwas, daß der Cadenz und Mensur sehr nahe kömmt; dieses ist, welches bemerkt zu werden verdient, der Fall, bey der Sprache eines heftigen Redners, dessen Talent hauptsächlich mit Lob oder Tadel beschäftiget ist, und wir können aus einigen Stellen des Cicero abnehmen, daß die guten Redner der alten Griechen und Römer eine Art von Rhythmus in ihren Redensarten hatten, die zwar nicht so regelmäßig, aber doch nicht weniger melodisch, als der Rhythmus der Poeten, war.

Wenn dieser Gedanke richtig ist, so kann man daraus schließen, daß die älteste Gattung des Gesanges in dem Lobe der Gottheit bestand; denn wenn wir uns ein Wesen vorstellen, das mit allen seinen Fähigkeiten und Sinnen geboren, und mit Sprache und Vernunft begabt worden ist, um seine Augen in die frölichste Ebene zu öfnen, zum erstenmal die Heiterkeit des Himmels, den Glanz der Sonne, die Grüne der Gefilde und Wälder, die glüenden Farben der Blumen, zu betrachten, so ist es schwerlich zu glauben, daß es so sehr sollte an sich halten können, um nicht in eine Begeisterung der Freude auszubrechen, und in Lob gegen den Schöpfer dieser Wunder und den Urheber seiner Glückseligkeit auszuströmen. Diese Art von Poesie ist unter allen Nationen gebräuchlich; wie sie aber unter allen die erhabenste ist, wenn sie auf ihren wahren Gegen-

stand angewendet wird, so ist sie auch oft zu gottlosen Absichten von den Heiden und Götzendienern gemißbraucht worden: jedermann weiß, daß die dramatische Dichtkunst der Europäer aus eben dieser Quelle entsprungen, und anfänglich weiter nichts als ein Gesang zum Lobe des Bacchus gewesen ist; so daß die einzige Gattung von poetischer Zusammensetzung, wenn wir die epische ausnehmen, die in einem gewissen Sinne nachahmend genannt werden kann, aus einer natürlichen Bewegung des Herzens herkam, bey welcher gar keine Nachahmung statt finden konnte.

Die auf diese zunächst folgende Quelle der Dichtkunst war wahrscheinlich die Liebe, oder gegenseitige Zuneigung, die von Natur zwischen beyden Geschlechtern obwaltet und sich auf persönliche Schönheit gründet: hieraus entspringen die angenehmsten Oden und Liebeslieder, die wir in den Werken der alten lyrischen Dichter bewundern, die nicht so wie unsere Sonnete und Madrigale mit thörigtem Geschwätze von Pfeilen und Liebesgöttern angefüllt, sondern simpel, zärtlich und natürlich sind; und aus solchen unaffektirten Schmeicheleyen und süßen Klagen bestehen

Teneri sdegni, e placide e tranquille *)
Repulse, e cari vezzi, e liete paci,

wie sie ohnfehlbar zwischen den ersten Liebenden, in einem Stande der Unschuld erfolgten, bevor die Verfeinerung der Gesellschaft und den Zwang, den sie einführte, die Leidenschaft der Liebe so wild und stürmisch machte, wie sie, der Sage nach, in der Dido geherrscht haben soll, und gewiß in der Sappho war, wenn wir ihrer eignen Aussage **) glauben dürfen.

Der

*) Zwey Zeilen aus dem Tasso.

**) Man sehe die Ode der Sappho, die Longin anführt und Boileau übersetzt hat.

Der Schmerz, den die ersten Erdbewohner bey dem Tode ihrer besten Freunde und Anverwandten müssen gefühlt haben, gab einer andern Gattung von Gedichten den Ursprung; anfänglich bestand sie vielleicht aus kurzen Trauerklagen und ward später in Elegien ausgedehnt.

Sobald das Laster in der Welt überhand nahm, war es ganz natürlich, daß weise und tugendhafte Männer ihren Abscheu gegen dasselbe auf die stärkste Weise ausdrückten, und ihren Unwillen gegen die Verderber der Menschheit zu erkennen gaben. Hieraus entsprang die moralische Dichtkunst, die anfänglich, wie wir finden, streng und heftig war, aber allmälig in kalte Vorschriften der Sittenlehre oder Ermahnungen zur Tugend herab gemildert wurde: wir können mit Grunde vermuthen, daß die epische Poesie den nemlichen Ursprung gehabt habe, und daß die Beyspiele der Helden und Könige eingeführet worden sind, um durch die Darstellung der Liebenswürdigkeit und Vortheile der Tugend und der mannichfaltigen unglücklichen Folgen des Lasters, eine moralische Wahrheit ins Licht zu stellen.

Wo also Laster ist, welches seine Verabscheuungswürdigkeit in sich selbst trägt, da muß auch Haß seyn, weil, wie Pope in seinen Werken behauptet und durch sein ganzes Leben bewiesen hat, von Natur die stärkste Antipathie zwischen dem Guten und Bösen herrscht. Diese Leidenschaft war also die Quelle derjenigen Art von Gedichten, die wir sehr uneigentlich und verfälscht Satyre nennen, weil die Satyre der Römer weiter nichts als ein moralisches Stück war, das sie Satura oder Satyra betitelten, um dadurch anzuzeigen, daß das Gedicht, gleich einer der Ceres geweiheten Tafel voll Früchte und Korn eine Mannichfaltigkeit und Menge von Phantasien und Fi-

guren enthalte; daher wurden die würklichen Invectiven der Alten Jambi genannt, wovon wir einige Beyspiele im Catull und in den Epoden des Horaz finden, der das eigentliche Sylbenmaas und die Manier des Archilochus nachahmte.

Dieses sind die Hauptquellen der Poesie; und — wie ich mich bemühen werde zu zeigen, auch der Musik. Aber zuvor ist es nöthig, einiges über die Natur des Schalles zu sagen; ein sehr fruchtbarer Gegenstand, der eine lange Abhandlung erfodern würde, wenn man ihn genau untersuchen wollte. Ohne mich auf eine Erörterung über die Schwingungen der Saiten oder die wellenförmige Bewegungen der Luft einzulassen, wird es für unsere Absicht hinreichend seyn zu bemerken, daß zwischen einem gemeinen und einem musikalischen Schall ein großer Unterschied sey. Dieser besteht hauptsächlich darin, daß der erstere gleich einem Punkte einfach ist und in sich selbst ein Ganzes ausmacht, dahingegen der letztere jederzeit mit andern Tönen verbunden ist, ohne deswegen aufzuhören ein einziger zu seyn, gleich einem Zirkel, der eine ganze Figur bildet, ob er gleich aus mehrern in gleichen Abständen um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt fortlaufenden Punkten entstanden ist. Diese hinzugekommene Schalle, welche aus den constituirenden Einheiten eines tönenden Körpers, die auf einmal in Schwingung gesetzt werden, entstehen, werden harmonische genennt, und das ganze System der neuen Harmonie hängt von ihnen ab; ungeachtet es leicht zu bewelsen wäre, daß dieses System unnatürlich sey, und dem Ohre blos durch die Gewohnheit leidlich gemacht werde: denn wenn wir nur den vollkommenen Accord auf einem Flügel oder einer Orgel anschlagen, so haben auch die Harmonien der Terzie

und

und Quinte ihre eignen Harmonien, die mit der Hauptnote nicht zusammen klingen. *)

Jezt laßt uns bemerken, daß jede heftige Leidenschaft durch genau abgemessene und mit einer gemeinen Stimme in richtiger Cadenz und mit eigenthümlichen Accenten ausgesprochene starke Worte ausgedruckt wird, und ein solcher Ausdruck der Leidenschaft ist ächte Poesie; und die berühmte Ode der Sappho darf im strengsten Verstande dafür gehalten werden. Wenn aber dieselbe Ode, mit allen ihren natürlichen Accenten, mit musikalischer Stimme ausgedruckt würde, das heißt, in mit ihrer Harmonie begleiteten Tönen, wenn sie in gehöriger Zeit und Maas mit einem simpeln und gefälligen Tone, der den Worten Kraft giebt, ohne sie zu dämpfen, gesungen würde, so würde dieses bloße und ursprüngliche Musik seyn, die nicht allein dem Ohre schmeichelte, sondern auch an das Herz ginge, nicht blos Nachahmung der Natur, sondern die Stimme der Natur selbst wäre. Allein es ist noch ein anderer Punkt, worin die Musik der Poesie ähnlich seyn muß, wenn sie nicht einen beträchtlichen Theil ihrer Würkung verlieren soll. Wir alle müssen bemerkt haben, daß ein von Leidenschaft getriebner Redner, oder ein Schauspieler, der

*) Man nehme an, C, E, G, würden zusammen angeschlagen, so giebt das E ein scharfes g, b, und g, h, d, welches scharfe g, h, d mit C dissonirt, indem der erste seine überflüßige Quinte und die beyden letztern Septime und Secunde sind; und um die Harmonie, wie sie genannt wird, vollständig zu machen, werden das scharfe g und natürliche g zusammen gehört, welches nicht abgeschmackter seyn kann. Diese schrecklichen Dissonanzen werden freylich durch die natürliche Harmonie des Hauptons überwältiget, aber dieses beweißt noch nicht, daß sie angenehm sind. Da uns die Natur eine angenehme Harmonie, die ihr eigenthümlich zusteht, gegeben hat, warum wollen wir sie durch Zusätze der Kunst zerstören? Es ist eben so, als wenn man ein natürlich schönes Gesicht schminken wollte.

würklich in strengem Verstande Nachahmer ist, je nachdem sich der Sinn ihrer Worte ändert, auch den Ton und den Grad des Steigens oder Fallens ihrer Stimme verändern müssen: es ist der Mühe werth zu untersuchen, wie diese Veränderung in der Musik ausgedrückt wird. Jedermann weiß, daß die musikalische Leiter aus sieben Tönen besteht, zwischen welchen wieder andere Töne in der nemlichen Stufenfolge liegen, so wie über diesen letztern wieder andere, und das immer so weiter fort, als die menschliche Stimme sie fortzuführen oder das Ohr zu unterscheiden fähig ist. Ein jeder dieser sieben Töne, wenn er ganz für sich allein gehöret wird, hat nicht mehr Bedeutung, als ein jeder einzelner Buchstab des Alphabets hat; und sie erhalten allein durch ihre Folge und ihr Verhältniß zu einem Hauptrone einen Rang in ihrer Skale, oder sie unterscheiden sich von einander, ausgenommen wenn sie ernsthafter oder schärfer sind: denn in der regulären Skale nimmt eine jede Zwischenzeit einen eigenen Karakter an, und jede Note steht mit der ersten oder Hauptnote durch mannichfaltige Verhältnisse in Beziehung. *) Da nun eine Reihe von Tönen, die sich auf eine Hauptnote beziehen, eine Tonart oder Ton genannt wird, weil in der Leiter zwölf Halb-

*) Die Verhältnisse der Intervallen sind diese: die größere Secunde wie 8 zu 9. Die kleinere Secunde wie 15 zu 16. Die größere Terzie wie 4 zu 5. Die verminderte Terzie wie 5 zu 6. Die Quarte wie 3 zu 4. Die Quinte wie 2 zu 3. Die größere Sexte wie 3 zu 5. Die kleinere Sexte wie 5 zu 8. Die größere Septime wie 8 zu 15. Die kleinere Septime wie 5 zu 9. Diese Verhältnisse werden durch die Länge der Saiten bestimmt; wenn sie aber von ihren Vibrationen genommen werden, so werden die Verhältnisse umgekehrt, z. B. die größere Secunde wie 9 zu 8, die kleinere Secunde wie 16 zu 15. ꝛc. d. i. weil eine Saite neunmal schwingt, so macht ihre größere Secunde acht Schwingungen, und so fort. Gemeiniglich sind die Intervallen, welche die einfachsten Verhältnisse haben, die angenehmsten; aber man muß nicht glauben, als ob diese Simplicität unser Vergnügen verursache, da das Ohr diese Verhältnisse unmöglich bestimmen kann.

Halbtöne *) ſind, deren jeder in ſeiner Reihe zum Anführer einer Tonart gemacht werden kann, ſo folgt, daß es zwölf Tonarten gebe; und jeder derſelben hat einen eigenen Karakter, der aus der Stellung der Hauptnote der Tonart und aus irgend einer kleinen Differenz in den Verhältniſſen, wie z. B. von 81 zu 80, oder eines Comma, entſteht; denn es giebt einige Intervallen, die nicht leicht auf unſern Inſtrumenten gegeben werden können, und dennoch in der Modulation oder in den Uebergängen aus einer Tonart in eine andere eine überraſchende Würkung haben.

Die Tonarten der Alten ſollen eine wunderbare Würkung auf das Herz gehabt haben; und Plato, der die Doriſche Tonart in ſeiner eingebildeten Republik, wegen ihrer Ruhe und Gravität zuläßt, ſchließt die Lydiſche, wegen ihres ſchmachtenden, zärtlichen und weibiſchen

*) In einer Leiter von acht Tönen, oder in einer Octave, giebt es nicht mehr als ſechs volle Noten, weil die Intervallen zwiſchen CD, DE, FG, GA, AB, gleich ſind, und die Intervallen zwiſchen EF, BC, ebenfalls gleich, wiewohl faſt um die Hälfte kleiner als die andern ſind; und CDE = 2 n + EF = $\frac{1}{2}$ n + FGAB = 3 n + BC = $\frac{1}{2}$ n = 6 n. Aber ungeachtet das Intervall EF gewöhnlich ein Halbton genennet wird, ſo iſt es doch eigentlicher ein Limma, und unterſcheidet ſich von einem Halbton durch ein Comma oder $\frac{81}{80}$; und daß es weniger als ein Halbton ſey, wurde von Pythagoras behauptet und von Euclid aus Alexandrien in ſeiner Abhandlung über die Eintheilung des Monochords demonſtrirt. Wenn das Diateſſaron CF zwey volle Töne und einen Halbton enthält, ſo muß das Diapaſon Cc, welche zwey Diateſſarons und einen ganzen Ton enthält, ſechs Tönen gleich ſeyn: Aber das Diapaſon iſt geringer als ſechs Töne; alſo iſt CF geringer als zwey und einen halben Ton; denn wenn $\frac{9}{8}$, das Verhältniß eines Tons, ſechsmal verbunden wird, ſo wird der Bruch größer ſeyn als der, welcher $\frac{2}{1}$ oder dem Verhältniß des Diapaſon gleich iſt; alſo iſt das Diapaſon geringer als ſechs Töne. Ptolomäus hat eben dieſe Wahrheit in dem 10ten und 11ten Kapitel des erſten Buchs von der Harmonie, wo er die Behauptungen der Ariſtoxenianer widerlegt und ihre Irthümer mit großer Klarheit aufdeckt, weitläuftig genug bewieſen.

schen Karakters, davon aus: nicht als ob eine Reihe von bloßen Tönen Gewalt hätte, die Leidenschaften zu erregen oder ihnen zu schmeicheln; sondern eine jede dieser Tonarten wurde einer besondern Gattung der Poesie und einem besondern Instrumente zugeeignet, und die vornehmsten darunter, als die Dorische, Phrygische, Lydische, Jonische, Aeolische, Lokrische, gehörten ursprünglich den Nationen, von welchen sie den Namen führten; so wurde die Phrygische Tonart, die hitzig und ungestüm war, gewöhnlich von Trompeten begleitet, und die Mixolydische, welche, wenn wir dem Aristoxenus glauben, durch die Sappho erfunden worden, wahrscheinlich nur auf den pathetischen und tragischen Styl eingeschränkt. Daß diese Tonarten mit der Poesie sowohl als Musik in Verbindung standen, erhellet aus einem Fragmente des Lasus, worin er sagt: Ich singe die Ceres und ihre Tochter Meliböa, die Gemalin des Pluto, in äolischer Tonart, voll von Ernsthaftigkeit; und Pindar nennet eine seiner Oden einen äolischen Gesang. Wenn uns die Griechen in der Stärke ihrer Modulationen übertrafen, so haben wir dagegen wieder einen Vortheil in unserer kleinen Tonleiter über sie; diese versieht uns mit zwölf neuen Tonarten, worin die zwey Halbtöne aus ihrer natürlichen Stellung zwischen der dritten und vierten, siebenten und achten Note herausgehoben, und zwischen die zweyte und dritte, und die fünfte und sechste gesetzt werden. Diese Veränderung der Halbtöne mäßiget durch die kleinere Terzie, die sie der Hauptmodalnote giebt, den allgemeinen Ausdruck der Tonart, und passet ihn den Gegenständen des Schmerzes und der Traurigkeit wunderbarlich an. Die kleine Tonart des D ist zärtlich, die des C, mit drey, klagend, und die des F, mit vieren, im höchsten Grad pathetisch und traurig, weswegen sie von dem vortreflichen Pergolesi zu seinem

nem Stabat mater gewählet worden ist. Es können also diese vier und zwanzig Tonarten, künstlich verwebt und je nach der Veränderung des Sinnes verändert, augenscheinlich alle die Variationen in der Stimme eines Redners ausdrücken, und den Accenten des Dichters eine hinzukommende Schönheit geben. Uebereinstimmend mit den vorhergehenden Grundsätzen, können wir die ursprüngliche und natürliche Dichtkunst als eine Sprache heftiger Leidenschaften, in genauer Abmessung mit starken Accenten und bedeutenden Worten ausgedrückt, definiren; und wahre Musik, daß sie weiter nichts als Poesie sey, in eine Folge harmonischer Töne gebracht, die so gestellet sind, daß sie dem Ohre gefallen. In dieser Rücksicht allein müssen wir die alte griechische Musik betrachten, oder sie nach ihren bezaubernden Würkungen zu beurtheilen suchen, die wir in den ehrwürdigsten Geschichtschreibern und Philosophen erzählt finden. Sie war ganz leidenschaftlich oder schildernd, und mit der Dichtkunst so genau verbunden, daß sie niemal den Eindruck derselben störte, sondern immer verstärkt; unsre prahlerische Harmonie hingegen, mit allen ihren feinen Accorden und zahlreichen Theilen, mahlt nichts, druckt nichts aus, redet nicht zum Herzen, und kann folglich nur einem unserer Sinne mehr oder weniger Vergnügen geben; und kein vernünftiger Mann wird im Ernste ein vorübergehendes Vergnügen, welches bald in Sättigung oder gar in Ekel endiget, einem Vergnügen der Seele, das aus Sympathie entspringt und auf die immer lebhaften, immer interessirenden, immer begeisternden natürlichen Leidenschaften gegründet ist, vorziehen. Die alte Eintheilungen der Musik in die himmlische und irdische, göttliche und menschliche, handelnde und contemplative, intellective und oratorische, waren mehr auf Metaphern und chimärische Analogien als auf wahre Unterschiede in der Natur gegründet; aber der

Mangel

Mangel eines Unterschieds zwischen der Musik bloßer Töne und der Musik der Leidenschaften ist beständig eine Quelle von Verwirrung und Widersprüchen sowohl unter den Alten als Neuern gewesen. Nichts kann in mehrern Punkten entgegengesetzter seyn, als die Systeme des Rameau und Tartini, von welchen der eine behauptet, daß die Melodie aus der Harmonie entspringe, und der andere die Harmonie aus der Melodie herleitet, und beyde haben Recht, wenn der erste blos von jener Musik redet, welche ihren Ursprung aus der Vielheit der Töne nimmt, die auf einmal in dem tönenden Körper gehört werden, und der andere von derjenigen, die aus den Accenten und Beugungen der durch die Leidenschaften beseelten menschlichen Stimme entsteht: um zu entscheiden, wie Rousseau sagt, welche von diesen beyden Schulen den Vorzug behaupte, brauchen wir nur eine einfache Frage zu thun: Ist die Stimme für die Instrumente oder die Instrumente für die Stimme gemacht worden?

Will man definiren, was wahre Poesie nach unsern Grundsätzen seyn müsse, so haben wir beschrieben, was sie würklich unter den Hebräern, Griechen und Römern, Arabern und Persern war. Die Klagen Davids und seine heiligen Oden oder Psalmen, das Hohelied Salomons, die Prophezeihungen des Jesaias, Jeremias und der andern inspirirten Schriftsteller sind wahrhaftig und ganz genau dichterisch; aber was haben David oder Salomo in ihren göttlichen Gedichten nachgeahmt? Von einem Manne, der würklich frölich oder traurig ist, kann man nicht sagen, daß er Freude oder Traurigkeit nachahme. Die Lyrischen Verse des Alkäus, Alkman und Ibykus, die Hymnen des Callimachus, die Elegie des Moschus auf den Tod des Bion sind sämmtlich schöne poetische Stücke; und doch war Alkäus kein Nachahmer der Liebe, Callimachus kein

Nach-

Nachahmer religiöser Furcht und Bewundrung, Moschus kein Nachahmer des Schmerzes über den Verlust eines liebenswürdigen Freundes. Aristoteles selbst schrieb eine sehr poetische Elegie auf den Tod eines Mannes, den er geliebt hatte; aber es würde schwer werden zu sagen, was er darin nachgeahmt habe. „O Tugend, die du dem Menschengeschlecht so mannichfaltige Arbeiten darlegst, und stets um deiner Reize willen der anziehende Gegenstand unsers Lebens bist, o schöne Gottheit, in Griechenland war es immer eine beneidete Glückseligkeit, um deinetwillen zu sterben, und die mühseligsten und qualvollsten Uebel zu dulden: so sind die unsterblichen Früchte, die du in unsern Herzen erzeugest, Früchte, die köstlicher sind als Gold, süßer als die Liebe der Eltern und sanfte Ruhe: für dich unternahm Herkules, Jupiters Sohn, und die Zwillingsbrüder der Leda mannichfaltige Arbeiten, und strebte durch herrliche Thaten nach deiner Gunst. Aus Liebe für dich stiegen Achill und Ajax in die Behausung des Pluto hinab; und aus Bestreben nach deinen Reizen ward der Fürst von Atarus des Sonnenlichts beraubt. Also sollen ihn die Musen, Töchter des Gedächtnisses, um seiner ruhmvollen Thaten willen unsterblich machen, wenn sie den Gott der Gastfreundschaft und den Ruhm, der immer dauernden Freundschaft, besingen.“

Eine Fabel in Versen ist eben sowohl eine Nachahmung als eine Fabel in Prosa; und wenn jede poetische Erzählung, welche die Sitten beschreibt, und die Begebenheiten eines Menschen berichtet, nachahmend genannt wird, so muß auch

Siehe die Abhandlung über die Dichtkunst der morgenländischen Völker in diesem Journal.

auch jeder Roman und sogar jede Geschichte so genannt werden; da viele Gedichte weiter nichts als Romane oder Theile einer Geschichte sind, die in einem regelmäßigen Sylbenmaas erzählet werden.

Was von der Dichtkunst gesagt worden ist, kann mit gleicher Kraft auf die Musik angewendet werden; sogar auf die Mahlerei, wovon einige Gattungen Gedichte für die Augen sind, so wie alle blos beschreibende Gedichte Gemählde für das Ohr sind. Und diese Art, sie zu betrachten, wird die Verfeinerungen der neuern Artisten in ihr wahres Licht setzen; denn die Leidenschaften, die die Natur gegeben hat, sprachen nie auf eine unnatürliche Art, und kein Mensch, der wahrhaft von Liebe oder Schmerz durchdrungen war, drückte noch nie das eine durch ein Acrostich und das andere durch eine Fuge aus. Diese Ueberbleibsel eines falschen Geschmacks, der in den finstern Jahrhunderten die Oberhand hatte, sollte also in dem gegenwärtigen, das durch einen richtigen Geschmack erleuchtet wird, verbannet werden.

Es ist wahr, daß einige Arten von Mahlerei ganz eigentlich nachahmend sind, wie diejenige, die einzig und allein den Endzweck hat, die menschliche Gestalt und Gesichtsbildung darzustellen; aber man wird finden, daß immer diejenigen Gemählde die größte Würkung hervorbringen, welche eine Leidenschaft darstellen, z. B. den Märtyrertod der heil. Agnes von Domenichino und die verschiedenen Vorstellungen der Kreuzigung von den besten italienischen Meistern; und es ist nicht zu zweifeln, daß die berühmte Opferung der Iphigenia von Timandes, bis zum höchsten Grad rührend war; welches beweiset, nicht, daß die Mahlerei nicht nachahmend genannt werden könnte, sondern daß ihre mächtigste Würkung auf das Herz, wie die der andern Künste, aus der Sympathie entspringt.

Man

Man behauptet auch, daß die beschreibende Dichtkunst und beschreibende Tonkunst, wie sie genannt werden, strenge Nachahmungen wären; aber — nicht zu gedenken, daß bloße Beschreibung der geringste Theil beyder Künste ist, — so ist doch klar, daß, wenn sie ihnen auch ganz und gar zukäme, dennoch Worte und Töne gar keine Aehnlichkeit mit sichtbaren Gegenständen haben: und was ist eine Nachahmung anders, als Aehnlichkeit mit einer andern Sache? Außer diesem wird kein uneingenommener Hörer sagen, daß er die geringste Fußtapfen von Nachahmung in den zahlreichen Fugen, Contrafugen und Eintheilungen finde, die die neuere Musik eher entstellen als verschönern: sogar die Töne selbst werden durch die Harmonie unvollkommen nachgeahmt; und wenn wir zuweilen das Gemurmel eines Bachs oder das Zwitschern der Vögel in einem Concerte hören, so werden wir gemeiniglich zuvor von den Stellen benachrichtiget, wo wir dergleichen zu erwarten haben. Einige sonst vortrefliche Musiker sind in der That abgeschmackt genug gewesen, zu denken, daß sie das Gelächter und anderes Getöse nachgeahmt hätten, allein, wenn sie auch einen guten Erfolg gehabt hätten, so würden sie doch ihren Mangel an Geschmack bey einer solchen Unternehmung, durch nichts wieder haben gut machen können; denn solche lächerliche Nachahmungen müssen nothwendig den Geist und die Würde der schönsten Gedichte verderben, die sie doch durch eine anmuthsvolle und natürliche Melodie erhöhen sollten. Es scheinet mir, daß, so wie diejenigen Theile der Poesie, Musik und Mahlerei, die sich auf die Leidenschaften beziehen, durch Sympathie rühren, die, welche blos beschreibend sind, durch eine Art von Stellvertretung (Substitution) würken, d. i. indem sie in unsern Gemüthern, Affekten oder Empfindungen wegen, die jenen

ähnlich sind, die durch die würkliche Gegenwart der Gegenstände selbst in uns entstehen. Laßt uns annehmen, daß ein Dichter, Tonkünstler, Mahler, sich bestrebten, ihrem Freunde oder Gönner ein Vergnügen zu verschaffen, welches dem ähnlich wäre, das er beym Anblick einer schönen Aussicht empfunden hat. Der erste wird eine Menge anmuthiger Bilder gefällig verbinden, und in geschmeidigen und zierlichen Versen von lebhaftem Sylbenmaaße ausdrücken; er wird die angenehmste Gegenstände beschreiben, und die Anmuth seiner Beschreibung mit einer gewissen Delikatesse der Empfindung und einem Geiste der Frölichkeit verbinden. Der Tonkünstler, der es unternimmt, die Worte des Dichters in Musik zu setzen, wird eine Tonart wählen, die auf seiner Violine den Karakter der Frölichkeit und Munterkeit hat, z. B. die Aeolische, oder das tiefe E (flat.) und er wird sie nach der Abwechselung der Empfindungen verändern: er wird die Worte durch eine simple und gefällige Melodie ausdrücken, die sie nicht entstellet, sondern verschönert, ohne nach Fugen oder figurirter Harmonie zu haschen: er wird sich des Basses bedienen, um die Modulation, besonders in den Veränderungen, stärker zu bemerken, und den Tenor wird er hauptsächlich mit dem Baß in Verbindung bringen, um einer zu großen Absonderung der Theile vorzubeugen: In der Symphonie wird er, vor allen Dingen, eine doppelte Melodie vermeiden, und seine Variationen blos bey einigen zufälligen Ideen anwenden, die der Hauptheil, das ist, die Stimme, nicht leicht ausdrücken kann: Er wird keine Menge unnützer Wiederholungen anbringen, weil die Leidenschaften allein die nemlichen Ausdrücke wiederholen, und sich bey einerley Empfindungen aufhalten, indeß die Beschreibung allein einen einzelnen Gegenstand nur durch eine einzelne Redensart darstellen

kann

kann. Der Mahler wird alle sichtbare Gegenstände weit genauer als seine Mitelferer schilbern, aber in sehr wesentlichen Umständen gegen die beyden vorigen Künstler zu kurz kommen; nemlich sein Pinsel, der zwar eine einfache Leidenschaft ausdrücken kann, ist nicht fähig, einen Gedanken zu mahlen, oder eine Empfindung zu schattiren: allein er wird seine Landschaft mit Anmuth und Zierlichkeit vollenden; seine Farben werden reich und glüend, seine Aussicht einnehmend, und seine Figuren mit einer angenehmen Abwechselung und nicht verwirrt, angeordnet seyn: überdies wird er über das Ganze einen solchen Geist der Munterkeit und Freude verbreiten, daß der Anschauer von einer Art von hinreissendem Vergnügen überwältiget wird, und auf einen Augenblick die Kunst für Natur hält.

Auf solche Weise wird jeder Künstler seinen Endzweck erreichen, nicht durch Nachahmung der Werke der Natur, sondern indem er sich ihrer Macht bedient, und die nemliche Würkung auf die Einbildungskraft hervorbringt, die ihre Reize auf die Sinne haben. Dieses muß der Hauptgegenstand eines Dichters, Tonkünstlers und Mahlers seyn, welcher weiß, daß große Würkungen nicht durch unbedeutende Kleinigkeiten, sondern durch den allgemeinen über das ganze verbreiteten Geist, hervorgebracht werden, und daß eine buntschäckige Zusammensetzung nur auf eine kurze Zeit den Verstand beschäftige, hingegen die Schönheiten der Simplicität weit ergötzender und dauerhafter sind.

Da die Leidenschaften in verschiedenen Menschen verschiedentlich modificiret werden, und auch die verschiedenen Gegenstände in der Natur in verschiedenem Grade unsere Herzen rühren, so ist leicht zu begreifen, daß in dem Vergnügen, das uns die schönen Künste gewähren, es mag

nun dasselbe aus der Sympathie oder der Substitution entspringen, eine große Verschiedenheit obwalten müsse; und daß ein Künstler sehr thörigt seyn würde, wenn er jeden Leser, Hörer und Seher zu gefallen sich einbildete; indem jeder Mensch gewisse Lieblingsgegenstände und Lieblingsneigungen hat, die ihn in der Wahl seiner Vergnügungen leiten und ihn bewegen, die Natur und Kunstprodukte, nach dem Verhältniß des größern oder geringern Grades von Vergnügen, das sie ihm geben, für mehr oder minder schön zu halten. Dieses streitet auch nicht ganz wider die Meinung mancher geschickten Schriftsteller, daß es einen einförmigen Maasstab des Geschmacks gebe; indem die Leidenschaften und folglich die Sympathie gemeiniglich in allen Menschen dieselben sind, bis sie durch Alter, Krankheit oder andere Ursachen geschwächt werden.

Wenn die Gründe, die in diesem Versuche vorgetragen sind, einiges Gewicht haben, so wird erhellen, daß die schönsten Theile der Dichtkunst, Tonkunst und Mahlerey, die Leidenschaften ausdrücken und durch Sympathie auf unser Herz würken; daß sowohl die Ausdrücke der Liebe, des Mitleids, des Verlangens und der zärtlichen Leidenschaften, als die Beschreibungen von Gegenständen, die die Sinne vergnügen, in den Künsten dasjenige hervorbringen, was wir schön nennen; daß aber Haß, Zorn, Furcht und die schrecklichen Leidenschaften sowohl die den Sinnen unangenehme Gegenstände, das Erhabene hervorbringen, wenn sie geschickt ausgedrückt oder beschrieben werden.

E — d.

2.

Einige Stellen aus Eyles Irwin Geschichte seiner Reise *) durch Arabien und Egypten im Jahr 1777.

Mocha.

Mocha, vor diesem die Hauptstadt des glücklichen Arabiens, liegt auf einem sandigen Boden, ohngefähr zwölf Meilen von der Babelmandelschen Meerenge. Diese Stadt ist sehr alt, und giebt von der Seeseite einen schönen Anblick, aber von Innen entspricht sie keineswegs der Vorstellung, die man sich in der Ferne von ihr gemacht hat. Der Reisende, der sie mitten in eine Wüsteney liegen findet, erstaunt über den Ueberfluß, der auf ihren Märkten herrscht. In der That wird man in der ganzen Gegend, wenn man den Palmbaum ausnimmt, nicht einen einzigen Obstbaum, oder irgend eine Weide für das Vieh gewahr, das man täglich in der Stadt zum Verkauf bringt. Man muß diesen Umstand der Einfalt den arabischen Sitten zuschreiben. In einem Lande, wo sich die Eingebohrnen an der groben Beköstigung begnügen, die es ihnen darbietet, ists eben nichts außerordentliches, daß man sich die leckersten Gerüchte von einigen Europäern verschaffen kann, welche diese Gegenden besuchen. Alle Schaafe, die man hier verkauft, kommen von der arabischen Küste, und die simpelsten Kräuter werden über funfzig Meilen weit hergeschaft.

*) Wie ich aus dem Leipziger Meßcatalog ersehe, wird von dieser Reise bey Weidmanns und Reich eine deutsche Uebersetzung erscheinen.

Mocha wird von einem Iman beherrscht, der zugleich der Hoheprieſter und der König des glücklichen Arabiens iſt. Er reſidirt zu Sennaa, einer Stadt in einem allerliebſten Thale, zehn Tagereiſen von Mecha. Die Türken haben ihr ganzes ehemaliges Anſehn in dieſem Königreiche verloren. — —

Die Weiber haben weniger Freyheit in Arabien, als in den muhammedaniſchen Ländern von Indien. Frauenzimmer von einem gewiſſen Rang bleiben beſtändig in ihren Gemächern eingeſchloſſen, und verlaſſen ſie nie, als wenn ſie ihre Männer aufs Land begleiten, wo ſie alsdenn vom Kopf bis zum Fuß verſchleyert ſind; aber auch ſelbſt dieſes Zeitvertreibs genießen ſie ſelten. Die Araber führen, unter allen civiliſirten Völkern, das unthätigſte Leben, und man kann ſicher annehmen, daß eine große Anzahl von denen zu Mecha gebohrenen Damen in dieſer Stadt leben und ſterben, ohne jemals außer ihren Mauern gekommen zu ſeyn.

Für Frauenzimmer von geringerm Stande iſt der Gebrauch nicht ſo ſtreng. Ob ſie gleich hier keine ſolche öffentliche „Hummums“ wie in der Türkey haben, ſo können ſie doch, unter Begünſtigung der Abenddämmerung, ihre Nachbarinnen beſuchen. Der Schleyer, der ihr Geſicht bedeckt, macht es alsdenn unmöglich, ihre Züge zu unterſcheiden. Wir haben oft ſelbſt welche in den Straſſen angetroffen.

Verliebte Ausſchweifungen werden bey ledigen Frauenzimmern für ein ärgeres Verbrechen geachtet, als bey verheyratheten. Ehebruch wird zwar durch anſehnliche Geldbußen gerügt, aber auf die Verführung eines ledigen Mädchens ſteht eine noch härtere Strafe. Hierin unterſcheiden ſich die Araber von den aufgeklärteſten Nationen, bey welchen eine ähnliche Beleidigung nicht unter die Ahndung der

Geſe-

Gesetze gehört, oder wenigstens nicht von ihnen als eine sehr ernstliche Sache behandelt wird. Dies beweiset auch, wie weit tiefer der Gesetzgeber der Araber gedrungen ist, als die so gerühmte Politik der Europäer. Er fühlte mit Recht, daß nichts strafbarer sey, als die Unschuld zu betrügen, und daß der bloße Mitschuldige eines unzüchtigen Weibes minder scharf bestraft zu werden verdiene, als der Niederträchtige, der eine junge Person, ohne Erfahrung, überlistet.

Wir wunderten uns nicht wenig, als wir die große Menge christlicher Renegaten sahn, die zu Mocha leben. Nicht als ob die Apostasie von Leuten, die vielleicht vor ihrer Uebertretung zum muhammedanischen Glauben nicht den mindesten Begrif von Religion hatten, so was wunderbares gewesen wäre, sondern weil sie nichts beym Wechsel, in Rücksicht auf ihre zeitliche Umstände, gewinnen. Wie wir sie so dürftig, und von den Eingebohrnen so nach Verdienst verachtet sahn, so waren wir geneigt, ihre Bekehrung mehr für ein Werk der Verzweiflung zu halten, um etwa einer zuerkannten Todesstrafe zu entgehn, aber das Beyspiel eines griechischen Priesters schwächte diese unsre Muthmaßung. Dieser Priester hieß Ananias: ich hatte ihn in Bengalen als ein Wunder von Frömmigkeit preisen hören, und doch schwur er in einem Alter von siebzig Jahren öffentlich die Religion auf einer Reise ab, die er nach dem Berg Sinai that. Er wurde beschnitten, unter die Zahl der Muselmänner aufgenommen, und drey Tage hintereinander auf einem Esel durch die Stadt geführt, um die Allmosen der Gläubigen zu empfangen. Dies ist eine Ceremonie, der sich jeder unterwerfen muß, welcher sich in den Geheimnissen der muhammedanischen Religion einweihen läßt. Ich war, während meines

Aufenthalts zu Mocha, Zeuge von dieser Begebenheit, und ich gestehe, daß sie das seltsamste Exempel menschlicher Schwäche ist, das mir jemals vorkam.

Sherif von Meckah.

Der Sherif von Meckah ist, in verschiedenem Betracht, dasselbe, was die Päbste in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche waren: Oberhaupt des muselmännischen Glaubens, und zu gleicher Zeit weltlicher und geistlicher Fürst. Seit der Aufhebung der Kaliphen, deren Nachfolger er gewissermaßen ausmacht, besitzt er seine Staaten nur als ein Lehn vom ottomannischen Reich, und verdankt das Ansehn, in dem er steht, mehr dem Aberglauben als dem Schrecken seiner Waffen. Ohngeachtet aber seine Herrschaft sich blos auf die einzige Provinz einschränkt, welche die Wiege des Muhammedismus war, so übertrift doch die Gewalt dieses Sherifs die Gewalt der Päbste um ein großes. Seine Würden sind erblich, aber er muß beweisen, daß er vom Propheten abstammt. Sein Einfluß ist dem Umfang der Länder, wo die muhammedansche Lehre gelehrt wird, angemessen. Morgenlands fernste Völker zollen seiner Größe den Tribut ihrer Ehrfurcht. Man sieht von den Höfen von Teflis und aus den Wüsten Mesopotamiens ganze Schwärme Pilger ziehn, wo jeder, nach seinen Kräften, zur Vermehrung der Schätze des Tempels zu Medina beysteuert, unterdessen die Fürsten Asiens, die Subahs Indiens, die Sultane der Inseln, die gegen Westen ans Südmeer schließen, das Grab des Propheten mit Gold und Edelgesteinen bereichern. Die ungeheure Summe, welche unser Schiff nach dem Tempel brachte, und die ein Sühnopfer war, das der Nabob von Arcot für die Ruhe der Seele seiner Tochter opferte,

ist

ist ein Beweis von dem Aberglauben der Muselmänner; sie belief sich auf anderthalb Bock Rupien (ohngefähr 20000 Pfund Sterling.).

Die Staaten des Sherifs liegen im Mittel von Arabien; sie werden etwa 300 Meilen in die Länge und 100 Meilen in der Breite halten. Außer den Städten Medina und Meckah, wohin die Karavanen jährlich das Geld der entfernten Länder bringen, werden seine Einkünfte noch beträchtlich durch den Handel vermehrt, der zu Yambo und Judda, zwey Seehäfen, getrieben wird, wo man viele Schiffe aus Indien und Afrika ankommen sieht. Ob er gleich mit vieler Andacht und Gleichgültigkeit gegen die Güter dieser Welt prahlt, so macht er es deswegen doch nicht besser, als die Heuchler aller Sekten, die ihr persönliches Intresse dem Intresse ihrer Religion vorziehn, und er bedient sich seines Ansehns nur als eines nützlichen Werkzeugs, seine Reichthümer zu häufen. Wenn die Wallfahrten nach Meckah von dem Hohenpriester begünstiget und empfohlen werden, so geschieht es mehr, seine Eitelkeit zu befriedigen, als der Ehre des Propheten wegen. Die Schätze, welche die Karavanen bringen, und die beschwerlichen Abgaben, welche die Kaufleute bezahlen müssen, sind die Beweise davon.

Geschickter Taucher.

Als der Taucher an die Stelle kam, wo unser Anker verloren worden war, stieg er über sechszig Klafter tief unter, ohne weitere Vorbereitung, als ein Gewicht an die Füsse zu hängen, und sich die Nasenlöcher mit einem Stückchen Holz zu verstopfen. Er hatte ein Seil unter den Armen befestigt, das dazu diente, ihn wieder herauf zu ziehn. Auf das verabredete Zeichen geschah dieses von seinen Kameraden mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit. Er sagte, daß er

von weitem einem Anker gesehen habe, und nachdem er ein Seil zu sich genommen hatte, das stark genug war, den Anker zu halten, tauchte er zum zweytenmal unter, und zog das Seil durch den Ring dieses Ankers, den wir nicht für den unsrigen erkannten. Der Taucher, um zu zeigen, daß er nicht vergebens mit seiner Geschicklichkeit gepralt habe, stieg zum drittenmal 22 Klafter tief ins Meer, obgleich die See anfing hoch zu gehn, und ein frischer Wind sich erhob. Er blieb drey Minuten unterm Wasser, und als er wieder im Fahrzeug war, eilte er gar nicht damit, das Stück Holz aus der Nase zu nehmen, daß ihn Athem zu schöpfen hinderte. Er schien auch nichts weniger als abgemattet, und versicherte uns, daß er mit leichter Mühe auf dem Boden des Meeres hin und her gehn, und mit dem Beil die Corallenzweige von den Klippen abhauen könnte. — Ohngeachtet er verdrießlich that, uns unser Anker nicht wieder schaffen zu können, so hatten wir doch in der Folge Ursache zu glauben, daß es ihm von dem Wesier verboten worden, zumahl da dieser nach unsrer Abreise sich vorsetzte, noch einige Versuche zu wagen. Ich weiß, daß es in dem persischen Meerbusen unter den Perlenfischern viele Taucher giebt, die zu beträchtlichen Tiefen untertauchen, allein sie bedienen sich dabey verschiedene Maschinen, und ich würde mich niemals haben überreden können, daß ein Mensch, ohne Hülfe der Kunst, im Stande wäre, das zu thun, was ich eben erzählt habe, wenn ich nicht selbst Augenzeuge davon gewesen wäre.

Jsman-Abu-Ally:*) großer Sheik von Arabien.

Da die Größe der Tugenden wie die Größe der Laster nur von der Vergleichung und Gegeneinanderhaltung abhängt,

*) Unsre Reisende wären auf das schändlichste vorher betrogen worden; dieser

hängt, so wird man sich nicht wundern, daß unsre Achtung für diesen tugendhaften Mann bis zur Schwärmerey gieng. Leser, hast du ein Herz für Gefühl und zärtliche Eindrücke, so rede: wenn du von einem Schwarm häßlicher Frauenzimmer umringt warst, und nun erquickte dich auf einmal der Anblick einer reizenden Schönheit, fühltest du nicht da dich aufs heftigste gerührt? — — So glänzte in aller seiner Glorie der egyptische Prinz unter den Nebeln der Treulosigkeit und Bosheit, die seinen Thron verdunkelten, so schien er uns über alle erhaben, und sonder Gleichen! Würdig des Rangs, wozu ihn seine Geburt bestimmte, aber an einer Stelle, die seiner nicht werth war! Aufgesäugt im Schoos der Unwissenheit und Barbarey, aber Sieger der Natur, wie Peter der Große! Nicht Meynung, nicht Gewohnheit hatten ihn unter ihr Joch beugen können; er verachtete die Vorurtheile der Erziehung, hatte keinen andern Führer als seine angeborne Güte, und schwang sich so zu den erhabensten Tugenden. Wahr ists, seine Bemühungen krönte kein so glücklicher Erfolg, als Peters: aber der Russe wollte mehr sein Volk mächtig machen, als seine Sitten bilden, und mit allen seinen heroischen Eigenschaften stand er von Seiten der Empfindsamkeit unter dem Egyptier, der geschaffen schien, über erleuchtete Nationen zu herrschen!

Die Pest.

Misir ul Kaira, oder die Stadt der Schmerzen, von den öftern Verheerungen, welche die Pest in ihr anrichtet,

ser Fürst ließ die Schuldigen strafen, das Gestohlene wieder herausgeben, und schlug großmüthig alle Geschenke aus, die ihm Irwin und seine Gefährten voll Dankbarkeit anboten. Auch Pokok erwähnt dieses Fürstens auf eine gleich rühmliche Art. Kurze Zeit nach Irwins Abreise hatte er das Unglück, in die Hände des Morad Beg, bey der letzten Empörung in Egypten, zu fallen, der ihm den Kopf abschlagen ließ.

tet, so genannt, und bey uns unter dem Namen Groß-Cairo bekannt, liegt unter dem 30° 3′ nördlicher Breite, an einem der Nil-Kanäle, und eine Meile weit von Alt-Cairo. Sie ist nah an die Bergkette gebaut, welche durch Ober-Egypten läuft. Ohnstreitig gehört diese Stadt unter die schönsten morgenländische Städte, allein dies Lob, so prächtig es klingt, fällt ungemein, wenn man an die neuere Bauart der Orientaler denkt. Die Häuser sind alle steinern, und da sie verschiedene Stocke haben, so würden sie, ohngeachtet ihrer Struktur, die nicht unter die zierlichen gehört, einen ziemlich angenehmen Blick geben, wenn die Strassen weniger eng wären. Eben diesen Umstand schreibt Doktor Mead das Wüthen der Pest in dieser Hauptstadt zu, aber die Erfahrung lehrt, daß sie hier von ganz fremden und zufälligen Dingen erzeugt wird. Seit sieben Jahren ist die Stadt davon verschont geblieben, statt daß vor dem rußischen Kriege, dem Zeitpunkte, wo sie aufhörte, selten ein Jahr vergieng, wo man nicht ihre Plage empfand. Ich glaube nicht, daß noch ein Schriftsteller auf einen Umstand Acht gehabt hat, der in diesem Klima die Schrecken der Pest um vieles vermindert. Wir wissen die traurigen Folgen, die sie unter uns gehabt hat, die bejammernswürdige Beyspiele von London, und vor wenigen Jahren von Marseille, und wie sehr die Gesetze gegen ihren Einbruch auf ihrer Huth sind; Aber in der Türkey verändert sich das Alles. Die Musulmänner sind Fatalisten, und die Furcht, angesteckt zu werden, schreckt sie nicht ab, ihren kranken Brüdern beyzustehn. Ein Irrthum stärkt bey ihnen die Empfindungen der Menschlichkeit. Die Sterbenden haben den Trost, in den Armen ihrer Freunde zu verscheiden, und die Stärke des Vorurtheils entreißt oft tausende von Menschen einem beschleunigten Tod. Freilich werden so auch

viele

viele angesteckt, die der Krankheit ohne Mühe hätten entgehen können, aber dies Uebel überwiegt die Vortheile nicht, die für andre daraus entspringen, denn bey guter Wartung genesetman leicht, und ich habe selbst eine Person gekannt, die fünfmal die Pest gehabt hatte.

3.

Fragment einer Kreuzzugs-Predigt Roberts von Corson *).

Wollt ihr das Paternoster des Wucherers hören? Horcht auf!

Der Wucherer steigt zuerst im Haus auf; er sieht nach, ob des Nachts die Schlösser nicht erbrochen worden sind; er schiebt doppelte Riegel vor, weckt seine Tochter und seine Frau, und zieht sich an. Ich gehe in die Kirche, sagt er unter dem Ankleiden, wenn jemand kommen und auf ein Pfand zu borgen verlangen sollte, so laufe eine von euch hurtig hin, und hohle mich; ich komme den Augenblick.

Nun geht er aus, und fängt unterwegens folgendergestalt an zu beten.

„Vater unser ... Lieber Herr Gott, wollest gnädig auf mich blicken, und seegnen meinen Ausgang und „Eingang, damit ich der reichste von allen werde, die in „dieser Welt auf Pfänder leihen. Der du bist im Himmel ... es thut mir herzlich leid, daß ich nicht zu Hause „gewesen bin, als die Bauersfrau kam, und Geld borgen „wollte. Ich hätte besser gethan, wenn ich den Tag „nicht in die Messe gegangen wäre. Es geht mir doch „alles

*) Er war Legat des heiligen Stuhls, und predigte den Kreuzzug unter Philipp August in Frankreich.

„alles zu Unglück, und wenn ich nur den Fuß in die Kir„che setze, so büße ich eine Gelegenheit ein, wo ich mein „Schäfchen hätte scheeren können. Es ist ordentlich, als „wenn's so seyn müßte. So wollte ich, daß der und jener „die Pfaffen und die Messen hohlte! Dein Name werde „geheiligt ... da habe ich die große Tochter zu Hause „sitzen, die mich noch zu Grunde richten wird. Ich wollte „darauf schwören, sie versteht sich mit ihrer Mutter, und „sie bestehlen mich beyde, und leben auf meine Unkosten „herrlich und in Freuden, so bald ich ihnen nur aus den „Augen bin. Ich habe große Lust, heim zu laufen, und „sie zu überrumpeln. Dein Reich komme ... ach, „es fällt mir ein, daß der Ritter, welcher mir die funf„zig Livres schuldig ist, mir nur die Hälfte bezahlt hat. „Ich war ein rechter Narr, daß ich ihm auf sein Ehren„wort traute. Ein gutes Pfand ist besser, als alle die Eh„renwörter. Dein Wille geschehe ... ich habe zwar „das Gelübde gethan, zweymal die Woche in die Messe zu „gehn, damit der Seegen des Himmels über mich und mein „kleines Gewerbe kommen möge, allein ich habe nicht über„legt, daß die Kirche, für mein Alter, zu weit entfernt „ist. Gott könnte mich wohl dafür belohnen.“.

Nun tritt der Wucherer in die Kirche, und kniet an einen Ort hin, wo er von jedermann bemerkt werden kann; er schlägt sich an die Brust, thut tiefe Seufzer, und fährt in seinem Gebete fort.

„Unser täglich Brod gieb uns heute ... Ich „mögte wissen, wo meine Tochter das Geld her hätte, das „ich bey ihr angetroffen habe? Vielleicht giebt sie unter der „Hand auch auf Pfänder aus, und sagt mir nichts davon? „das wird sie wohl alles an den großen Kerl hängen, den „ich neulich bey ihr fand, und der so bestürzt war, als er „mich erblickte, ohngeachtet meine Tochter behauptete, er „sey gekommen, um von mir zu borgen. Und vergieb uns

„unsre

„unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldi-
„gern ... die verfluchten Juden haben sich verschworen,
„uns um unsre Kunden zu bringen, und zu ruiniren; sie
„nehmen weniger pro Cent als wir. Lieber Herr Gott!
„erinnere dich doch, daß sie dich gekreuzigt haben, und
„verdamme sie in Abgrund der Hölle! — Gestern als
„mir Frau Hersant die Goldstücke brachte, habe ich ver-
„gessen, sie zu wiegen. Jetzt sind sie unter die andern
„gekommen, und ich werde den ganzen Sack umstürzen
„müssen. Meiner Treue! desto schlimmer für sie. Find
„ich falsche, so bring ich sie ihr wieder, und bleibe steif
„und fest dabey, daß es die ihrigen sind. Bey meinen
„Nachbarn giebts nichts für mich zu verdienen, denn
„sie sind neidisch auf mich, weil sie mich für reich hal-
„ten; Ich wollte, sie stürben, damit ich andre kriegte.
„Führe uns nicht in Versuchung ... Wenn werde ich
„mich doch einmal an einen ganzen Klumpen Gold und Sil-
„ber laben können! Ja, lieber Gott, ich verspreche dir, ich
„will ihn nicht anrühren, ich will mir alles entziehn, ich
„will gern darben — aber, habe ich auch meine Thür
„recht zugeschlossen? Eins, zwey, drey. Ja, da sind
„die drey Schlüssel! Sondern erlöse uns von allen
„Uebel ... Was ist denn das für ein Robert Corson,
„der von Stadt zu Stadt läuft, und predigt? Ist er
„wirklich so ein Thor, und glaubt, daß ich aus Liebe
„zu meinem Nächsten betteln gehn würde? Von nun
„an bis in Ewigkeit, Amen ... Unser Pfarrer
„wird zu predigen anfangen, und uns das Geld aus
„dem Beutel schwatzen wollen. Sein Diener! mein's
„kriegt er nicht!“ *)

V. Na-

*) Man hat viele dergleichen Paternöster. Das Wein- und das Liebes-Paternoster. Das Credo des Wucherers; das Credo des Unzüchtigen ꝛc. und in den Facet. Frischlini findet man ein ähnliches unterbrochenes Gebet eines Vogelstellers, der sein Garn flickt.

V.
Naturgeschichte.

Das Krokodill.

Glücklicherweise ließ die Natur den Krokodill in einer ziemlichen Entfernung von Europa entstehen, und er vermehret sich nur in Ländern, wo die Menschen selten und die Künste unbekannt sind. Bevölkerung und Künste verbannen alle schädliche Thiere von beträchtlicher Größe! tausend Arme bewafnen sich gegen sie, und der Tod ist gewöhnlich die Strafe deren, die so kühn sind, sich den Augen der Bewohner zu zeigen. Aus diesem Grunde wird der Krokodill jetzo nicht mehr so häufig an dem Nil gesehen, wo er vor Zeiten das Schrecken der Ufer war. Durch eine lange Reihe von Jahrhunderten beschäftigte man sich mit seiner Vernichtung: und trift man ihn noch zuweilen an, so ist er viel furchtsamer und schwächer, wie ehemals. Um dieses Thier in seiner natürlichen Furchtbarkeit, von einer entsetzlichen Größe und außerordentlichen Menge zu finden, muß man in die unbewohnten Gegenden von Afrika und Amerika gehen. Reisende, die den Amazonenfluß und den Niger gesehen haben, wissen, wie zahlreich und schrecklich diese Thiere sind. In beyden Flüssen leben welche, die 18 bis 27 Fuß in der Länge haben. Sie sind zuweilen in einer solchen Menge, daß man sie für Holz halten könnte, das geflößet wird. Ohne Unruhe und Furcht bleiben sie auf der Oberfläche des Wassers.

Man

Man zählet zwey Arten: den Krokodill und den Cayman oder Alligator. Nicht die Natur, sondern Reisende machten diesen Unterschied: denn überhaupt genommen sehen sie einander gleich. Mit mehrerem Rechte könnte man den einen den morgenländischen, und den andern den abendländischen Krokodill nennen. In den Reisebeschreibungen sind sie oft so vermengt, daß man Mühe hat, zu unterscheiden, ob die Rede von den asiatischen Krokodill, oder den Alligator der neuen Welt ist. Das gewöhnlichste Unterscheidungszeichen dieser zwey Arten ist, daß der Körper des Krokodill dünner ist, als des Alligator seiner. Der Rüssel des erstern ist länglich, wie die Schnauze eines Windhundes: des andern seiner hat mehr die Gestalt der Schnauze eines kleinen Hundes. Der Schlund des Krokodills ist weiter und seine Haut aschenfarbig. Der Alligator schwarz mit kleinen weissen Flecken; man hält ihn nicht für so gefährlich wie jenen. Allein alle diese Unterscheidungszeichen sind so gering, daß sie nicht sowohl zwey verschiedene Arten, als nur eine Abänderung derselben anzeigen.

Dieses Thier erreicht eine ansehnliche Länge. Man hat welche von 30 Fuß gefunden, von der Schnauze bis an das Ende des Schwanzes gerechnet. Die gewöhnliche Länge ist 18 Fuß. Dieses Maaß hatte der, welchen die Jesuiten in Siam zergliederten. Da die Beschreibung davon die genaueste ist, die wir haben, so rücke ich sie hier ein.

Von 18½ Fuß, überhaupt hatte der Schwanz 5½, Kopf und Hals 2½. Der dickeste Theil des Schwanzes war 4 Fuß 9 Zoll im Umfange. Seine Vorderbeine hatten ganz die Bildung eines Armes, und die Hände, wenn sie anders diesen Namen verdienen, fünf Finger, wovon drey mit Krallen bewafnet waren: die

zwey andern endigten sich kegelförmig. Die Hinterbeine waren fünf Fuß zwey Zoll lang, Schenkel und Pfote mitbegriffen. Die Pfoten hatten von dem Gelenke, wo sie anfangen, bis zu der längsten Kralle gerechnet, mehr als neun Zoll, und die Finger, derer viere sind, waren durch eine dicke Haut verbunden, und wie die Vorderbeine bewafnet. Sein langer, hauptsächlich gegen das Ende der Kinnbaken, platter Kopf war mit einer harten Haut bedeckt, die sehr fest an der Hirnschaale hieng, und war oben etwas erhaben. Zwey Knochen, die ohngefähr zwey Zoll hoch waren, bildeten eine Art von Kamm. In der Mitte war er von einer solchen außerordentlichen Härte, daß er einen Musketenschuß aushielte.

In Vergleichung mit dem Körper war das Auge sehr klein, und dergestalt in der Hölung gesetzt, daß es einen Vorsprung von einem Zoll machte, wenn es geschlossen war. Die doppelte und durchscheinende Augenwimpern hinderten nichts an dem Gesichte, wenn auch das Auge damit bedeckt war; die obere war unbeweglich, die andere gieng immer hin und wieder wie bey den Vögeln. In Rücksicht des Augapfels war die Iris sehr groß, und von einem gelblichen Grau. Die Ohren befanden sich über den Augen; die Nase am Ende des oberen Kinnbacken, sie war vollkommen rund, schwarz, von einer schwammigen Substanz, und wenig von einem Schweinsrüssel verschieden. Nichts hinderte die Beweglichkeit der Kinnbacken; die Meinung, daß der untere unbeweglich sey, scheint daher ganz falsch. In dem oberen hatte er siebenundzwanzig Zähne, in dem untern funfzehn. Sie standen nicht beysammen, sondern einer war von dem andern durch einen kleinen Zwischenraum getrennt. Die mehresten waren klein, spitzig und zäkigt. Nur zehn, sechs unten und viere oben, waren ausserordentlich groß. Die Länge des Rachens war 15 Zoll,

die

die Weite 8½. Die zwey Kinnbacken, so weit auseinander gesperret als möglich, hatten 15½ Zoll. Diese Weite reicht hin, um einen Menschen zu fassen. Der Rücken war dunkelbraun, der Bauch blaß zitronenfärbig, und die Seiten eine Mischung von beyden Farben. Von den Schultern bis an den Anfang des Schwanzes war er mit großen breiten Schuppen bedeckt. Sie hatten eine viereckigte Gestalt, und es sahe aus, als ob er mit Gürteln, die in gleicher Weite voneinander ständen, umgeben wäre. Es waren zweyundfunfzig solcher Schuppen. Sie sind eine Art Bewafnung, die ihn schützet. Die Jesuiten behaupten, daß sie keine Flintenkugeln aushalten.

Die Länge des Schlundes steht im Verhältniß mit der Länge des Rachens. Man ließ eine große hölzerne Kugel, die größer war als der Kopf eines Menschen, ohne Hinderniß hinein und wieder herauslaufen. Die Därme sind kurz und nicht so lang wie der Körper des Thieres. Seine Zunge ist kurz, und hängt an dem untern Kinnbacken. Das Herz ist so groß wie das Herz eines Kalbes, von einem feurigen Roth. Das Blut geht aus den Blutadern sowohl in die Herzader als in die Lungen. Eine Blase fand man nicht, und es ist zu vermuthen, daß der Urin durch den Hintern seinen Ausgang hat. Das Rückrod war aus zweyundsechzig Wirbelbeinen zusammengesetzt, die auf das genaueste ineinander schlossen. Dessen ohngeachtet hatten sie Spielraum genug, daß sich das Thier zur Rechten und Linken wie ein Bogen krümmen konnte. Es mag also eine Fabel seyn, daß behauptet wird, man könne den Verfolgungen dieses Thieres am ersten entgehen, wenn man nicht in gerader Linie, sondern von einer Seite zur andern gienge.

Dieses ist der Bau eines furchtbaren Thieres, das Länder entvölkern und die schifbarsten Flüsse gefährlich machen kann. Man sieht es zuweilen ganze Tage lang in der Sonne liegen. Es bewegt sich so wenig, daß man es für einen abgehauenen Baum hält, der mit einen trocknen Moos bedeckt ist. Allein dieser Irrthum ist gefährlich: denn bey der Annäherung eines lebendigen Wesens springt es mit der größten Geschwindigkeit darauf los, und stürzet sich sodann mit seinem Raube ins Wasser. Bey Ueberschwemmungen geht es häufig in die Hütten der Eingebohrnen, und das erste lebendige Geschöpf, das ihnen aufstößt, ist seine Beute.

Die Stärke eines jeden einzlen Theiles des Krokodills ist unaussprechlich, aber das erste Werkzeug der Verwüstung ist sein Schwanz. Mit einem Schlage wirft er den Kanot eines Wilden um.

Selten verläßt er das Wasser, außer durch Hunger getrieben, oder um seine Eyer zu legen. Gewöhnlich schwimmt er auf der Oberfläche des Wassers, und bemächtigt sich jeden Thieres, das ihm begegnet. Wenn ihm Fische fehlen, so geht er an das Ufer, und versteckt sich in das Gesträuche. Hier lauert er sehr ruhig auf Landthiere, die an den Fluß kommen, um zu saufen. Er greift alles an und reißt es fort: Ochsen, Hunde, Tyger und Menschen. Er hält seinen Raub mit dem Rachen und seinen Klauen, und schleppt ihn mit einer Geschwindigkeit in's Wasser, die man seiner Größe nicht zutrauen sollte.

Zuweilen entflieht ihm das gefangene Thier wieder, und gewinnt das andere Ufer. Er aber verfolgt es mit der äußersten Kraft, und oft erhascht er es zum zweytenmale. Man hat ihn auf diese Art sich eine halbe Meile vom Ufer wagen gesehen.

Es

Es trägt sich zu, daß er ein Thier angreift, das eben so furchtbar ist, wie er selbst, und dann findet er einen verzweifelten Widerstand. Alle Gattungen von Tygern leiden einen brennenden Durst. Sie halten sich, aus diesem Grunde, nahe bey den Flüssen auf, und kommen einigemal des Tages herunter, um ihn zu löschen. Hier überfällt sie der Krokodill, und sie kommen allemal um, allein sie sterben nicht ungerochen. So wie sich der Tyger ergriffen fühlt, so wendet er sich herum, und schlägt dem Krokodill die Fänge in die Augen. Dieser stürzt sich ins Wasser, und hier dauert der Streit so lange, bis sein Feind erstickt ist.

Nichts greift ihn an, den Menschen ausgenommen. Dieser besiegt durch Kunst die Stärke. Labat sahe Neger, die sich an dieses schreckliche Thier in seinen eigenen Elemente wagten. Sie hatten keine andere Waffen als einen Dolch in der rechten Hand, und den linken Arm in Rindsleder eingewickelt. So suchen sie ihn an einem Ort zu überraschen, wo er wegen der Tiefe des Wassers schwimmen muß. Der kühne Neger nähert sich ihm, und hält den linken Arm vor: er stößt ihn in den Rachen, der sich aufthut, um ihn zu ergreifen, und so hält er ihn offen, daß das Wasser hineinläuft und den Krokodill erstickt. Er stößt ihn noch, um den Tod zu beschleunigen, den Dolch in die Kehle, und sticht ihm die Augen aus. Zuweilen wird er das Opfer seiner Verwegenheit; man sieht aber auch oft welche, die in diesem Streite siegen.

Wenn der Krokodill jung aufgezogen wird, so kann man ihn zähmen, und dann bedienen sich die großen Herren des Morgenlandes seiner zum Zeitvertreibe. Sie brauchen ihn statt eines Pferdes. Allein es ist nicht ohne Gefahr; manchmal frißt er seinen Reuter.

In den Flüssen von Afrika wird er wie der Hay gefangen. Mehrere Personen fahren in einer Barke aus, und werfen ein Stück Rindfleisch in das Wasser, welches eine große Angel verbirgt. Sie ist an einer eisernen Kette befestiget. So wie der Krokodill diese Aesung verschlungen hat, so wird er mit nicht geringer Mühe an das Land gezogen. Hier schlägt er so lange bis er matt wird, und die Fischer, die diesen Augenblick erwarten, stechen ihn mit Piken in den Bauch, und schlagen mit Keulen auf ihn los.

Er ist in einigen Gegenden von Asien der Gegenstand einer barbarischen und wilden Pracht: wie zum Beyspiele in Siam. Philipps erzählet, daß in Salé, nicht weit von dem königlichen Pallaste, zwey große Wasserbehälter sind, in welchen verschiedene Krokodills unterhalten werden, so wie bey uns die Karpen in den Teichen, oder wilde Thiere in Menagerien. Zuweilen geben ihnen die Afrikanischen Monarchen Menschen zu fressen. Es sind gewöhnlich Missethäter, die zum Tode verurtheilt waren.

Bis jetzt habe ich von dem Krokodill geredet, wie er in den wüsten Ländern gefunden wird, wo man nur hier und da Spuren findet, daß sie von Menschen bewohnt sind. Er ist da dreister, furchtbar und immer fertig alles anzugreifen, was Leben hat. Aber in Egypten und in bevölkerten Gegenden ist er einsam und scheu. Weit entfernt, den Menschen anzugreifen, flieht er bey seiner Annäherung.

Diese Bemerkungen können die anscheinende Widersprüche der Reisenden von dem Betragen des Krokodills erklären. Einige beschreiben ihn als das furchtsamste, den Menschen fliehende Thier; andere schreyen ihn für das fürchterlichste Geschöpfe aus, das nur von Morden lebt, und vorzüglich den Menschen verfolgt.

In

In einigen Gegenden sieht man die Krokodille als sehr unschädliche Thiere an. Um St. Domingo herum sind sie sehr zahm. Die Kinder spielen mit ihnen, steigen auf ihren Rücken, und schlagen sie sogar, ohne einigen Schaden zu befürchten. Auch halten die Einwohner viel auf sie, und begegnen ihnen als gute Hausgenossen.

Der Muskus-Geruch, den sie verbreiten, ist den Wilden von Afrika sehr angenehm. Die Reisende sind über den Theil, wo dieser Geruch liegt, nicht einig. Einige behaupten, daß es die Ohren sind, andere, die Zeugungsglieder; andere, daß er in den Drüsen der Schenkel entsteht. Er mag herkommen, wo er will, so ist er sehr stark, und durchdringet das ganze Fleisch. Es ist sehr übel zu essen, und vorzüglich, wenn man nicht den Muskus-Geruch vertrieben hat. Selbst die Wilden können es nicht wohl verdauen. Hingegen sind die Eyer ihre Lieblingsspeise. Sie scheuen keine Gefahr, sie zu bekommen. Beständig schleichen sie an den Oertern herum, wo die Weibchen hingehn, um sie zu legen.

VI.

Anekdoten.

Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz hatte Zwistigkeiten mit dem Herzoge von Lothringen; beyder Völker rückten aus, und der Kurfürst wurde bey dem Dorfe Genzingen 1668 geschlagen. Dies war zu wissen nöthig, um nachfolgende in den Rheinischen Beyträgen

bekanntgemachte Anekdote eines Kurfürstlichen Befehls zu verstehn. Der Befehl lautet folgendergestalt. „Nachdem des Pfalzgrafen Churfürstl. Durchl. in gewisse Erfahrung kommen, daß des Würthsfrau zum Bock zu „Weinheim ohnlängst sich gegen hohe Persohnen verlauten laßen, Chur-Pfalz hinführo eine Anzahl Gänß zu „halten, damit man lieber mit Federen, als im Feldt „Krieg führe; Als haben Ihre Churfürstl. Durchl. ihr „anbiethen in gnaden angenommen, undt ist Dero gnädigster Befehl, daß gedachte Würthsfrau die Chur„Pfältzische Cantzley, Jährlich mit schreibfedern gnugsam „versehen, solche alle Jahr auf Martini und zwar „nechstkünftigen Martini das erste mahl, richtig liefern, „auch daß dießes alßo geschehe, Cantzley Director von „Wollzogen darob halten solle. Heidelberg. den 20 „Augusti 1669. Carl Ludwig.“

Das Schachspiel gehört unter die Ueberbleibsel der Kreuzzüge, wo es unsre Vorfahren lernten. Die Königin hieß anfangs in der alten französischen Sprache, Fierce, Jungfer, aber bey den Morgenländern führte dieser Stein den Namen Minister. Er konnte bey ihnen nur von Feld zu Feld, wie ein andrer Bauer, gehn, und sich nicht über zwey vom Könige entfernen. Die ritterliche Galanterie des Zeitalters machte aus diesem Minister eine Dame, und da man fand, daß bey so genirten Zügen sie zu große Aehnlichkeit mit dem knechtischen Zustand der asiatischen Frauenzimmer haben würde, so gab man ihr so viele Freyheit als möglich, dergestalt, daß dieser Stein nun der wichtigste von allen geworden ist.

Als Franz I. nach der unglücklichen Schlacht bey Pavia Gefangener in Spanien war, verlangten die Grand's von Spanien, daß dieser Prinz sie nicht blos durch Abnehmen des Huts grüßen, sondern sich auch gegen sie bücken sollte. Um ihn dazu zu zwingen, ließen sie die Thüre seines Zimmers niedriger machen, um das Bücken des Königs beym Hinausgehn für den gefoderten Reverenz auslegen zu können, allein Franz I. vereitelte ihren Anschlag, indem er von nun an nie anders als rücklings hinausging, und ihnen den Rücken zukehrte. Eben dieser König spielte mit einem von diesen Grand's, und spielte glücklich. Er konnte seine Freude darüber nicht bergen, und hörte sogar auf, weiter zu spielen, welches den Spanier so aufbrachte, daß er die verlorne Summe auf den Tisch warf, und in die beleidigende Worte ausbrach: „Du thust recht, dies Geld zu behal„ten, denn Du brauchst es zu Deiner Ranzion.“ Franz I. entrüstete sich so heftig über diese Verwegenheit, daß er den Degen zog, und den Grand auf der Stelle erstach. Der Kaiser, als die Familie Gerechtigkeit gegen Franz verlangte, gab zur Antwort: „dem „Grand sey wiederfahren, was er verdiente, weil er „vergessen habe, daß ein König überall König bleibe.“ Damals führte man ein Lustspiel in Spanien auf, wo die Schlacht von Pavia vorgestellt wurde, und ein Spanier Franz I. den Fuß in Nacken setzte, und ihn, in den kriechendsten Ausdrücken, nöthigte, um sein Leben zu bitten. Diese Farce blieb so lange auf der Spanischen Bühne, bis Emmerich Jobier von Barrault, Gesandter Heinrichs IV. am Hof Philipps II., als sie in seiner Gegenwart gegeben wurde, voll edlen Unwillens, Angesichts aller Zuschauer auf das Theater sprang, und seinen Degen in den Leib des Akteurs begrub, der Franz I. Angedenken so schimpflich behandeln mußte.

Es ist zu bedauern, daß die Geschichte nicht den Namen des braven gemeinen französischen Soldatens aufbehalten hat, der einige Zeit nach der Schlacht hundert Thaler — eine große Summe damals — der spanischen Wache für die Erlaubniß gab, seinem Könige die Stiefeln ausziehn zu dürfen, die Franz noch immer, zu seiner großen Beschwerde, trug. Dieses Zeichen der Liebe rührte den Fürsten so sehr, daß er von der Zeit an diesen Soldaten beständig hochschätzte, und zu einem höhern Posten beförderte.

VII.

Biographie.

Michel-Angelo Amerigi da Caravagio.

Dieser berühmte Mann wurde zu Caravagio, einem Schlosse im Mayländschen, 1569 geboren. Sein Vater war ein Maurer seines Handwerks, und brauchte ihn, Kleister für die Fresco-Maler in Mayland zu machen. Die Gewohnheit, immer um Maler zu seyn, und sie arbeiten zu sehn, flößte ihm gleichen Geschmack an der Malerey ein. Ohne Lehrer, ohne die Meisterstücke oder Antiken zu studiren, wurde er ein großer Künstler. Das Portraitmalen beschäftigte ihn vier bis fünf Jahre. Ihm war die Natur der sicherste Wegweiser in seiner Kunst, und er folgte ihr knechtisch. Er malte blos nach ihr; ohne alle Wahl; das Schöne wie das Mittel-

telmäßige; und kopirte sogar ihre Fehler. Als man ihm eines Tages einige schöne antike Figuren zeigte, sagte er, indem er auf die umstehenden Personen wieß: „Seht! wie viel mir die Natur hier Muster zum nach„ahmen, statt aller eurer Statüen, gegeben hat!“ und auf der Stelle gieng er in ein Wirthshaus, und malte eine Zigeunerin ganz unverbesserlich, die eben auf der Straße war.

Es war nicht gut mit ihm umgehn; er war von Natur zänkisch, verachtete jedermann, und fand nur seine eignen Arbeiten gut. Einem Manne von dem Karakter konnte es nicht lange an Feinden fehlen. Ein Handel, den er zu Mayland hatte, zwang ihn, diese Stadt zu verlassen, und nach Venedig zu reisen, wo er sich auf Giorgion's Manier legte. Sein Auffenthalt war hier kurz, und er begab sich nach Rom. Er war in so armseeligen Umständen, daß ihn die Noth zu Josehino trieb, der ihm Früchte und Blumen zu malen gab. Diese Beschäftigung war nicht sein Werk, und er verließ Josehino, um bey Prospero, einem Maler der Grotesken, große Figuren zu malen; Prospero prieß sein Lob überall, und zog einen beträchtlichen Gewinn von seinen Arbeiten.

Ein Gemälde, die Spieler, das Caravagio gemalt hatte, gefiel dem Kardinal del Monte so wohl, daß er es kaufte, den Verfertiger zu sehn verlangte, und ihn in seinem Pallast behielt, wo er verschiedene Stücke für seinen Garten-Pavillon malen mußte.

Alle Wände der Werkstätte des Caravagio waren geschwärzt, damit die Schatten des Gegenstandes alles Wiederprallens beraubt blieben, und nur den Tag durch ein einziges Licht aus dem obersten Fenster erhielten. So

gelang

gelang es ihm, seinen Gemälden das Düstere und die Stärke zu geben, die, beym ersten Blick, alle andre Gemälde verdunkelt und übertrift. Selbst Rubens erkannte Caravagio für seinen Meister im Helldunkeln. Caravagio lieh allen seinen Gegenständen eine so auffallende und außerordentliche Wahrheit, daß nichts darüber ging, und es nicht möglich war, das Natürliche weiter zu treiben. Aber alle diese Schönheiten verschwanden bey grossen Compositionen: seine Manier zu malen wurde alsdenn hart und unerträglich. Er stellte seine Figuren nach einerley Plan, ohne Abstufung, ohne Perspektiv, und sein Licht blieb bey jedem Gegenstand immer dasselbe.

Alle Maler verbanden sich gegen Caravagio; sie warfen ihm vor, daß er weder Genie, noch Anstand, noch Grazie, noch Einsicht habe, und keine gute Wahl zu treffen wisse. Wahr ists, seine Figuren sind nicht edel, er malte die Lastträger hin, die ihm zum Muster dienten, ohne ihre Köpfe, nach den Heiligen, Helden und andern großen Personen, die sie vorstellen sollten, zu veredeln. Oft mußten die Altar-Gemälde, die er für die Kirchen und Klöster verfertigt hatte, von ihren Plätzen wieder abgenommen werden; dieses wiederfuhr einem heiligen Matthias, der wie ein Bauer aussah, und einem Gemälde, der Tod der heiligen Jungfrau, die das Ansehn einer Ertrunkenen auf demselben hatte. Aber diese Kränkungen besserten ihn nicht. Zuletzt folgten alle Maler, vom Strome der Mode fortgerissen, seinem Beyspiel.

Als Annibal Carrachio nach Rom kam, wurde Caravagio von seinem Kolorit so stark gerührt, daß er, Trotz seines Eigensinns, in die Worte ausbrach: „Gott „sey gedankt, endlich habe ich zu meiner Zeit einen Ma„ler gefunden!“

Carg-

Caravagio pflegte von seinen Arbeiten zu sagen, daß jeder Pinselstrich, den er thue, nicht ihm, sondern der Natur gehöre. Ohne Genie, ohne Lektüre, ohne Studium seiner Kunst, war sie ihm einzige Hülfe und Führerin. Man nannte ihn daher, den „Naturalisten," und gab diesen Beynamen auch allen den Malern, die sich, wie er, blos sclavisch an die Natur banden.

Sein wunderlicher und rachsüchtiger Karakter erwarb ihm wenige Freunde, wenn man den Civoli und Pomeranci ausnimmt. Er lebte in beständiger Fehde mit Carrachio und sonderlich mit Josehino. Da der letztere sich weigerte, sich mit ihm zu schlagen, weil er nicht Ritter sey, so beschloß er nach Maltha zu gehn, und sich zum cavaliero serviente aufnehmen zu lassen, um dem Josehino zu zwingen, alle weitere Ausflüchte aufzugeben. Er tödtete zu Rom einen jungen Menschen, mit dem er Streit beym Ballspiel bekommen hatte, und flüchtete sich, so verwundet wie er war, nach Zagaroles zum Herzog Maria Colonna, von da nach Neapel, und endlich nach Maltha. Da sein Ruf schon überall hin erschollen war, so war er nirgends müßig, sonderlich zu Maltha nicht, wo er für die Johannis-Kirche und den Großmeister verschiedene Arbeiten verfertigte. Der Großmeister machte ihn zum cavaliero serviente, beschenkte ihn mit einer goldenen Kette, und gab ihm zwey Sklaven zu seiner Bedienung.

Er beleidigte einen Ritter von Ansehn, und wurde deswegen ins Gefängniß geworfen. Er entwischte bey nächtlicher Weile, gieng nach Sicilien, und weil er sich hier nicht sicher glaubte, nach Neapel. Hier wollte er so lange bleiben, bis der Großmeister, dem er eine Herodias mit dem Haupte Skt. Johannes, zum Geschenke überschickt hatte, ihm seine Gnade auswürken würde.

würde. Aber eines Tages wurde er von bewafneten Leuten vor der Thüre seines Gasthofes angegriffen, und im Gesicht verwundet. So sehr ihm auch die Wunde schmerzte, so stieg er doch sogleich in eine Felucke, und fuhr nach Rom, weil er wußte, daß der Kardinal Gonzaga seine Begnadigung vom Pabst erhalten hätte. Als er ausstieg, bemächtigte sich seiner die spanische Wache, die ihn für einen andern Kavalier ansah, und führten ihm ins Gefängniß, ließ ihn auch nicht ehr los, als bis sie sich von ihrem Irrthum überzeugte. Er kehrte nun nach der Felucke zurück, sein Gepäcke zu hohlen, fand es aber nicht mehr. Er erlag unter der Last so vieler Widerwärtigkeiten, irrte am Ufer umher, und erreichte endlich zu Fuß, in der größten Hitze, das Thor Porto Ercole, wo ihn sein Muth gänzlich verließ; ein heftiges Fieber schlug dazu, und so starb er 1609 im vierzigsten Jahr seines Alters.

Caravagio's Leben war ein Gewebe von Unglücksfällen. In sein Vaterland durfte er nicht kommen; von allen Seiten sah er sich verbannt; kaum hatte er Einen Freund, und starb, ohne Beystand, mitten auf der Heerstraße. Gewöhnlich war seine Kleidung schlecht; er lebte, ohne Umstände, in der ersten besten Schenke, und als er eines Tages nicht bezahlen konnte, so malte er das Schild des Wirthshauses, das mit der Zeit um ein ansehnliches verkauft wurde. Viele Jahre diente ihm die Leinwand eines Portraits zum Tischtuch, auf der er seine Mahlzeiten hielt.

VIII. Ro=

VIII.

Romane.

Konradin.

Konradin war ein natürlicher Sohn Roberts, Grafens von Provence, der 1245 nach seiner Zurückkunft von der Kirchenversammlung zu Lyon starb. Auf die Nachricht hiervon hatte König Ludwig IX. Truppen nach Provence marschiren lassen, um sich dieses Landes als eines Erbtheils seiner Gemalin, der ältesten Tochter des Verstorbenen, zu bemächtigen. Konradin, der schon erwachsen genug war, um die Waffen führen zu können, und jetzt den Besitz dessen, was ihm von seinem Vater ausgesetzt worden war, vertheidigen mußte, stellte sich ihm an der Spitze einer Armee entgegen, unter dem Vorwand, er wollte die Rechte der jüngern Tochter des Grafen, welche dieser zur Erbin eingesetzt hatte, geltend machen König Ludwig hatte von der geheimen Willensverordnung des Verstorbenen nichts gewußt; es schien ihm vortheilhafter, sich zu vergleichen, als ein Treffen zu wagen. In Roberts Testament war der Graf von Toulouse der jüngern Gräfin Beatrix zum Gemahl bestimmt worden. Man erwartete nur noch Dispensation vom Pabste, weil sie zu nah verwandt waren. Allein König Ludwig wußte es in Rom dahin zu bringen, daß die Ausfertigung davon verzögert wurde, und ließ sich indessen in Provence mit den Vormündern Tarascon und Villeneuve in Unterhand,

handlungen ein. Diese wußten's auch so fein zu spielen, daß sie den Grafen von Toulouse von der Erbfolge ausschlossen, und ihm Karl von Anjou vorgezogen wurde, dem auch der König die Gräfin Beatrix zur Gemahlin gab. Zu gleicher Zeit arbeitete Villeneuve zu Konradins Besten, so daß er die Bestätigung alles dessen, was ihm ausgesetzt war, erhielt.

Konradin hatte nun nichts mehr zu besorgen, und dankte seine Truppen ab; nur seine gewöhnliche Leibwache ausgenommen. Die unterhielt er immer, und zwar zahlreich, nicht aus Besorgniß, denn er fürchtete nichts, und der Tod war ihm nicht schrecklich; sondern aus Stolz, der bey ihm bis zur sonderbarsten Ausschweifung gestiegen war. Wie Vespasian dünkt' er sich aus ganz anderm Stoff als andere Leute gebildet. Er hatte die Ringmauer seiner Burg erweitert, und im Innern Gatter mit Gatter und Bollwerk mit Bollwerk verwahrt, damit ihm seine Lehnleute nicht zu nahe kommen könnten. Seine unentbehrlichsten Bedienten sprachen nicht anders als zitternd mit ihm. Er hatte eine Menge von Zerimonien eingeführt, immer eine feyerlicher als die andere: Essen, Trinken, Schlafengehn, alles geschah bey ihm mit einem ausserordentlichen Prunk. Wenn er sich an Tafel setzte, trat ein Herold auf den Wall der Burg, und rief durch die Schießlöcher dreymal: „Ihr Mannen! ihr könnt nun essen; Konradin ist an Tafel.“ Gleich darauf wurde geläutet, zum Zeichen, daß es nun Zeit zum Essen wäre. Wenn das die Leibeigenen hörten, mußten sie niederknien und beten, daß der Himmel ihrem Herrn die Mahlzeit seegnen möchte: dann aß er. An seine Tafel wurden benachbarte Prinzen nur an Galatagen gezogen, wo er große Cour hielt, um dadurch den Glanz seines Hofs und seiner Person noch zu erheben. Nur wen er eingeladen hatte, wurde in sein Schloß aufgenommen. Gieng er zu Bette, so machte wieder

der ein Herold bekannt, daß es Zeit dazu wäre; drauf wurde abermals geläutet, und nun blieb keine Hausthüre unverriegelt. Alsdenn versammelten sich alle Familien, wie zu den Zeiten der Patriarchen. Die Abende waren lang, und wenigstens eben so lang die Erzählungen, mit denen man die liebe Jugend ergötzte. Niemals vergaß man die Reisen und Ebentheuer Peters von Provence. Das war ein Volksroman, ursprünglich in Provençal-Versen verfaßt, und lange nachher in gemeine Prose übergetragen. Auch las man die wundersame Begebenheiten des Bischofs von Arles, und die Heldenthaten des wackern Selva, der so mannhaft für die Bürger von Siena focht, als sie mit den Florentinern Krieg führten. Die „schöne und liebliche History von den vier Sünen Herzog Aymons" ꝛc. war noch nicht geschrieben. Oder man sang sich auch beym Schein einer eisernen muschelförmigen Lampe, die von einem Nagel herabhieng, die Gesänge der Trobadoren. — Nach dem Essen hatte Konradin die Gewohnheit, ein Mittagsschläfchen zu machen; ein löblicher Brauch, der sich noch in Provence erhält. So lange nun der Prinz mit dem grossen Geschäfte der Verdauung beschäftigt war, durfte niemand, der ein lärmendes Gewerbe trieb, arbeiten. Also legten dergleichen Handwerksleute Hammer und Zangen nieder, und schlummerten auf ihren Amboßen ein. Nur an Festtagen erlaubte Konradin Spiele; denn Müßiggang dünkte ihm ein Beweis von Vornehmheit, und wer nichts zu thun hat, ist nach Wahrscheinlichkeit mehr als andere, und braucht nichts. In seinen Schloßhöfen aber durften alle Sonntage alle Trommler und Pfeifer aus der Nachbarschaft zusammenkommen, und er geruhete dann selbst, den Tänzen seiner getreuen Unterthanen beyzuwohnen. Nadeln, Schlingen, Bänder, waren denn die Preise, die er den geschicktesten Tänzern austheilen ließ. Silberne Becher und andere dergleichen Kleinodien, waren nur für

die Jünglinge oder Mädchen bestimmt, die am besten Wette liefen. Sonderbar war's zu sehen, wie sich beyde Geschlechter in eben dem Laufe vermengten, nach eben dem Ziele rannen, sich um eben den Preis bewarben: und wie zuweilen das zärtere Geschlecht dem andern zuvorkam. Ein leichtes kurzes Röckchen flatterte den Läuferinnen vom Gürtel bis zum Knie; ein dünner Schleyer deckte ihren Busen, und so im nachläßigen Gewande war's als ob sie flögen. Zuweilen lief das Mädchen neben ihrem Vielgetreuen, und dieser ließ mit allem Fleiße nach, um ihr den Preis gewinnen zu lassen, und ihn dann aus ihren Händen zu empfangen. Bald mischte sich alles durcheinander, Sieger und Nichtsieger: und war nun die Cocagna völlig geplündert, so setzten sie sich aufs Grüne, assen von der Beute, und sangen dazu Volksliederchen, z. E.

Lou couer qné tu m'aviez douat,
Bello Pastoure, en gagi,
L'ai pas vendut, l'ai pas juguat;
N'ai fach un millou usagi,
L'ai pris, l'ai mesclat eme l'ou miou:
Noun sabi plus qual es lou tiou.

d. i. „Das Herz, so du mir gabst, schöne Maid,
„zum Pfande, hab's nicht verkauft, hab's nicht
„verspielt; hab's besser angewandt, hab's genom-
„men, hab's vermischt mit dem meinen; weiß
„nicht mehr, welches ist das deine.“

Ausser diesen Spielen hatte Konradin noch andere eingeführt; z. E. blindlings einem Hahne mit einem Stocke den Kopf abzuschlagen, oder ihn todzuwerfen, oder auf den Lande und zu Wasser zu ringen. Sein eigenes Vergnügen war die Jagd, besonders mit dem Falken. Dieses langweilige Divertissement währte gewöhnlich einen halben

ben Tag. Die übrige Zeit hatte Konradin prächtige Langeweile. Immer war wieder das nämliche Zerimoniel, eben der Prunk. Allein auf seiner Burg, sonder Ehrgeitz, sonder Neid, wär er ruhig gewesen, hätte ihn nicht der Stolz geplagt. Beym Krieg war's ihm nicht um Eroberungen zu thun; nur daß man dabey gerühmt werden konnte, gefiel ihm. Damals wurde überall das Kreuz gepredigt. König Ludwig und seine Brüder hatten sich bekreuzt: viele Herren folgten ihrem Beyspiel, und einige Prälaten thatens ihnen nach. Konradin wurde auch dazu eingeladen; aber da er keine Schulden hatte, da seine Finanzen in gutem Zustande, und seine Unterthanen, bis auf seinen Stolz, mit ihm zufrieden waren, schlug ers aus. Dagegen bekam er durch Karls von Anjou und anderer mächtigen Herren in Provence Entfernung eine gute Gelegenheit, sich durch Befehdungen zu vergrößern. Bis dahin aber benutzte er die Thorheit seiner abergläubischen Nachbaren, wovon die Meisten, weil sie Geld haben mußten, ihre Güter wohlfeil verkauften, und ihre Leibeigene frey ließen. Er ließ bekannt machen, er wollte kaufen, was man ihm anbieten würde. Kamen Verkäufer in Menge, und bald war sein Gebiet mit Tarascon, Beaucaire, Riez und Frejus vermehrt. Ein Graf von Sabean, Elzear genannt, verkaufte ihm alles, ohne Zweifel, weil er sich einbildete, daß ihm bey der Theilung des gelobten Landes ein weit gröſſer Loos zufallen würde, oder daß er sich wenigstens durch Plündern hundertfältig würde entschädigen können. Elzear war nicht der Einzige, der auf diese heilige Fahrt mit habsüchtigen Absichten zog, und der für Gottes Sache bewafnet Plündern, Seeräuberey und Mordthaten häufte. Das Resultat von Aberglauben und Unwissenheit! — Genug, Graf Elzear verkaufte alles, auf Jahreswiederkauf nämlich. Ausserdem mußte sich Konradin verbinden, seine

fünf Töchter, dieses Jahr über, zu unterhalten und zu ernähren; nach dessen Verlauf war's ihm nachgelassen, sie zu ihren Oheims in Gaskogne zurück zu schicken, oder auch sie in ein Kloster zu verschliessen. Diese fünf Mädchen waren fünf Grazien: so vollen Wuchs, so weissen Teint, so schwarze Haare, so schöne Augen hatte man noch nie gesehn. Wer eine sah, verliebte sich; sah man sie alle zugleich, wer konnte da wählen? Immer waren sie vergnügt, immer heiter, wie ein Tag im May. Das war ein Singen, ein Hüpfen, ein Schäkern, vom Morgen bis zum Abend. Funfzehn Jahr war die jüngste, die älteste kaum zwanzig. Liebhaber hatten sie in Menge. Die berühmtesten Ritter aus Guienne, Languedoc und Dauphine trugen öffentlich ihre Farben, und hatten auf ihre Waffenröcke ihre Namenszüge nebst ihrer Devise sticken lassen. Diese Devise war eine Blume mit der Umschrift: „Bin noch eine Blume, hab' euch nichts zu geben, denn eine Blume;" eine Anspielung auf ihr geringes Vermögen. Vor seiner Abreise sagte ihr Vater ohngefähr dieses zu ihnen. „Wohl möglich ist es, lieben Töchter, „daß ich sterbe jenseits des Meers. So diese Misse„wende Euch wiederführe, seyd dessen eingedenk, daß „Ihr habet einen Gesippten an Karlen von Anjou, und „eine noch nähere an Beatrix; bittet von ihnen, daß „sie Euch aufnehmen zu Gnaden. Und ob es sich be„gäbe, daß sie Euer nicht mögten, geht denn an den „Hof des Königs zu Frankreich; werdet da finden, der „sich Euer erbarmt und Euch Hülfe thut. Aber — „mit einem tiefen Seufzer — mögte wohl lieber, daß „Konradin kiesete eine von Euch zu seiner ehrlichen „Wirthin. Baß ist es zu seyn ein kleiner Herr daheime, „dann dürftig am Hof eines seiner Sippschaft. Habt „ja alles und traun noch mehr als Ihr bedürfet, um

„damit

„damit Ihr Konradinen bewegen möget solches zu „thun. Sollt meinen Seegen haben, lieben Töchter: „Gott woll Euch schirmen!“ — Die lieben Mädchen fielen ihm um den Hals, und ihre Thränen flossen auf seine Wangen. Der Graf reiste ab, und nun hielten sie Rat. — „Müssen gehorchen unserm Herrn und „Vater, sagte die jüngste. Und ob Konradin . . . „genug! thut wie ich: müßt' er ja felsenhart seyn, „oder . . .“ Sie versprachen sich, jede wollte ihr Bestes thun.

Da Konradin nicht mitzog, so stand sein Schloß allen Kreuzrittern offen. Der Zufluß war beträchtlich. Des Grafen von Sabean Töchter machten die Wirthinnen im Schlosse, und unterhielten da eine Fröhlichkeit, die zuvor niemals darinn eingekehrt war. Aus Dankbarkeit für eine so liebreiche Aufnahme stellten die Ritter ihnen zu Ehren Lustgefechte an. Manche von ihnen forderten sogar Kampf auf Schimpf und Ernst; denn, sagten sie, welcher von ihnen würde nicht für sie mit Freuden sein Leben lassen? — Drey Tage währten die Lustgefechte, und die Ritter zeigten dabey all ihre Geschicklichkeit und Stärke. Die Ueberwinder schätzten sich glücklich, wenn sie dann einen Kuß auf die Hand der schönen Schwestern drücken durften; die Ueberwundenen aber bedauerten, daß sie nicht Sieger waren, um auch so glücklich zu seyn. Die meisten Ritter nahmen bey ihrem Abzug von dieser Art von Turnier eine Wunde mit hinweg, die ein einziger Blick der Schönen ihnen wider Willen geschlagen hatte, begleitet von angenehmer Erinnerung an die Fröhlichkeit, die sie umgab: denn sprachen sie, so lächelten sie dabey; hörten sie zu, so lächelten sie auch. Sie giengen nicht, sie sprangen. Immer waren sie in Bewegung. Nur ihr Herz blieb ruhig. Sie liebten nicht, aber man sieht aus dem

Vorhergehenden, daß ihnen die Zeit nicht lang wurde. Sie waren grosse Freundinnen von Blumen. Das erste, warum sie Konradin baten, war, ihnen ein Blumenbeet zu schenken, welches sie selbst bebauten, und selbst bepflanzten; und als nun die Blumen in die Höhe schossen, theilten sie unter sich die Sorge für ihre Wartung. Die älteste, Eufrosine, liebte vorzüglich die Rose; Luise zog die Tulpe vor; Gertrude hatte sich die Ranunkel gewählt; Brigittens Lieblingsblume war die Viole; Klotilde pflegte die Nelke. Ihr Zimmer schmückten Rasen mit diesen Blumen gefüllt, deren mannichfaltige Farben und vermischte Düfte Aug' und Geruch entzückten. Ringsumher standen Rahmen und andere Werkzeuge weiblicher Arbeiten. Es war eine Lust zu sehen, wie die schönsten Hände von der T... die Spindel drehten, oder das Weberschiff trieben, oder die Nadel gebrauchten. Konradin besuchte sie alle Abende, wenn er von der Jagd kam, beschaute sie unverwandten Blicks, aber ohn' ein Wörtchen zu sagen; und wenn er sie nun stundenlang beschaut hatte, denn gieng er wieder, und sagte kaum gute Nacht. — Welch ein Unthier, sagte Luise lächelnd. — Das zahm gemacht werden muß, fiel Eufrosine ein. — Aber wie? fragte Brigitte. — Nichts leichter als das, antwortete Klotilde; wir dürfen nur wollen. — Durch Schmeicheleyen, sagte Luise, denn er ist stolz. — Durch Schmeicheleyen! wendete Eufrosine dagegen ein; nicht doch, Schwester! — Uns so weit herabsetzen! fuhr Gertrude fort; knieen müssen seines Gleichen. — Und doch! sagte Brigitte. — Es ist genug, setzte Klotilde hinzu, wenn wir uns ihm öfters sehen lassen, ohne daß es scheint, als suchten wir ihn; es muß immer seyn, als wenn uns das Ohngefähr leite. Er wird uns sehn, wird uns eben nicht häßlich finden; wird nicht widerstehen können. Nach und nach wird der wilde

Mann

Mann zahm werden: wird anfangen Mensch zu seyn; bald drauf wird sich Liebe zeigen, und dann wird er heuraten wollen: denn... Ja! ja! liebe Schwestern, eine von uns muß seine Frau werden. — Alle auf einmal sahn in den Spiegel. Und der schien ihnen zu sagen: Ihr habt schöne Augen, es kann euch nicht fehlen. — Sie waren keine Nebenbuhlerinnen; deßwegen blieb die Freundschaft unter ihnen. Eine putzte immer die andere: Klotilde flocht Brigittens Haare und Eufrosine ordnete Klotildens Locken. — Sieh da! liebe Schwester! Dieses Kleid steht besser als jenes: blau schickt sich eher zu deinem Teint als Rosenfarb. — So verstrich den lieben Mädchen ein Theil des Vormittags. Man mußte sie sehn, wenn sie zu den Kapuzinern in die Messe giengen. Alle trugen ein Strohhütchen, das ihre schönen Augen halb verbergen zu wollen schien; alle hielten sich bey der Hand wie die Grazien. Da war kein Ritter und kein Knappe, der sie nicht mit einem tiefen Bückling grüßte, und zum Paße tief seufzte. — „Schade, sagten sie untereinander, Schade, daß sie niemanden lieben! —“ Wenn sie aus der Messe kamen, giengen sie hinab auf eine Wiese, wo schon Schlingen gelegt waren. Hier nahmen sie die Leine in die Hand, und weckten mit einem Pfeifchen die Lockvögel. Getäuscht durch die Blätter, mit denen die Schlingen überdeckt waren, und durch den Gesang der Locker, kamen die Vögel und setzten sich auf die Blätter; gleich zog eine der Mädchen an der Leine, und der Vogel war erwischt. Doch mordeten sie ihre Gefangene nicht. Die sich durch schönes Gefieder oder lieblichen Gesang empfahlen, wurden behalten; die andern liessen sie wieder fliegen. Jene aufzuziehn und zu pflegen war einer ihrer liebsten Zeitvertreibe.

Konradin traf sie jetzt öfter als sonst an. Schon am frühsten Morgen sah er sie im Felde; kam er nach Hause, so begegneten sie ihm; gieng er aus, so hielten sie ihm an oder ruften ihm zu. Bald wollten sie ihm eine Blume zeigen, die unter Brigittens Nadel hervorgieng; bald sollt' er einen Finken ein Liedchen singen hören, das ihn Luise gelehrt hatte; bald wieder einen Papagay, der bis zur Bewunderung deutlich sagen konnte: „Lieb' mich, Konradin! Konradin, lieb mich! Konradin! Konradin! —" Bald sollt' er Gertruden Trost zusprechen, die sich stellte, als weinte sie um ihre verlorne Ranunkeln. Und immer fand er die liebenswürdigen Mädchen in reizendem Schmuck oder im noch reizerndern Morgenkleide. Unbewegt sah er sie nicht; das sagen würde ihn zu hart schildern heissen. So viel Schönheit, so viel Anmuth machte Eindruck auf ihn: aber er war unentschlossen. Fünfe waren's und alle gleich schön; von jeder verwundet gieng er hinweg, und dabei war er stolz. Hätt' er würklich geliebt, er würde es nie zuerst gestanden haben, und unvorsichtig wär's von der andern Seite gewesen ihm Liebe merken zu lassen: er hätte eine Art von Knechtschaft verlangt, denn er dachte in Absicht auf Frauenzimmer so ziemlich orientalisch.

Indessen ward's mit ihm von Tag zu Tage anders. Er entfernte sich immer weniger, und immer auf kürzere Zeit. Kein Wörtchen entfuhr ihm, aber alles was er that, sagte etwas. Die Mädchen waren zu fein, um nicht alles zu verstehn. — Endlich, sagte Luise, endlich wird der Mann zahm; aber welche von uns wird er wählen? oder vielmehr, welche von uns mögte wohl von ihm geliebt seyn? — Ich, sagte Eufrosine, ich! — Gut! versetzte Brigitte, so seys! Wir müssen nun ihm weniger zu Gesicht kommen; wir müssen ihn allmählig dahin bringen,

gen, daß Eufrosine seine Einzige werde. Nur sie soll er sehn; nur von ihr wollen wir reden, wenn er uns sieht: er wird sie wohl unterscheiden müssen.

Seitdem bekam Konradin die übrigen vier Schwestern nur selten zu sehn; immer war's nur Eufrosine; unmerklich vergas er die andern. Sie schien Gefallen an der Jagd zu haben: er erlaubte ihr, ihn zu begleiten. Da er bis zur Leidenschaft gerne ritt, so stellte sich Eufrosine als wäre diese Lust auch die ihrige. Mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit wußte sie ihr Roß zu lenken, und in die Rennbahn einzusprengen; oft kam sie sogar eher ans Ziel als Konradin. Um zu versuchen, wie viel sie schon über ihn vermögte, fieng sie an, wenn sie öffentlich mit ihm sprach, den gnädigen Herrn auszulassen, und nennte ihn blos Konradin. Beym erstenmal erröthete Konradin, schwieg, wurde bös. Jedermann glaubte einige Tage lang, Eufrosine hätte seine Gunst verloren; sie selbst glaubte so. Allein Konradin mogte immer böse seyn wollen, er gewöhnte sich doch allmählig daran, daß ihn Eufrosine nur Konradin nannte. Dieser Schritt war also gewagt; jetzt gieng sie weiter. Konradin ließ sie allein vom Pferde steigen, oder ein Ecuyer reichte ihr die Hand. „Aber, sagte sie eines Tags zu ihm, es ist doch eine Schande, daß ein Ritter wie Ihr, so wenig galant ist; steigt doch ab und reicht mir Eure Hand ohne Handschuh'; ich mag künftig keinen andern zum Ecuyer als Euch. —" Konradin stuzte und warf einen zornigen Blick auf Eufrosinen, die zu dieser unbescheidenen Forderung just einen Augenblick gewählt hatte, wo ihn sein zahlreicher Hofstatt beobachtete. — Keine Weigerung! ich will's, ich forder' es. — Sie sagte das mit so vieler Anmuth, der ganze Hof fand sie dabey so reizend, daß Konradin wohl absteigen und ihr seine Hand reichen mußte: er wollte sogar die ihrige küssen. —

Nicht doch! sagte das muthwillige Mädchen; Ihr habt mir nicht freundlich genug gehorcht: vielleicht ein andermal. — Ich hab' ihn, rief sie ihren Schwestern entgegen, als sie wieder zu ihnen kam, ich ha-' ihn! — und nun erzählte sie ihnen, was sie gewagt hatte. Das war recht! riefen alle, und machten sich eben die Hofnung wie sie.

Am folgenden Morgen ließ Konradin, früher als gewöhnlich erwacht, Eufrosinen sagen, er wollte auf die Jagd gehn. Sie ließ ihm wieder sagen, sie würde ihn nicht begleiten. Konradin schickte noch einmal, und ließ sich erkundigen, ob sie nicht wohl wäre. — Das eben nicht, gab sie zur Antwort, ich bin wohl: aber ich mag heute nicht auf die Jagd. — Aber warum? ließ Konradin wieder fragen. — Weil mir's eben so einfällt — war ihre Antwort.

Konradin ritt also allein fort; aber den ganzen Tag war er übler Laune. Er kam eher als sonst wieder, schmälte mit jedermann, und ließ einen Bauern einstecken, der ihn zu spät gegrüßt, und noch einen, der ihn nicht gnädiger Herr genannt hatte. Eufrosine erfuhr's, und schrieb ihm auf der Stelle: „Ich bitte Euch um die Freyheit der bei„den Leibeigenen, die Ihr aus Stolz habt einstecken las„sen. Wird man denn immer nur Zwang und Knecht„schaft in Eurem Gebiete sehn?" — Konradin wurde sehr entrüstet, als er dieses Billet las, gieng mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder. Endlich aber that er doch, was Eufrosine verlangte. Doch sie triebs noch weiter. Sie ließ alle Gitter und Gatter einreissen, und erlaubte jedermann zu allen Stunden zu Konradin zu kommen: so daß der unsichtbare kleine Tirann sich nun öffentlich sehen ließ, und die Leibeigenen kamen haufenweis, wenn er aß, ihn zu sehen und zu seegnen. Eufrosine hatte ihn dahin gebracht, daß er mit seinen Knappen und den

vor-

vornehmsten Herren seines Hofs zuerst sprach, und er gehorchte knurrend. Er hatte nicht das Mindeste gesagt, was einen Schein von Liebe gehabt hätte; Eufrosinen war kein Wörtchen von so etwas entfallen; es schien, als bedürften sie keines Geständnisses, das sonst so nothwendig ist. Aber Eufrosine wollt' es ihm ablocken, mehr aus Eigenliebe als aus würklichem Bedürfniß des Herzens. Es zeigte sich auch bald eine Gelegenheit dazu.

Verschiedene benachbarte Herren hatten sich gegen Konradin verbunden, ihm Frejus und Riez nebst allem was er an den Küsten besaß abzunehmen. Das nöthigte ihn, seine Lehnleute aufzubieten, und in kurzer Zeit hatt' er ein ziemlich furchtbares Heer beisammen. Er übernahm's, selbst anzuführen, und machte sich zum Abzug fertig. Er hatte Eufrosinen noch nicht auf diese Trennung vorbereitet: hier war's wo sie ihn erwartete.

Ich reise ab, sagt' er auf einmal zu ihr. —

Ich glaubt' es werth zu seyn, daß ichs eher erführe. —

Ich geh' zum Kampf; vielleicht fall' ich da; Erben hab' ich nicht; nichts ist auf der Welt, das ich liebe ....

Nichts? gar nichts?

Ich glaube wenigstens nicht — mit einiger Verlegenheit — daß ich jemanden zurücklasse, das mich bedauern wird ...

Wißt Ihr das?

Ich wollte sagen, das mich bedauerte, wie Ihr.

Wie, ich? Wer hat Euch das gesagt?

Ich weis nicht; aber ich muß Euch gestehn, daß Ihr die einzige seyd, in deren Gesellschaft mirs gefiel.

Ich

Ich habe in Euch etwas gefunden, ich weis selbst nicht ... Hier legte sich seine Hand unwillkührlich aufs Herz — Ich fühle ... Ach, Eufrosine, Ihr seyd so reizend!

Dünkt Euch das?

Ja, das seyd Ihr.

Sehr artig von Euch, mir das zu sagen! In der That, eine ganz neue Sprache! —

Ja wohl, ganz neu!

Fast ist es Liebe.

Was Ihr wollt.

Aber denn wär's ja ein Geständniß, und gesteht man denn Liebe so? Im Waffenrock, mit der Lanze in der Hand, das Schwerd an der Seite, das Visier kaum halb gelüpft! Seyd Ihr Herr? seyd Ihr Sieger?

Alles, alles, was Ihr wollt.

Hier schnallte er den Panzer ab; den Helm hatt' er schon abgenommen; die Lanze war ihm aus der Hand gefallen; sein breites Schwerd hieng ihm nicht mehr an der Seite —

So! ist das genug? Bin ich nun wie's seyn muß.

Nein, noch nicht.

Noch nicht?

Ihr seyd zu weit von mir entfernt, und Eure Stellung ... Ihr seyd zu groß, wenn Ihr steht; ich muß zu hoch nach Euch hinaufsehn ...

Ist es so recht? — indem er auf ein Knie fiel —

Ja,

Ja, so ist es recht. Nun könnt Ihr mit mir reden. Was habt Ihr mir zu sagen?

Nichts mehr. Ich fühle ... Hier! leset. Es ist ein Brief, vermöge dessen ich Euch zur Regentin in meiner Abwesenheit ernenne. Fall' ich im Kampfe, so ist alles was ich habe Euer, und Eure Schwestern bekommen ihr väterliches Erbe wieder. Lebt wohl. —

Er gieng; Eufrosine dankte ihm in den edelsten Ausdrücken. Im Weggehn seufzt' er noch.

Jetzt waren die reizende Schwestern Regentinnen, und man kann leicht denken, daß es wohl niemals eine fröhlichere Regierung gegeben hat. Trobadoren und Jongleur waren willkommene Gäste; Bälle folgten auf Bälle; cours d'amour wechselten mit ihnen ab. Scherz und Witz und Fröhlichkeit traten an die Stelle des verjährten lächerlichen Zerimoniels. Ohne Gesetze wußten sie ein glückliches Mittel zwischen Vertraulichkeit, die der Ehrfurcht zu nahe tritt und kriechender Unterwürfigkeit zu finden. Die Unterthanen lernten ihre Pflicht, erfüllten sie mit frohem Muth, redeten ohne Zwang mit ihren schönen Gebieterinnen, und dennoch mit Ehrfurcht. Das Gerücht von dieser entzückenden Aenderung machte sie in der Ferne bekannt. Junge Ritter eilten herbey; diese fünf Schwestern waren ihrer Wünsche werth. Eufrosine begnügte sich mit dem Vorsitz bey den Spielen und mit Tändelei. Die andern giengen weiter, und allen fiel kein schlechtes Loos.

Um diese Zeit erschien die Gräfin von Martigues an Konradins Hof. Sie wollte ihm die Hand ihrer Tochter anbieten. Der Verdruß, daß sie zu spät kam, ward endlich zum geheimen Vorsatz, sich an Eufrosinen zu rächen. Zu gleicher Zeit war auch der junge Baron

von

von Bormes, als Konradins Gefangener, an den Hof gekommen, und Eufrosine hatte ihn auf sein Ehrenwort volle Freyheit in der Stadt gelassen. Dankbar bestrebte sich der junge Ritter, ihr zu gefallen, und sie hatte zu leichten Sinn, um das übel aufzunehmen. Sie lachte darüber mit ihren Schwestern, nannte ihn nur den kleinen Gefangenen. Er gieng ihr nicht mehr von der Seite, war ihr Ecuyer geworden: man hatte ihn überrascht, wie er von ihrer schönen Hand einen Kuß stahl.

Alle diese Wahrscheinlichkeiten sammelte die rachgierige Gräfin, und schrieb an Konradin eine lange Erzählung davon. Konradin, übereilt und hitzig wie er war, der noch überdieses den jungen Baron haßte, schwur, die beyden Strafbaren sollten sterben. Er ließ seinen Arzt rufen. — „Doktor, sagt' er zu ihm, ihr müßt mich rächen. — Und an wem? — An Eufrosinen und dem Baron Bormes. Ich bin verrathen, beschimpft; geht und gebt ihnen ein langsames Gift, das mir die Wollust verschaffe, sie sterben zu sehn, wenn ich heim komme." — Der Arzt reiste ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

IX.
Miscellanien.

1.
Fragmente zu einer Geschichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfnisse:

von R—d.

(Dritte Fortsetzung.)

In der Schlacht bey Sempach, wo Leopold, beygenahmt, „der Ritterschaft Ehre,“ mit seinen Edlen, durch die Tapferkeit der Schweizer, die Heldenthat des Arnolds von Winkelried, der den Phalanx der geharnischten Ritter brach, und durch den Fehler fiel, daß er seine Reuterey absitzen ließ, verwundete sich ein Herr von Raynach, als er sich, wie die andern Ritter, beym Absitzen, die großen, hindernden Schuhschnäbel abschnitte, aus zu großer Lebhaftigkeit am Fuß, und so stark, daß er die Schlacht nicht beywohnen konnte, und dem Schicksal, das die andern traf, durch diesen Zufall entgieng.

Zu den Hüten merke ich noch nach, daß eigentlich die großen eisernen Hüte, die man im Krieg trug, zum Gebrauch der Hüte von Castor und Filz in der Stadt, Gelegenheit gaben. Von den Federbüschen der Helme der Ritter, deren Erfinder die Deutschen waren, kamen die Federn auf die Hüte, und blieben, laut ihres Ursprungs, ein Vorzugszeichen des Adels.

Karls

Karls des Großen Kleidung, wie sie uns Eginhard beschreibt, bestand gemeiniglich in einem leinenen Rock, dessen Saum von Seide durchwirkt war, und im Winter aus einem Wams von Fischotterpelz, den er unter diesem Rocke trug. Schuhe und Strümpfe befestigten Bänder von allerley Farben, und um das Alles hieng ein langer Mantel. Man findet auch Prachtgesetze von ihm. Im Jahr 808 verordnete er folgende Preise beym Kauf und Verkauf.

Den besten Oberrock oder Mantel.	20 Sols.
Den schlechtern.	10 —
Den mit Marder oder Fischotter gefütterten Rock.	30 —
Mit Katzenfell gefüttert.	10 —

Eine Abhandlung über die verschiedenen Veränderungen, denen unsre Kleidung und Kleider-Moden, von den ältesten Zeiten bis zu uns, unterworfen waren, würde viele Bände füllen, und ist kein Werk für gegenwärtigen Aufsatz. Ich berühre nur, im Vorbeygehn, einige Besonderheiten der älteren Trachten.

Die breiten langen Tuniken, die oben zugehacket werden, und bis auf die Fersen heruntergehn, wurden über die andern Kleider gezogen. Man brauchte sie, wenn man ausgieng, statt daß der Mantel — so ändern sich die Begriffe und Moden! — nur eine häusliche oder Staatskleidung vorstellte, und es ein Zeichen von schlechter Lebensart gewesen seyn würde, wenn man in der Stadt im Mantel hätte gehn wollen. Der Kirchenornat, den man pluviale nennt, der Chormantel, und verschiedene Mönchshabite, sind Abbildungen dieser alten Tuniken oder Ueberhänge, und so finden wir in den Trachten vieler Mönchsorden und der Geistlichkeit,

die

die uns jetzt oft lächerlich in die Augen fallen, die ältesten Anzugs-Moden unsrer Vorfahren wieder.

Die Hermelin-Mäntel wurden in Frankreich und Deutschland zu allen Zeiten getragen. Um seine Weisse zu heben, „muschetirte“ man ihn mit schwarzen Schwänzchen oder Flocken von Lombardischen Lämmerfellen, wie es noch jetzt Gebrauch ist. Der Hermelin-Mantel (die Hermelin-Felle kamen damals aus Armenien) wurde nur von Vornehmen und von Damen von hohem Stand geführt. Eine Königin von England ließ zwey Hermelin-Mäntel vor sich her tragen, um anzuzeigen, daß sie Monarchin von zwey Königreichen, England und Frankreich, sey.

Die Hosen hatten vor Zeiten keine Taschen, und der Bund war nicht daran genäht, sondern ein besonderer durchgezogener Gürtel, der sie befestigte, wie er noch von einigen deutschen Bauern, aus gleicher Absicht, getragen wird. Ausser diesem Gürtel, der den Mannspersonen allein eigen war, bedienten sich beyde Geschlechter, zur Gürtung ihrer langen Kleider, noch eines andern, oder einer „Leibbinde,“ woran die Schlüssel, der Geldbeutel, das Messer, oder Schreibzeug hiengen, und der, bey den Damen, ein Gegenstand des Luxus wurde. Sie hatten welche von Seide, Gold, Silber, und gaben zu dem bekannten französischem Sprüchworte Anlas: Bonne renommée vaut mieux que ceinture dorée. Auch in den Geldbeuteln zeigte sich die Prachtsucht. Die Kreuzfahrer pflegten ihren Gurt und Beutel in den Kirchen weihen zu lassen, ehe sie den Kreuzzug antraten. Wenn man seines Vermögens, wegen Schulden, entsagte, so lösete man seinen Gürtel in Gegenwart der Richter, und die Wittwen in Frankreich, die auf die Erbschaft ihrer Männer Verzicht thaten, deponirten ihren Gürtel auf seinem Grabe.

In den älteren Zeiten war es gebräuchlich, ohne Hemd zu schlafen. Als Lancelot vom See, aus Ermangelung eines Bettes, bey einer Dame schlafen mußte, die in ihn verliebt war, so that er es „im Hemde," um die Treue gegen die Dame seines Herzens nicht zu verletzen; und dieses, daß er angekleidet blieb, war so deutlich als ein Korb. In den Erzählungen des Eutrapel (1587 gedruckt) werden lächerliche und schwer zu haltende Gelübde und Versprechungen, „mit einer Braut verglichen, „die im Hemde das Hochzeitbette besteigen wollte." Auf allen alten Holzschnitten und Mignatur-Gemälden findet man daher die Personen, in naturalibus, im Bette.

Die Fürsten und große Herrn pflegten zu Ostern, und sonderlich zu Weynachten, (auch bey andern Gelegenheiten) ihre Bediente und ihr Hofgesinde mit Kleidern, Mänteln ꝛc. zu beschenken. Von dem französischen Worte Livrer, „ausliefern," wurden diese Geschenke „Livreen" genannt, eine Benennung, die den Kleidungen des Gesindes und der Bedienten geblieben ist, die sie von ihren Herren empfangen. Bey einer dieser „Lieferungen" war es, wo der heilige Ludwig rothe Kreuze auf die Geschenke nähen, und sie unter seinen Hofe bey Nachtzeit austheilen ließ: als der Tag anbrach, fand sich jeder mit einem Kreuz bezeichnet, und durch diesen frommen Betrug gebunden, den vorgeschlagenen Kreuzzug, auch wider Willen, mit zu machen.

Die deutsche Leinwand war die beste, und der Barchend von Regensburg wurde vorzüglich geschätzt.

Bey theatralischen Vorstellungen durften von den Akteurs keine „geistliche Kleidungen" getragen werden. Die Mönchs-Klöster erhielten Jagdgerechtigkeiten, um Fleisch zur Speise, und Leder zu den Sandalen und zum „Büchereinbinden" zu bekommen.

Die

Die ersten seidenen Strümpfe wurden in England verfertigt. König Heinrich II. trug die ersten in Frankreich, an der Hochzeit seiner Schwester Margarethe.

Die festliche Kleidung des bemittelten Bürgers war schwarz: sie ist es noch in vielen deutschen Städten. Grau oder Braun war die Alltagskleidung ihrer Weiber und Töchter; daher in der französischen Sprache, von gris, „grau," das Wort Grisatte entstanden ist.

Manche Dame weiß wohl nicht, daß der Arbeiter, der das Bleyweiß an die Absätze ihrer Schuhe streicht, durch diese Arbeit sein Leben verkürzt, aber wo ist das Denkmal oder das Kleidungsstück, das nicht mit Blut gefärbt wäre? — fragt hier Mohrau mit Recht.

Man nennt in Frankreich Trousseau das Geschenk, das die Eltern oder der nächste Verwandte der jungen Frau bey ihrem Eintritt in den Ehestand machen. Man findet das Verzeichniß eines solchen Geschenks, wie es in vornehmen und reichen Häusern gebräuchlich ist, in der Art de la lingere, die einen Theil der prächtigen und weitläuftigen Description des arts & métiers ausmacht, welche unter der Aufsicht der Academie françoise herauskommt. Dieses Verzeichniß giebt zugleich einen redenden Beweis ab, wie weit der Luxus unsrer Zeiten in diesen Dingen gestiegen ist.

Für den Kopf.

1 Toilette für die Stadt, von Musselin oder Spitzen.
1 für's Land, von Musselin.
6 Kammfutter, von feinen Cannefas.
6 Nadelküssen-Ueberzüge, von eben dergleichen.
48 Toiletten-Servietten.
24 Toiletten-Schürzen.

6 Pudermäntel, (4 Musseline, und 2 mit Spitzen.)
36 Abwisch-Tücher, von rauchem Cannefas, zum abreiben der Schminke.
36 dergleichen von doppeltem Musselin, zum abwischen des Puders.
1 Haube, Brustlatz und gefaltetes Halstuch, von point d'Alençon.
1 Haube, Brustlatz und gefaltetes Halstuch, von point d'Angleterre.
1 Haube, Brustlatz und gefaltetes Halstuch, von ächter Valencienne.
1 Haube, Battant-l'œil genannt, von brodirten Brabanter-Spitzen, zum Neglige.
6 simple Halstücher, von geblümten Musselin, mit Spitzen besetzt, zum Neglige.
12 musselinene Halstücher.
12 große durchnähte Nachthauben, mit einer kleinen Spitze besetzt.
12 große Nachthauben, a deux rangs, von Musselin und Spitzen.
12 große dergleichen noch schönere, am Tag zu tragen, wenn man sich nicht wohl befindet.
12 Kopfbänder oder Binden, für die Nacht, mit einer kleinen Spitze besetzt.
12 große Mützen von Musselin, für die Nacht.
6 dergleichen en entoilage, für den Tag.
12 Kopfküssen-Ueberzüge, zehn von Musselin, zwey von Spitzen.
6 durchnähete Hauben, von mittlerer Größe.

Für den Leib.

72 Hemden.
72 Schnupftücher, von holländischer Leinwand.
48 Schnupftücher von Batist.

72 Paar

72 Paar Socken.
6 Corsets vom schönsten Cannefas.
12 Magen-Lätze, oben mit einer kleinen Spitze besetzt.
6 Kamisöle mit Schnüren oder Bändern, von schönem Cattun, oder sehr schönem indischen Cannefas, gefüttert mit dergleichen rauchen, für die Nacht.
6 durchnähete Musselin-Röcke.
6 Unterröcke für den Sommer, von schönem Cattun oder indischem Cannefas.

6 Bett-Mäntel } von schönem, brodirtem Musselin und
6 Röcke } eben so garnirt, welches ein beau Deshabillé genannt wird.

6 Corset-Garnituren }
6 Bruststriefen } von Musseline festormée.
12 Paar Manschetten }

6 Corset-Garnituren }
12 Bruststriefen } von Spitzen, mit brodirtem Musselin benäht.
12 Paar Manschetten }

6 Leinewandene Ermel, beym Hände-Waschen.
48 Leinewandene Tücher, die Arme zu waschen.
72 dergleichen, für die Garderobbe.

Man sieht aus diesem Verzeichnisse, daß so ein Trousseau mehr als eine Mätherin in Bewegung setzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

2.

Das Allmosen von Rebhühnern.

Herr Elie de Beaumont zu Paris, der wegen seiner Geschicklichkeit als Sachwalter und durch das Fest der Biederleute bekannt ist, das er auf seinen Gütern zu Canon eingesetzt hat, kam auf den Einfall, dem Pfarrer seines Kirchspiels acht Rebhühner nebst einem Billet zu übersenden, worin er ihn bat, sie unter die Armen zu vertheilen. Hier ist die Antwort des Pfarrers.

„Paris den 23. Jänner 1778.

„Ich habe die acht Rebhühner erhalten, die Sie mir „überschickten, um sie unter die Armen meines Kirchspiels „auszutheilen. Vermuthlich trauen Sie mir die Gabe unsers Heilands zu, der mit fünf Broden und so viel Fischen „einige tausend Menschen speisen konnte: denn ohne ein „Wunderwerk von der Art sehe ich nicht ein, wie acht „Rebhühner unter ohngefähr zwanzigtausend Unglückliche, „die ich täglich zu trösten habe, vertheilt werden sollen. „Der geschickteste Anatomiker würde nicht im Stande „seyn, sie so fein zu zerlegen. Und sollte mich überdies Ihre Gütigkeit nicht oft bevollmächtigen, meinen „Armen eine so leckere Speise vorzusetzen, so hieß das „ihnen in der That nur einen sehr schlimmen Dienst „erweisen, wenn man sie erst darnach lüstern machen, „und dann wieder zu ihrem groben Brod und schmalen „Suppe zurückschicken wollte. Ich habe daher für das „klügste gehalten, die acht Rebhühner für meinen Tisch „zu braten, und statt ihrer acht Thaler in meine Armencasse zu legen. Ich hoffe, Sie werden mich nicht „wieder so theure Rebhühner essen lassen. Sparen Sie „diese Feinheiten und dies Gesuchte für Ihre litterari-

„sche

„sche Arbeiten und gesellschaftliche Institute, und seyn „Sie biedermännischer in Ihren milden Gaben. Er„lauben Sie, daß ich, als Ihr Pfarrer, Ihnen den „Spruch des Evangeliums ans Herz legen darf: Seelig „sind, die da arm sind an Geist! Ich habe die „Ehre zu seyn ꝛc.“

3.

Tausend Hände geschäftig zu den Bedürfnissen eines einzigen Menschen.

Vielleicht wird manchem Leser die Ueberschrift dieses Aufsatzes übertrieben vorkommen. Nein, wird er sagen, so sehr scheinen die Glieder der menschlichen Gesellschaft nicht an einander verkettet zu seyn. Menschen brauchen Menschen, ihren Nutzen und Bequemlichkeit zu befördern: aber daß das Verhältniß ihrer wechselseitigen Hülfe sich so weit erstrecke, dieser Gedanke ist ganz gewiß die Geburt einer ausschweifenden Einbildungskraft. — Dem ohngeachtet möchte ich meine Behauptung nicht gern zurücknehmen. Nur dann kann uns der Satz unwahrscheinlich vorkommen, wenn wir ihn nicht stückweise zergliedern. Ganz verkannt ist die Wahrheit freylich nicht. Wer wird es läugnen, vornehmlich in unsern Tagen, da Künste, Wissenschaften und Lebensart so hoch gestiegen, und so sehr verfeinert worden, daß niemand ohne Beyhülfe vieler andern Menschen, sein Leben so einrichten und fortführen könne, als er es nach seinen Umständen wünscht: aber, daß dieser gegenseitige Einfluß so ausgebreitet sey, daß nicht

hundert, sondern tausend und noch mehr Hände zu meiner, und fast zu jedes andern Menschen Bedürfniß geschäftig seyn müssen, das fällt uns nur erst alsdann recht sichtbar in die Augen, wenn wir ins Detail gehen, und Berechnungen anstellen, die nicht blos Hirngespinste, sondern Thatsachen sind. Ich rede nicht von den Zeiten des ersten Menschengeschlechts auf Erden. Adams Hütte war die Natur. Seine Bedürfnisse befriedigten die Früchte des nächsten Baums. Die Quelle, aus welcher er mit seiner Hand schöpfte, stillte seinen Durst, und ein Feigenblatt — hernach das Fell eines Thiers, machte anfänglich seine ganze Garderobbe aus. Ich rede vielmehr von unsern Zeiten; von der jetzigen Lebensart der Menschen in polizirten Staaten, die in unserm Jahrhundert zur allgemeinen Gewohnheit worden, und die, wo nicht in allen und jeden Stücken, doch wenigstens im Ganzen von dem Schöpfer selbst gebilligt zu seyn scheint, da er die tausendmal tausend Kleinigkeiten werden ließ, die wir als Hülfsmittel zu unsrer Glückseligkeit betrachten, und deren Daseyn ohne diesen Gebrauch beynahe keinen Nutzen haben würde.

Zwar wird es niemand läugnen, daß Menschen viele Dinge zu Bedürfnissen, ja selbst zu Nothwendigkeiten gemacht haben, die es im eigentlichen Verstande nicht sind. Was brauchts so vieler mit Gewürzen beladenen Schiffe, und so vieler tausend Negers, die in Ost- und Westindien für uns arbeiten. Wir könnten ohne die Produkte dieser Länder doch leben, und uns an unsern einheimschen Früchten mit Wohlgeschmack sättigen. Aber besser ist doch besser. Grönländer und Samojeden mögen sich immerhin mit ihren Seehunden und Thranschmäusen begnügen. Wer sich, ohne dadurch seinen übrigen Pflichten Abbruch zu thun, grösserr Bequemlich-

lichkeiten verschaffen kann, der handelt thöricht, wenn er es unterläßt. Umsonst kocht nicht die Sonne den geistigen Saft in den Trauben des Weinstocks; sondern für Menschen wächst derselbe, die sogar, meines Wissens, das einzige Geschöpf sind, welches davon Gebrauch macht. Aus dem wirklichen Daseyn einer so grossen Menge natürlicher Dinge, die zu dieser und jener Absicht füglich können angewendet werden, läßt sich, deucht mich, auch der gegründete Schluß auf die Zuläßigkeit eines solchen Gebrauchs machen. Wenn es aber erlaubt ist, mit mehr als einer Art Speise seinen Hunger zu stillen, und lieber auf weichen Federn, als auf harter Erde zu schlafen: wenn es erlaubt ist, durch abwechselnde Kleider seinen Leib zu bedecken, und nicht allen bunten Schmuck zu verachten, da Gott selbst den glänzenden Schmetterling und die Blume so herrlich kleidet: wenn es erlaubt ist, uns unsern Aufenthalt auf Erden so angenehm, so bequem und nützlich zu machen, als es unsre moralische Bestimmung nicht allein verstattet, sondern auch erfordert; so brauchts nur einen Blick, um die Menge hülfreicher Hände zu berechnen, die zu unsern Bedürfnissen das ihrige beytragen müssen, wenn wir gegen Mangel und Ungemach gesichert seyn wollen.

Doch, um den Gehalt meines Vorgebens genauer zu prüfen, müssen wir diese Berechnung selbst anstellen. Wer sollte es denken? — In einem ländlichen Zimmer, das dreyen Personen zum Aufenthalt dient, das sich nach der Einrichtung der jetzigen Lebensart, gar nicht durch Ueberfluß und Aufwand auszeichnet, dennoch so viel Sachen zu erblicken, daß wirklich siebenzig Handwerker daran gearbeitet haben. Ich will sie nach alphabetischer Ordnung hersetzen, und zweifle kaum, daß ein Leser seyn wird, der nicht, wenn er um sich herum-

schauet, eine ganz ähnliche Berechnung werde anstellen können, oder vielleicht eine andere, die meine Angabe noch übersteigt. Der Bau des Zimmers selbst, die Kleider der darin befindlichen Personen, einige gar nicht ungewöhnliche Geräthe, womit es versehen ist, und dasjenige, was etwa zu einer mäßigen Abendmalzeit gehört, fordern folgende Künstler und Arbeiter: einen Bandwirker, Baumwollenspinner, Bäcker, Böttcher, Brauer, Buchbinder, Buchdrucker, Bürstenbinder, Dratzieher, Drechsler, Eisengiesser *), Färber, Fleischhauer, Formschneider, Gärtner, Glaser, Glasmacher, Glasschleifer, Goldschmidt, Gürtler, Hutmacher, Kalkbrenner, Kammmacher, Kattunfabrikant, Klempner, Knopfmacher, Korbflechter, Kürschner, Kupferstecher, Lackmacher, Leinweber, Lohgerber, Mahler, Mauer, Messerschmid, Müller, Münzmeister oder Münzpräger, Nadler, Nagelschmidt, Orgelbauer oder Instrumentmacher, Papiermüller, Perükkier, Pfeifenmacher, Petschirstecher, Porzellanfabrikant, Rothgiesser, Salzsieder, Sammtbereiter, Sattler, Scheerenschleifer, Schlösser, Schmidt, Schneider, Schuster, Seidenweber, Seifensieder, Seiler, Spiegelfabrikant, Spitzenwirker, Steinschneider, Strumpfweber, Tischler, Tobacksfabrikant, Töpfer, Tuchmacher, Uhrmacher, Ziegelstreicher, Zimmermann, Zinngiesser, Zuckersieder; — — So zählte ich in der Geschwindigkeit siebenzig besondre Zunftgenossen und Künstler, die alle zu den wenigen Utensilien um mich herum nöthig gewesen, und wirklich angelegt hatten. Hätten zehen davon gefehlt; so würden mir schon zehen, oder noch mehr Bequemlichkeiten gemangelt haben, und die Wahl, welche? würde mir nicht so leicht

*) Wenn ich in einigen technischen Nahmen fehle, so wird mir diese Unwissenheit hoffentlich zu vergeben seyn. Um in allen Kunstwörtern dieser Handwerker hinlänglich unterrichtet zu seyn, würde ich vielleicht noch ein Paar Dutzend Bedürfnisse mehr nöthig gehabt haben.

leicht geworden seyn. Hätten sie alle sich geweigert, mir zu Hülfe zu kommen, wie äusserst verlegen würde ich gewesen seyn? Freylich kann es Bauerhütten geben, die nicht mit alle dem versehen sind, was der Bürger schon zu den Nothwendigkeiten des menschlichen Lebens rechnet. Aber, wenn auch schon der Landmann selbst Tischler, Maurer und Zimmermann wäre; so gebraucht er doch Werkzeuge zu diesen Arbeiten. Es wird wenig daran fehlen, daß nicht auch ein Dürftiger unter ihnen, zu seiner Speise, Kleidung und Wohnung wenigstens zwey Drittheile der genannten Handwerker nöthig haben sollte. Wie sauer ward's dem Robinson auf seiner einsamen Insel, und doch wollte ich wetten, daß vielleicht dreyßig Handarbeiter an den Geräthen gearbeitet, welcher dieser gezwungene Einsiedler, noch durch einen großen Glücksfall, von seinem gescheiterten Schiffe gerettet hatte. Hungers würden wir freylich nicht sterben, wenn gleich ein großer Theil jener genannten Fabrikanten fehlte; aber bloß vom Hunger ist auch die Rede nicht. Und obgleich diese Berechnung den Anschein einer unnützen Spekulation hat; so finden wir doch einen Wink darinnen, keinen auch unserer geringen Nebenmenschen zu verachten, da so viele unter denselben einen sichtbaren Einfluß auf unsern Nutzen haben, und also auch einen gegründeten Anspruch auf unsre dankbare Liebe machen können; so wie wir wieder auf die ihrige. Es ist wahr, Handwerker werden bezahlt, wenn sie für uns arbeiten. Mehr der Eigennutz, als die Menschenliebe, ist wohl die Triebfeder ihrer Geschäftigkeit. Aber das kann unsre Pflichten nicht aufheben. Es kommt hier nicht darauf an, aus welchen Absichten jene handeln, sondern wie sehr wir zur bequemen Führung unsers Lebens andrer Menschen bedürftig sind.

Doch diese siebenzig Werkmeister, die vielleicht im Schweiß ihres Angesichts zu meinen Nothwendigkeiten und Bedürfnissen gearbeitet haben, machen noch lange nicht die ganze Zahl aus, welche hier muß in Anschlag gebracht werden. Es giebt Menschen, die mehr gebrauchen, als ich, und zu einem einzelnen Geräthe waren oft zehn Künstler nöthig, ehe es zu Stande kam. Ich habe nur den Buchdrucker, Buchbinder und Papiermacher genannt, bey der gedruckten Schrift, die ich vor mir habe; aber an den Verfasser derselben, an den Schriftgießer, an den Setzer, an den, der die Druckfarbe bereitet, an den Verleger und Buchhändler, an den Lumpensammler und die übrigen Handlanger in der Papiermühle habe ich nicht gedacht. Wie viel Mitarbeiter hatte der Tuchmacher, Glasschleifer, Messerschmidt, Uhrmacher, Schneider, Schuster, Leinweber — wieder nöthig, ehe ich jenes Kleid tragen, durch dies Fernglas sehen, mit diesem Messer meine Speise zerlegen, an dieser Uhr die Stunden bemerken, diese Schuhe anziehen, und mich mit dieser Wäsche bekleiden konnte? Wie viel Handlanger und Boten wurden erfordert, ehe das alles an Ort und Stelle kam? Die einzige Münze, die ich hier in der Hand habe, konnte ohne Bergleute, Schmelzer, Hüttenarbeiter, Probierer, Stempelschneider, Präger, Wechsler — nicht in meine Verwahrung kommen. Nur der Flachs — wie vielmal muß er durch Menschenhände, ehe er das wird, was draus werden soll? Wie viel Menschen musten geschäftig seyn, ehe die ausgestreueten Körner ihre Frucht brachten, ehe aus dieser Frucht Mehl, und aus dem Mehle dies Brod wurde? Ich sage vielleicht nicht zu wenig, wenn ich auf jedweden genannten Handwerker noch sechs Personen rechne, und sechs mal siebenzig macht schon vier hundert und zwanzig Menschen, die wirklich das ihrige dazu beygetragen

tragen haben, daß dies kleine Zimmer mit dem wenigen versehen wurde, in welchem ich mich gegenwärtig befinde.

Wenn wir nun einen Ueberschlag von der ganzen Lebensart eines Menschen machen, und nur bey dem Mittelstande stehen bleiben; so steigt diese Zahl um ein großes. Wie viele Wartung brauchte derselbe, da er noch in der Wiege lag; wie viel Aufseher in seiner Kindheit; wie viel Lehrer, die ihn in der Jugend unterrichteten? Ist er ein Gelehrter — wie manchen Gönner und Beförderer, ehe er den Standpunkt erreichte, dahin er versetzt wurde? Nun seine eigne Oekonomie; seine Kleidung, seine Wäsche, seine Speise, sein Trank — seine Wohnung, sein Garten, und die verschiednen Zimmer, die ihm zum Aufenthalt dienen — seine Schränke, Stühle, Tische, Spiegel, Betten, Bücher, Gemälde — sein Keller, seine Scheune, sein Kornboden, seine Küche, mit ihrem Zubehör — sein Arzt, sein Barbierer, sein Advokat, seine Equipage. — Wir wollen also nur jene Zahl verdoppeln; so sind es schon 840 Menschen, die ein einziger zu seinem Unterhalt und zu seiner Bequemlichkeit nöthig hat. Aber das erschöpft die Sache noch lange nicht. Es ist bekannt, um nur einen Artikel näher zu betrachten, daß das ausländische Getränk, der Kaffee, der noch vor sechzig oder siebenzig Jahren, an vielen Oertern in Deutschland, aus der Apotheke muste verschrieben werden, jetzt von aller Welt getrunken wird. Aber welch Getümmel von Negern und Sklaven und Kaufleuten und Bedienten, ehe die europäische Dame die rauchende Tasse zum Munde bringt? Der Pflanzer des Baums, der Wärter der Frucht, der, der sie sammlet, ein andrer, der sie einpackt, der fünfte, der sie zu Schiffe bringt, der sechste, der sie in dem Waarenlager des Großhändlers absetzt, vier andre Kaufleute und Krämer, ehe die

Boh-

Bohnen zu uns kommen. Nun der, der sie brennt, sie mahlt, das Wasser kocht, es filtrirt, — freylich zuweilen ein und eben dieselbe Person. — Nun der Zucker — eben wieder so. — Dann die Sahne und die Gefäße, in welchen dieser schwarze Nektar aufgetragen wird. In der That, die Rechnung wird zu einer Höhe steigen, darüber man erstaunen müßte, wenn wir alle Artikel so analysiren wollten. Man nehme dazu, daß wir in unserm Leben nicht etwa bloß einen Schneider, einen Schuster — sondern viele von jedweder Art vielleicht zehn verschiedne Meister gebraucht haben; man überrechne die mannichfaltige Handreichung der Bedienten, die den Reichen so unentbehrlich scheinen; man überdenke die Menge der Waaren, die ein Mensch in funfzig oder sechzig Jahren gebraucht hat, und sage dann, ob ich nicht anstatt 800 wenigstens fünfmal so viel rechnen könnte, und also anstatt tausend vielleicht zehntausend Hände hätte sagen sollen, die zu den Bedürfnissen eines einzigen Menschin in seinem Leben erfordert werden.

Und nun noch einen Blick auf die Großen dieser Erde. Sie sind es, die am allermeisten die behülflichen Dienste andrer nöthig haben. Auf den Wink eines einzigen Monarchen muß sich oft ein Heer von 200000 Menschen in Bewegung setzen. Je höher der Thron, destomehr Aufwand. Weise Regenten suchen zwar ihre Größe in weit wichtigeren Beschäftigungen, als in der Pracht, und in der unzählbaren Menge von Leib- und Hofbedienten. Aber der erhabne Posten, auf dem sie stehen, macht dennoch eine unbeschreibliche Zahl derselben nothwendig. — Als Kaiser Julian zur Regierung kam, gab er mehr als tausend Köchen, Mundschenken, Barbierern — den Abschied, die unter der vorigen Regierung den Hof glänzend gemacht hatten. Wer sieht

nicht

nicht den erstaunenden Zusammenhang, in welchem ein Mensch mit tausend andern steht. Einer wirkt auf hundert, oder zehnmal so viele wieder auf einen. So geht's in Ansehung der Schädlichkeit. Ein brauchbarer Mann in der Welt kann unsägliches Unheil stiften. Doch Moralisten mögen es weiter ausführen, wie glänzend der Ruhm derer sey, die zum Besten der Welt viel gearbeitet haben; wie verabscheuungswürdig im Gegentheil der Wandel derer sey, die nicht blos als unnütze Lasten der Erde können angesehen, sondern auch ihrer Laster und schädlichen Ausschweifungen wegen, als eine Pest der menschlichen Gesellschaft müssen betrachtet werden.

J. C. M . . . e.

4.

An eine Dame, die ihre Imagination für zwey Sous hingeben wollte.

Wie? für zwey Sous? Fürwahr das ist zu wenig
für ein Geschenk der schöpfrischen Natur,
Das heute uns zum König
Von Hindostan, zum Sultan unter tausend Mädchen
Circaßiens, in buhlerischer Tracht;
Und wiederum zum Hirten
Bekränzt mit Veilchen und mit Myrrthen
Ja, oft zum glücklichsten der Flur
Für andern Schäfern macht;
Dem jedes Auge freundlich lacht,
Dem alle Busen Lieb entgegen wallen,

Und

Und Thäler Seufzer wiederhallen
Die Opfer seiner Schönheit sind, —
Dem jedes Händchen Kränze wind't —
Und schon im Schnee die Blümchen find't —
Die seinen Sommerhut einst schmücken: —
Zu wenig — für die Zauberkraft,
Womit Mama Natur
In unserm Kopf, auf öder Alpen-Rücken
Uns bald ein Tempé schafft —
Die Wüste uns zum Hayn, von Rosen und Schasmin
Und ewig blüh'ndem Frühlings-Grün
Erhebt; die ganze Welt im Glanze
Der heitern Morgensonn' uns zeigt,
Wenn sie mit rosenfarbnem Kranze
Sich auf der Berge Gipfel neigt.
Zu wenig — für die Himmels-Gabe,
Die mancher gern mit seiner ganzen Haabe
Erkaufte; um mit Wieland-Lucian
Auf Abentheuer 'rum zu traben,
Im öden Wald,
Wo weder Flöten-Ton, noch auch ein Hifthorn schallt,
An Feen-Tischen sich zu laben;
So eine Danae, und Hüons ädles Weib,
Zum Seel- und Augen-Zeitvertreib,
Auf jeden Wink, bereit zu haben: —
Und dann Oberons Pfeifchen, dessen Schall die Knaben
Mit und auch ohne Bart,
Zum Tanze zwingt; wo in mäandrischem Gewühl
Ein jedes ohne Grace und Gefühl
Mechanisch hüpft; wo mit der jungen Zofe
Der lahme Held
Sich an die alten Wände hält;
Und wo ein Koridon, am Arm der sechzigjährigen Matrone
In Pirouetts die Schuh zerscharrt;

Die

Die Mutter mit dem Sohne,
In deutsche Walzer sich vernarrt —
Wie? diese Lust, dies alles so zu Zeiten
Wie in der dunkeln Camera zu sehn
Dies wollten Euer Excellenz
Für zwey elende Sous verschmähn?

Wahr ists — nicht immer malt auf lachend hellem Grunde,
Frau Fantasie uns bunte Bilder hin!
Oft trübt sich unser innre Sinn
Und schenkt uns manche schwarze Stunde —
Dann kommt die Einbildung, die das Groteske liebt,
Und jedem Dinge gern recht viel Gewichte giebt,
Bedeckt mit düsterm Flor
Den Himmel und die Erde;
Verstopft wol gar das Ohr
Beym frohen Lärm der Heerde,
Läßt nichts als Winds-Geheul aus Aeols Hölen schallen,
Sich Blitze schlängeln, Donner knallen
Und ganze Wolken-Brüche fallen;
Wo andre nur ein fernes Wetter sehn
Und ruhig unter Hecken gehn,
Wahr ists — oft macht die Fantasie,
Daß Männer, die auf Flügeln des Genie
Empor sich schwingen wollten, Ikar'n gleich
Die Flügel sich verbrennen —
Erst im dunkeln Reich
Des Tartarus, den Ruf errennen
Den lebend' ihnen eine Welt versagt
Die nicht mit gleicher Hitze
Die Butter-Vögel-Jagd
Der eiteln Ehre reizt —
Die weniger elektrisch, nicht vom ersten Blitze

Des Erden-Ungewitters hingeschreckt
Nur spät des Todes Hügel deckt.

Wahr ists — wer nur nach Freuden geizt,
Die unsre Seelen an der Pole Gränzen heben,
Von deren Kraft die Nerven all' erbeben:
Der find't sich oft getäuscht! — Wer Mädchen
Von so verfeinerten Gefühlen heischt —
Die gleich im fernsten Fädchen
Der Seelen-Fieber,
Es erklingend fühlen
Daß sie dem wonnetrunknen Jüngling lieber
Als alles sind;
Daß unter der Orkane heft'gem Wühlen
Er Sonnen, in der Mitternächte Chaos wandelte —
Fixsterne und Planeten insgesammt verhandelte, —
Für einen Blick von Ihnen — Wehe dem!
Der denkt so traurig angenehm
Als Nikolai's Bunkel scherzte —
Wenn er beym Syr'schen Text die Interpretin herzte —

Wahr ists — Wer Ideale
Sich vom guten, großen, schönen
Geformt, und wie im Bilder-Saale,
Die Antonine, Gustavs, Ludwigs und Katonen,
Die guten Menschen aufsucht — lauter Szenen
Von Aedelmuth und Tugend fodert
Sucht oft wie Diogen!
Im Graun der Geister-Stunde lodert,
Der Sage nach, der Schätze Flamme;
So auch das ädle; — und vom kleinen Stamme,
Wird oft die süßte Frucht gepflückt,
Wie sie noch kein Monarch im Gaum zerdrückt.

Wahr ists — die Einbildung als Quelle des Empfindens
Nährt jeden Gram,
Und eh dem Elend noch die Thrän' ins Auge kam,
Empfand sie schon das Mitleid;
Sah schon die Zähre rinnen, eh des Unglücks Sohn
Noch wuste, ob er weinen sollte; schon
Beim kleinsten Seufzer, der der Brust entfährt,
Schwillt Mitgefühl zur Klage; oft gestündens
Des Jammers Kinder nicht, was sie beschwert,
Käm ihnen nicht der Trost ganz ungesucht entgegen:
So find't auf kaum gewagten Wegen
Der Wanderer ein Lustgefild' —
Und dies Gefühl, das zwar mit Schmerz uns füllt,
Ist dennoch angenehm — scheint Trotz der Bitterkeit,
Die es besitzt, doch süß — reiß't ungern sich
Vom Herzen los — denn nur des Menschenharms
Allein'ger Arzt — die Zeit —
Nimmt ihm den Wermuth — bis im Lauf des Schwarms
Von Eitelkeit, Zerstreuung, kleinen Freuden,
Die größte Last der Menschen-Leiden
Wie im Gemäld, der Grund ins Helle sich verliert.
Und das Gedächtnis nur, daß je es war verspürt
Doch liegt nicht auch der Stof von allen unsern Wonnen
In Einbildung? — und tauscht man nicht recht gern
Den Wahn, der uns im Glanz der Sonnen
Die Welt erblicken läßt, für eine Wahrheit, die uns fern
Von unsern Blumen-Pfaden leitet?
Wer ists, der mitten in den Kelch der Schmerzen,
Das Oel der Lindrung träufelt? Wer bereitet
Oft die Thrän im Aug' auch unsre Herzen
Zu Seeligkeiten vor? als du, o Hoffnung! Tochter
Der Einbildung, die uns in Träume wiegt
Wo jeder Ha.m mit unserm Blick verfliegt
Die uns Elysiens Rosen-Haine zeiget,

Wenn einst Geduld die Klippen übersteiget.
Wer ist die Göttin, die im Purpur-Schimmer
Des Abendroths, sich lächelnd naht?
Ihr Aug' — ist sanfter, als nur immer
Der erste liebesvolle Blick der Charitinn
Der Amor ein schon längst bemerkt Geständnis that
Ihr Antlitz — scheint ein Schauplatz wo Empfindung
Mit ieder Muskel an Empfindung gränzt —
Itzt lacht ihr Mund — und Engel steigen nieder
Itzt spricht sie — Seraphs singen Lieder
Und aller Sphären Jubel schweigt:
Bey ihrer Harfen-Stimme Tönen steigt
Der Trost von Gott herab — Ihr Haar umkränzt
Kein Raub von tausend Gärten, ihr ists genung
An einem Röschen — Scherz und Freude
Umflattern sie im Frühlings-Kleide
Und wo ihr Fußtritt schallt, da muß der Gram entfliehn —
In ihrer Rechten strahlt ein Spiegel von Brillant,
Der in zwey gleiche Theile leicht zerfällt,
Den hält sie stets den Erden-Söhnen hin —
Zur Rechten — sieht der Mensch die Welt
Von Unlust Eve; — die Stunden
Bey Scherz und Tanz im Glück entschwunden —
Die Thäler voller Psychen — wo man hungrig ist,
Ein Tischgen mit allem was dazu gehört —
Die Betten — von Rosenblättern — keine List,
Kein Trug in Menschenherzen — nie vom Schmerz
beschwert
Vertändelt man in ew'ger Tugend
Des Lebenszeit — schwatzt von Empfindung und von
Tugend —
Schweift in Platonischen-Gefühlen in Elysium,
Und wird für Liebe taub und stumm —
Begafft sich, eins das andre, wenn der Hesper winkt,

Und gaft noch immer, wenn Aurora
Schon von der Bruſt der Töchter Flora
Den kühlen Thau der Wolken trinkt.
Zur linken braußt der Sturm am Himmel,
Es rauſcht der Wilden Schlacht-Getümmel,
Von Hekatomben raucht der Kriegs-Altar! —
Was er verſchont, fällt Räubern in die Hände —
Blut ſtrömt an beyden Welten Ende.
Es wiegt mit weniger Gefahr
Der Vogel ſich auf leichten Zweigen;
Als Menſchen auf des Lebens Steigen
Für Mord und Krankheit ſicher ſind.
Dort würgt die Mutter-Hand ihr Kind
Um falſcher Schande zu entgehen.
Und ſcheut ſich nicht, daß Engel thränend ſehen,
Was kaum im Fall der Noth beym Thier pflegt zu geſchehen.
Hier trägt der Freund, der erſt den Nachbar küßte,
Der Gattin ein verborgnes Gift —
An jenes Abgrunds Ufer ſchifft
Der Geiz ſich ein, um Güter zu erwerben,
Die nach dem kummervollſten Sterben
Der Geiſt des Aufwands in den Schoos des Laſters
ſchmeißt —
In Rußlands rauhem Norden reiſt
Der Philoſoph *), und muß im Schnee verderben,
Indes des Laſters Sclav'n im Sopha Gold erwerben —

*) Georg Willhelm Steller, ein Deutſcher von Geburt; er gieng als Akademiſt der Rußiſch-Kaiſerlichen-Akademie, unter Anna Iwanowna 1740. nach Kamtſchatka, kam aber 42. ohne etwas neueres als Behring entdeckt zu haben zurück. Anno 1744. wurde er von ſeiner 2ten Reiſe dahin, wo er um alles das Seinige gekommen war, nach Petersburg zurückberufen; war ſchon im März 1745. zu Irkutzk, und kam bis vor Moskau, erhielt aber Befehl, wieder nach Irkutzk zurück zu kehren, und erfror im November 1746. bey der Stadt Tumen auf folgende Art: er hatte einen ganz zugemachten einſitzigen Wagen auf einem Schlitten, plötzlich hielt der Schlitten, und ſeine Begleitung von einem Knecht

Der Wollüstling saugt an den Unschuldbusen reine Luft —
Wenn ein Sokrat, in düstrer Kerker krankem Duft,
Xantippens Vorwurf fühlt —
Mord, Flamme, Wasserfluth und Elend wühlt
In ew'gem Krieg' in unsrer Menschen Schoos,
Ihr Leben — bangen Traum — und ihr Erwachen —
Todt —
Ein kaum bewundert Abendroth
Durch Mitternacht bedeckt
Dies traur'ge Loos
Der Sterblichen, einseitig nur betrachten,
Heißt jenen Himmels-Weisheit Rath verachten,
Den sie in aller Herzen legt:
„Die ihr euch selber quält! o Sterbliche! erwägt,
„Was dieser Spiegel in sich schließt!
„Der Götter weiser Rathschluß mischt
„Von jedem, so viel jedem zu
„Als träger Stof, zur Weckung aus der Ruh,
„Von nöthen hat! — die Tugend würde nicht entzücken,
„Wär nicht des Lasters giftger Hauch bekannt;
„Oft ruht der ganze Werth der Rosen, die wir pflücken,
„Nur in der Kunst der unvermundbarn Hand.
„Das Unglück, lehrt Erfahrung, Klugheit, Tugend,
„Ohn Gram und Herzeleid
„Verscherzten wir im ewgen Wunsch der Jugend
„Des wicht'gen Lebens ernste Zeit.
„Um froh zu seyn, muß man den Kummer mildern,
„Im Donner selbst das Prächtige nur sehn.

„Ja,

Knecht und Unteroffizier verlies ihn, um sich wegen der strengen Kälte Feuer zu machen. Sie verirrten sich, und als sie wieder kamen, fanden sie den Schlitten von den Wölfen umgeworfen, und Stellern tod in demselben. Seine Feinde sagten: er habe sich zu Tode gesoffen; aber er war ein rechtschafner Mann, wurde nur verfolgt und von seiner Frauen Buhlern aufgeopfert; itzt wird er vom Gelehrten geschätzt, und vom fühlenden Menschenfreund bedauert!

„Ja, gar der Wuth furchtbaren Schrecken-Bildern
„Die Kraft der Seelen-Stärke zugestehn. —
„Die Einbildung muß unsern Harm verscheuchen.
„In dunkler Nacht mit Hofnungs-Strahlen uns erfreun;
„Und wenn den Schmerzen trübe Stunden weichen,
„Muß Weisheit unser Führer seyn.
„Bist du beglückt? — so sieh im linken Spiegel
„Der Einbildung, wie's andern geht —
„Trägst du an eigner Stirn des Trübsals sichtbar Siegel,
„So sieh, wo rechter Hand die lose Freude steht.
„Vermisch den Wermuth-Saft mit süßrer Früchte Blüten
„Und nimm den Trank zur Stärkung ein, —
„Wo dir zu heiße Sonnen glühten,
„Flieh in der kühlen Palme Hayn —
„Trügt dich ein Freund, so such am sanftern Busen
„Des Mädchens irdsche Seeligkeit —
„Und täuscht auch dies — so harrt im Schooß der Musen
„Die Ehre und Zufriedenheit;
„Beym weichen Ton, — aus Ihrem Himmels-Munde
„Entflieht der Gram zur düstern Kluft —
„Dann lacht die Welt im stillen Friedens-Bunde
„Und Blumen-Kränze hängen rund um unsre Gruft.

Mencke.

5.

Nänie auf den Tod eines Schreibers.

Ehrlicher armer Mann! mit Deiner von Sporteln gemäst'ten
Unterkehle, und Deinem mit goldnen
Großen maßiven Knöpfen besetzten englischen Tuchkleid!
Hat der grämliche Tod nun auch Deine

Hurt-

Hurtgen gelehrten Finger gelähmt? o warum (der Tyranne!)
Nahm er eben nun Dich, und nicht lieber
Einen andern Gelehrten, der jährlich bey seinen drey hundert
Thalern blos nur ein wohlfeiles Landtuch
Trägt und weniger nützt, da Du doch rechtmäßig funfzehn
Hundert jährliche Einkünfte hattest?
Traure mit mir, Du sein Degen, den er entzückt bis zum dritten
Himmel hundertmal ansah und küste,
Als er zuerst ihn Amtswegen ansteckte! traure Du, seine
Liebe Feder in allen den heilgen
Künsten des Einmal Eins geweiht und besessen von Petschecks
Geist! o trauert! er war euch in Wahrheit,
Glaubts nur, ein grosser Mann! schon als bloßer Bedienter bey jenem
Staatsrath, oder bey diesem gestrengen
Bürgermeister war er verschwiegen, arbeitsam, höflich,
Ehrlich; nachher bey seinem erhaltnen
Amte war er ein Muster der Güte, vorzüglich der Demuth.
Auch sogar um den möglichen bloßen
Anschein der stolzen Demuth zu meiden, setzte er selten
Einen Stuhl vor, wenn etwa ein Schulmann,
Kandidat und dergleichen ihm ihre Aufwartung machten;
Ließ, doch blos nur, weil wichtge Geschäfte
Ihn verhinderten, sie ein Stündgen im Vorzimmer warten;
„So?“ war seine nachdrückliche lange
Antwort auf alles, dann nahm er, die silberne Dose zu zeigen,
Eine Priese, und schnell, eh der arme
Teufel es sich versah, war er fort ins benachbarte Zimmer.
Selten dankte er einem, der tief, tief
Ihn auf der Gasse grüßte, und stolperte öfters (der arme
Fleiß'ge Mann!) wenn er gieng auf gerader
Straße, nehmlich weil er beständig gen Himmel geschäftig
Und den Kopf voll Gedanken hinauf sah.
Trauert um ihn! er war ein großer Mann, nur acht Tage

Eh er starb noch verbrannte er seine
Bibel, weil die ganze Geschichte von seiner Familie darinne
Aufbewahrt war, und alle fast Schneider
Von dem ersten Ahnherrn bis auf den Grosvater waren.
Auch verließ er acht tausend Pistolen
Ohngeachtet der silbernen Leuchter und stoffenen Kleider
Seiner prächtigen Gattin. O ruhe
Sanft, Du verdienst es, **Würklicher großer Mann!**
wenn man aller
Andrer Menschen gewöhnliche Größe
Dividirt mit der Deinen, enthält die jene so vielmal
Als Du lebend Pistolen besassest.

X.

Fragmente.

Zwey Briefe des Conte di St. Aleßandro an seine Gemahlin in Rom.

(Aus dem Zürcher Kalender von 1781.)

Zürich am 1. October. 1770.

Signora.

Daß die Einimpfung des kleinen Aleßandrino, wie ich aus deinem gestrigen höre, so ganz glücklich abgelaufen, werden ohne Zweifel die Weiber beyderley Geschlechts

schlechts in der Königinn der Städte meiner Wallfahrt nach * * zuschreiben . . . oder vielmehr meinem Vorsatz dahin zu gehen. Wie, wenn ich das Gelübd von der göldenen Pockenblatter, das mir deine frömmliche Muhme gab, dem Elend des ersten besten Bettlers zum Opfer brächte. Lege diesen Fall meinem guten Beichtvater vor, der seine Beichtkinder oft von vermeynten Verbrechen los, und ihre christ-catholischen Tugenden unter die Todsünden zählt.

Dem fürtreflichen Arzt übergieb an dem nächsten Geburtstag des geheilten Kindes die Verschreibung eines Jahrgeldes von hundert Scudi: Er ist ein Wolthäter meines Hauses, und vielleicht der Retter eines Geschlechts, dessen Fortpflanzung auf dem lieben Knaben beruhet, dem Erstlinge unsrer Liebe; der die Miene des Vaters, und das Herz seiner Mutter trägt. Und du, geliebte Gioconda! erhebe dein Herz und Hand mit deinem ganzen Hause zu dem großen Unsichtbaren, der uns alles Gute giebet, wenn wir ihn gleich nicht darum bitten. Danke, und feyre seine Güte mit lieblicher Tugend, und Wohlthun gegen seine Geschöpfe.

In dem Lande, wo ich itzt wohne, ist das Einimpfen wenigstens nicht dem öffentlichen Aergerniß ausgesetzt. Man darf sie brauchen, und kann doch ein guter Christiano seyn. Das ist schon ein großer Schritt. In Zeit von sechs bis sieben Jahren sind über hundert Kinder von Stand eingeimpft worden; alle glücklich. Allein wenn diese heilsame Neuerung zur Sitte werden soll, so muß sie erst unter den gemeinen Mann, in das Transtevere der Städte kommen; sonst wird sie, wie noch viel anders Gutes, thörichter Weise, unter die Vorrechte der Reichen gezählt.

Ich

Ich habe bey meinen Betrachtungen über das Einimpfen schon oft eine Anmerkung gemacht, die meines Bedünkens tödtlich für die Feinde desselben ist. Wenn die Menschen in den gewöhnlichen Geschäften des bürgerlichen, sittlichen und animalischen Lebens, mit eben der ängstlichen Klugheit raisonnieren und handeln wollten, mit welcher sie die Inoculation noch täglich dem H. Officio ihrer Vorurtheile unterwerfen, so würde die Gesellschaft eine Sandwüste werden, in welcher diese sorgfältigen Philosophen unter andern Thieren herumirrten — Wir gehen alle Tage kummerfrey durch die Strassen unsrer Städte; wie leicht kann mich doch ein Stück Lava, das ab von einem Dach fällt, aus dem Land der Lebendigen wegrücken? Wir essen durch die ganze Fasten Fische; wie leicht kann ich an einem Grat ersticken? Aber das ist das wenigste: — Der klügste Staatsmann setzt in wichtigen Fällen zehen gegen funfzig, der vorsichtigste Kaufmann, eins gegen zwey aufs Spiel. Kurz, die Regeln menschlicher Klugheit, der Calcul des Wahrscheinlichen, gelten in allen Dingen; herrschen vom Thron bis zu der Hütte, und lösen unsre Zweifel mit einer Zuversicht auf, welche der Eigensinn des Zufalls und des Glücks, im Ganzen, noch niemals wanken gemacht hat. — Und doch widerstreben wir der Evidenz einer Entdeckung, deren Wahrheit und Wichtigkeit einem jedem Kinde fühlbar zu machen ist, so bald es das Einmal Eins versteht. Wenn ich die itzige Erleuchtung des Menschengeschlechts betrachte, so fang' ich mit vielen andern Leuten an zu zweifeln, ob unser Planet erst sechs tausend Jahre seines Lebens zähle. Denn wahrlich, in so viel Zeit läßt sich nur eine sehr kleine Rotte von Wahrheiten mit der Genauigkeit mustern, womit wir das Blattereinimpfen nun bald ein halbes Jahrhundert zerlaufen. Allein genug hievon. Höre nun andre wichtige Dinge an.

Da

Du weist, daß der erste Gegenstand, welchen ich in einem Land, auf den Dörfern wie in den Städten, aufsuche, immer das edelste unter allen irrdischen Produkten, der Mensch, ist. Als ich auf meiner Reise von Luzern gen Zürich, unfern dieser letztern Stadt, die schöne Bergstrasse des hohen Albis langsam herunter ritt, hörte ich einem Gespräche von zwey Bauren zu, welche meiner so wenig achteten, als ich ihrer zu achten schien. Da ich der deutschen Sprache schon vor meiner Ankunft in der Schweitz kundig war, so suchte ich mich während meinem zweymonatlichen Aufenthalt in Luzern auch mit dem besondern Dialekte der Schweitzer Bauren vertraut zu machen; weil ich immer der Meynung bin, daß die Knechte und Kinder theils ihre Herren und Väter besser kennen, theils für sich selbst betrachtet höchst wichtige Glieder des gemeinen Wesens sind. Nun, das Gespräch der besagten Bauern machte mich nach dem wenigen, was ich davon verstehen konnte, aufmerksam auf das übrige; und da ich bald nachher am Fusse des Berges sie in eine Schenke einkehren sah, stieg ich vom Pferde, trat in die Stube, und ließ mir an dem gleichen Tische, wo sich jene setzten, eine Erfrischung geben, die ich eben nicht nöthig hatte. Ich frug meine Mitgäste, woher, und wie weit? Worauf der jüngste unter ihnen, ein etwa dreyßigjähriger Mann, mit lebhaften Augen und gelbem wallenden Haarwuchs sofort das Wort nahm: „Herr, in die Stadt, zu einem Bauern„Gespräch, welches Morgen auf der physicalischen Ge„sellschaft gehalten wird.“ Eine unwillkührliche Röthe stieg hier, ich merkte es, mir an die Stirne. War es das Gefühl einer angenehmen Ueberraschung des Unerwarteten; oder ein vorübergehender Verdacht, daß mich der Mann um meiner bordierten Weste willen zum Narrn haben wollte; oder war es eine von den hun-

dertäsli-

dertästigen vermischten Empfindungen, welche durch ihre wunderbare Einrichtung alles eher beweisen — als daß der Mensch eine Maschine sey: Kurz ich wußte mich nicht besser zu erholen, meine Gäste wie mich vor allen widrigen Eindrücken zu verwahren, als daß ich mit einem Knicks einen sauren Trunk auf ihre Gesundheit that, welche sie sämtlich im Chor mit einer Herzlichkeit und Anstand erwiederten, der mir die zweyte Röthe aufs Gesicht jagte — daß ich mich betrogen hätte.

Nun war ich auf einmal meiner Gefährten und meiner selbst sicher.

„So, meine guten Freunde," fuhr ich fort, „Sie „gehen in die Stadt zu einem Bauerngespräche. Und was „wird da abgehandelt?"

„Dießmal mein Herr," (fieng hier ein älterer von ihnen an) „wird von der Zubereitung des Dungers, und „von der Vertheilung der Allmenten geredet" — „Aber „warum in der Stadt — wenn ich fragen darf? In meiner Heimath verstehen die Leute in den Städten nichts „von dem Feldbau und der Viehzucht. Haben etwa die „Herren von Zürich alle Grund und Güter? Oder werden „da dem Landmann von Seiten der Obrigkeit Befehle ertheilt, wie er die Bestellung seiner Felder und Weinberge „einrichten soll?" — „Keines von beyden" erwiederte mein zweiter Mann, „sondern sehen Sie, Herr" (hier stützte er sich mit Anstand auf einen Arm) „ich will Ihnen „sagen, was diese Bauerngespräche sind. Es ist in der „Stadt eine Gesellschaft von angesehenen und gelehrten „Herren, welche sich mit allerhand curiösen Sachen, und „dann auch mit dem Feldbau und der nöthigen Verbesserung „desselben in unserm Lande beschäftigt. Die Herren haben „alles gelesen, was davon geschrieben steht: Einige haben

„auch

„auch eigne Güter, und reden aus Erfahrung; und „dann lassen sie bey einem Bauer nahe an der Stadt „allerhand Versuche machen, im Säen, Pflügen, Bäum„schneiden, mit neuen Früchten, Pflanzen, u. s. f. Da „aber die Herren wissen, daß eine Schwalbe keinen „Sommer macht, und es bey dem Feld- und Weinbau „auf mehrere Versuche ankömmt; weil sie gerne den „Bauern ihre Entdekung mittheilen, und hinwieder sich „von ihnen belehren lassen, und wohl sehen, daß wir „auch ein Wörtchen von dem Brodte reden können, „welches wir für sie pflanzen, so berufen sie zu gewis„sen Zeiten im Jahr eine Anzahl Bauern, bald aus „dieser Gegend, bald aus jener, je nachdem es um einen „Theil des Feldbaues zu thun ist, hinein; unterreden „sich mit ihnen gar herzlich und freundlich, und theilen „auch von Zeit zu Zeit denjenigen Preise von einem „und mehrern Dukaten aus, welche die vorgelegten „Fragen und Aufgaben schriftlich am besten beantwor„ten.“ — „Vielleicht,“ (fiel hier der obgedachte jüngere Mann dem ältern, welcher sein Vater oder Onkel schien, zwar sehr ehrerbietig, ein) „vielleicht wäre es noch „besser, demjenigen den Preis zuzuerkennen, welcher den „besten und meisten Mist macht, als demjenigen, wel„cher darüber schreibt.“ — „Bey dieser Unterredung „nun (fuhr der Alte fort) ist allemal der Bürgermei„ster gegenwärtig.“ Hier fiel ich selbst voreilig dem Mann in die Rede. „Er sagte ja so eben, guter „Freund! das die Bauerngespräche keine obrigkeitliche „Verordnung, sondern lediglich die Anstalt einer Gesell„schaft von Liebhabern des Feldbaues sey, die sich zum „Besten des Landes mit wackern Bauern unterreden. „Ist nicht der Bürgermeister zu Zürich das vörderste „Standeshaupt? Was hat dieser dabey zu thun?“ — „Ja freylich, (erwiederte der Mann) aber sehen Sie,

„guter

„guter Herr! Unser Herr Bürgermeister wohnt diesen „Gesprächen bey, nicht als ein grosser Herr, nicht als „eine obrigkeitliche Person, sondern als der beste und „gelehrteste Herr zu Stadt und Land. Wenn er den „Mund aufthut, so redt er uns aus dem Herzen, und „wenn er uns anblickt, so sieht er durch und durch.“

Es war bereits sechs Uhr nach hiesiger Stundenrechnung, also Dämmerung, da ich mich in dieses Gespräch eingelassen hatte. Mein Bedienter erinnerte mich, daß wir noch eine gute Stunde von der Stadt entfernt, und der Weg für unkundige Reisende gefährlich sey. Mein Herz mußte also der Klugheit meines Sancho weichen. Ich bezahlte meine Zeche, und dankte meinen Bauern herzlich für die gute Gesellschaft. Der Jüngste mußte mir beym Abschied den Wunsch ansehen, der mir im Kopf herum gieng. Er rief mir nach, als ich schon die Thüre in der Hand hielt: „Herr, wenn Sie Lust „haben, zu dem Gespräch zu kommen, so sagen Sie es „nur Ihrem Wirth. Es kommen fast allemal fremde „Herren hin.“ Ich kann dir das Gefühl der Dankbarkeit und des Wohlwollens, welches ich in dem Augenblick für den hübschen Bauer empfand, mit nichts vergleichen, als mit dem zarten Feuer, das mir durch alle Adern läuft, wenn ich von den geisterstickenden Geschäften der Seggretaria nach Hause komme, und entweder einen kleinen Kreis auserlesener Freunde, oder dich allein unter den Spielen liebkosender Kinder finde, je nachdem du durch tausend liebliche Labyrinthe ausgespäht hast, was die jedesmalige Lage meiner Seele bedarf. — Ich gieng auf den Mann zu, drückte ihm, und nach dem Gesetz der Einbildung auch seinen Gefährden, die Hand, und nahm nochmal von ihnen einen kurzen Abschied auf baldiges Wiedersehn! — Du

kannst

kannst dir leicht einbilden, ob ich bis in die Stadt an etwas anders gedacht habe, als an meine Bauern und ihren Bürgermeister. Als ich nach einer ziemlich ermüdenden Tagreise in den Gasthof kam, so war mein erstes und letztes Geschäft, eh ich mich zur Ruhe legte, daß ich meinen Wirth, einen sehr liebenswürdigen und einsichtigen Mann, um die eigentliche Bewandtniß des Phänomens frug, welches mir die Bauern am Albis erzählt hatten. Er bevestigte meinen Glauben, und versprach, mich Morgens in ein Schauspiel zu führen, wovon unsre Vaterstadt Rom, die Hauptstadt der alten und neuen Welt, nichts ähnliches aufzuweisen hat; welches dir mein nächster Brief erzählen wird.

* * *

An eben dieselbe.

Fortsetzung des vorigen.

Zürich am 13. October. 1770.

Gleich nach eingenommenem Frühstück sagte mir mein Wirth an, was ich schon von meiner Uhr wußte: daß es Zeit wäre, uns zu dem Bauerngespräch zu begeben. Ich nahm ohne Mühe, und etwas angezogen, mitten aus einem Gespräche von einer sonst sehr interessanten Person Abschied, welche mit mir in dem grossen Saal gefrühstückt hatte, und ein Officier war, der in der Schlacht bey Roßbach eine wichtige Rolle gespielt. Nach ein paar hundert Schritten kamen wir auf einen großen Platz, in dessen Mitte eine ansehnliche Fontaine steht, und en Face

derselben ein Gebäude, welches das schönste hier seyn soll, und ein Zunfthaus ist, auf dessen zweyten Stockwerk eben die hiesige naturforschende Gesellschaft wöchentlich ihre Versammlungen, und von Zeit zu Zeit die Unterredungen mit den Bauern hält. Du kannst dir den Zusammenfluß meiner Ideen, und das beynahe schmerzhaft ungestüme Klopfen meines Herzens nicht vorstellen, als ich in ein Zimmer trat, welches von Personen aus allen Ständen und Altern wimmelte: Herren, gepuderte und ungepuderte; Magistratspersonen, Handwerker im Schurzfelle, Junge, Alte, Geistliche; und endlich meine lieben Zechgefährten am Albis, welche nebst andern Landleuten mit entblößtem Haupt und lieblicher Würde da standen, und genau darum einem jeden die Hauptperson des bevorstehenden Schauspiels scheinen mußten, weil sie die kleinste aber hervorstehendste Gruppe dieser edlen Versammlung ausmachten. Man war bereit sich zu setzen, da mich mein höflicher Wirth dem Sekretär der Gesellschaft, und dieser letztere den vornehmsten anwesenden Personen nach dem Bürgermeister, von welchem mir die Bauern so viel Wesens gemacht hatten ; ; dem berühmten Naturkundiger Geßner, als eigentlichen Präsidenten ; ; und demjenigen Mitgliede vorstellte, welcher das Gespräch führen sollte, einem Mann voll Herz und Seele, der den philosophischen Bauern geschrieben hat, von welchem dein würdiger Vater so oft in gebranntem Scherze sagte, daß er ihn so hoch als den Pabst selber halte. Man wies mir als einem Fremden von Ansehn den zweyten Platz der ganzen Versammlung an, daß ich also unmittelbar nach dem Herrn Heidegger (so heißt der edle Bürgermeister) zwischen ihm und Herrn Geßner zu sitzen kam. Die meisten übrigen Zuhörer saßen zu beyden Seiten, und die lieben Bauern en Face vor uns, so daß das, was sie redeten, nicht nur vernehmlich zu

hören war, sondern auch jede ihrer Gebehrden, alle ihre Blicke und Züge deutlich von mir bemerkt werden konnten. Es mochten in allem über sechzig Personen seyn. Der Präsident des gegenwärtigen Aktus, eben der Verfasser des philosophischen Bauers, Herr Hirzel, eröfnete die Versammlung mit einer kurzen Anrede an die Herren Bauern besonders gerichtet, worinn er die Absicht dieser Zusammenkunft deutlich zu Tage, und mit einer hinreissenden Stärke allen Anwesenden die Wichtigkeit des Einflusses ans Herz legte, den die Verbesserung des Feldbaues auf den ökonomischen und sittlichen Zustand eines Volkes hat. Mit überfliessender Wohlmeynung wandte er sich fast durchaus vorzüglich an die Landleute, und ermahnte sie, dem Zutrauen und der Liebe ihrer Herren und Väter durch ungeschminkte aufrichtige Entdeckung ihrer Gedanken über die vorzulegenden Fragen, durch edle Freymüthigkeit und Beyseitesetzung unwürdiger Privatinteressen zu entsprechen. Hierauf legte er ihnen eine Frage, die Vermehrung des Dungers betreffend vor, welche um so viel wichtiger war, da sie mit einem andern Hauptgegenstand der heutigen ökonomischen Verbesserungen in Europa, mit der Frage nämlich in genauer Verwandschaft steht: „Ob die Vertheilung der Gemeindwerke zuträglich sey oder nicht?“

Herr Hirzel wandte sich also an einen dieser Landleute, und hieß ihn seine Gedanken über die erste Frage eröfnen: „Ob er nicht glaube, daß der Dunger des Landwirths beträchtlich vermehrt, und sein Feld dabey gewinnen würde, wenn er sein Vieh auch durch den Sommer im Stall behielte?“ Der Mann antwortete mit Ja! und unterstützte seine Meynung ungebeten mit etlichen Gründen. Darnach wurde ein zweyter aufgerufen, welcher das gleiche that, und Einen guten Grund

bey-

beyfügte, der für zehen galt. Ein dritter, welcher befragt wurde, wollte ausgleiten, und bejahte zwar die Frage ebenfalls, fieng aber mit emporgereckter Hand, mit guter aber etwas wildgewachsner Logik an, die Nachtheile an den Fingern herzuzählen, welche den zugestandnen Vortheil der Behaltung des Viehes in den Ställen seiner Meynung nach überwägen würden, als Herr Heidegger ihm in das Wort fiel, und ihn bat, sich nicht zu übereilen, sondern dem Präsidenten des Gesprächs direkte und einzig auf die vorgelegte Frage zu antworten. „Ich habe ja schon gesagt" (erwiederte der Bauer mit einer Lebhaftigkeit, die ungemein bedeutend war) „daß „ich den Vortheil der Behaltung des Viehes in den „Ställen zugebe." Hier schwieg er, und unterdrückte ein Aber, welches dem guten Menschen auf dem Lippen schwebte. Ein Vierter und Fünfter machten nicht minder Einwendungen, welche von dem Unvermögen der ärmern Bauersleute hergenommen und höchst wichtig waren. Ein Sechster, von dem Fünften angefrischt, unterstützte desselben Einwürfe; allein da ich hören mußte, daß es ein alter reicher Bauer sey, so entrüstete mich sein übelverstandner Eigennutz, oder die schimmlichten Vorurtheile, die über seinen grauen Bart flossen, nicht wenig. Kurz, der Kerl schien mir einer von denen zu seyn, die das Evangelium Schälke heißt, der seinen Eigennutz unter die Hülle des gemeinen Nutzens zu verbergen suchte.

Du erwartest von mir ohne Zweifel keine Abhandlung über den Dunger, so hübsch und merkwürdig das meiste war, was im Verfolg des Gesprächs, sowohl von Seite des Gesprächführers als von Seite der Bauern hierüber geredet und ausgemacht wurde. Herr Hirzel lenkte nach einer zweyten und dritten Frage, bey deren

Beantwortung die mancherley Nüancen des Verstandes, Herzens und Witzes der verschiednen handelnden Personen sehr interessant durch einander spielten, das Gespräch allmählig auf die wichtige Frage, von der Vertheilung der Gemeindgüter, ein. Hier erschienen die Liebe zum allgemeinen Besten sowol, als alle niedrige Privatleidenschaften mit ihren Trugschlüssen, und einem gegleißneten Wohlmeynen bewaffnet, in einem sehr merkwürdigen Streit auf dem Schlachtfeld. Da hättest du das edle Feuer des Gesprächführers, die bezaubernde Einfalt des Bürgermeisters, den ich gleichsam in dem Schimmer eines wohlthätigen Königes schimmern sah, dann wieder in der ländlichen Simplicität bewundern mußte, welche ihn, nebst der überwägenden Stärke seiner Kenntnisse über alle vorschwebenden Materien, wie Socrates, zum Meister über alles machte, mitlerweile er allen zu Diensten schien und den guten Landleuten zum Geburtshelfer deutlicher Begriffe diente, welche blos klar in ihrer Seele lagen. Da hättest du sehen sollen, wie die bäurische Sprache die Geheimnisse einer ächten Politik zu Tage legte; wie Heidegger und Hirzel dasjenige zur Alltagsspeise zubereiteten, was sonst nur in den Distillirösen politischer Chymisten geheimnißvoll kocht, und von den Lippen eines Pöbels entfernt wird, der nach ihrer Meynung wohl verhungern darf. Da hättest du hören sollen, wie der feurige Hirzel brausend die Funken des sich äussernden Eigennutzes oder Neids, auf ihre unglücklichen Besitzer zurückschlug; wie Geßner sie zu christlichen Gesinnungen, zum Dank für den erhabnen Geber alles Guten, mit dem Wohlwollen eines Brookes, und mit der erhabnen Andacht eines Derhams und Bonnets ermahnte, und wie endlich Heidegger auch hier, mit der Ruhe seines Geistes und der Einfalt seiner Schlüsse triumphierte, den Eifer für das allgemeine Ganze unter

der

der wirksamern Wohlmeynung für das eigene Beste des Particularen verbarg, und so jede in Aufruhr gebrachte Leidenschaft in Schaam, Bewunderung, und endlich in das überzeugte Stillschweigen des ganzen Saals auflößte.

Noch kann ich nicht unbemerkt lassen, daß jedes Mitglied, wenigstens der engern ökonomischen Gesellschaft, das Recht hat, Fragen, die ihm wichtig dünken, an die Bauern sowohl als an den Vorsteher zu thun. Du stellest dir leicht vor, daß es grosse Kunst braucht, alle diese verschiedenen Köpfe in der gebührenden Unterwürfigkeit unter die allgemeine Ordnung, und innert der richtigen Strasse der Hauptfrage zu halten. Aber unter einer geschickten Führung muß auch diese Schwürigkeit zum Fund der gesuchten Wahrheit helfen. Und die guten Bauern schienen mir ihre Leute so wohl zu kennen, daß ich oft herzlich darüber lachen mußte, wie meisterhaft sie unnöthig aufgeworfene Scrupel, oder elende Aeusserungen einer städtischen Präpotenz, bey einem Anlas, wo nur Gründe und Wahrheit gelten sollten, zurückgewiesen.

Was mich besonders betrift, so verstund ich, mitten durch das Padoi der Bauern, den Kern ihrer Meynung fast allemal um so viel leichter, da sie nach Bauern- und Bauernprediger-Art, die gleiche Wahrheit wohl zwanzigmahl und von zwanzig verschiedenen Seiten vorstellten. Und was ich allenfalls nicht verstund, erklärten mir meine verbindliche Nachbarn.

Besonders frappirte mich einer von den Bauern, welcher wenig, und was er redte sehr weitläuftig, aber mit grossem viel umfassendem Sinn, Grundsätzen und Maximen vermischt vorbrachte, die er allemahl mit dem unauflöslichen Syllogismus bewies, daß er ihre Richtigkeit

selbst erfahren hätte. So lange die übrigen redeten, war er ganz Ohr, und ich möchte fast sagen, noch mehr ganz Aug; ein Aug, Gioconda, welches dem Aug des Castraten G*, dieses berühmten Günstlings einiger gelbsüchtigen Fürstinnen von Rom, nichts weichet; ein Kopf, den ich in einem Büste der mediceischen Gallerie unter den Ritratti der alten Weisen gesehen zu haben glaube.

Rathe, wer war der? ...

Es war kein geringerer als der philosophische Bauer, dessen ich mich unter dem Namen Klyjogg Guyer, wie er hier genennt wird, aus seiner Biographie nicht zu erinnern wußte. Ich werde dir ein andermal mehr von diesem Wundermann erzählen, besonders wenn ich ihn einmal, wie es bald geschehen soll, auf seinem obrigkeitlichen Lehen besucht habe, das er itzt bewohnt, und zu einem untrüglichen Schauplatz seiner Talente macht.

Als das Gespräch zu Ende war, und die Bauern vor den andern Zuhörern abzogen, gewahrte ich, daß der ehrliche Mann, welcher seine und noch vieler seiner Mitbauern Dürftigkeit gegen eine sonst heilsame Verbesserung einwandte, vor einem Schrank natürlicher Merkwürdigkeiten stund, und vermuthlich einen Vorrath von Erzählungen sammelte, womit er auf den Abend Weib und Kinder bey ihrer kümmerlichen Kost vergnügen wollte. Mein Schutzgeist lenkte bey diesem Anlas meine Rechte nach meinem Beutel; und, ohne die Linke um ihren Rath zu fragen, that sie einen muthigen Griff, mit dem ich mich dem Bauer näherte, und ihm das Geld in die Hand steckte, mit dem Beyfügen; „Nehm er dieses hin, ehrlicher Mann, und „bring' er's augenblicklich seiner Haushaltung. Aber sein „Vieh, guter Freund, behalt er mir den nächsten Sommer im Stall!" Damit gieng ich wieder unter das Gedränge,

dränge, und stund mit einem jungen verständigen Mann an's Fenster, der mir die schöne Gegend am See erklärte, welche gerade vor uns über lag. ,, Nicht wahr, Gloconda, das war ein gutgemeynter aber unbesonnener Streich christlicher Wolthätigkeit! Auch bemächtigte sich meiner, mittlerweile ich am Fenster stund, eine Furcht, der Mann möchte mich mit seinem Dank verfolgen, daß ich mich gläublich nicht mehr würde gefürchtet haben, wenn ich ihn bestohlen hätte.

Nachdem die Menge allmählig verlaufen war, und ich sachte um mich sehen wollte, ob der Bauer wohl gewiß verschwunden wäre, gieng derselbe eben über die Brücke, welche zunächst an das Haus stößt, wo wir waren. Allem Anschein nach hat er nicht sehr geeilt wegzukommen; auch sah er zweymahl an das Haus zurück; worauf ich mich zu der übrigen kleinen Gesellschaft wandte. Herr Heidegger wies und erklärte mir selbst die hübsche Sammlung von hier befindlichen Instrumenten, und führte mich in eine sehr auserlesene Büchersammlung, des Besten, was zu dem Endzweck des Instituts erforderlich ist. Der Bürgermeister fragte mich viel über Welschland, aber lauter Zeug, das man nicht in Büchern findt; auch nichts, das ein vernünftiger Mensch nicht zu wissen braucht: ,, Von dem Zustand der Künste ,, von dem Charakter des Ministeriums einiger welschen Höfe ,, von dem sel. Winkelmann u. d. g. Und ich bat mir hinwieder das Vergnügen aus, ihn sowol als die Herren Geßner und Hirzel bey ihnen besuchen zu dürfen, welches sie mir mit einer Freundschaft zusagten, die mich diesen Morgen zu den angenehmst vollbrachten Stunden meines Lebens zählen machte.

Ich gieng nach Hause, und aß gläublich zu Mittag. Einmal nach dem Essen befand ich mich an der gewöhnlichen Tafel, zwischen zween Menschen, die mich ohne Zweifel noch etwas mehr als die übrigen für einen Narrn hielten,

weil ich an dem Gespräch der sämmtlichen Gäste nicht den geringsten Antheil genommen hatte. Allein, in den wenigen glücklichen Augenblicken des Lebens, wo man vollkommen zufrieden mit sich selbst ist, frägt man nicht, ob es andre mit uns sind.

Auf den Abend besuch ich das öffentliche Concert: Im meinem nächsten hast du also mein Urtheil über dein Geschlecht in dieser Stadt zu erwarten. Fürchte dich nicht, Gioconda! Wenn es allenfalls schönere Frauen in der Welt giebt, als du bist, so giebt's doch keine liebenswürdigere für mich.

Lebe wohl, du Weib, das nicht seines gleichen hat! Küsse mich in meinen Kindern, und bilde sie nach deinem Gleichniß.

XI.

Auszüge aus den neuesten periodischen Blättern von Paris. *)

Das Leben des bekannten Torré, der im vorigen Jahre zu Paris starb, war ein Gewebe von gleich widrigen und außerordentlichen Schicksalen. Er wurde im Mayländischen geboren, und sein Vater gab ihm die einzige Erziehung, die er ihm geben konnte, nemlich, er lehrte ihm lesen, schreiben und Wettergläser machen. Dies Talent ernährte die ganze, zahlreiche Familie.

*) Der Herausgeber glaubt mit dieser neuen Rubrik, an der Stelle der Pieces fugitives der vorigen Jahrgänge, einen angenehmen Tausch für seine Leser getroffen zu haben.

mille. Sobald ein Junge groß genug war, um sich forthelfen zu können, packte man ihm eine Ladung von solchen Instrumenten auf, und schickte ihn in die Welt. Torré verließ frühzeitig die väterliche Hütte, er durchzog die Schweiz und verschiedne Provinzen Frankreichs, und kam endlich nach Paris. Ein Ohngefähr entdeckte ihn dem berühmten Reaumür, und dieser Gelehrte hielt ihn würdig, Theil an seinen Arbeiten zu nehmen. Unter diesem großen Meister vervollkommte er sich in der Kunst, Barometer und Thermometer zu verfertigen, er lernte das Eingeschränkte seiner Kenntnisse einsehn, und bereicherte sich mit neuen. Der Umgang mit Gelehrten, die Reaumür'n besuchten, ward für ihn eine lehrreiche Schule, in der er begierig alles sammelte, was zur Vermehrung seiner Einsichten und Wissenschaften beytrug. Sonderlich legte er sich auf Physik und Chemie. Da aber seine Glücksumstände nicht die besten waren, so wählte er sich die Feuerwerkerey zum Brodgeschäfte.

Diese Kunst, die noch keiner vor ihm mit diesem glücklichen und glänzenden Erfolg getrieben hat, brachte ihn an verschiedene europäische Höfe. Der Prinz von ***, der Verdienste so gut zu schätzen und zu belohnen weiß, nahm ihn in seine Dienste. Der Prinz liebte die Chemie. Er erstaunte, in seinem Feuerwerker einen Chemisten zu finden, der die geschicktesten des Hofs übertraf. Da die Liebhaberey des Prinzen kein Geheimniß bleiben konnte, so fanden sich Schwärme von Abentheuern und Marktschreyern ein, die ihren Nutzen davon zu ziehen hofften. Alle besaßen, nach ihrem Vorgeben, große Arkane, oder wenigstens doch den Stein der Weisen. Der Prinz war zu erleuchtet, als daß er das Opfer ihrer Betrügereyen hätte werden sollen, er belustigte sich, sie ihre Versuche machen zu lassen, und schickte sie dann, reichlich belohnt, weiter.

Die hochtrabende und geheimnißreiche Sprache dieser After-Adepten hatte auf Torré's glühende Einbildungskraft die heftigste Würkung hervorgebracht. Er wurde von der Sucht angesteckt, die schon so viele Unglückliche in Noth und Verzweiflung stürzte, der aber auch die Chemie manche schätzbare Entdeckung verdankt. Voll von dem Verlangen, die Natur auf der That zu ertappen, und ihr die Verwandlung der Metalle abzulernen, kaufte er sich eine Menge dahin einschlagender Schriften, miethete ein abgelegnes Gartenhaus, und verbrannte dort so viel Kohlen, als ihm sein Dienst nur Zeit dazu übrig ließ.

Um diese Zeit erschien zu * * * ein ganz außerordentlicher Mann. Er war allein gekommen, gieng sauber aber simpel gekleidet, sprach mit Leichtigkeit verschiedene Sprachen, und verstand sich fast auf alle Künste. In einer kleinen Stadt wie * * * erregte er gar bald die Aufmerksamkeit des Publikums. Der Prinz ließ ihn zu sich kommen, unterhielt sich mit ihm, und führte ihn in sein Laboratorium. Hier erstaunte man eben so sehr über seine Kenntnisse als über seine Bescheidenheit. Er erklärte alle die Geheimnisse der vorigen Adepten, wiederholte ihre Versuche auf der Stelle, zeigte das Wesentliche und Falsche davon, pralte aber selbst nie mit Geheimnissen. Was ihn noch mehr vor jenen Windmachern auszeichnete, war die Art, womit er, ohne die Ehrfurcht zu nah zu treten, die Geschenke und Anerbietungen des Prinzen von sich abzulehnen wußte.

Torré war ganz weg in diesem Mann; er überhäufte ihm mit Achtung und Aufmerksamkeiten, gieng ihm nicht von der Seite, und führte ihn auch eines Tages in das Gartenhaus, dessen wir oben erwähnt haben. Der Fremde hatte Gelegenheit gehabt, Torré's ehrlichen Karakter kennen zu lernen, er nahm einen Eid von ihm, nie das zu verrathen, was er ihm jezt entdecken wolle. „Zer-

brechen Sie, fuhr er fort, diese Oefen, die nur Werkzeuge Ihres Ruins seyn würden; wenn Sie so glücklich sind, auf die und die Art die und die Materie zu erhalten und zuzubereiten, so geben Sie sogleich die Briefe auf die Post, die ich Ihnen schicken werde, und sogleich will ich bey Ihnen seyn. Noch wissen Sie nichts, Sie sollen es aber erfahren, wenn Sie mit mir arbeiten werden." Den andern Morgen empfing Torré ein großes, versiegeltes Paket mit der Aufschrift: zur bestimmten Zeit zu eröfnen. Torré lief zu den Fremden, den er bereits als seinen Wohlthäter ansah; er war aber die Nacht abgereiset.

Diese Begebenheit erinnert an eine andere, die dem berühmten Johann Friedrich Helvetius, erstem Leibarzt des Prinzen von Oranien, zustieß. Er hatte in einem Werke an der Möglichkeit der Verwandlung der Metalle gezweifelt. Den 17. December 1666 besuchte ihn ein Unbekannter im Haag, und stellte ihm vor, daß er das Goldpulver nicht verdammen könne, ohne vorher die hermetischen Schriften gelesen und geprüft zu haben. Er öfnete zu gleicher Zeit ein elfenbeinernes Schächtelchen, und zeigte ihm ein sehr dünnes und schweres Stück von einer Erz- und Schwefelfarbe, und das sich bröckeln ließ. „Dies, sagt er, ist genug, um zwanzig Tonnen Goldes zu machen." Helvetius bat ihn nur um ein Hirsenkorn groß, womit er selbst den Versuch an Bley machte, das in sehr reines Gold verwandelt wurde. Er widerrief hierauf in einem andern Werke: Vitulus aureus &c. Hagæ comitis 1667. in 8. alles, was er wider die Adepten geschrieben hatte, und erzählte die Geschichte, die ihm begegnet war.

Torré wurde nun finster, traurig und andächtig. Die Unterredung und das große Werk, das er vor hatte, schwebten ihm beständig im Sinn. Man traf ihn nirgends

gends als in Einöden, oder am Fuß der Altäre an. Nach drey Jahren gelang ihm endlich, was ihm der Fremde vorgeschrieben hatte. Er öfnete nun das Paket, und fand darin Briefe mit verschiedenen Aufschriften und in verschiedenen Sprachen, nach deutschen, englischen, holländischen und welschen Städten. Er mußte lange auf dem Fremden warten, endlich erschien er in der Kleidung eines Geistlichen. Sie verschlossen sich in Torré's Gartenhause, und nach einer ununterbrochenen Arbeit von einigen Monaten kam endlich das wunderbare Pulver zum Vorschein. Torré, der von Begierde brannte, es zu versuchen, schmolz alles Fensterbley im Hause zusammen, und verwandelte es mit einem Gran dieses Pulvers in eine gelbe Masse. Er trug sie in die Stadt, um sie auf Befehl seines Meisters mit Kupfer zu versetzen, damit man es nicht für philosophisches Gold erkennen möchte. Der Goldschmidt, bey dem er es hierauf probiren ließ, erklärte es für sehr reines Gold. Torré eilte auf sein Landhaus — aber Fremder und Pulver waren verschwunden. Es blieb ihm nichts übrig, als ihm nachzusetzen. Er erinnerte sich der Namen einiger Städte, wohin die Briefe adreßirt gewesen waren, und reisete nach Amsterdam, Leiden, Frankfurt, Danzig, Mannheim, London, aber alle seine Nachforschungen waren vergebens. (Der Beschluß im nächsten Stück.)

Abälard und Heloise, seitdem Pope das Andenken dieser Opfer der schwärzesten Kabale und niedrigsten Eifersucht durch seine berühmte Epistel erneuerte, und die Dichter so vieler Nationen ihm nachfolgten, sind zwey so bekannte Namen geworden, daß auch der kleinste Umstand von ihnen unsern Antheil, wenigstens unsre Neugier, reizt. Ihre Gebeine ruhen seit 1142 und 63

in der Abtey Paraclet in Frankreich, in der Diocäs von Troyes. Sie wurden einigemale und in verschiedenen Jahrhunderten an andere Stellen der Kirche gebracht. Die letzte Umsetzung geschah, auf Befehl der jetzigen Aebtißin, Frau von Roucy, den 6. Junius 1780 unter folgenden Ceremonien. Ein Priester legte die Ueberreste dieser beyden zärtlichen Ehegatten, in zwey Abtheilungen, damit sie nicht vermischt würden, in einen bleyernen Sarg, der hierauf, aus dem Gewölbe gezogen, eine Viertelstunde lang zur Schau gestellt, und alsdann versiegelt wurde. Man trug ihn unter Absingung von Liedern und Hersagung der Gebete für Todte erst ins Frauen-Chor, und dann an seinen bestimmten Platz unter dem Altar. Hier ist auch das Grabmal von schwarzem Marmor aufgerichtet, das ihnen die Aebtißin mit folgender Innschrift hat setzen lassen:

Hic
Sub eodem marmore jacent
Hujus Monasterii
Conditor, PETRVS ABÆLARDUS,
Et Abbatissa prima HELOÏSA
Olim studiis, ingenio, amore, infaustis nuptiis,
Et pœnitentia;
Nunc aeterna, quod speramus, felicitate
Conjuncti.
Petrus obiit XX prima, anno 1142.
Heloïsse, XVII Maii, 1163.
Curis *Carolae de Roucy*, Paracleti Abbatissae.
M. DCC. LXXX.

Un-

Unter den Etrennes der Pariser Bühnen von diesem Jahre zeichnet sich besonders bey den Italiänern ein Lustspiel mit Gesang in drey Akten aus, das zum Titel hat: Les etrennes de Mercure, ou le bonnet magique. Der Plan ist ganz simpel. Gerout, indem er Neujahrs-Briefe schreibt, macht seine Anmerkungen über diese Art von Höflichkeits-Bezeugungen. Er wünscht sich die Gabe, unter den Glückwünschen, die er heute empfangen wird, die gutgemeynten und herzlichen von den geschminkten und falschen unterscheiden zu können. Mercur bringt ihn in Jupiters Namen eine Zaubermütze, die, wenn man sie aufsetzt, diese Gabe verschaft. Er handelt unüberlegt genug, sich ihrer zu bedienen, und erfährt so aus dem Munde seines besten Freundes, und selbst seiner Frau, Dinge, die zu wissen er gern entbehrt hätte.

Der König von Preussen hat die Dichterin Gräfin von Beauharnois zu Paris mit folgender Antwort auf die Epistel beehrt, welche die Gräfin an Se. Majestät gerichtet hatte.

Madame la Comtesse de Beauharnois, l'epitre que vous avez la bonté de m'adresser par votre lettre du 20 Novembre de l'année derniere, sur la grande Messe chantée à Breslau pour le repos de l'ame de Voltaire, vient de m'être présentée; elle réunit à beaucoup de facilité le goût qui caractérise la génie d'un sexe aimable, & Voltaire lui-même ne manqueroit pas de vous en faire compliment, en joignant son admiration à la mienne. Je

me

me borne à de ſimples remerciemens, priant Dieu ſur ce, Madame la Comteſſe de Beauharnois, qu'il vous ait en ſa ſainte & digne garde.

A Berlin le 5 Janvier 1781. *Signé*, FREDERIC.

Da die Eile des Drucks den Herausgeber nöthigt, die übrigen Nachrichten bis zu dem zweyten Band zu verſchieben, ſo ſchließt er mit einer Idylle, die hier zum erſtenmal gedruckt erſcheint.

DAMON & COLIN.

Idylle.

Damon & Colin étaient liés dès leur enfance par l'amitié la plus tendre & jamais on n'avoit vû deux amis plus heureux. Mais ils ne le furent pas longtems. Une mort ſubite enleva Damon & Colin reſta ſeul, triſte & malheureux. Il abandonna ſon troupeau, ne le conduiſait plus dans les plaines & ſe retirait dans un bois lointain & ſombre, où il ſe livrait à la vive triſteſſe qui le conſumait.

Souvent l'aurore renaiſſante le trouvait encore errant ou s'appuyant nonchalamment ſur ſa houlette dans le boccage. Envain déſirait-il que le ſommeil, ce ſecours bienfaiſant des malheureux vint adoucir ſes peines: il ſemblait l'avoir quitté à jamais.

Deux mois s'étaient écoulés depuis qu'il avait traîné cette vie languiſſante, lorſqu'une nuit il s'aſſit

ſit accablé du poids de ſa douleur près de la tombe de ſon cher Damon. Un morne & profond ſilence regnait partout: la ſeule Philomèle faiſait retentir les airs de ſes ſons mélodieux. Colin en fut touché: il ſoupira & dit d'une voix faible:

„O toi, qui autrefois chantais les délices dont „je jouiſſais avec le vertueux Damon, chante „auſſi mes peines! — Je l'ai perdu, cet ami „chéri & ſi digne de l'être. O ſouvenir, qui „perce mon ame! — Il mourut dans mes „bras & je lui ſurvis! — Mais hélas! je le ſens „— bientôt nous ſerons réunis. Une foibleſ„ſe mortelle s'empare de moi — — je me „meurs — — Je reverrai donc cet ami dont „le nom ſera la dernière parole de mes le„vres mourantes — O Damon — Damon! „— —"

En prononçant ce nom chéri Colin expira. Le lendemain il fut trouvé par des bergers voiſins, qui l'enſevelirent dans le tombeau de ſon ami, autour duquel ils plantèrent des cyprès. Cet endroit fut depuis conſacré à l'Amitié & devint le rendez-vous de ceux, qui, liés par des ſentimens ſincerès, comme ceux qui y repoſent, — vont ſe jurer d'être fidèles à jamais.

Olla Potrida.

1781.

Zweites Stück.

J. J. ROUSSEAU.

Berlin,
in der Weverschen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

Epistel an eine Braut.

Du, die so manches liebes Jahr
Der gröste Wunsch von meinem Herzen war,
Um die so oft ich flammende Gebete
In tiefer Mitternacht, auf öder Lagerstätte
Zum Himmel brünstig aufgesandt;
Mein Klärchen! ach! du gehst, und reichest deine Hand
Nicht mir, der so für dich geglühet,
Gehst von uns fort, in fernes Land,
Und manches Auge thränt, das dich nun nimmer siehet.

Wie wohl mirs war, wenn Dich mein Arm umfieng,
Wenn bebend oft mein Mund an Deinem hieng,
Wenn ich den Druck der weichen Hand
Im Innersten der Seel' empfand;

Wenn Klärchen mir ein Herz voll Lieb' und Güte,
Ein heiters wolkenfrey's Gemüthe
Gezeiget, wenn der Mund nur wie sie dachte,
Und niemals anders sprach;
Wenn mit den Frölichen sie lachte,
Und bey den Traurigen ihr Herz mitleidig brach: –

O! das weiß der, der mich so warm erschuf,
Der das Naturgesez in meine Seele prägte,
„Die Liebe sey der Sterblichen Beruf,
„Der sey kein Mensch, der gar nichts lieben möchte.“

Und dennoch standhaft siehst Du mich,
O Mädchen mit der schönen Seele!
Ein Seufzer nur begleite Dich,
Und Gott, dem ich Dich ganz empfele. –

Gut, daß mich die Empfindsamkeit
Der hochgepriesnen neuen Zeit
Nicht angesteckt; – da dürft' ich nicht so still
Mich in mich selbst verschliessen,
Da müßten – ach! – der Thränen viel
Von meinen Wangen niederfliessen.
Da müßt' ich Nachts vor Deinem Fenster klagen,
Dem stillen Mond von meinen Leiden sagen;
Beyher – nach neuer Helden Recht –
Aufs ganze menschliche Geschlecht
Wild, wie in Hamburg die Matrosen, schimpfen. –
Die unfühlbaren Pöbel-Seelen,
Die Herzensdrang, und Sympathie,
Und Wonneglut, und Energie,
Und wie die schönen Siebensachen
Noch weiter heissen, zum Gelächter machen,
Die niemals fühlten diese bittre Pein,
Müßt' ich mit deutscher Kraft verschrey'n.
An dir noch einmal meinen Blick zu weiden,
Könnt' ich in einen Bettler mich verkleiden,
Von dir gesehn alsdann geborgen seyn.

Ha!

Ha! wären wir Genie's nach heur'ger Mod',
So müßt' ich, da Du mir entrissen,
Zum wenigsten mich jezt erschiessen,
Zu enden meine Seelennoth.
Du, die Du mich geliebt, mein Klärchen! o wie würde
Dein Herz es fühlen, — o wie bang!
Und ach! aus innerm Herzensdrang
Würfst denn auch Du sie ab des schalen Lebens Bürde.

Doch, sanftes Mädchen! laß uns nur
Was nicht zu ändern, ruhig tragen.
O laß uns mit Gelassenheit,
Mit inniger Ergebenheit
In Gottes Fügungen, das Ziel von unsern Tagen,
Das eine weise Hand uns vorgesteckt, erwarten;
Und murre nicht, daß wir vergebens harrten
Auf ewige Vereinigung.
So wollt' es der, der schon von Ewigkeit
In seiner Wag' uns Liebs und Leids gewogen!
Erhalte Deines Herzens Heiterkeit
Auch jezt, da unsre Hofnungen betrogen.
Laß uns den Mode-Mann fühllos und kalt verschrey'n,
Wir waren's nie, und werden's nimmer seyn.
O! meine wärmsten Wünsche fliegen
Zum Thron des Ewigen, für Dich, mein süsses Kind!
Geh neuem, dauerndem Vergnügen
Entgegen, gutes, liebes Kind!
Mein ganzes Herz dankt Dir die Wonnestunden,
In denen ich des Lebens schönstes Glück
In Deinem Arm, an Deiner Brust empfunden,
Und ewig denkt's an Dich zurück.
Und wirst so glücklich Du, als Du verdieneſt, seyn;
O dann, mein Klärchen! denk auch in der Ferne mein!

Wagenseil.

2.

Lobgesang der Liebe.

Für Herrn W* zu seiner Hochzeit gesungen.

„Wäre die Liebe nicht in der Natur, wo nähmen die Sterblichen ihre Freuden her?“

Wezel.

Alle Freuden, die für dieses Leben
Zum Genuß ein guter Gott geweiht,
Können nicht das Herz so sehr erheben,
Als der Liebe Süssigkeit.
Haben nicht von jeher alle Zungen
Sie zu preisen heiß geglüht?
Haben Dichter nicht gesungen
Ihr manch feuervolles Lied?

Ja, sie ist der Quell der besten Freuden; —
Seelig, wer da schöpfen kan!
Wie ertrügen wir so manches Leiden,
Säh' nicht sie uns lächelnd an?
Jede Last erleichtert sie hienieden,
Sie vermindert jede Pein;
Und sie zieht mit Trost und Frieden
In betrübte Herzen ein.

Gern besuchet sie die niedern Dächer,
Fliehet von Palästen weit,
Mischet in des Schicksals Wermutsbecher
Leben, Freud' und Seeligkeit.
Unterhält verbundner Herzen Flammen,
Und Gemüther Harmonie,
Seelen, die sie knüpft zusammen,
Tragen leichter Lebens Müh.

Mensch-

Menschlicher macht sie den wilden Krieger,
Und von ihrem Arm umfaßt
Träget froher jener arme Pflüger
Eines Sommertages Last.
Süsse schmecket ihm im Abendschatten
Brod, das die Geliebte reicht,
Und er schläft auf kühlen Matten
Sorgenfrey mit ihr, und leicht.

Vögel lehrt sie süsse Melodieen,
Grillen zirpen ihr im Hain.
Jedes Thierchen heißt die Liebe glühen,
Jedem flößt sie Wollust ein.
Baum, und Moos, und Stauden in den Wäldern
Finden Gatten, lieben sich;
Blum' und Pflanzen in den Feldern
Lieben und begatten sich.

Den schuf die Natur in ihrem Grimme,
Der die Göttinn nicht verehrt,
Der nicht freudig auf die holde Stimme
Ihrer süssen Tochter hört;
Nicht dem Zug vom leichten Rosenbändchen
Gerne folgt, nicht heiter wird,
Wenn sie ihm am weichen Händchen
Auf der Lebensreise führt.

Dessen Herz, fürwahr! fühlt keine Wonne,
Ihn erfreut nicht die Natur,
Nicht der goldne Glanz der Morgensonne,
Nicht das Veilchen auf der Flur.
Für der Tonkunst tausend süße Freuden
Bleibt ein solcher träg und kalt;
Ihn ergötzet nicht der Saiten,
Nicht des Sanges Allgewalt.

O wer kann genug mit allen Bildern
Liebe, deinen Reiz erhöhn?

Wer vermag die Freuden all zu schildern,
Die dir stets zur Seite gehn?
Wer versteht das ungestüme Feuer,
Das den Liebenden durchglüht?
Warlich keiner! — Keine Leyer
Singt es ganz im raschen Lied.

Aber Du, o Paar! das am Altare
Ihr geduldigt, sey geweiht
Ganz zu fühlen, lange lange Jahre,
Ihrer Gaben Süssigkeit.
Schlürfet aus dem Quell der holden Liebe
Neue Wonne täglich ein;
Niemals, niemals fließ' er trübe,
Immer lauter, hell und rein.

O so wird, bey immer regen Freuden,
Deine Zeit, o Paar! verfliehn.
Still und ruhig, wie dort unter Weiden
Silberbäche murmelnd ziehn.
Jeder Tag, und jede einzle Stunde
Bringe Freuden, wie im Paradieß,
Und der lezte Kuß von eurem Munde
Sey, so wie der erste, süß.

Wagenseil.

3.

An einen Freund.

So ganz allein, so ganz mir selbst gelassen,
Wie ein Verirrter muthlos steht,
Wenn er auf unbekannten Strassen
Der dunkeln Nacht entgegen geht;

Und wenn ihm ja ein Wanderer begegnet,
Den seine frohe Seele segnet,
Er keinen andern Trost gewinnt,
Als, bis etwa ein Mondenschein beginnt,
Zu warten – Freund, in eben dieser Lage
Bin ich, und fühle jede Plage
Des Zweifels, der mein Herz zernagt,
Ob mir wohl je ein Morgen wieder tagt.

Ich trug so muthig meine Bürde
Auf ungebahnten steilen Wegen fort,
In Hoffnung, daß ich einst noch einen Ort
Zu süsser Ruhe finden würde.
Mir dämmerte da eine schöne Flur
Mit Lenz umschmückt, und Morgensonnenscheine:
Wie reizend dünkte mich die dortige Natur!
Ich eilte hin – und sah mich noch alleine.
Nicht glücklicher als ich gewesen war.
Der Sonnenschein, der mir entgegenstralte,
Und meiner Phantasie ein Lustgefilde malte,
Erblich, verschwand. Nun stellte sichs mir dar,
Wie jeder Ort, nach weggewichner Ferne;
Zwar liebt' ich es, und sah es gerne;
Allein nach einer kurzen Zeit
Erblickt' ich nichts, was mich zuvor erfreut.

Freund, unser Herz besitzt die Farben,
In welchen alles um uns her
Erscheint; und um so paradiesischer,
Wenn keine Leiden sie verdarben.
Wie rosenfarb und buntschattirt
Sind sie uns in den ersten Lenzen,
Wenn Unschuld und Natur den Pinsel führt,
Und sanfte Schwärmerein das Ideal ergänzen!
O Liebe! Liebe! – Rest vom Ebenbild
Der Gottheit, das uns blieb – o süsse Liebe!
Wenn dein Gefühl doch stets so selig bliebe,

Wie es zum erstenmal aus seinem Traum entquillt!
Wie schafft es sich, erfüllt von Seligkeiten,
Rings alles so zum Himmel um,
Und sieht den kleinen Kreis wie Sonnenlicht verbreiten
Zum reizendsten Elisium!

Doch ach! wie schnell verfliegen diese Farben!
Kaum sichtbar noch, wo wir sie sonst gesehn,
Verblichen sie, wenn sie nicht gänzlich starben;
Umsonst, daß wir sie nun mit frischen übergehn.
Und nicht genug, daß sie auf ewig fliehen,
Sie hinterlassen, statt der ersten Pracht,
Noch ein Gemisch von Traurigkeit und Nacht,
Womit sie die Natur für unser Aug' umziehen.

Ach! lebe wohl, vielleicht auf ewig, du
Gedanke eines frohen Lebens;
Und nun, o armes Herz, nun suchest du vergebens
Die so gewünschte süsse Ruh.
Was warst du noch im jüngverfloßnen Lenze?
Des Himmels Liebling; im Genuß
Von allen seinen Seligkeiten; Kränze
Umflossen da dein Haupt — und o ein Kuß,
Ein Kuß, der noch auf meinen Lippen schwebet,
Und unvertilglich in mir lebet! —

Verändert ward mit einemmal nach ihm
Mein ganzes Selbst. So zwischen Erd' und Himmel
Genoß mein Geist mit trunknem Ungestüm
Das rings um mich versammlete Getümmel
Von Freuden. Ich empfand
Sie ganz. O Gott! wie war ich selig!
Wie war mir der Gedank', an ihrer Hand
Sie stärker noch zu fühlen, ach! so selig!
O laß mich weinen, liebster Freund,
Der einz'ge Trost, der mir bis itzt geblieben,
Denn immer, wenn ich einmal ausgeweint,
Empfind' ichs noch: ich muß sie ewig lieben.

Ein stiller Schmerz hat nun in dieser Brust
Sich eingedrückt; er zehrt an meinem Leben.
Wie gern gäb' ich es hin: könnt' ichs für sie nur geben!
Ja gern, wär' ich mir nur bewußt,
Daß ich von ihr geliebet wäre,
Und daß, wenn ich erblich,
Nur Eine Trauerzähre
Aus ihrem sanften Aug' entschlich.

Noch murr' ich nicht, daß ich so schmerzlich leide;
Und weise Vorsicht, laß michs nie.
Du wandelst leicht die Traurigkeit in Freude;
O mach mich glücklich - wenigstens nur sie,
Sie, die ich mehr als meine Seele liebe,
Um die ich gern ein Märtrer bliebe.
Nur diese Bitte, Gott: o nimm sie an!
Dank sei dir dann, so viel ich danken kann.

Und meinen lieben Freund, der mich verläßt,
Mich weinen sieht, und nicht die Thränen
Von meinen Augen trocknet, nicht das Sehnen
Nach Troste stillt - o knüpf' ihn fest
An meine Seele, daß er mit mir fühle,
Was ich allein, und ach! so mächtig fühle;
Und daß er meinen Schmerz
Mit seinem Troste lindre,
Und kann sein gutes, freundschaftliches Herz,
Ihn immer mehr vermindre.

O Freund, vergieb, wenn diese bittre Klage
Dein Herz beleidigt, welches fühlt,
Bedaure mich, vergiß mich: aber sage,
Ob je ein Herz ein härtrer Schmerz durchwühlt.

4.

An Madame W. in Basel.

Lenz und Sommer blühn behende,
Freude zeichnet ihren Lauf,
Doch nach ihrem schönen Ende
Blüht noch manches Blümchen auf.

Ohne Wunsch die Flucht zu hindern,
Lässest du sie willig fliehn;
Denn du siehst in deinen Kindern
Lenz und Sommer wieder blühn.

W. G. Becker.

5.

An
Herrn Johann Rudolph Burkardt in Basel.

Paris im Aprill 1778.

Erst funfzehn Tage hier,
(Denn vierzehn klingt zu deutsch) und schon beinahe satt
Der Freuden all, die diese Weltstadt hat,
Sehn' ich mich hin zu Dir.
Zwar sind hier in Paris der Freuden
So mancherlei: ich kann nicht alle leiden;
Und klingt's zu stolz, was ich gesagt,
So schränk' ichs ein auf das, was mir behagt.

Im Ernst, mein Freund, ich habe mich betrogen,
Ich hatte von Paris mir ein Modell gemacht,
Ganz kolossalisch, wundersam, voll Pracht,
So wie sichs Mancher vorgelogen.

Und nun erscheint der grosse Tummelplatz
Von wenig Weisen, vielen Thoren,
Weit anders mir, als ihn mein Hirn geboren.
Doch find' ich immer gnug Ersatz:
Ich weide meinen Blick an jenen Meisterstücken
Der Kunst, die in und um Paris,
So mancher grosse Geist, die Nachwelt zu entzücken,
Als Monumente hinterließ.
Und diesen weih' ich jede Stunde,
Ich spähe alles durch, und mache meine Runde
Mit vielem Ernst, um nichts zu übergehn,
Und was mir dann gefällt, das such' ich mehr zu sehn.

Die Gegend um Paris ist von den Händen
Der gütigen Natur mit solchem Schmuck begabt,
Daß fast die Hand der Kunst die Sorge nur gehabt,
Ihr keine Reize zu entwenden.
O lieber Freund, du solltest Meudon sehn,
Und Bellevüe, den Galbert, und noch andre
So viele schöne Gegenden!
(Doch ich besinne mich, du hast sie ja gesehn.)
Und wärst du hier, so sprach' ich: Freund, o wandre
Mit mir nach Meudon, einst der Sitz
Von eines Königs Sohn und eines Königs Vater,
Und nun so öde; itzt ein Sitz
Der Einsamkeit; nur dann und wann von einem Pater
Der nahen Kapuziner — krank — genossen.
Der schöne Park! wie fühlt' ich mich in seinen Schoos
So hingerissen, hingegossen
In seine Schatten! — Welch ein Loos!
Seufzt' ich empor. So schön, und doch vergessen!
Wer kann den Eigensinn der Menschen messen? —
O wenn ich König wär', ich wählte diesen Ort,
Wenn mich die Bürde der Geschäfte
Gedrückt, um auszuruhn, und neue Kräfte
Zu sammlen; schlich mich einsam fort
Mit meiner liebey Königinn und wenig

Geprüften Freunden, und vergäß den König;
Und lebte mir und meiner Frau ein Himmel, –
Wenn sie mich liebte! – fern vom Hofgetümmel.
Da säh ich denn umher das reizendste Gemische
Von allem, was Natur und Kunst erschuf,
Und hörte nur der Pflicht, der Lieb' und Freundschaft Ruf,
Nicht das bethörende Gezische
Von Schmeichlern und Verläumdern, säh von fern
Die Mutterstadt von meinem Reiche,
Ohn' ihr Geräusch, und tauscht' es gern
Um diese reine Luft befreit von ihre Seuche.

Ja! wenn ich König wär! – Gottlob! ich bin es nicht;
Doch so ein eignes Plätzchen, schön gelegen,
Und Büsche drauf für Sommerhitz und Regen,
Ein Bächlein dran, wenn mir ein Trunk gebricht, –
Das wünscht' ich mir: und dann – ein liebes Mädchen,
Doch kein geschminktes aus Paris.
Nein! Freund! aus einem kleinen Städtchen,
Unschuldig schön – dann wär's ein Paradies
Für mich: ich brauchte dann nur wenig,
So wär' ich schon beglückter als ein König.

Freund, was der Lenz nicht thut!
Da geh' ich von Paris nach Meudon; das ist gut;
Und gleich fall' ich auf ein Kapitel
Im Buche der Natur – du kennst vielleicht den Titel:
Ich überschlag's, vergieb.
Ihm folgt ein andres mir so lieb
Wie jenes, und dies wollen wir behandeln,
Wenn Arm an Arm wir auf den Alpen wandeln.

Doch dreimal ändert noch der Mond
Den steten Wechsel, eh die Sonne
Mir da, wo Treu und Freundschaft wohnt,
Von hohen Alpen scheint, und Wonne
Ins sehnsuchtsvolle Herz ergießt.

Wie wird die Freundschaft es erquicken,
Wenn es ihr Glück in deinen Blicken
Am Busen der Natur genießt!

Freund, lebe wohl! Zwar sind der Tage viele
Noch zwischen uns und unserm Gruß:
Allein Geduld! die Zeit bringt alles ja zum Ziele,
Und stärkt, indem sie säumt, des Wiedersehns Genuß.

W. G. Becker.

6.

An einen Freund,

bei Ueberreichung meines Portraits.

Du liebst mich, Freund. — Es schmeichelt meinem Herzen,
Von Dir gekannt, geliebt zu seyn.
Und denk' ich an der bald'gen Trennung Schmerzen,
So muß mich dieser Trost erfreun.
Bin ich einst fern von Dir in meinem Vaterlande,
Dann lebt Dein Bild in dieser Brust;
Und uns umschlingen noch der Freundschaft sanfte Bande,
Der treusten Redlichkeit bewußt.
Damit ich sicher weiß, Du denkst auch öfters meiner,
So nimm dies Bild von mir;
Und blickst Du's an, so glaub': itzt denkt er Deiner,
Hat er gleich nur ein Ideal von Dir.
Sprichst Du nur dann: es war ein guter Junge,
Zum mindsten ist sein Herz des Angedenkens werth;
So ist mirs größrer Ruhm von eines Freundes Zunge,
Als Lob, das noch was anders an mir ehrt.

W. G. Becker.

7.

An Röschen.

den 23sten Juli 1779.

Jungen Rosen gleicht Dein Bild
Mit dem Reiz der Lieb' erfüllt.
Aber jedes Röschen sticht,
Wenn es schon die Liebe bricht.
Gleich' ihm gegen jeden Feind,
Der's nicht ernstlich mit Dir meint;
Sorge nur, daß der Dich liebt,
Nie sich über Dich betrübt.
Wirst Du einst von ihm gepflückt.
O so leb' in Lieb' entzückt.
Glücklich unter seinem Dach
Folge Dir die Freude nach.
Röschen, und Du kannst es seyn,
Liebst Du ihn, nur ihn allein:
Denn du hast, was einen Mann
Ewig an Dich fesseln kann,
Schönheit, Reiz und Lieblichkeit
Und was sonst die Lieb' erfreut.
O sei ganz beglückt durch sie,
Röschen, und vergiß mich nie.

W. G. Becker.

4.

Fragmente eines Gedichts.

Sie ist nun vor mir mit ihren Schrecken verschwunden,
Die Tochter der Nacht, die fürchterlichste der Stunden;

Sie glänze nicht mehr in dem Gefolge der Zeit,
Und kehrt sie zurück, so seyen Wolken ihr Kleid.

In Trübsinn vertieft dacht' ich das Schicksal der Seele,
Da sah ich vor mir am Rand der düstersten Höhle,
Den ewigen Schlaf, die melancholische Nacht,
Den nagenden Tod, und seine furchtbare Macht.

Kein Phosphor verspricht allda erwachende Täge,
Kein wandelnder Mond erhellt die nächtlichen Stege,
Hier wird auch kein Laut und nur der Sturmwind gehört,
Der, brausend, den Bau entflohener Geister zerstört.

In sprachlosem Schmerz, der selbst die Thräne verschweiget,
Ward endlich in mir der stille Seufzer erzeuget:
„Da findest du, Seele, auch einmal dein Grab,
„Da schlummerst du auch zu deinen Schwestern hinab."

„Ergieb dich darein, du hast erhabne Gefährten,
„Sieh Könige dort, die wir als Götter verehrten,
„Und – größrer Triumph der allverzehrenden Zeit! –
„Selbst Leibnitzens Geist in tausend Trümmer zerstreut."

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

II.

Dramatische Aufsätze.

TRAGOEDIA.

Der bestrafte Brudermord

oder:

Prinz Hamlet aus Dännemark. *)

Prologus.

Nacht in einer gestirnten Maschine.
Alecto
Thisiphone.
Mägera.

Die Nacht von oben.

Ich bin die dunkle Nacht, die alles schlafend macht,
Ich bin des Morpheus Weib, der Laster Zeitvertreib,
Ich bin der Diebe Schutz, und der Verliebten Trutz,
Ich bin die dunkle Nacht, und hab in meiner Macht,
Die Bosheit auszuüben, die Menschen zu betrüben,
Mein

*) Einige Freunde von alten deutschen dramatischen Stücken haben gewünscht, daß der alte Hamlet, aus Eckhof's Nachlaß, von dem ich in einem der Theaterkalender einen Auszug gegeben habe, ganz abgedruckt werden möchte; ich willfahre ihnen hier.

R.

Mein Mantel decket zu der Huren Schand' und Ruh',
Eh' Phöbus noch wird prangen, will ich ein Spiel anfangen;
Ihr Kinder meiner Brust, ihr Töchter meiner Lust,
Ihr Furien, auf, auf, hervor und laßt euch sehen,
Kommt, höret flugs zu, was kurzens soll geschehen.

Alecto.

Was sagt die dunkle Nacht, die Königin der Stille,
Was giebt sie Neues an, was ist ihr Lust und Wille?

Mägera.

Aus Acherons finstrer Höhle komm ich Mägera her,
Von dir, du Unglücksfrau, zu hören dein Begehr.

Thisiphone.

Und ich Thisiphone, was hast du vor, sag an,
Du schwarze Hecate, ob ich dir dienen kann?

Nacht.

Hört an, ihr Furien alle drey, hört an, ihr Kinder der Finsterniß und Gebärerin alles Unglücks, hört an eure mit Mohnhäupter gekrönte Königin der Nacht, eine Gebietherin der Diebe und Räuber, eine Freundin und Klarheit der Mordbrenner, eine Liebhaberin des verstohlnen Gutes, und höchstgeliebte Göttin der Verliebten in Unehren, wie ofte wird mein Laster-Altar durch diese genannte That verehret! Diese Nacht und künftigen Tag müßt ihr mir beystehn, denn es ist der König dieses Reichs in Liebe gegen seines Bruders Weib entbrannt, welchen er um ihrenthalben ermordet, um sie und das Königreich zu bekommen. Nun ist die Stunde vorhanden, daß er sein Beylager mit ihr hält, ich will meinen Mantel über sie decken, daß sie beyde ihre Sünden nicht sehn sollen, derowegen seyd bereit, den Saamen der Uneinigkeit auszustreuen, mischet Gift unter ihre Eh',

und Eiferſucht in ihre Herzen. Legt ein Rachfeuer an, laßt die Funken in dem ganzen Reich herumfliegen, verwirret die Blutsfreunde in dem Laſternetz, und macht der Hölle eine Freude, damit diejenigen, welche in der Mord-See ſchwimmen, bald erſaufen; gehet, eilet, und verrichtet meinen Befehl.

Thiſiphone.

Ich höre ſchon genung, und werde bald verrichten
Mehr als die dunkle Nacht von ihr ſelbſt kann erdichten.

Mägera.

Der Pluto ſelbſt ſoll mir ſo viel im Sinn nicht geben,
Als man in kurzer Zeit von mir bald wird erleben.

Alecto.

Ich blaſ' die Funken an, und mach' das Feuer brennen,
Ich will, eh's zweymal tagt, die ganze Luft zertrennen.

Nacht.

So eilt, ich fahre auf, verrichtet euren Lauf.

(Fährt auf. Muſic.)

Perſonen.

Geiſt des alten Königs von Dännemark.
Erico, Bruder des Königs.
Hamlet, Prinz des ermordeten Königs.
Sigrie, die Königin, Hamlets Mutter.
Horatio, ein hoher Freund des Prinzen.
Corambus, Königlicher Hofmarſchall.
Leonhardus, deſſen Sohn.
Ophelia, deſſen Tochter.
Phantaſmo, Hofnarr.

Fran-

Francisco, Officier der Wache.
Jens ein Bauer.
Carl, der Principal von den Comödianten.
Corporal von der Wache.
Zwey redende Banditen.
Zwey Schildwachten.
Trabanten, Hofdieners, Zwey Comödianten, } Stumme.

Erster Act.

Scene I.

1. Schildw. Wer da?

2. Schildw. Gut Freund!

1. Schildw. Was vor Freund?

2. Schildw. Schildwache!

1. Schildw. Oho, Camerad, kommst du, mich abzulösen, ich wünsche, daß dir die Stunde nicht möge so lang werden, als mir.

2. Schildw. Ey, Camerad, es ist ja nun so kalt nicht.

1. Schildw. Ob es gleich kalt ist, so hab ich doch hier einen Höllenschweiß ausgehalten.

2. Schildw. Wie so zaghaft! das stehet keinen Soldaten an; er muß weder Freund noch Feind, ja den Teufel selbst nicht fürchten.

1. Schildw. Ja wenn er dich einst bey der Carthause

kriegen wird, du wirst das Miserere Domine wohl beten lernen?

2. Schildw. Was ist denn eigentlich deine Furcht?

1. Schildw. Wisse denn, daß sich ein Gespenst an der Vorderseite des Castels sehen läßt, es hat mich schon wollen zweymal von der Bastey herunterwerfen.

2. Schildw. So lös' ab, du Narr, ein todter Hund beist nicht mehr; ich werde ja sehen, ob ein Geist, welcher weder Fleisch noch Bein hat, mir wird schaden können.

1. Schildw. Siehe nur zu, wenn es dir anders erscheinen wird, was es vor Händel macht; ich gehe nach der Hauptwache. Adieu. (ab.)

2. Schildw. Gehe du nur hin, vielleicht bist du ein Sonntagskind, die sollen alle Gespenster sehen können, ich warte meines Dienstes.

(Es werden inwendig. Gesundheiten geblasen.)

2. Schildw. Unser neuer König macht sich lustig; sie trinken Gesundheiten.

Scene II.

Geist des Königs tritt neben die Schildwache, und erschrickt ihn. (ab.)

2. Schildw. Ach heiliger Anton von Padua stehe mir bey! nun sehe ich erstlich, was mein Camerad gesagt. O Saint Velten, wenn nur erstlich die Hauptrunde vorbey wäre, ich lief als ein Schelm von der Post weg.

(Es wird wieder geblasen und gepaukt.)

2. Schildw. Hätte ich doch einen Trunk Wein von des Königs Tafel, damit ich mein erschrocknes, angebranntes Herz begiessen könnte.

Geist

Geist (giebt von hinten der Schildwache eine Ohrfeige, daß er die Musquete fallen läßt.) (ab.)

2. Schildw. Da spielt der Teufel leibhaftig mit. Ach, ich bin so erschrocken, daß ich nicht aus der Stelle kommen kann.

Scene III.

Horatio und Soldaten.

2. Schildw. Wer da?

Horat. Runde!

2. Schildw. Was für Runde?

Horat. Hauptrunde!

2. Schildw. Steh Runde! Corporal heraus, Bursche ins Gewehr!

(Francisco und Wache heraus, geben das Wort auf der andern Seite.)

Horat. Schildwacht, gieb wohl Achtung auf deinen Posten, der Prinz möchte selbst patrolliren; daß du ja nicht etwan schlafest, sonst kostet es deinen besten Hals.

2. Schildw. Ach wenn auch die ganze Compagnie hier wäre, es würde keiner schlafen, und man muß mich ablösen, oder ich laufe davon, und sollt ich auch morgen an den höchsten Galgen gehenkt werden.

Horat. Was ist denn die Ursach?

2. Schildw. Ach, gnädiger Herr, es läßt sich alle Viertelstunde ein Geist allhier sehn, welcher mir so viel zusetzt, daß ich mir einbilden muß, als sässe ich lebendig im Fegfeuer.

Francisco. Eben also hat mir die erste Schildwacht auch erzählt, welche in der vorigen Stunde abgelöset.

2. Schildw. Ja, ja, verziehet nur ein wenig, es wird nicht lange bleiben.

(Geist gehet über das Theater.)

Horat. Bey meinem Leben, es ist ein Geist, und sieht recht ähnlich dem letztverstorbenen König von Dännemark.

Francisco. Er gebehrdet sich kläglich, und läßt, als ob er was sagen wollte.

Horat. Hierunter ist etwas verborgen.

Scene IV.

Hamlet.

2. Schildw. Wer da?

Hamlet. Schweig!

2. Schildw. Wer da?

Hamlet. Schweig!

2. Schildw. Antwort, oder ich werde dir was anders weisen.

Hamlet. Freund!

2. Schildw. Was vor Freund?

Hamlet. Des Reichs Freund.

Francisco. Bey meinem Leben, es ist der Prinz!

Horat. Ihro Durchlaucht, sind Sie es, oder nicht?

Hamlet. Siehe, Horatio, seyd Ihr es! Was macht Ihr hier?

Horat. Ew. Durchl. aufzuwarten, ich habe die Wachen etwas visitirt, ob auch alle Posten wohl besetzt seyn.

Hamlet.

Hamlet. Ihr thut, als ein ehrlicher Soldat, denn auf Euch ruhet des Königs und des Reichs Sicherheit.

Horat. Ihro Durchlaucht, es trägt ſich ein wunderlicher Caſus zu, maſſen ſich allhier alle Viertelſtunde ein Geiſt ſehn läßt; er gleicht, meinen Einbildungen nach, recht dem verſtorbenen König, Dero Herrn Vater. Er thut auf dieſem Rundeel der Schildwacht groſſen Schaden.

Hamlet. Das will ich nicht hoffen, denn die Seelen der Frommen ruhen wohl bis zu der Zeit ihrer Erneurung.

Horat. Es iſt nicht anders, Ihro Durchlaucht, ich habe ihn ſelbſt geſehn.

Francisco. Mich hat er ſehr erſchreckt, Ihro Durchl.

2. Schildw. Und mich hat er eine brave Ohrfeige gegeben.

Hamlet. Wie iſt es an der Zeit?

Franciſco. Es iſt recht Mitternacht.

Hamlet. Eben recht, denn um dieſelbe Zeit pflegen ſich die Geiſter ſehn zu laſſen, wenn ſie wandeln.

(Es wird wieder Geſundheit geblaſen.)

Hamlet. Holla! was iſt dieſes?

Horat. Mich dünkt, als wann ſie zu Hofe noch luſtig Geſundheiten trinken.

Hamlet. Recht, Horatio! mein Herr Vater und Vetter wird ſich mit ſeinen Adhœrenten noch wacker luſtig machen. Ach! Horatio, ich weiß nicht, warum nach meines Herrn Vaters Tod ich allezeit ſolche Herzensangſt gehabt; dahergegen meine Königliche Frau Mutter ihn gar bald vergeſſen, dieſer König aber ihn noch eher: denn weil ich in Teutſchland geweſen, hat er ſich geſchwinde zum König in Dännemark krönen laſſen, unter dem Schein des Rechtens aber hat er mir die Krone

von Norwegen überlassen, und beruft sich auf die Wahl der Stände.

Scene V.

Geist.

2. Schildw. O wehe, der Geist kommt wieder!

Horat. Sehen nun Ihro Durchlaucht?

Francisco. Ihro Durchlaucht erschrecken nicht!

(Der Geist geht über das Theater, und winket Hamlet.)

Hamlet. Der Geist winkt mir; Ihr Herren, Sie treten ein wenig an die Seite, Horatio mache dich nicht zu weit, ich will den Geist folgen und sein Begehren vernehmen. (ab.)

Horatio. Ihr Herren, wir wollen ihm folgen, damit ihm kein Leid wiederfahre. (gehen ab.)

(Geist winket bis aufs halbe Theater, und thut etlichemal das Maul auf.)

Hamlet. Rede, wer du bist, und sage, was du begehrest.

Geist. Hamlet!

Hamlet. Herr!

Geist. Hamlet!

Hamlet. Was begehrst du?

Geist. Höre mich, Hamlet, denn die Zeit kommt bald, daß ich mich wieder an denselben Ort begeben muß, wo ich hergekommen; höre, und gieb wohl Achtung, was ich dir erzählen werde.

Hamlet. Rede, du seeliger Schatten meines Königlichen Herrn Vaters.

Geist. So höre, mein Sohn Hamlet, was ich dir erzählen will von deines Vaters unnatürlichem Tode.

Hamlet.

Hamlet. Was? unnatürlichem Tode?

Geist. Ja, unnatürlichem Tode! Wisse, daß ich den Gebrauch hatte, welchen mir die Natur angewöhnet, daß ich täglich nach der Mahlzeit zu Mittage in meinem Königlichen Lustgarten zu gehn pflegte, um allda mich eine Stunde der Ruhe zu bedienen. Als ich denn eines Tages auch also thät, siehe da kommt mein Kronsüchtiger Bruder zu mir, und hatte einen subtilen Saft von Ebeno genannt bey sich; dieses Oel oder Saft hat diese Wirkung, daß, sobald etliche Tropfen von diesen unter das menschliche Geblüt kommen, sie alsobald alle Lebensadern verstopfen, und ihm das Leben nehmen. Diesen Saft goß er mir, als ich schlief, in meine Ohren, sobald dasselbe in den Kopf kam, mußte ich augenblicklich sterben, hernach gab man vor, ich hätte einen starken Schlagfluß bekommen. Also bin ich meines Reichs, meines Weibes, und meines Lebens von diesem Tyrannen beraubt.

Hamlet. Gerechter Himmel, wo dieses wahr, so schwör ich dir die Rache.

Geist. Ich werde nicht eher ruhen, bis mein unnatürlicher Tod gerochen ist. (ab.)

Hamlet. Ich schwöre, nicht zu ruhen, bis ich mich an diesem Brudermörder gerochen habe.

Scene VI.

Horatio. Hamlet. Francisco.

Horat. Wie stehts mit Ihro Durchlaucht? wie so erschrocken? Haben Sie sich vielleicht alterirt?

Hamlet. Ach freylich, und zwar über die maaßen!

Horat.

Horat. Haben Ihro Durchlaucht den Geist gesehn?

Hamlet. Ja! sicherlich hab ich ihn gesehn, auch mit ihm geredet.

Horat. O Himmel, dieses wird etwas Sonderliches bedeuten!

Hamlet. Er hat mir eine greuliche Sache offenbart, darum bitte ich, Ihr Herren, stehet mir bey in einer Sache, welche Rache erfodert.

Horat. Meiner Treue sind Sie gewiß versichert, darum offenbaren Sie mir es nur.

Francisco. Ihro Durchlaucht zweifeln an meiner Hülfe auch nicht!

Hamlet. Ihr Herren, ehe und bevor ich Euch solches offenbare, so sollt Ihr mir bey Ehre und Treu einen Eid schwören.

Francisco. Ihro Durchlaucht wissen, daß ich Sie höchst liebe, ich will auch gern mein Leben darbey aufsetzen, wenn Sie sich rächen wollen.

Horat. Sie fordern nur den Eid von uns, wir wollen Sie getreu beystehn.

Hamlet. So leget Eure Finger auf meinen Degen: Wir schwören.

Horat. und Francisco. Wir schwören.

Geist (inwendig) Wir schwören.

Hamlet. Holla! was ist dieses? Noch einmal, wir schwören.

Horat. und Francisco. Wir schwören.

Geist. Wir schwören.

Hamlet. Dieses muß was Sonderliches bedeuten. Kommt noch einmal, wir wollen auf die andre Seite gehn. Wir schwören.

Horat.

Horat. und Francisco. Wir schwören.

Geist. Wir schwören.

Hamlet. Was ist dieses? Sollte wohl ein Echo den Wiederschall von unsern Worten wieder zurückschicken. Kommt wir wollen noch an einen andern Ort gehen. Wir schwören.

Geist. Wir schwören.

Hamlet. O ich höre schon, was dieses ist: es scheinet, daß der Geist meines Herrn Vaters nicht damit zufrieden, daß ichs offenbaren soll. Ihr Herren, ich bitte, verlaßt mich, ich will Euch morgen alles offenbaren.

Horat. und Francisco. Ihro Durchlaucht leben wohl.

(Francisco ab.)

Hamlet. Horatio, komm her.

Horat. Was verlangen Eure Durchlaucht?

Hamlet. Ist der andre weg?

Horat. Ja, er ist schon weg.

Hamlet. Ich weiß, Horatio, du bist mir jederzeit getreu gewesen, dir will ichs offenbaren, was mir der Geist gesagt, nemlich daß mein Vater eines unnatürlichen Todes gestorben. Mein Vater, der anjetzo auch mein Vater ist, der hat ihn ermordet.

Horat. O Himmel, was höre ich!

Hamlet. Du weißt, Horatio, daß mein seeliger Herr Vater die Gewohnheit hatte, daß er täglich nach der Mittagsmahlzeit in seinem Lustgarten sich einer Stunde des Schlafs bediente. Solches dieser Böswicht wissend, kommt zu meinem Herrn Vater, und im Schlaf gießt er ihm den Saft von Ebeno in das Ohr, daß er alsobald von diesem starken Gift muß den Geist aufgeben. Dieses hat der verfluchte Hund darum gethan, die Krone

zu erlangen: aber von dieser Stunde an will ich anfangen eine simulirte Tollheit, und in derselben Simulation will ich meine Rolle so artig spielen, bis ich Gelegenheit finde, meines Herrn Vaters Tod zu rächen.

Horat. Ist es also, Ihro Durchlaucht, so will ich Sie getreue Hand bieten.

Hamlet. Horatio, ich will mich an diesen Kronsüchtigen, an diesen Ehebrecher und Mörder also rächen, daß die Nachwelt der Ewigkeit davon nachsagen soll; ich will itzund gehn, und ihm verstellterweise aufwarten, bis daß ich Gelegenheit finde, die Rache auszuüben. (gehen ab.)

Scene VII.

König. Königinn. Hamlet. Corambus und Staat.

König. Obschon unsers Herrn Bruders noch in frischem Gedächtniß bey jedermann ist, und uns gebietet, alle Solennitäten anzustellen, werden wir doch anjetzo genöthiget, unsere schwarze Trauerkleider in Carmosin, Purpur und Scharlach zu verändern, weil nunmehro meines seeligen Herrn Bruders hinterbliebene Wittwe unsere liebste Gemahlin worden; darum erzeige sich ein jeder freudig, und mache sich unser Lust theilhaftig. Ihr aber, Prinz Hamlet, gebet Euch zufrieden; sehet hier Eure Frau Mutter, wie traurig und betrübt daß sie ist über Eure Melancholie. Auch haben wir vernommen, daß Ihr gesonnen seyd, wieder nach Wittenberg zu reisen, thut solches nicht Eurer Mutter wegen; bleibt hier, denn wir Euch lieben und gerne sehen, wollten also nicht gerne, daß Euch einiger Schade wiederfahren sollte, bleibt bey uns am Hofe, oder wo

wo ja nicht, ſo könnt Ihr Euch nach Norwegen in Euer Königreich begeben.

Königin. Vielgeliebter Sohn Prinz Hamlet, es nimmt uns groß Wunder, daß Ihr Euch habt vorgenommen, von hier zu reiſen, und Euch nacher Wittenberg zu begeben. Nun wiſſet Ihr ja wohl, daß Euer Königlicher Herr Vater unlängſt Todes verblichen, weswegen uns große Traurigkeit und Melancholie zu Herzen geſtoßen, und wenn Ihr ſolltet von uns reiſen, würde ſich dieſelbe ein großes vermehren; darum, liebſter Sohn, bleibt hier: alle Freude und Luſt, ſo Euch beliebt, ſollt Ihr ohne Weigerung genießen.

Hamlet. Ihrem Befehl will ich von Herzen gern gehorſamen, und vor dieſesmal hier bleiben und nicht verreiſen.

König. Thut ſolches, liebſter Prinz. Aber Corambus, wie iſt es mit eurem Sohn Leonhardo, iſt er ſchon hinweg nacher Frankreich verreiſet.

Coramb. Ja, gnädiger und Herr König, er iſt ſchon weg.

König. Iſt es aber mit eurem Conſens geſchehen?

Coramb. Ja, mit Ober-Conſens, mit Mittel Conſens und mit Unter-Conſens. O, Ihro Majeſtät, er hat einen über die maaßen herrlichen, treflichen, prächtigen Conſens von mir bekommen.

König. Weilen er mit eurem Conſens verreiſet, ſo mag es ihm wohlgehen, und die Götter wollen ihm geſund wieder anhero helfen. Wir aber ſind geſonnen, ein Carſell anzuſtellen, damit unſerer liebſten Gemahlin die Traurigkeit vergehe. Ihr aber, Prinz Hamlet, ſollet Euch auch nebſt andern hohen Perſonen luſtig erzeigen, vor dieſesmal aber wollen wir der Luſtigkeit ein Ende machen, weil der Tag ſich nahet, die ſchwarze Nacht zu vertreiben. Sie aber, wertheſte Gemahlin, werd ich nach Ihrem Schlafgemach begleiten.

Kommt,

Kommt, laßt uns Hand in Hand, und Arm um Arm einschließen,
Laßt uns das süße Pfand der Lieb und Ruh genießen.

✣ ✣ ✣

Zweyter Act.

Scene I.

König. Königin.

König. Liebste Gemahlin, wie kommt es, daß Ihr so traurig seyd, Sie entdecke doch die Ursache Ihrer Betrübnisse, Sie ist ja unsere Königin, wir lieben Sie, und alles, was das ganze Reich vermag, ist Ihr eigen, worüber hat Sie sich denn zu betrüben?

Königin. Mein König, ich habe große Betrübnisse über die Melancholie meines Sohnes Hamlets, welcher mein einziger Prinz ist, und dieses schmerzt mich.

König. Wie? ist er melancholisch? Wir wollen alle vornehme Doctores und Aerzte in unserm ganzen Königreich zusammen verschreiben, damit ihm geholfen werde.

Scene II.

Corambus zu diesen.

Corambus. Neue Zeutung, gnädiger Herr und König!

König. Was ist denn Neues vorhanden?

Coramb.

Coramb. Prinz Hamlet ist toll, ja so toll, als der griechische Tolleran jemals gewesen.

König. Und warum ist er toll?

Coramb. Darum, daß er seinen Verstand verloren.

König. Wo hat er denn seinen Verstand verloren?

Coramb. Das weiß ich nicht, das mag derjenige wissen, welcher ihn gefunden hat.

Scene III.

Ophelia.

Ophelia. Ach, Herr Vater, beschirmet mich!

Coramb. Was ist es denn, mein Kind?

Ophelia. Ach, Herr Vater, Prinz Hamlet plagt mich, ich kann keinen Frieden für ihn haben!

Coramb. Stelle dich zufrieden, liebe Tochter: aber er hat dich ja sonsten nichts gethan. O nun weiß ich schon, warum Prinz Hamlet toll ist; er ist gewiß in meine Tochter verliebt?

König. Hat denn die Liebe eine solche Kraft, einen Menschen toll zu machen?

Coramb. Gnädiger Herr und König, freylich ist sie kräftig genug, einen Menschen toll zu machen. Denn ich gedenke noch, da ich noch jung war, wie mich die Liebe plagte, ja sie hat mich so toll gemacht, als einen Märzhaasen, anjetzo aber acht ich sie nicht mehr: Ich sitze lieber bey dem Ofen, und zähle meine rothe Pfennige, und trinke Ihro Majestät Gesundheit.

König. Kann man aber seine Raserey und Tollheit nicht selbst in Augenschein nehmen?

Coramb. Ja, Ihro Majestät, wir wollen nur ein wenig an die Seite treten, und meine Tochter soll ihm das Kleinod, welches er ihr verehrt hat, zeigen, so können Ihro Majestät seine Tollheit sehn.

König. Liebste Gemahlin, Sie lasse sich belieben, in Ihr Gemach zu gehn, wir wollen unterdessen seine Tollheit in Augenschein nehmen. (verstecken sich.)

Scene IV.

Hamlet und Ophelia.

Ophelia. Eure Durchlaucht nehmen doch das Kleinod wieder, welches Sie mir geschenket.

Hamlet. Was, Mädchen, willst du gern einen Mann haben? Gehe weg von mir — doch, komm her. Höre, Mädchen, ihr Jungfern, ihr thut nichts anders, als die junge Gesellen verführen, eure Schönheit kauft ihr bey den Apothekern und Krämern: höret, ich will euch eine Historie erzählen. Es war ein Kavalier in Anton, der verliebte sich in eine Dame, welche anzusehen war wie die Göttin Venus, wie sie nun sollten zusammen zu Bette gehen, ging die Braut vor, und fing an, sich auszuziehen, nahm erstlich das eine Auge aus, welches künstlicherweise war eingesetzt, hernach die Vorderzähne, welche von Elfenbein auch so künstlich waren eingemacht, daß mans nicht sehn konnte, hernach wusch sie sich, da ging die Schminke, womit sie sich angestrichen hatte, auch fort. Der Bräutigam kam endlich, gedachte seine Braut zu umfangen, wie er sie aber ansichtig ward, erschrack er, und gedachte, es wäre ein Gespenst. Also betrügt ihr die Junggesellen, darum höret mich auch. Aber warte, Mädchen — doch, gehe nur

fort

fort nach dem Kloster, aber nicht nach einem Kloster, wo zwey Paar Pantoffeln vor dem Bette stehen. (ab.)

Coramb. Ist er nicht perfect und veritabel toll, gnädiger Herr und König.

König. Corambus, verlaß uns, wenn wir werden euch vonnöthen haben, wollen wir euch schon rufen lassen. (Corambus ab.) Wir haben des Prinzen Tollheit und Raserey mit großer Verwunderung gesehn, uns dünkt aber, daß es keine rechte Tollheit, sondern vielmehr eine simulirte Tollheit sey; wir müssen verschaffen, daß er an die Seite oder gar ums Leben gebracht werde, es möchte sonst was Uebels daraus entstehen. (ab.)

Scene V.

Hamlet. Horatio.

Hamlet. Mein werther Freund, Horatio, durch diese angenommene Tollheit hoffe ich Gelegenheit zu bekommen, meines Vaters Tod zu rächen. Ihr wißt aber, mein Vater ist allezeit mit vielen Trabanten umgeben, darum so es etwa mir mißlingen möchte, und ihr etwa meinen Leichnam findet, so laßt ihn doch ehrlich zu der Erden bestätigen, denn die erste Gelegenheit, die ich finde, werde ich mich an ihm wagen.

Horat. Ich bitte Ihro Durchlaucht, Sie wollen solches nicht thun, vielleicht hat Sie der Geist betrogen.

Hamlet. O nein, seine Worte waren allzuwohl ausgesprochen, ich kann ihm wohl Glauben geben. Was aber bringt der alte Narr Neues?

Scene VI.

Corambus.

Coramb. Neue Zeitung, gnädiger Herr! Die Comödianten sind angekommen.

Hamlet. Da Marus Russig ein Comödiant war zu Rom, was war da vor eine schöne Zeit!

Coramb. Ha, ha, ha! Allezeit vexiren mich Ihro Hoheiten.

Hamlet. O Jeptha, Jeptha, was hast du vor ein schönes Töchterlein!

Coramb. Alle Zeiten wollen Ihro Hoheiten, daß meine Tochter soll herhalten.

Hamlet. Wohlan, Alter, laß den Meister von den Comödianten hereinkommen.

Coramb. Es soll geschehn. (ab.)

Hamlet. Diese Comödianten kommen eben recht, denn durch ihnen will ich probiren, ob mich der Geist mit Wahrheit berichtet, oder nicht. Ich habe vor diesem eine Tragödie gesehn, daß ein Bruder den andern im Garten ermordet, diese sollen sie agiren; wird sich der König nun entfärben, so hat er gethan, was mir der Geist gesagt hat.

Scene VII.

Comödianten. Principal Carl.

Carl. Ihro Hoheiten wollen die Götter allezeit mit Seegen, Glück und Gesundheit beschenken.

Hamlet. Ich dank euch, mein Freund, was verlanget ihr?

Carl.

Carl. Ihro Hoheiten wollen uns in Gnaden verzeihen, wir sind fremde hochteutsche Comödianten, und hätten gewünscht, das Glück zu haben, auf Ihro Majestät des Königs Beylager zu agiren, allein das Glück hat uns den Rücken, der contraire Wind aber das Gesichte zugekehret, ersuchen also an Ihro Hoheiten, ob wir nicht noch eine Historie vorstellen könnten, damit wir unsere weite Reise nicht gar umsonst möchten gethan haben.

Hamlet. Seyd ihr nicht vor wenig Jahren zu Wittenberg auf der Universität gewesen, mich dünkt, ich habe euch da sehn agiren.

Carl. Ja, Ihro Hoheiten, wir sind von denselben Comödianten.

Hamlet. Habt ihr dieselbe Compagnie noch ganz bey euch.

Carl. Wir sind zwar nicht so stark, weilen etliche Studenten in Hamburg Condition genommen, doch seynd wir zu vielen lustigen Comödien und Tragödien stark genug.

Hamlet. Könnt ihr uns noch wohl diese Nacht eine Comödie präsentiren?

Carl. Ja, Ihro Hoheiten, wir sind stark und exercirt genug.

Hamlet. Habt ihr noch alle drey Weibspersonen bey euch, sie agirten sehr wohl?

Carl. Nein, nur zwey, die eine ist mit ihrem Mann an den Sächsischen Hof geblieben.

Hamlet. Wie ihr zu Wittenberg waret, so agirtet ihr dazumal gute Comödien. Allein, ihr hattet etliche Bursche bey euch, die hatten gute Kleider an, aber schwarze Hemden, etliche hatten Stiefeln an, aber keine Sporen.

Carl. Ihro Hoheiten, man kann oft nicht alles haben, vielleicht haben sie gedacht, sie dürfen nicht reiten.

Hamlet. Doch ist es besser, wenn alles accurat ist: doch höret noch mehr, und bitte zu verzeihen, ihr höret oft nicht gleich, was die Zuschauer urtheilen, denn da waren auch etliche, die hatten seidne Strümpfe und weisse Schuh an, aber auf dem Haupte hatten sie schwarze Hüte, die waren voll Federn, unten bald so voll als oben, die Plomaschen waren, ich glaube, sie musten anstatt der Schlafmützen damit in den Betten gelegen haben, das steht so schlimm, und ist leicht zu ändern. Auch könnt ihr wohl etlichen davon sagen, wenn sie eine königliche oder fürstliche Person agiren, daß sie doch nicht so sehr gucken, wenn sie ein Compliment gegen eine Dame machen, auch nicht so viel spanische Pfauentritte und solche Fechtermienen, denn ein Potentat lacht darüber, fein naturell ist das beste: der einen König agiret, muß sich einbilden, daß er in dem Spiel ein König sey, und ein Bauer auch wie ein Bauer.

Carl. Ihro Hoheit, ich nehme mit unterthäniger Ehrerbietung diese Correction an, und werden uns künftig besser gewöhnen.

Hamlet. Ich bin ein großer Liebhaber eurer Exercitien, und meyne es nicht übel, denn man kann in einem Spiegel seine Flecken sehen: Höret mir nun, ihr agirtet dazumahlen eine Materie in Wittenberg von dem König Pir Pir — es pirt sich so.

Carl. Ach es wird vielleicht von dem grossen König Pyrro seyn?

Hamlet. Mich dünkt es, doch weiß ich es eigentlich nicht.

Carl. Wenn Ihro Hoheit nur noch etliche Personen nennen, oder etwas von dem Inhalt melden wollten.

Hamlet. Es war so, daß ein Bruder den andern im Garten ermordet.

Carl.

Carl. So wird es doch diese Materie seyn. Gießt des Königs Bruder nicht dem Könige einen Gift in das Ohr?

Hamlet Recht, recht, eben dieselbe ist es; könnt ihr wohl sie diesen Abend noch präsentiren?

Carl. O ja, das können wir leicht machen, denn es kommen wenig Personen dazu.

Hamlet. So gehet hin, machet das Theater fertig in dem großen Saal; was euch an Behölzung mangelt, könnt ihr von dem Schloßbaumeister fordern: steht euch etwas aus der Rüstkammer an, oder habt ihr nicht Kleider genug, so meldet euch bey den Quatrober oder Intendanten an, wir wollen, daß euch alles soll gefolgt werden.

Carl. Ich bedanke mich in Unterthänigkeit gegen Eure Hoheiten für diese hohe Gnade, wir wollen zum Anfang eilen. Sie leben wohl. (ab.)

Hamlet. Diese Comödianten kommen mir itzo sehr wohl zu Passe. Horatio, gieb wohl acht auf den König: wo er sich entfärbt oder alterirt, so hat er gewiß die That verrichtet, denn die Comödianten treffen oft mit ihren erdichteten Dingen den Zweck der Wahrheit. Höre, ich will dir eine artige Historie erzählen: In Teutschland hat sich zu Straßburg ein artiger Casus zugetragen, indem ein Weib ihren Mann mit einen Schuhpfriemen durchs Herze ermordet, hernach hat sie mit ihrem Hurenbuhler den Mann unter die Thürschwelle begraben, solches ist neun ganzer Jahr verborgen geblieben, bis endlich Comödianten allda zukamen, und von dergleichen Dingen eine Tragödie agirten; das Weib, welches mit ihrem Mann auch in dem Spiel war, fängt überlaut (weil ihr das Gewissen gerühret wurde) an zu rufen, und schreyt: o weh, das trift mich, denn also

hab ich auch meinen unschuldigen Ehemann ums Leben gebracht. Sie raufte ihre Haare, lief aus dem Schauspiel nach dem Richter, bekannte freywillig ihren Mord, und als solches wahrhaft befunden, wurde sie in großer Reue ihrer Sünden von denen Geistlichen getröstet, und in wahrer Buße übergab sie ihren Leib den Scharfrichter, den Himmel aber befahl sie ihre Seele. — Ach, wo mein Vater und Vetter auch in sich gehen möchte, wo er diese Sache begangen hat! Komm, Horatio, wir wollen gehen, und den König aufwarten; ich bitte dich aber, observire alle Dinge genau, denn ich werde simuliren.

Horat. Ihro Durchlaucht, ich werde meinen Augen eine scharfe Aufsicht anbefehlen. (gehen ab.)

Scene VIII.

König. Königinn. Hamlet. Horatio. Carambus. Ophelia. Staat.

König. Meine wertheste Gemahlin, nun hoffe ich, daß Sie Ihre Traurigkeit wird verbannen, und der Freude den Wohnplatz einräumen, es soll vor der Abendtafel Ihr von den Teutschen eine Komödie und nach der Tafel von unsern Landskindern ein Ballet gehalten werden.

Königin. Ich will solche Lust gar gerne sehn, ich glaube schwerlich, daß sich mein Herz wird zufrieden geben, denn ich weiß nicht, was vor ein bevorstehendes Unglück unser Gemüth verunruhiget.

König. Sie gebe sich doch zufrieden. Prinz Hamlet, wir haben vernommen, daß Comödianten sind anhero kommen, welche uns noch diesen Abend eine Comödie präsentiren wollen; sagt uns, verhält sich das also?

Hamlet.

Hamlet. Ja, Herr Vater, sie haben bey mir angehalten, ich habe es ihnen auch permittirt. Ich hoffe, Ihro Majestät werden es auch zufrieden seyn.

König. Was ist es vor eine Materie, es ist ja wohl nicht etwa was Widerwärtiges oder was Unhöfliches?

Hamlet. Es ist eine gute Materie; uns, die wir gutes Gewissen haben, denen gehet es nichts an.

König. Wo sind sie? laßt sie nur bald anfangen, denn wir wollen zusehen, was die Teutschen thun können.

Hamlet. Herr Marschall, sehet zu, ob die Comödianten fertig, saget, daß sie anfangen.

Coramb. Ihr Herren Comödianten, wo seyd ihr? Fort, ihr sollt geschwinde anfangen. Holla, sie kommen schon!

Hier kommt die Comödie: Der König mit seiner Gemahlin. Er will sich schlafen legen: die Königin bittet, er soll es nicht thun, er legt sich doch nieder, die Königin nimmt ihren Abschied mit einem Kuß, und geht ab. Des Königs Bruder kommt mit einem Gläschen, gießt ihm was ins Ohr, und geht ab.

Hamlet. Das ist der König Pyrrus, der geht nach den Garten schlafen. Die Königin bittet ihn, er soll es nicht thun, er aber legt sich doch. Das arme Weibchen geht weg: sehet, da kommt des Königs Bruder, welcher das Gift von Ebeno hat, gießet ihm ins Ohr, welches sobald das menschliche Geblüthe empfängt, dessen Leib alsobald ertödtet.

König. Fackeln, Windlichter her, die Comödie gefällt uns nicht!

Coramb. Pagen, Lakeyen, brennt die Fackeln an, der König will abgehn: Geschwinde, brennet an, die Comödianten haben einen stumpf gemacht.

(König, Königin, Corambus und Staat gehen ab.)

Hamlet. Fackeln her, die Comödie gefällt uns nicht —

Nun, siehst du, daß mich der Geist nicht betrogen hat! Comödianten, gehet nur von hier mit diesem Beschluß, ob ihr zwar die Materie nicht zum Ende gespielt, und es dem König nicht behaget, so hat es uns doch wohlgefallen, Horatio soll euch meinetwegen contentiren.

Carl. Wir bedanken uns, und bitten um einen Reisepaß.

Hamlet. Den sollt ihr haben. (Comödianten ab.) Nun darf ich die Rache kühnlich fortsetzen. Sahet ihr, wie sich der König entfärbte, da er das Spiel sahe?

Horat. Ja, Ihro Durchlaucht, die That ist gewiß.

Hamlet. Eben also meinen Vater getödtet, wie ihr in diesem Schauspiel gesehn. Aber ich will ihm den Lohn für seine böse That geben.

Scene IX.

Corambus.

Corambus. Die Comödianten werden eine schlechte Belohnung bekommen, denn ihre Action hat den König sehr mißfallen.

Hamlet. Was sagst du, Alter, werden sie eine schlechte Belohnung empfangen? und ob sie schon übel von dem König belohnt werden, so werden sie doch von dem Himmel desto besser belohnet werden.

Coramb. Ihro Hoheit, kommen denn die Comödianten auch in den Himmel?

Hamlet. Was meynest du, alter Narr, daß sie nicht auch allda werden ihren Platz finden, darum gehet hin und tractiret mir diese Leute wohl.

Coramb.

Coramb. Ja ja, ich will ſie tractiren, wie ſie es verdienen.

Hamlet. Tractiret ſie wohl, ſag ich, denn es geſchiehet kein größer Lob, als durch Comödianten, denn dieſelben reiſen weit in die Welt: geſchiehet ihnen an einem Orte etwas Gutes, ſo wiſſen ſie es an einem andern Orte nicht genug zu rühmen, denn ihr Theatrum iſt wie eine kleine Welt, darinnen ſie faſt alles, was in der großen Welt geſchieht, repräſentiren. Sie erneuern die alten, vergeſſenen Geſchichten, und ſtellen uns gute und böſe Exempel vor; ſie breiten aus die Gerechtigkeit und löbliche Regierung der Fürſten, ſie ſtrafen die Laſter und erheben die Tugenden, ſie rühmen die Frommen, und weiſen, wie die Tyranney geſtraft wird: darum ſollt ihr ſie wohl belohnen.

Coramb. Nun, ſie ſollen ſchon ihren Lohn haben, weil es ſolche Leute ſind. Ihro Hoheiten leben wohl! (ab.)

Hamlet. Komm, Horatio, ich gehe, und von dieſer Stund an will ich darnach trachten, wo ich den König allein finde, ihm das Leben zu nehmen, wie er meinem Vater gethan hat.

Horat. Ihro Durchlaucht ſehen ſich aber wohl vor, daß Sie nicht auch zu Schaden kommen.

Vers.

Hamlet. Ich ſoll, ich muß, ich will mich an den Mörder rächen,
Kann ich mit Liſt nichts thun, will ich mit Macht durchbrechen!

* * *

Dritter Act.

Scene I.

König.

Hier präsentirt sich im Tempel ein Altar.

König (allein). Nunmehro beginnet mein Gewissen aufzuwachen, der Stachel der Betrügerey beginnet mich hart zu stechen, es ist Zeit, daß ich mich zur Bekehrung wende, und dem Himmel mein gethanes Unrecht bekenne. Ich fürchte, daß meine Missethat so groß ist, daß sie mir nicht wird können vergeben werden, doch will ich die Götter inbrünstig bitten, daß sie mir meine schwere Sünden vergeben wollen.

(König kniet vor dem Altar.)

Scene II.

Hamlet mit bloßem Degen.

Hamlet. So lange bin ich den verfluchten Hund nachgegangen, bis ich ihn einmal angetroffen, nun ist es Zeit, weil er allein ist, ich will ihn in seiner gröſten Andacht ums Leben bringen. (will ihn durchstechen.) Doch nein, ich will ihn erstlich sein Gebet thun lassen. Aber ach! wenn ich mich bedenke, meinen Vater hat er nicht so viel Zeit gelassen, daß er erstlich ein Gebet hätte thun können, sondern hat ihn vielleicht in seinen Sünden schlafend nach der Höllen geschickt, darum will ich ihn auch an denselbigen Ort nachsenden. (will ihn von hinten wie-

der

der durchstoßen.) Doch, halt ein, Hamlet! Warum willst du seine Sünden auf dich laden? Ich will ihm sein Gebet thun lassen, und vor diesesmal von hier gehen, und das Leben schenken. Zur andern Zeit aber will ich schon meine Rache ausüben. (ab.)

König. Mein Gewissen ist etwas erleichtert, aber der nagende Hund liegt noch unter meinem Herzen. Nun will ich hingehen, und mit Fasten und Allmosen, wie auch durch inbrünstiges Gebet, dem Höchsten versöhnen. Ach verfluchte Ehrsucht, wozu hast du mich gebracht! (ab.)

Scene III.

Königin. Corambus.

Königin. Corambus, saget doch, wie ist es mit unsern Sohn, Prinz Hamlet, beschaffen, läßt seine Tollheit in etwas ab, und will seine Raserey kein Ende nehmen?

Coramb. Ach nein, Ihro Majestät, er ist eben noch so toll, als er vorhin gewesen.

Scene IV.

Horatio.

Horat. Gnädigste Königin, Prinz Hamlet ist im Vorgemach, und begehret in geheim Audienz.

Königin. Er ist uns sehr lieb, darum laßt ihn alsobald hereintreten.

Horat. Es soll geschehen, Ihro Majestät. (ab.)

Köni-

Königin. Verberget euch, Corambus, hinter die Tapeten, bis wir euch rufen.

Coramb. Ja ja, ich werde mich ein wenig verstecken. (versteckt sich.)

Scene V.

Hamlet.

Hamlet. Frau Mutter, habt Ihr Euren ersten Gemal wohl gekannt?

Königin. Ach, erinnert mich nicht mehr meiner vorigen Traurigkeit, ich kann mich der Thränen nicht enthalten, wenn ich an denselben gedenke.

Hamlet. Weint ihr? ach, lasts nur bleiben, es sind doch lauter Crocodillsthränen. Aber sehet, dort in jener Gallerie hängt das Conterfait Eures ersten Ehegemals, und da hängt das Conterfait des itzigen: was dünkt Euch wohl, welches ist doch der ansehnlichste unter ihnen? Ist der erste nicht ein majestätischer Herr?

Königin. Ja freylich ist es wahr.

Hamlet. Wie habt Ihr ihn denn sobald vergessen können? Pfui! schämet Euch, Ihr habt fast auf einen Tag Begräbniß und Beylager gehalten. Aber still, sind auch alle Thüren vest verschlossen?

Königin. Warum fraget Ihr das?

(Corambus husiet hinter der Tapete.)

Hamlet. Wer ist es, der uns belauert? (sticht ihn nieder.)

Coramb. O weh, Prinz, was thut Ihr! Ich sterbe.

Königin. O Himmel, mein Sohn, was thut Ihr! Es ist Corambus, der Hofmarschall.

Scene

Scene VI.

Geist geht über das Theater. (geblitzet.)

Hamlet. Ach werther Schatten meines Vaters, stehe still! Ach! ach! was ist dein Begehren? forderst du Rache? dieselbe will ich schon zu rechter Zeit ausüben.

Königin. Was macht Ihr, und mit wem redet Ihr?

Hamlet. Sehet Ihr nicht den Geist Eures seeligen Ehegemahls? Sehet, er winket, als wollte er mit Euch reden.

Königin. Wie? ich sehe ja nichts.

Hamlet. Ich glaube es wohl, daß Ihr nichts sehet, denn Ihr seyd nicht mehr würdig, seine Gestalt zu sehen. Pfui, schämt Euch, ich mag kein Wort mehr mit Euch reden. (ab.)

Königin. (alleine) Ach Himmel, wie hat doch die Melancholie diesen Prinzen so viele Raserey zugebracht! Ach, mein einziger Prinz hat seinen Verstand ganz verloren! Ach, ach, ich bin viel Schuld daran! Hätte ich meinen Schwager, meines vorigen Gemahls Bruder, nicht zu der Ehe genommen, so hätte ich meinem nicht die Krone Dännemark aus der Hand gespielt. Was ist aber bey geschehenen Dingen zu thun? nichts, es muß nun so bleiben. Hätte mir der Pabst solche Ehe nicht erlaubt: so wäre es auch nimmer geschehen. Ich will hingehen, und mich aufs höchste bemühen, wie ich meinen Sohn wieder zu seinem vorigen Verstand und Gesundheit helfen kann. (ab.)

Scene VII.

Jens allein.

Ich bin nun lange nicht zu Hofe gewesen, und meine Zinsen abgegeben. Ich befürchte, wo ich werde hinkommen, ich werde müssen ins Loch kriechen. Könnt ich nur einen guten Freund finden, der ein gutes Wort vor mich redete, damit ich nicht abgestraft werde.

Scene VIII.

Phantasmo.

Phantasmo. Es gehet zu Hofe anjetzo wunderlich zu. Prinz Hamlet ist toll, die Ophelia ist auch toll; in Summa, es geht ganz wunderlich da her, daß ich auch fast Lust habe, hinwegzulaufen.

Jens. Potz tausend, da sehe ich meinen guten Freund Phantasmo, ich hätte keinen bessern antreffen können, ich muß ihn bitten, daß er ein gut Wort vor mich redet. Glück zu, Herr Phantasmo!

Phantasmo. Großen Dank! Was ist dein Begehren, Herr Bauer?

Jens. Ey, mein Herr Phantasmo, ich bin lange nicht zu Hofe gewesen, und bin viel schuldig, darum bitte ich Euch, Ihr wollet doch ein gutes Wort vor mich einlegen, ich will Euch auch einen guten Käß spendiren.

Phantasmo. Was? meynst du Flegel, daß ich zu Hofe nichts zu fressen habe?

Scene IX.

Ophelia toll.

Ich laufe und renne, und kann doch mein Schätzchen nicht antreffen. Er hat mir Boten geſchickt, ich ſoll zu ihm kommen, wir wollen Hochzeit machen, ich habe mich ſchon angezogen. Aber da iſt mein Liebchen! Siehe biſt du da, mein Lämmchen, ich habe dich ſo geſucht, ja geſucht hab ich dich. Ach gedenke doch, der Schneider hat mir meinen cartunen Rock ganz verdorben. Siehe, da haſt du ein ſchönes Blümchen, mein Herz!

Phantaſmo. O der Teufel, wer nur von ihr weg wäre; ſie meynt, ich bin ihr Liebſter.

Ophelia Was ſagſt du, mein Liebchen? Wir wollen mit einander zu Bette gehen, ich will dich ganz reine waſchen.

Phantaſmo. Ja, ja, ich will dich wieder einſeifen und auch auswaſchen.

Ophelia. Höre, mein Liebchen, haſt du dein neues Kleid ſchon angezogen? Ey, das iſt ſchön gemacht, recht auf die neue Mode.

Phantaſmo. Daß weiß ich ohnedem wohl — — —

Ophelia. O potz tauſend, was hätte ich bald vergeſſen! Der König hat mich zu Gaſte gebeten, ich muß geſchwinde laufen. Siehe da, mein Kütſchchen, mein Kütſchchen! (ab.)

Phantaſmo. O Hecate, du Königin der Hexen, wie bin ich ſo froh, daß dieß tolle Ding weg iſt; wäre ſie länger geblieben, ich wäre mit toll worden. Ich muß nur gehen, eh' das närriſche Ding wiederkommen wird.

Jens. Ach barmherziger Herr Phantasmo! Ich bitte meiner nicht zu vergessen.

Phantasmo. Nun, komm nur mit, Bruder Hundsfott; ich will sehn, daß ich dir bey dem Ober-Einnehmer zurechte helfe. (gehen ab.)

Scene X.

König. Hamlet. Horatio. Zwey Diener.

König. Wo ist Corambus sein Leichnam geblieben? Ist er noch nicht hinweggebracht?

Horatio. Er liegt noch an den Ort, wo er erstochen ist.

König. Es ist leid uns, daß er so unverhofft um das Leben kommen. Gehet hin, und lasset ihn wegtragen; wir wollen ihn adlich zur Erden bestätigen lassen. Ach! Prinz Hamlet, was habt Ihr gethan, daß Ihr den alten Corambus so unschuldig durchstochen! Es ist uns herzlich leid, doch weil es ohngefähr geschehen, ist zwar diese Mordthat in etwas zu entschuldigen; allein ich fürchte, wo es unter den Adel kommt, daß es bey den Unterthanen leicht einen Aufruhr bringen könnte, und könnten also seinen Tod an Euch rächen. Wir aber aus väterlicher Vorsorge haben ein Mittel erfunden, welches dieses Unglück abhalten kann.

Hamlet. Es ist mir leid, Herr Vetter und Vater! Ich habe etwas mit der Königin in geheim reden wollen, dieser Spion aber hat uns belauert, doch hab ich nicht gewußt, daß es dieser alte Narr seyn sollte: was meynen aber Ihro Majestät, wie nun am besten mit mir zu procediren sey?

König. Wir haben bey uns beschlossen, Euch nacher England zu schicken, weil diese Krone nahe mit der unsrigen befreundet; als könnt Ihr Euch eine Zeit, weil eine gesun-

dere

dere Luft allda, in etwas refrigiren, und zu Eurer Geneſung beſſer als hier gelangen. Wir wollen Euch etliche von unſern Bedienten mitgeben, die Euch begleiten und treulich aufwarten ſollen.

Hamlet. Ja ja, König, ſchickt mich nur nach Portugall, auf daß ich nimmer wieder komme, das iſt das beſte.

König. Nein, nicht nach Portugall, ſondern nach England, und dieſe beyden ſollen mit Euch auf der Reiſe ſeyn; wenn Ihr aber in England kommt, ſollt Ihr mehr Diener bekommen.

Hamlet. Sind das die Laquaien? Das ſind ſaubere Burſche!

König. Höret ihr beyden! (heimlich zu den beyden Dienern) Sobald ihr nacher England kommt, ſo verrichtet, was ich euch befohlen habe. Nehmet einen Degen, oder ein jeder eine Piſtole, und bringet ihn ums Leben. Wo aber dieſer Anſchlag nicht möchte von ſtatten gehn, ſo nehmet dieſen Brief, und bringet ihn nebſt den Prinzen an aufgeſchriebenen Ort; derſelbige wird wohl dahin bedacht ſeyn, daß er nimmer wieder aus England kommen ſoll. Aber das rathe ich euch, daß ihr keinem Menſchen was offenbaret. Eure Bezahlung ſollt ihr haben, ſobald ihr zurückkommt.

Hamlet. Nun, Ihro Majeſtät, welches ſind denn die rechten, die mitreiſen ſollen?

König. Dieſe zwey. Nun, die Götter wollen Euch begleiten, daß Ihr möget mit gutem Winde an Ort und Stelle kommen.

Hamlet. Nun Adieu, Frau Mutter!

König. Wie, mein Prinz, warum heiſt Ihr uns Frau Mutter?

Hamlet. Mann und Weib iſt ja ein Leib, Vater oder Mutter, es iſt mir alles gleich.

König. Nun ſo fahrt wohl, der Himmel ſey mit Euch. (ab.)

Hamlet. Nun, ihr noblen Quantchen, ſollt ihr meine Gefährten ſeyn?

Dieners. Ja, Ihro Durchlaucht!

Hamlet. So kommt denn, ihr noblen Geſellen, (nimmt ſie beyde an jede Hand) laßt uns fahren, laßt uns fahren nach England, nehmt das Bötchen in die Hand, du biſt ja ein braver Quant. Laßt uns fahren, laßt uns fahren nach England. (gehen ab.)

Scene IX.

Phantaſmo. Ophelia.

Phantaſmo. Wo ich gehe oder ſtehe, da läuft das elementiſche Mädchen, die Ophelia, aus allen Winkeln mir nach; ich kann keinen Frieden vor ihr haben, ſie ſagt allezeit, daß ich ihr Liebſter bin, und iſt doch nicht wahr. Wenn ich mich nur verſtecken könnte, damit ſie mich nicht finde. Nun wird der Henker wieder los werden: da kommt ſie wieder.

Ophelia. Wo mag mein Liebchen ſeyn? Der Schelm will nicht bey mir bleiben, eher vor mir weg — Aber ſiehe, da iſt er. Höre, mein Liebchen, ich bin bey dem Prieſter geweſen, der will uns noch heute zuſammen copuliren; ich habe alles zu der Hochzeit fertig gemacht, ich habe Hühner, Haaſen, Fleiſch, Butter und Käſe eingekauft; es mangelt nichts mehr, als daß die Muſikanten uns zu Bette ſpielen.

Phan-

Phantasmo. Ich muß nur ja sagen. Komm denn, wir wollen miteinander zu Bette gehn.

Ophelia. Nein, nein, mein Püppchen, wir müssen erstlich miteinander zur Kirche gehen, hernach wollen wir essen und trinken, und denn wollen wir tanzen — Ach, wie wollen wir uns lustig machen!

Phantasmo. Ja, es wird lustig hergehn; es werden wohl drey von Einem Teller essen.

Ophelia. Was sagst du? Wilt du mich nicht haben, so will ich dich auch nicht haben. (schlägt ihn) Siehe dort, dort ist mein Liebchen, er winkt mir. Siehe da, welch ein schön Kleid daß er an hat: siehe er will mich zu sich locken, er wirft mit einem Röslein und Lilien auf mich zu; er will mich in seine Arme nehmen, er winkt mir, ich komme, ich komme. (ab.)

Phantasmo. Bey der Nähe ist sie nicht klug, aber weit davon ist sie gar toll. Ich wollte, daß sie aufgehenkt wäre, so könnte mir das Rabenaas so nicht nachlaufen. (ab.)

✤ ✤ ✤

Vierter Act.

Scene I.

Hamlet. Zwey Banditen.

Hamlet. Es ist hier ein lustiger Ort auf dieser Insel, wir wollen etwas hier verbleiben und speisen:

da ist ein lustiger Wald, und da ein kühler Wasserstrom; darum holet mir das beste vom Schiff, wir wollen uns hier recht lustig machen.

1. Band. Gnädiger Herr, hier ist nicht Essenzeit, denn von diesem Eiland werden Sie nimmer kommen: denn hier ist der Ort, der Ihnen zum Kirchhof bestellt ist.

Hamlet. Was sagst du Schelm, du Esclav! Weißt du wohl, wer ich bin? Sollst du wohl mit einem Königlichen Prinzen also scherzen? Doch es sey dir vergeben vor diesesmal.

2. Band. Nein, es ist kein Scherz, sondern unser rechter Ernst. Sie präpariren sich nur zum Tode.

Hamlet. Warum das? Was hab ich euch denn Leides gethan? Ich weiß mich ja auf nichts zu besinnen: darum sagt aus, warum kommt ihr auf solche boshafte Gedanken?

1. Band. Es ist uns von dem König anbefohlen worden: sobald wir Ihro Durchlaucht auf dieses Eiland bringen, sollen wir ihm das Leben nehmen.

Hamlet. Ihr lieben Freunde, verschonet mein Leben; saget, daß ihrs verrichtet; ich will die Zeit meines Lebens nicht wieder zu dem König kommen; bedenkt es wohl, was ist euch mit einer Handvoll unschuldiges Fürstenblut gedient? Wollt ihr euer Gewissen mit meinen Sünden beflecken? Ach daß ich zu allem Unglück ohne Gewehr bin! Hätte ich nur etwas in meinen Händen.

(greift einem nach dem Degen.)

2. Band. Du, Camerad, nimm dein Gewehr in acht.

1. Band. Ich werde mich wohl in acht nehmen. Nun, Prinz, macht Euch fertig; wir haben nicht lange Zeit.

Hamlet. Weil es denn nicht anders seyn kann, und

ich

ich vor euch sterben muß, aus Antrieb des tyrannischen Königs, so will ichs gern erdulden, ob ich gleich unschuldig, und ihr aus Armuth hierzu erkauft, will ichs euch gerne verzeihen, das Blut aber wird der Bruder- und Vatermörder verantworten müssen an jenem grossen Gerichtstage.

1. Band. Ey was fragen wir nach jenem Tage; wir müssen verrichten, was uns heute befohlen.

2. Band. Es ist auch wahr, Bruder! Nur frisch darauf, es muß doch seyn. Gieb Feuer, ich auf der einen, und du auf der andern Seite.

Hamlet. Höret mich noch ein Wort: weil auch dem allerärgsten Uebelthäter solches nicht abgeschlagen wird, sondern wird ihm Zeit zur Buße gelassen, also bitte ich, als ein unschuldiger Prinz, ihr wollet mich erstlich zu meinem Schöpfer ein andächtiges Gebet verrichten lassen, hernach will ich gerne sterben; ich will euch aber ein Zeichen geben: ich werde meine Hände nach dem Himmel wenden, sobald ich meine Arme ausstrecke, so gebt Feuer, setzt mir beyde Pistolen in die Seite, und wenn ich werde sagen: schießt! so gebt mir so viel, als ich bedarf, und treft mich gewiß, damit ich nicht lange gemartert werde.

2. Band. Nun dieses können wir ihm auch wohl noch zu Gefallen thun, darum macht nur fort!

Hamlet. (schlägt die Hände voneinander.) Schießt zu! (indem fällt er zwischen den beyden vorwärts nieder, die Diener aber erschießen sich selbsten.) Ach gerechter Himmel, dir sey Dank gesagt vor dein englisches Eingeben, denn diesen Schutzengel werde ich ewig preisen, welcher mir durch meine Gedanken das Leben erhalten hat. Diese Schelme aber, wie gearbeitet, so ist auch ihr Lohn. Die Hunde rühren sich noch, sie haben sich selber harquebusirt, ich aber will zu meiner Revange ihnen den Todesstich vollends geben, es sollte ein Schelm sonsten davon kommen. (er ersticht sie mit ihren eignen Degen.) Ich muß sie

besuchen, ob sie auch etwa Steckbriefe bey sich haben. Dieser hat nichts; hier finde ich einen Brief bey diesem Mörder, ich will ihn lesen. Dieser Brief ist an einen Erzmörder in England geschrieben, wenn etwa dieser Anschlag möchte mißlingen, sollten sie mich nur dem überantworten, der würde mir schon das Lebenslicht ausblasen. Allein die Götter stehn doch dem Gerechten bey: Nun will ich mich meinem Vater zum Schrecken wiederum zurückbegeben. Aber zu Wasser trau ich nicht mehr, wer weiß, ob der Schifscapitain nicht auch ein Schelm ist. Ich will den ersten Platz suchen, und die Post nehmen; den Schiffer will ich nach Dännemark wieder zurück commandiren, diese Schelme aber will ich ins Wasser werfen. (ab.)

Scene II.

König mit Staat.

König. Uns verlanget zu erfahren, wie es mit unserm Sohn, Prinz Hamlet, muß abgelaufen seyn, und ob diejenigen, welche wir als Reisegefährten ihm mitgegeben, auch treulich werden verrichtet haben, was wir befohlen.

Scene III.

Phantasmo.

Phantasmo. Neue Zeitung, Monsieur König! Hauptneue Zeitung!

König. Was ist es, Phantasmo?

Phantasmo. Leonhardus aus Frankreich ist wieder zu Hause kommen.

König. Das ist uns lieb, laßt ihn vor uns kommen.

Scene

Scene IV.

Leonhardus.

Leonh. Gnädiger Herr und König, ich begehre von Ihro Majestät meinen Vater, oder die Rache der Gerechtigkeit, weil er so jämmerlich ermordet. Wo dieses nicht geschieht, werde ich vergessen, daß Ihr König seyd, und mich an den Thäter rächen.

König. Leonhardus, gieb dich zufrieden, wir sind unschuldig an deines Vaters Tod. Prinz Hamlet hat ihn unversehenerweise hinter den Tapeten erstochen, wir aber wollen dahin bedacht seyn, daß er wieder gestraft werde.

Leonh. Weil denn Ihro Majestät unschuldig sein an den Tod meines Vaters, als bitte ich auf gefällten Knieen, mir solches zu verzeihen. Der Zorn hatte mich, wie auch die kindliche Liebe übernommen, daß ich fast selber nicht gewußt, was ich gethan.

König. Es sey dir vergeben, denn wir können wohl gedenken, daß es dir sehr zu Herzen gangen sey, daß du deinen Vater so erbärmlich hast verlieren müssen. Doch gieb dich zufrieden, du solt einen Vater wieder an uns haben.

Leonh. Ich bedanke mich vor diese hohe Königliche Gnade.

Scene V.

Phantasmo.

Phantasmo. Herr Vetter König, noch mehr neue Zeitung!

König. Was bringst du wieder vor neue Zeitung?

Phantaſmo. Prinz Hamlet iſt wieder kommen.

König. Der Teufel iſt wieder kommen, und nicht Prinz Hamlet.

Phantaſmo. Prinz Hamlet iſt wieder kommen, und nicht der Teufel.

König. Leonhardus, höre hier, nun kannſt du deines Vaters Tod rächen, weil der Prinz wieder zu Hauſe kommen; allein du muſt uns eidlich verſprechen, daß du ſolches keinem Menſchen offenbaren wilt.

Leonh. Ihro Majeſtät zweifeln an mir nicht; was Sie mir offenbaren, ſoll verſchwiegen ſeyn, als ob Sie zu einem Stein geſprochen hätten.

König. Wir wollen zwiſchen dir und ihm einen Wettſtreit anſtellen, nemlich alſo: ihr ſollt mit Rapieren fechten, und der von euch beyden die erſten drey Stöße bekommt, ſoll ein weiß neapolitaniſch Pferd gewonnen haben. Aber mitten in dieſem Gefechte ſollt ihr euer Rapier fallen laſſen, und anſtatt deſſelben ſollt ihr einen ſcharf geſpitzten Degen bey der Hand haben, welcher dem Rapier ganz ähnlich gemacht muß ſeyn, die Spitze deſſelben aber muſt du mit ſtarken Gift beſtreichen; ſobald du nun ſeinen Leib damit verwunden wirſt, wird er alsdenn gewiß ſterben müſſen, du aber ſollſt doch den Preiß und hierbey des Königs Gnade gewinnen.

Leonh. Ihro Majeſtät wollen mir verzeihen; ich darf mich dieſes nicht unterſtehen, dieweil der Prinz ein geübter Fechtmeiſter iſt, und könnte mir dieſes wohl ſelbſt wiederfahren.

König. Leonhardus, weigere dich hierinnen nicht, ſondern thue deinem Könige ſolches zu gefallen, um deines Vaters Tod zu rächen, muſt du dieſes thun. Denn wiſſet, daß der Prinz als ein Todſchläger eures Vaters

ſolchen

ſolchen Tod verdienet. Allein wir können keine Gerechtigkeit an ihn haben, weil ihm ſeine Frau Mutter den Rücken hält, und ihn die Unterthanen ſehr lieben: dürfte alſo, wenn wir öffentlich uns an ihm rächen wollten, ein Aufruhr leicht geſchehen; daß wir aber ihn als unſern Stiefſohn und Vetter meiden, geſchieht um der heiligen Gerechtigkeit willen, denn er iſt mordgierig und unſinnig, und müſſen uns künftig ſelbſten vor einem ſolchen böſen Menſchen fürchten. Thut ſolches, was wir von euch verlangen, ſo werdet ihr den König ſeiner Furcht benehmen, und euch verblümterweiſe an euren Vatermörder rächen.

Leonh. Es iſt eine ſchwere Sache, welcher ich mich faſt nicht unterſtehe. Denn ſollte dieſes auskommen, würde es gewiß mein Leben koſten.

König. Zweifelt nicht; im Fall es ja euch mißlingen ſollte, ſo haben wir ſchon eine andere Liſt erdacht. Wir wollen einen orientaliſchen Diamant klein ſtoßen laſſen, und ihm denſelben, wenn er erhitzt, in einen Becher voll Wein mit Zucker ſüß vermiſcht beybringen: ſo ſoll er auf unſere Geſundheit doch den Tod ſaufen.

Leonh. Wohl denn, Ihro Majeſtät, unter deſſen Schutz will ichs verrichten.

Scene VI.

Königin.

Königin. Gnädiger Herr und König, liebſtes Ehegemahl, ich bringe Euch eine ſchlechte Zeitung!

König. Was iſt es, liebſte Seele?

Königin. Meine liebſte Staatsjungfer, die Ophelia, läuft hin und wieder, ruft und ſchreyt, ſie iſſet und trin-

trinket nichts; man meynet, daß sie gänzlich von ihrem Verstande ist.

König. Ach, höret man doch nichts als lauter traurige und unglückliche Zeitungen!

Scene VII.

Ophelia mit Blumen.

Ophelia. Siehe da hast du ein Blümchen, du auch, du auch. (giebt jedem eine Blume) Aber potz tausend, was hätte ich schier vergessen: ich muß geschwinde laufen, ich habe meinen Schmuck vergessen. Ach, meine Fronte; ich muß geschwinde nach dem Hofschmidt gehn, und fragen, was er vor neue Moden bekommen. Sa, sa, decket geschwinde den Tisch, ich werde bald wieder hier seyn. (läuft weg.)

Leonh. Bin ich denn zu allem Unglück geboren! Mein Vater ist todt, und meine Schwester ist ihres Verstandes beraubt! Mein Herz will mir vor großer Traurigkeit fast zerbersten.

König. Leonhardus, stelle dich zufrieden, du sollst alleine bey uns in Gnaden leben. Sie aber, liebste Gemahlin, wolle belieben, mit uns hineinzuspatzieren, denn wir haben ihr noch etwas in Geheim zu offenbaren. Leonhardus, vergesset nicht, was wir euch gesagt.

Leonh. Ich werde emsig seyn, solches zu verrichten.

Königin. Mein König, wir müssen Rath schaffen, daß diese unglückseelige Jungfer möge wieder zu ihrem Verstande verholfen werden.

König. Man lasse die Sache an unsere Leibmedici gelangen. Ihr aber folget uns, Leonhardus. (ab.)

❖ ❖ ❖

Fünf-

Fünfter Act.

Scene I.

Hamlet.

Unglückseeliger Prinz, wie lange sollt du noch ohne Ruhe leben! Wie lange verhängst du, gerechte Nemesis, daß dein gerechtes Rachschwerdt auf meinem Vetter, den Brudermörder wetzest! Ich bin nun wieder anhero gelanget, kann aber noch zu keiner Revange kommen, weil der Brudermörder allezeit mit viel Volk umgeben. Aber ich schwöre, ehe die Sonne ihre Reise von Osten in's Westen gethan, will ich mich an ihm rächen.

Scene II.

Horatio.

Horat. Ihro Durchlaucht, ich bin von Herzen erfreuet, daß ich Sie mit guter Gesundheit wieder allhier sehe. Ich bitte aber, Sie wollen mir doch offenbaren, warum Sie sobald wieder zurückgekommen.

Hamlet. Ach, Horatio, du hättest mich bald nicht mehr lebendig gesehn, dieweil mein Leben bereits auf dem Spiel gestanden, wo mich die göttliche Allmacht nicht sonderlich hätte bewahret.

Horat. Wie, was sagen Ihro Durchlaucht? Wie ist es zugegangen?

Hamlet. Du weist, daß mir der König zwey Reisegefährten als Diener, mich zu begleiten, mitgegeben hatte.

Nun

Nun begab es sich, daß wir eines Tages contrairen Wind hatten, und an ein Eyland, nicht ferne von Dovern anker setzten. Ich stieg mit meinen zwey Dienern aus dem Schiff, etwas frische Luft zu schöpfen. Da kamen diese verfluchten Schelme, und wollten mir das Leben nehmen, und sagten, der König hätte sie dazu erkauft. Ich bat um mein Leben, ich wollte ihnen eben soviel geben, und sollten den König doch unterdessen meinen Tod berichten, ich wollte auch nimmermehr zu Hofe kommen, es war aber kein Erbarmen bey ihnen. Endlich gaben mir die Götter etwas im Sinn: hierauf bat ich sie, daß vor meinem Ende ich noch ein Gebet thun möchte, und wenn ich rufen würde: schießt zu! so sollten sie auf mich Feuer geben: indem aber daß ich rief, fiel ich zur Erden nieder, sie aber erschossen sich selbsten einander; bin also diesesmal noch so mit dem Leben darvon kommen. Meine Ankunft aber wird dem Könige nicht angenehm seyn.

Horatio. O unerhörte Verrätherey!

Scene III.

Phantasmo.

Hamlet. Siehe, Horatio, dieser Narr ist dem Könige viel lieber, als meine Person. Wir wollen hören, was er vorbringt.

Phantasmo. Willkommen zu Hause, Prinz Hamlet! Wisset Ihr was Neues? der König hat eine Wette auf Euch und auf dem jungen Leonhardo geschlagen. Ihr sollt zusammen in Rapieren fechten, und wer dem andern die ersten zwey Stöße anbringen wird, der soll ein weiß neapolitanisch Pferd gewonnen haben.

Hamlet. Iſt dieſes gewiß, was du ſageſt?

Phantaſmo. Ja es iſt nicht anders.

Hamlet. Horatio, was mag dieſes bedeuten? ich und Leonhardus ſollen miteinander fechten. Ich glaube, ſie werden dieſen Narren etwas weiß gemacht haben, denn man kann ihm einbilden, was man will. Sehet nur, Signora Phantaſmo, es iſt greulich kalt.

Phantaſmo. Ja ja, es iſt greulich kalt —
(zittert mit dem Munde.)

Hamlet. Nun iſt es ſchon nicht ſo kalt mehr.

Phantaſmo. Ja ja, es iſt ſo recht ins Mittel.

Hamlet. Aber nun iſt eine große Hitze.
(wiſcht das Geſicht.)

Phantaſmo. O welch eine greuliche Hitze!
(wiſcht auch den Schweiß.)

Hamlet. Nun iſts nicht recht kalt, auch nicht recht warm.

Phantaſmo. Ja es iſt nun eben recht temperirt.

Hamlet. Da ſieheſt du, Horatio, daß man ihm weiß machen kann, was man will. Phantaſmo, gehe wieder hin zum Könige, und ſage ihm, daß ich ihm bald aufwarten werde — (Phantaſmo ab.) Nun kommt, Horatio, ich will gleichwohl gehn, und mich dem König präſentiren. Aber ach! was bedeutet dieſes? mir fallen Blutstropfen aus der Naſe; mir ſchüttert der ganze Leib! O wehe, wie geſchieht mir! (fällt in Ohnmacht.)

Horat. Durchlauchtigſter Prinz, o Himmel, was bedeutet dieſes! Ihro Durchlaucht kommen doch wieder zu ſich ſelbſt! Durchlauchtigſter Prinz, wie iſts, was wiederfährt Ihnen!

Hamlet. Ich weiß nicht, Horatio. Indem ich gedachte, nach Hofe zu gehn, überfiel mich eine ſchleuni-

ge Ohnmacht; was dieses bedeuten wird, ist den Göttern bekannt.

Horat. Ach, der Himmel gebe doch, daß dieses Omen nicht etwas Böses bedeuten möge.

Hamlet. So sey es wie es will, ich will dennoch zu Hofe gehn, und sollte es auch mein Leben kosten.

(ab.)

Scene IV.

König. Leonhardus. Phantasmo.

König. Leonhardus, mache dich fertig, denn Prinz Hamlet wird auch bald hier seyn.

Leonh. Ihro Majestät, ich bin schon fertig, und werde schon mein Bestes thun.

König. Sehet wohl zu; hier kommt der Prinz schon — — —

Scene V.

Hamlet. Horatio.

Hamlet. Alles Glück und Heil warte auf Ihro Majestät!

König Wir danken Euch, Prinz! Wir sind höchsterfreut, daß Euch die Melancholie in etwas verlassen, derowegen haben wir heut einen Luststreit angestellt zwischen Euch und dem jungen Leonhardo: Ihr sollt mit ihm in Rapieren fechten, und welcher von Euch beyden die ersten drey Stöße bekommen wird, der soll ein weiß neapolitanisch Pferd mit Sattelzeug und allem Zubehör gewonnen haben.

Hamlet.

Hamlet. Ihro Majeſtät wollen mir verzeihen, denn ich in den Rappier wenig geübt bin. Leonhardus aber kommt kürzlich aus Frankreich, allda er ſich ohne Zweifel wird gut exercirt haben, darum wollen Sie mich entſchuldiget halten.

König. Prinz Hamlet thut uns dieſes zu gefallen, denn wir ſind begierig zu erfahren, was die Teutſchen und die Franzoſen vor Finten haben.

Scene VI.

Königin.

Königin. Gnädiger Herr und König, ich werde Ihnen ein großes Unglück erzählen!

König. Der Himmel bewahre uns davor! Was iſt es denn?

Königin. Die Ophelia iſt auf einen hohen Berg geſtiegen, und hat ſich ſelber heruntergeſtürzt und um das Leben gebracht.

Leonh. Ach unglückſeeliger Leonhardus! du haſt in kurzer Zeit einen Vater und Schweſter verlohren! Wohin will doch das Unglück dich leiten! Ich wünſche mir ſelbſten vor Betrübniß den Tod.

König. Stellet euch zufrieden, Leonhardus! wir ſind euch gnädig, fanget nur das Gefechte an. Phantaſmo bringe die Rappiere; Ihr aber, Horatio, ſollet urtheilen.

Phantaſmo. Da ſind die warmen Biere.

Hamlet. Wohlan denn, Leonhardus, ſo kommet denn an, wir wollen zuſehn, wer dem andern die Schellen wird anhängen. Wo ich aber einen Exces begehen möchte, bitte ich zu excuſiren, denn ich lange nicht gefochten.

Leonh. Ich bin Ihro Durchlaucht Diener, Sie scherzen nur.

(In dem ersten Gang fechten sie reine. Leonhardus bekommt einen Stoß.)

Hamlet. Nun das war eins, Leonhardus!

Leonh. Es ist wahr, Ihro Durchlaucht! Allo Revange! (Dieser läßt das Rappier fallen, und ergreift den vergifteten Degen, welcher parat lieget, und stößt dem Prinzen die Quarte in den Arm. Hamlet pariret auf Leonhardo, daß sie beyde die Gewehre fallen lassen. Sie laufen ein jeder nach dem Rappier. Hamlet bekommt den vergifteten Degen, und sticht Leonhardus todt.)

Leonh. O wehe, ich habe einen tödtlichen Stoß! ich bekomme den Lohn, mit welchem ich dachte einen andern zu bezahlen. Der Himmel sey mir gnädig.

Hamlet. Was zum Teufel ist dieses! Leonhardus, hab ich euch mit dem Rappier erstochen? Wie geht dieses zu?

König. Gehet geschwinde, und gebt meinen Mundbecher mit Wein her, damit die Fechter sich ein wenig erquicken. Gehe, Phantasmo, und hole ihn. (tritt vom Thron. Für sich.) Ich hoffe, wenn sie beyde von dem Wein trinken werden, daß sie alsdenn sterben, und diese Finte nicht offenbar werde.

Hamlet. Sagt mir, Leonhardus, wie ist dieses zugegangen?

Leonh. Ach, Prinz, ich bin von dem König zu diesem Unglück verführet worden! Gehet, was Ihr in Eurer Hand habt! es ist ein vergifteter Degen.

Hamlet. O Himmel, was ist dieses! Bewahre mich doch davor!

Leonh. Ich sollte Euch damit verletzen, denn er ist so stark vergiftet, daß, wer nur die geringste Wunde damit bekömmt, augenscheinlich sterben muß.

König.

König. Holla, Ihr Herren, erhohlet Euch ein wenig und trinket. (Indem der König vom Stuhl aufſtehet, und dieſe Worte redet, ſo nimmt die Königin dem Phantaſino den Becher aus der Hand und trinket, der König ruft:) Holla! wo bleibt der Becher? Ach, wertheſte Gemahlin, was thut ſie? Dieſes, was hier eingeſchenket, iſt mit dem ſtärkſten Gift vermenget. Ach wehe, was habt Ihr gethan!

Königin. O wehe, ich ſterbe!

(Der König ſtehet vor der Königin.)

Hamlet. Und Du, Tyranne, ſollſt ſie in dem Tode begleiten. (Hamlet erſticht ihm von hinten zu.)

König. O wehe, ich empfange meinen böſen Lohn!

Leonh. Adieu, Prinz Hamlet! Adieu, Welt! ich ſterbe auch. Ach, verzeihet mir, Prinz!

Hamlet. Der Himmel geleite deine Seele, weil du unſchuldig. Dieſen Tyrannen aber wünſche ich, daß er ſeine ſchwarze Sünden in der Höllen abwaſchen möge. Ach, Horatio, nun iſt meine Seele ruhig, nun ich mich an meinen Feinden gerochen habe. Ich habe zwar auch einen Stoß in den Arm, aber ich hoffe, es werde nichts zu bedeuten haben. Es iſt mir leid, daß ich Leonhardum erſtochen habe, ich weiß aber nicht, wie ich den verzweifelten Degen in meine Hand bekommen; doch wie die Arbeit, ſo iſt auch der Lohn, er hat ſeine Bezahlung bekommen. Nichts jammert mir mehr, als meine Frau Mutter. Doch ſie hat dieſen Tod wegen ihrer Sünden halben auch verdienet. Aber ſagt mir, wer hat ihr den Becher gegeben, daß ſie Gift bekommen?

Phantaſmo. Ich, Herr Prinz! ich habe auch den vergifteten Degen gebracht, aber den vergifteten Wein habt Ihr allein ſollen austrinken.

Hamlet. Bist du auch ein Werkzeug dieses Unglücks gewesen? Siehe, da hast du auch deine Belohnung!

(sticht ihm todt.)

Phantasmo. Stecht, daß euch die Klinge verlahme!

Hamlet. Ach, Horatio, ich fürchte, es wird nach meiner verübten Rache auch mein Leben kosten, denn ich bin am Arme sehr verwundet. Ich werde ganz matt, meine Glieder werden schwach, und meine Beine wollen nicht mehr stehn; meine Sprache vergeht mir, ich fühle den Gift in allen meinen Gliedern. Doch bitte ich euch, lieber Horatio, und bringet die Krone nach Norwegen an meinen Vetter, den Herzog Fortempras, damit das Königreich nicht in andre Hände falle. Ach, o weh, ich sterbe!

Horatio. Ach, Durchlauchtigster Prinz, erwartet doch Hülfe. O Himmel, er bleibt mir unter den Händen! Ach, was hat doch dieses Königreich eine zeither vor schwere Kriege geführet! Kaum hatte es Friede, so ist es aufs neue mit innerlicher Unruhe, Regier- Streit- und Mordsucht angefüllet worden. Dieser traurige Unglücksfall mag wohl in keinem Seculo der Welt jemals geschehn seyn, wie man leider jetzt an diesem Hofe erlebet hat. Ich will alle Anstalt mit Hülfe der treuen Räthe machen, daß diese hohe Personen nach ihrem Stande beerdiget werden, alsdenn mich eilo mit der Krone nach Norwegen verfügen, und dieselbe übergeben, wie mir dieser unglückseelige Prinz befohlen hat.

Vers.

So gehts, wenn ein Regent mit List zur Kron sich dringet,
Und durch Verrätherey dieselbe an sich bringet,
Derselb erlebet nichts, als lauter Spott und Hohn,
Denn wie die Arbeit ist, so folget auch der Lohn.

III.
Auszüge.

Moralische und häusliche Tugenden der Morlacken.

(Aus Fortis Reisen.)

Der Morlacke, der entfernt von den Ufern des Meers, und in Oertern, die keine Besatzung haben, wohnt, ist überhaupt zu reden, als moralischer Mensch, merklich von uns verschieden. Das Zutrauen, die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit dieser guten Leute, sowohl in täglichem Leben, als bey ihren Verträgen, arten oft in übermäßige Gutheit aus, und bekommen ein Ansehen von Einfalt. Hiervon pflegen die Italiäner, die in Dalmatien Handlung treiben, uud selbst ihre Landsleute, die an den Ufern wohnen, nur allzugrossen Mißbrauch zu machen; so daß das angebohrne Zutrauen der Morlacken schon um sehr viel abgenommen hat, und täglich mehr gezwungen wird, dem Argwohn und Mißtrauen seinen Platz einzuräumen. Ihre wiederholte Erfahrung mit den Italiänern haben den Betrug der letztern zum Sprichwort unter ihnen gemacht. Ihr größter Schimpf ist wechselsweise passia-viro, und Lanzmanzvaviro, Hunde-Treue und Italiäner-Treue. Man sollte glauben, daß diese schlimme Meinung von den Italiänern für den unbekannten Reisenden gefährlich seyn müßte, allein sie beschämen unsere Gesinnungen. Der Morlacke,

gastfrey und großmüthig von Natur, öfnet jedem Reisenden seine Hütte; aus einer Art von Instinct, ihn wohl zu bedienen, giebt er ihm, was er hat, begehrt niemals, und verweigert öfters hartnäckig die mindeste Erkenntlichkeit. Mehr als einmal habe ich in der Morlachey auf diese Art den Tisch mit Leuten getheilt, die mich niemals in ihrem Leben gesehen hatten, und wahrscheinlicher Weise eben so wenig hoffen konnten, mich jemals wieder zu sehen.

Ich werde, so lange ich athme, die Aufnahme und gütliche Behandlung nicht vergessen können, die der Woywode Perkan zu Coccorich mich erfahren ließ. Mein ganzes Verdienst war, der Freund einer Familie von seinen Freunden zu seyn. Er schickte mir Reitpferde und Begleitung entgegen, und überhäufte mich, so lange mein Auffenthalt bey ihm dauerte, mit allem, was diese liebenswürdige National-Gastfreyheit Ausgesuchtes haben konnte. Er ließ mich von seinen Leuten, und seinem eigenen Sohne in die Gegenden von Narenta, die eine gute Tagreise entfernt sind, begleiten, und mit einem solchen Ueberfluß von Lebensmitteln versehen, daß ich keine Gelegenheit fand, nur einen Pfennig auszugeben. Als ich das gastfreye Haus dieses vortreflichen Mannes verlassen hatte, so sah ich ihn und seine ganze Familie mich mit den Augen begleiten, bis der Weg mich aus ihrem Gesichte führte. Dieser herzliche Abschied erregte im Innersten meiner Seele eine Bewegung, die ich vorher noch nie empfunden hatte, und deren Wiederempfindung ich mir von keiner Reise durch Italien versprechen wollte. Ich nahm das Bildniß dieses edeln Mannes mit mir, hauptsächlich, um mir das Vergnügen zu geben, ihn trotz Meer und Gebirge, die uns trennen, immer wieder und wieder sehen

zu

zu können. Zugleich kann man den Luxus der Nation in den Kleidungen ihrer Häupter daraus abnehmen. Er erlaubte mir noch die Zeichnung von einer seiner Enkelinnen zu nehmen, die nicht weniger viel anders gekleidet sind, als die Morlackinnen von Kotar und den übrigen Gegenden, die ich durchreist hatte.

Man braucht die Morlacken nur mit einiger Freundlichkeit zu behandeln, um alle Höflichkeits-Bezeugungen von ihnen zu erhalten, und sie zu herzlichen Freunden zu machen. Man wird die Gastfreyheit unter ihnen eben sowohl bey den Armen, als bey den Reichen finden. Wenn dieser ein Lamm- oder Hammelbraten auftischt, so bringt jener ein indianisches Huhn, Milch und frischen Honig. Diese Freygebigkeit hat nicht allein der Fremde zu erwarten, sie erstreckt sich auf alle, die derselben nöthig haben können.

Wenn ein reisender Morlacke in die Wohnung seines Wirths, oder Verwandten, bey ihm zu herbergen kömmt, so wird er bey dem Absteigen vom Pferde, oder bey dem Eintritt in die Herberge, von der ältesten Tochter des Hauses, oder wenn eine junge Braut darinne seyn sollte, von ihr mit einem Kuß empfangen. Ein auswärtiger Reisender bekömmt nicht so leichtlich diesen weiblichen Willkommen zu genießen; im Gegentheil pflegen bey seiner Ankunft die jungen Mädchen sich zu verbergen, oder in der Ferne zu halten. Vielleicht, daß sie durch Beyspiele von Verletzung der Gesetze der Gastfreyheit schüchtern gemacht worden, oder von der Eifersucht der benachbarten Türken einigermaßen angesteckt worden sind.

So lang in den Häusern der Wohlhabenden eines Dorfs, deren Anzahl nach und nach sehr klein gewor-

den ist, noch Lebensmittel vorhanden sind, so können die armen Nachbarn auf ihren nothwendigen Unterhalt zählen. Daher sieht man auch keinen Morlacken, der sich so weit erniedrigte, und von einem Fremden, der die Morlachey durchreist, Allmosen begehrte. Auf allen Reisen, die ich durch dieses Land gemacht, ist mir nie ein Pfennig abgefordert worden. Ich im Gegentheil kam öfters in den Fall, die Armen, aber doch mit ihrem kleinen Eigenthum freygebigen Hirten um etwas zu bitten, und noch öfters, wenn ich ihre Felder in der schwülen Sommerhitze durchreiste, begegneten mir arme Schnitter, die freywillig, mit einer Gutherzigkeit, die mein Innerstes bewegte, mir ihre Wasserschläuche und ihren ländlichen Vorrath, anzubiethen kamen.

Die häusliche Oekonomie wird von den Morlacken gemeiniglich sehr vernachläßigt. Sie gleichen in diesem Umstand den Hottentotten, und verschwenden, sobald sich irgend eine festliche Gelegenheit zeigt, in einer Woche, womit sie viele Monathe hätten feyern können. Eine Hochzeit, ein Festtag des Familien-Patrons, die Ankunft eines Verwandten, oder Freundes, oder sonst ein kleiner Anlaß kann machen, daß das ganze Haus sich ohne Mäßigung der Freude, dem Essen und Trinken überläßt. Hingegen ist der Morlacke bey dem Gebrauch der Dinge, die ihn vor dem Ungestüm der Jahrszeiten schützen sollen, sogar auf Unkosten seiner Bequemlichkeit, haushälterisch. Wird er zum Beyspiel in einer neuen Mütze vom Regen überfallen, so zieht er sie ab, und will den Regen lieber auf seinen bloßen Kopf fallen, als ihn seine neue Mütze verderben lassen. Eben so zieht er, wenn er auf eine Pfütze stößt, die Schuhe aus, so lange sie noch einigermaßen gut sind.

Die Genauigkeit der Morlacken ist im höchsten Grade pünktlich, wenn ihr nicht unwiederstehliche Hindernisse in den Weg kommen. Wenn es sich zuträgt, daß einer unter ihnen Geld gelehnet, und es zu bestimmter Zeit nicht wieder zurück geben kann, so kömmt er mit einem kleinen Geschenk zu seinem Creditor, noch längere Frist zu verlangen. Auf diese Art kann es leicht geschehen, daß er, ohne darüber nachzudenken, von Termin zu Termin, und von Präsent zu Präsent, das doppelte von dem bezahlt, was er schuldig wäre.

Freundschaften und Feindschaften.

Die Freundschaft, die bey uns durch die kleinste Klebrigkeit zerstört werden kann, ist bey den Morlacken desto beständiger. Sie haben gleichsam einen Punkt der Religion daraus gemacht, dieses heilige Band wird von ihnen am Fuß der Altäre geknüpft.

In Gegenwart des ganzen Volks wird alsdann auf die feyerlichste Weise ein besonderer Seegen über beyde Freunde oder Freundinnen ausgesprochen. Ich war bey der Verbindung zweyer Mädchen gegenwärtig, die sich in der Kirche von Perrusich zu Posestre (Freundinnen) einweyhten. Man sah, nachdem sie das heilige Bündniß geschlossen hatten, die Freude aus ihren Augen glänzen: ein Beweis, welcher Delicatesse von Empfindungen, auch Menschen, die wir ungebildet zu nennen pflegen, fähig seyn: oder ein Problem, ob nicht vielleicht die sogenannte Bildung der Gesellschaft eher ihr Verderbniß genennet werden müßte. Die Freunde, die auf diese Art verbunden werden, nennen sich Probatimi; die Freundinnen Poseltrime, welches soviel ist, als Halbbrüder und Halbschwestern. Die Freundschaft zwischen Manns- und Weibspersonen wird heutiges Tages

nicht mit so großer Feyerlichkeit geschlossen; allein man hat Ursache zu glauben, daß ältere und unschuldigere Zeiten eben diese Gewohnheit gehabt haben.

Von diesen geweyhten Freundschafts-Bündnissen und Halbbrüderschaft der Morlacken und der übrigen Nationen ihres Ursprungs scheinen die geschwornen Brüder (fratelli giurati) herzukommen, die man unter den Gesindel in und an einigen Orten außer Italien antrift. Der Unterschied zwischen ihnen und den morlackischen Probatimi besteht nicht allein darin, daß bey jenen kein Ceremoniel gewöhnlich ist, sondern hauptsächlich, daß in den slavonischen Gegenden alle Arten von Menschen sich zu gegenseitigem Vortheil, hingegen bey jenen sich fast die Verworfensten und Mächtigsten, zur Beunruhigung und Beschädigung anderer, zu vereinigen pflegen.

Die Pflichten der morlackischen Freundschaft erfordern, einander in jeder Bedürfniß oder Gefahr beyzustehen, das seinem Freund geschehene Unrecht zu rächen u. s. w. Sie treiben den Enthusiasmus ihrer Freundschaft bis zur willigen Entschlossenheit, ihr Leben für einander zu wagen oder hinzugeben.

Die Opfer dieser Art geschehen nicht selten, ob schon aus diesen verwilderten Freunden nicht soviel Wesen als aus den alten Pyladen gemacht wird. Wenn es sich ereignen sollte, daß unter den Probatimi Uneinigkeit entstünde, so würde die ganze Gegend davon, als von einer scandalösen Neuigkeit sprechen. Auch fängt dies in unsern Zeiten manchmal zu geschehen an; zu großer Betrübniß der alten Morlacken, welche die Verderbniß ihrer Nachkommen der Vermischung mit den Italiänern Schuld geben. Der Wein, und andre starke Getränke, wovon die Nation nach dem Beyspiel der

Ita-

Italiäner Mißbrauch zu machen anfängt, unterläßt eben so wenig, wie überall, zu Uneinigkeit und traurigen Zufällen Anlaß zu geben.

Wie die Freundschaft der noch unverdorbenen Morlacken fest und heilig ist, so ist auch ihre Feindschaft anhaltend, meistens unauslöschlich. Sie wird von dem Vater auf den Sohn fortgepflanzt, und die Mütter vergessen nicht, ihren noch zarten Söhnen unaufhörlich die Pflicht einzuprägen, ihren Vater zu rächen, wenn er von jemanden umgebracht worden ist, sie zeigen ihnen täglich das blutige Kleid, oder die Waffen des Getödteten. Die Rachbegierde hat sich so sehr gleichsam mit dem Blute oder mit der Natur der Morlacken vermischt, daß alle Mißionarien der Welt sie auszurotten nicht vermögend wären. Der Morlacke ist von Natur dienstfertig und gutherzig; die kleinste Gefälligkeit kann ihn zu der größten Dankbarkeit verbinden; aber wehe dem, der ihn zu beleidigen oder zu beschimpfen wagt! Rache und Gerechtigkeit machen bey diesem Volk gleichsam einerley Begriff aus, der auch in der That der ursprüngliche wahre Begriff ist. Sie haben ein Sprichwort unter sich, dessen Ansehen sie nur allzu gültig machen: Ronese osſveti, onse ne posveti: „Wer sich nicht rächt, ist nicht gerecht“ oder wird nicht geheiligt.

Es ist merkwürdig, daß in der illyrischen Sprache osveta Rache und Heiligung zugleich bedeutet, und eben so das davon abgeleitete Wort Osveriti. Eine alte Familien-Feindschaft und persönliche Rache lauert nach vielen Jahren noch Blut zu vergießen, und in Albanien sollen, wie mir gesagt worden ist, die Wirkungen davon noch entsetzlicher, und die einmal erbitterten Gemüther noch unversöhnlicher seyn. In diesen Gegenden ist ein

Mensch

Mensch von der sanftesten Gemüthsart der unmenschlichsten Rache fähig; er hält ihre Ausübung für seine Pflicht, und zieht diese thörichte Einbildung von falscher Ehre der Verachtung, der heiligsten Gesetze und allen den Strafen vor, denen er mit gutem Vorbedacht selbst entgegen geht.

Gemeiniglich sieht sich der Mörder eines Morlacken, der mächtige Verwandschaft zurückließ, in der Nothwendigkeit von einem Lande zum andern zu fliehen, und durch eine Reihe mehrerer Jahre sich zu verbergen. Wenn er während dieser Zeit verschlagen, oder glücklich genug gewesen ist, den Nachstellungen seiner Verfolger zu entgehen, und zugleich einen Vorrath von Geld zu sammlen, so sucht er endlich Vergebung zu erhalten, und Frieden zu schließen. Um die Bedingungen auszumachen, begehrt und erhält er sicher Geleit, worauf er sich ohne Bedenken sicher verlassen kann. Und nun ist er zuerst um einige Mittler bemüht, die auf einen bestimmten Tag beyde feindliche Verwandschaften zusammenbringen. Hierauf wird der Schuldige nach einigen Präliminarien in den Ort der Zusammenkunft geführt; kriechend auf allen Vieren, und die Büchse, Pistole oder das Messer, womit er den Mord begangen, auf seinen Hals gebunden. Während er sich in dieser demüthigen Stellung befindet, wird dem Ermordeten von einem oder mehrern seiner Verwandten eine Lobrede gehalten, die manchmal die Gemüther aufs neue zur Rache entflammt, und dem vierfüßigen Delinquenten einer jähen Gefahr aussetzt. Es ist bey dieser Gelegenheit gewöhnlich, daß die Verwandten von dem beleidigten Theil dem Schuldigen Schießgewehr, oder anders, drohend an die Kehle halten, und nach langem Widerstand endlich doch einwilligen, den Preis des vergossenen Bluts sich mit Geld bezahlen zu lassen. Bey den Abanesern kommen diese Friedensschlüsse gemeiniglich theuer

zu stehen; die Morlacken lassen sich manchmal mit wenig Aufwand vergleichen, beyde aber pflegen immer mit einem weidlichen Schmaus, auf Unkosten des Schuldigen, zu schließen.

IV.
Abhandlungen und vermischte Aufsätze.

I.

Ueber eine Stelle in Rousseau's. „Rousseau Juge de Jean Jaques, Dialogue."

Mit dem Motto aus Ovid:

„Barbarus hic ego sum, quia non intelligor illis."

Ich kenne von dieser Schrift blos den Auszug in den Ephemeriden der Menschheit, Januar 1781. S. 30. ff. Denen die etwa noch gar nichts von ihr wissen, hab ich blos zu sagen, daß es ein Gespräch zwischen Rousseau und einem Franzosen ist; worinn ersterer die mannigfaltigen Verläumdungen, die gegen ihn ausgestreut worden sind, zu wiederlegen sucht. Er hatte im Sinn, das Manuscript auf den hohen Altar einer Kirche, den 21. Hornung 1776 niederzulegen, fand aber das Gitter verschlossen. Es sollte mit folgender Ueberschrift versehen werden:

Der

Der Vorsehung empfohlene Hinterlage.

„Beschützer der Unterdrückten: Gott der Gerechtigkeit und Wahrheit, nimm diese Hinterlage auf, die auf deinen Altar legt, und deiner Vorsehung empfiehlt, ein unglücklicher Fremdling, einzig, ohne Stütze, ohne Vertheidiger auf der Erde, von einem ganzen Geschlecht (genération) beschimpft, verspottet, verläumdet, verrathen, seit funfzehn Jahren ins Gewette mit einer Behandlung angesehen, die ärger ist als der Tod, und bisher unter den Sterblichen mit unerhörten Unwürdigkeiten überhäuft, ohne daß er jemals davon, doch wenigstens, die Ursache hätte vernehmen können. Alle Erläuterung wird mir versagt, alle Wege, mich davon zu beleuchten und zu vertheidigen, sind mir verschlossen. Ich erwarte von den durch ihre eigene Ungerechtigkeit verbitterten Menschen nichts mehr als Beschimpfung, Lüge und Verrath. Ewige Vorsehung, meine ganze Hofnung beruhet auf dir. Geruhe meine Hinterlage unter deine Hut zu nehmen, sie in junge und getreue Hände fallen zu lassen, welche, rein vom Betrug, sie einem bessern Geschlecht überliefern. Möchten sie, mit Thränen über mein Schicksal, lernen; wie durch das gegenwärtige ein Mensch behandelt wird, der ohne Galle und ohne Schminke, aller Ungerechtigkeit feind, aber geduldig war, sie zu ertragen, und der niemals einem Menschen Uebels zugefügt, oder gewollt oder vergolten hat. Niemand hat, ich weiß es, das Recht, ein Wunderwerk zu erwarten, nicht einmal die unterdrückte und mißkannte Unschuld. Weil alles dereinst in seiner Ordnung hergestellt werden soll, so ist es genug, zu warten. Wenn dann meine Arbeit verloren ist, wenn sie soll meinen Feinden überliefert, und durch sie zerstört oder verunstaltet werden, wie es unvermeidlich scheint;

so werd ich nichts destoweniger auf dein Bollwerk zählen, obwohl die Stunde und die Wege davon mir unbekannt sind. Und nachdem ich, wie ich soll, all das meinige angewandt habe, um dabey mitzuwürken, so warte ich mit Vertrauen, beruhige mich durch den Gedanken deiner Gerechtigkeit und unterwerfe mich deinen Willen." — —

Ist diese angeführte Stelle nun wirklich ein unverwerfliches Zeugniß von einem stolzen und mißtrauischen Karakter, wie der Verfasser des Auszugs in den Ephemeriden annimmt? oder, falls es dies nicht ist, was ist es sonst?

Jeden eifrigen Beobachter seiner selbst kann die tägliche Erfahrung hinreichend überzeugen, daß wir Menschen uns nie öfters betrügen, als wenn wir die Absichten, die andern zum Handeln antrieb, enträthseln wollen; und eben um destomehr Behutsamkeit bedarf es bey unsern Beurtheilungen. Rousseau's Karakter war, wenn ich nicht irre, der Karakter des gutherzigen Schwärmers, der die Menschen, ihre Sitten, Meynungen, Leidenschaften und Thorheiten kannte, der wußte, wie sie seyn sollten, und sich gedrungen fühlte, es ihnen mit seinem hinreißenden Feuer, das aus einem Herzen voll Menschenliebe strömte, zu sagen. Die Geschichte belehrt uns durch unzählige Beyspiele, daß die Biedermänner, welche laut gegen die verkehrten Sitten ihrer Zeitgenossen murrten, gemeiniglich übel wegkamen, und daß es ihnen gieng, wie dem Mann im Lehnstuhl, der den Jungen weise Lehr predigen wollte. Sie trabten auf ihren Steckenpferden demohngeachtet fort, und erwiederten seine Moral mit einem:

„Da ist ein Pferd, komm reite mit,
Dann bist Du unser Mann!"

Dieß

Dieß aber konnte und wollte Rousseau eben so wenig, als der Mann im Lehnstuhl. Man ließ beyde fortpredigen. Dieser schwieg, und die Jungen thaten ihm weiter kein Leid; der Genfer Bürger wurde aber in der That gehaßt, mit Hirtenbriefen verfolgt, überall vertrieben, von den Kanzeln als ein Gottloser und Verführer des Volks angeschwärzt. ꝛc. — Daß dem Mann von einem für's Wohl seiner Brüder hochaufwallenden Herzen — und wäre das, was er für sie thun wollte, auch nur in seinen Augen Wohlthat gewesen — wehe thun mußte, so verkannt und weggestossen zu werden, ist kein Zweifel; und richtig bemerkt jener Schriftsteller, seine Leiden waren um so größer, je lebhafter seine Einbildungskraft und feuriger seine Phantasie war. — Freylich macht das Bewußtseyn großer Talente Vergnügen, aber schmerzt es den redlichen Mann nicht auch auf der andern Seite wieder gewaltig, wenn man durchaus haben zu wollen scheint, er soll sie vergraben, — wenn man von all dem Guten, das er sagt und thut, keinen Gebrauch machen will, sondern immer nur Kezerey und Bosheit ahnet, laut darüber schreit, und gegen den wahrheitliebenden Weisen die Gemüther des vornehmen und gemeinen Pöbels in Harnisch zu setzen sucht? —

Es ist eine falsche Voraussetzung, daß es Rousseau'n müsse geärgert haben, daß er sah, „ohngeacht der Bewunderung seiner Zeitgenossen, seyn noch nicht alle Geister von ihm bezwungen.„ — Welch ein Mensch von gesunden Sinnen ließe sich wohl das beykommen? Wäre nicht so ein Gedanke eben so thöricht, als das Meer mit einem Löffel in eine kleine Grube ausschöpfen zu wollen? Und Rousseau, der so sehr Menschenkenner war, konnte wohl am allerwenigsten diesen Einfall haben. Wär' er so kurzsichtig gewesen, so ein — Thor

im eigentlichsten Sinn des Worts; — so wollt ich auch miteinstimmen: er verdiente die Züchtigung. Und auch dann wär es immer noch drauf angekommen, ob man ein Recht dazu gehabt hätte, gegen einen Menschen so zu wüthen, wie man gegen Rousseau wüthete. — Nie hat er „seine Phantasieen statt der Wahrheit, oder statt älterer Phantasieen auf den Thron setzen wollen.“ Sagt er nicht selbst in einer seiner Schriften: er gebe seine Träume für nichts weiter aus, als für — Träume. Erfahrung und Studium hatten den Genfer Bürger mißtrauisch und zurückhaltend gegen die Menschen gemacht, von denen er weniger Gutes als Böses erfahren hatte. Da geräth man nur gar zu gern auf Abwege. Traute man erst den Menschen zu viel, und erfuhr das Gegentheil, so ist einem feurigen Kopf nichts leichter, als von jenem äußersten Extrem aufs entgegengesetzte zu springen, und mißtrauisch, wo nicht gar Menschenfeind zu werden. Das war wohl der Fall, daß Rousseau gegen Humen zurückhaltend war, der seinen feurigen Enthusiasmus nicht begreifen noch erwiedern konnte. — Als Rousseau die Schrift: „Rousseau Juge de Jean Jaques“ verfertigte, das mag wohl gerade zu der Zeit gewesen seyn, wo er bald von allen Sterblichen verlassen war. Und nun, so einem gequälten, vertriebenen, unsichern und niedergedrückten Menschen, — wer kan es ihm übel nehmen, da er sich von allen geflohen glaubt, daß er an die Vorsehung appellirt, ohne eben ein Wunder von ihr zu erwarten, denn er drückt sich deutlich darüber aus. — Der Unschuldige hat nichts, als den Glauben an sie noch übrig, wenn sich alles ringsum gegen ihn vereinigt. Es ist die Sprache des gemeinen Lebens: ich befehls Gott! — Daß Rousseau sich damit aber nicht begnügte, dünkt mich, ist sehr natürlich, denn jeder Menschenbeobachter wird — ohne mein Erinnern — wissen, daß Seelen

von dem Schlag, wie Rousseau's war, besonders das Feyerliche und Auffallende sehr lieben, und wer hat je den Ausspruch gethan, daß es Verbrechen sey? Sein Schritt war also natürliche Folge von dem Enthusiasmus, der ihn auf allen Wegen begleitete, — seiner Sonderbarkeit, ohne die es in der That wenig große Männer gegeben hat; aber nicht Beweis eines hochmüthigen Karakters, der es nicht leiden kann, wenn man seinen Ruhm antastet, oder seine Vorschläge nicht alle befolgen will.

Soviel über diese Stelle. Irr' ich, so will ich lieber aus Achtung für einen edlen Mann, der nicht alle zehn Jahre gebohren wird, irren; als ihm Absichten zuschreiben, an die er schwerlich dachte; und wenn er unrecht handelte, daß er die Sache so feyerlich betreiben wollte, aus Schwachheit und von seinem Feuer hingerissen fehlte.

Wagenseil.

2.

Skizzen von der Geschichte der teutschen Dichtkunst.

Zweite Epoche

von den Minnesingern bis auf die Meistersänger.

Die zweite, oder eigentlich erste merkwürdige Epoche unsrer Dichtkunst nennt man die Zeit der Minnesinger, weil Minne, das ist, Liebe den vornehmsten Gegenstand unsrer ersten wahren Gedichte ausmacht. Sie hebt

hebt mit der Regierung Kaiser Friedrich I. (Rothbart's) an, der selbst ein Freund der Wissenschaften war, und den man mit unter den Troubadours findet. Diese glückliche Zeit unsrer Poesie dauerte ungefehr hundert und funfzig Jahr, nämlich von 1180 bis 1330. Mehrere Ursachen vereinigten sich, den poetischen Geist unsrer Nation damals rege zu machen. So wie überhaupt damals die Kreuzzüge (viele der Dichter haben selbst diese Züge mitgemacht) eine Gelegenheit waren, daß die verschiednen europäischen Nationen einander näher kennen lernten: so wurden insbesondre die Teutschen mit ihren Nachbarn, die ihnen in der Kultur zuvorgekommen waren, mit den welschen und provençalischen Dichtern bekannter. Man gewöhnte sich nunmehr an Reisen in fremde Länder, und beobachtete Menschen und Sitten. Durch die erweckte Thätigkeit mußte der Geist der Nation muntrer und lebhafter werden. Nicht nur die Ritterthaten und Abentheuer der Kreuzzüge mußten die Phantasie befeuern, sondern auch die damals herrschende Mode einer platonischen Liebe anreitzen, die Schwärmereien derselben poetisch auszudrücken. Die öftere Züge unsrer Kaiser nach Italien brachten manchen Teutschen nach Welschland, dem Mutterlande neuerer Poesie. Der Adel, der damals immer durch mehr Vorzüge und Freiheiten begünstiget wurde, mußte sich sein Ansehn nicht blos durch Kriegsthaten erwerben, sondern auch im Frieden sich durch Geschicklichkeiten auszeichnen; man wetteiferte, sich hervorzuthun. Die Höfe von Oesterreich und von Thüringen gaben in Begünstigung der Dichter ein ermunterndes Beispiel. Nicht blos bey Gelagen wurden Gedichte um die Wette vorgelesen und rezitirt, sondern auch vornemlich bey den ritterlichen Spielen, die jetzt in Teutschland aufkamen, stritt man zugleich um den Preis in der Dichtkunst, und die Poesie kam in Verbindung mit den Turnieren in Ansehn. Ein berühmtes Beispiel von

den poetischen Wettstreiten an teutschen Höfen war das Spiel oder der Krieg zu Wartburg bey Eisenach. Man sehe Christ. Gottl. Grabener's drey Specimina de bello Wartburgensi, Dresden, 1743. 4to. Da übte sich Landgraf Hermann von Thüringen mit Heinrichen von Veldig, Walthern von der Vogelweide, Reimar von Zweter, Wolfram von Eschilbach, Bitterolf, und Heinrich von Osterdingen, aus dem Stegreife geistliche und weltliche Gedichte über theologische, astrologische und physikalische Gegenstände zu machen, und waren doch (sagt eine alte Kronik) gar wenig gelehrt. In Gegenwart des Landgrafen wetteiferten jene sechs Dichter untereinander, oder zuweilen auch mit fremden, wer am geschwindesten und die meisten Verse machen könnte, freilich keine der wahren Dichtkunst nützliche Uebung, aber ich führe es nur als einen Beweis an, daß man das Versmachen unter die Hoflustbarkeiten zu zählen anfing. Schon waren in Frankreich, und besonders in der südlichen Provence Dichter aufgetreten, die man Troubadours (von Trouver, erfinden) nannte, und deren Geschichte der Abt Millot so gründlich bearbeitet, oder eigentlich aus den Papieren des Sainte-Palaye zusammengesetzt hat. In Frankreich hatten schon seit einiger Zeit Grafen und Ritter, Damen und Geistliche sich beeifert, Heldenthaten und Empfindungen der Liebe in Liedern zu verewigen. Sie hatten, außer der alten historischen und satirischen Poesie, auch zuerst moralische und galante Gedichte verfertigt. Diesen nachzuahmen, ward jetzo der vornehmste Ehrgeitz der Teutschen, und Frankreich schon so früh unser Vorbild. In den historischen Gedichten ist auch der Stof aus den provenzalischen Gedichten entlehnt, einige Troubadours z. E. Fouquet von Marseille wurden fast wörtlich übersetzt. Die vornehmsten Minnesinger, unter denen man, wie unter den Troubadours, Fürsten und Edle finden wird, sind folgende:

1) Wolf-

1) Wolfram von Eschilbach, ein Schweitzer von Geburt, und Sekretair Herzog Ottens von Oesterreich. Im Krieg zu Wartburg trug er vor allen den Preis davon. Seine Umstände mußten nicht die besten gewesen seyn, indem er heftig über die Kargheit seiner Verwandten klagt. Häufig seufzt er auch über den Wankelmuth einer Geliebte. Er rühmt einen gewissen Friedebrand, den Sohn eines Königs von Schottland, der ihn bey seinen Gedichten durch Bücher, die er ihm geliehen, unterstützt habe. Er schrieb mehrere Ritter- und Heldenbücher, nach Art der alten Romanzen voller seltsamer Abentheuer. Man hat von ihm: 1) Gamuret, oder Abentheuer des König von Tyrol, der von Gamuret in Schottland ausseegelt, gedruckt zu Maynz 1477. 2) Parcival, daselbst gedruckt, nicht nach dem Provenzalen Christian von Troyes, sondern nach Kyot, dessen Romanze freylich auch Christian von Troyes bearbeitet hat. Herrn Bodmers Nachahmung ist bekannt. 3) Wolfdietrich, steht in dem Heldenbuche, von dem ich künftig sprechen werde. 4) Uebersetzung der Geschichte des Lancelot, gedruckt 1477. 5) Tyturel, oder der teutsche Homerus liegt im Manuscript in einem österreichischen Kloster. Siehe Herrn Ebeling's Beschreibung einiger Gottschedischen Gedichte im achten Band der Unterhaltungen. Nur der Innhalt ist aus dem Homer entlehnt; viel ähnliches hat das Gedicht mit Veldeck's Aeneide, daher Gottsched muthmaßte, er habe diese Aeneide vor Augen gehabt. 6) Marggraf von Oranich, liegt noch im Manuscript in der Wolfenbüttler Bibliothek. 7) Der starke Rennewart, eigentlich übersetzte Eschilbach diese Geschichte nur in Prosa, und Ulrich von Thürheim versifizirte sie, ist in der Wolfenbüttler Bibliothek. 8) Gedicht vom Marggrafen Wilhelm von Narbonne. 9) Ungewiß ist es,

ob von ihm auch ein Gedicht von Ludwig des Dritten Landgrafen von Thüringen Kriege mit den Saracenen herrühre. Man sehe jenen Aufsatz in den Unterhaltungen. 10) Von den Pflegern und Herrn des Graal, nach Kyot Histoire du St. Graal, fehlerhaft abgedruckt 1477, in der Wolfenbüttler Bibliothek im Manuscript. Nach des seeligen Lessing Muthmaßung heißt Graal so viel als sanctus cruor, nämlich die Abentheuer mit dem Gefäße, worinnen Joseph von Arimathia das Blut Christi aufbewahrte, seine Ueberbringung, besonders nach England, machen den Hauptinnhalt aus. S. Herrn Eschenburg's kritischen Anhang zum dritten Theil des teutschen Shakspear S. 461. 11) Wilhelm von Orensee, nur der zweite Theil ist von Eschilbach, der erste und dritte von Ulrich von Turtheim. Es ist eine Uebersetzung aus dem Französischen, und liegt zu St. Gallen, und zu Kassel im Manuscript. Aus der Kasseler Handschrift will es Herr Caspersen herausgeben. S. Ankündigung eines teutschen Gedichts der altschwäbischen Zeit aus einer Handschrift der Kasselischen Bibliothek 1780. Herr Bodmer hat dieses Gedicht nachgeahmt.

2) Kaiser Heinrich, welcher Heinrich aber darunter zu verstehen sey, ist ungewiß. Herr Bodmer muthmaßte ehedem, es sey Eschilbach's Zeitgenosse Heinrich der Sechste. Nachher, weil ihm die Sprache zu neu, und zu polirt schien, nahm er Heinrich den Siebenten an. Dieselbe Muthmaßung trägt Herr Professor Meister in der Schrift über teutsche Sprache und Nationallitteratur vor.

3) König Konrad der junge scheint Herrn Bodmer der unglückliche Konradin zu seyn, welcher enthauptet wurde. Herr Professor Meister aber hält ihn für den Vater desselben, einen Sohn Friedrich des Zweiten.

4) König

4) König Wenzel von Böheim, mit welchem Kaiser Rudolph der Erste Friede schloß. Dieser Friede ward durch eine Vermählung mit einer Tochter des Kaisers bekräftigt, welche sehr viele Reize hatte, und so viel über ihn vermochte, daß er nicht daran dachte, seinen Vater Ottokar zu rächen. Nach einigen war diese kaiserliche Prinzeßinn, nach andern eine Prinzeßinn Kunigunde aus Schwaben der Gegenstand seiner Lieder. Eines Gelehrten in Wien Untersuchung, welcher Wenzel König von Böhmen ein teutscher Dichter gewesen, steht im neuen Büchersaal im zehnten Band.

5) Heinrich Herzog von Preßela (Breslau um 1230) der mit Gift hingerichtet ward, und die Seinigen bat, seinen Tod nicht zu rächen.

6) Heinrich Marggraf von Meißen, dessen Hof sich durch prächtige Turniere auszeichnete, stand wegen seiner Lieder in dem größten Ansehn. Aus einer Stelle eines andern Dichters scheint es, daß er ein Gedicht von der Helene von Griechenland verfertigt habe. Er heißt meistens nur schlechtweg der Misener.

7) Man muß mit ihm nicht einen andern Dichter verwechseln, der auch Misener heißt, von dem wir noch einige Strophen übrig haben. Er lebte unter Kaiser Rudolph den Ersten, war von geringer Abkunft, und klagt über dürftige Umstände.

8) Konrad von Wirzburg heißt zuweilen Meister Konrad (vielleicht Artium Magister) zuweilen ein Geiger oder Tonkünstler. Man hat von ihm: 1) Ein Gedicht vom trojanischen Krieg, aus dem Dares Phrygius gezogen, liegt zu Strasburg im Johanniterhause. 2) Mähren, das ist, komische Erzählungen, im Manuscript in der Abtey St. Gallen. 3) Ein

Gedicht von ihm ward 1573 ins neuere Schwäbische übersetzt, und unter folgendem Titel herausgegeben: Eine schöne Historia von Engelhard aus Burgund, Herzog Dietrichen von Brabant, und Engeldrut des Königs Tochter aus Dännemark, wie es ihnen ergangen, und was Jammers, und Noth sie erlitten, ganz lustig und kurzweilig zu lesen. Herr Meister muthmaßt, Burcard Waldis sey der Urheber dieser Modernisirung. In unsre jetzige Sprache hat es Herr Cuyrien in seinen Proben alter und neuer Gedichte übergetragen. 4) Er schrieb ein Gedicht von Eggen's Tod, das wir nur aus der Anführung eines andern Dichters kennen. 5) Vermuthlich rührt auch von ihm her: Chriemhilden Rache und die Klage, zwey Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte, welche Herr Bodmer 1757 herausgab. Der Verfasser nennt sich selbst Konrad; nun will zwar Herr Bodmer die Manier des Konrad von Wirzburg nicht in jenen Gedichten erkennen, aber der treuherzige Ausdruck dieses Minnesingers findet sich doch auch hier, und die Nürnberger gelehrte Zeitung muthmaßt mit Recht, daß er auch dieses Werk geschrieben habe. Chriemhilden Rache und die Klage sind eigentlich der letzte Theil eines Werks, das der Verfasser das Lied der Nibelungen (welches starke Männer, Riesen waren) betitelte, und wovon das übrige noch im Manuscript in der gräflichen Hohenemsischen Bibliothek befindlich ist, in welchem Manuscript man auch noch ein Gedicht von Josaphat und Balaam findet. Weil die Theile nicht sonderlich zusammenhangen, so konnte Herr Bodmer leicht jene beide Stücke besonders herausgeben. Das erste Stück ist sehr tragischen Innhalts, indem die Chriemhild sich sehr grausam rächt; die Klage setzt dieselben Leiden fort, und Held Dietrich hat einen sehr elegischen Karakter.

9) Graf

9) Graf Rudolph von Neuenburg, oder dem heutigen Neufchatel, bekennt ausdrücklich provenzalische Dichter nachgeahmt zu haben.

10) Graf Kraft von Toggenburg, der 1270 eines gewaltsamen Todes starb, nachdem er Zeitlebens mit den Zürchern Krieg geführt hatte.

11) Graf Wernher von Honberg starb 1323, sein Schloß lag im Sißgau.

12) und 13) Gottfried von Nifen, und Heinrich von Nifen, zwey Brüder, die beide um das Jahr 1240 im Krieg mit dem Bischof von Costnitz blieben.

14) und 15) Heinrich von Stretlingen, und Rudolph von Stretlingen, zwey Brüder, wohnten am Thuner See nicht weit von Thun.

16) und 17) Ulrich Schenk von Winterstetten, und Konrad von Winterstetten; zwey Brüder, der erstere führte Krieg mit dem Bischof von Costnitz, der zweite verarmte so sehr, daß er mit seinem Knecht betteln gehn mußte.

18) Ulrich von Singenberg, Truchsechs der Abtey zu St. Gallen, lebte um das Jahr 1245, und war ein Schüler des Walther von der Vogelweide.

19) Reinmar der Alte (zuweilen auch der Videler, das ist, der Tonkünstler genannt) wird von einigen für den Vater von Reinmar von Zweter gehalten. Er hatte seinen Wohnsitz am Rheine, von da gieng er an den Hof Leopold VI. Herzogs von Oesterreich. Er überlebte diesen, als er 1231 starb. Man findet, daß er viel Eifersucht gegen Walthern von der Vogelweide gehegt hat. Als Dichter stand er in großem Ansehn, und wir haben noch sehr viel Lieder von ihm übrig, die sich durch sanfte Zärtlichkeit auszeichnen.

20) **Walther von der Vogelweide** lebte unter den Kaisern Heinrich VI. und Philippen, dessen letztern Geheimderath er war. Sein Geburtsschloß Vogelweide lag im Thurgau. Von da gieng er nach Oesterreich, und aus Armuth immer von einem Hofe zum andern. Herzog Otto von Sachsen, Landgraf Hermann von Thüringen (bey dem er dem Spiel zu Wartburg beiwohnte) Herzog Ulrich von Kärnthen ehrten, und beschenkten ihn. Er that auch Reisen in die Niederlande, nach Paris, nach Konstantinopel, und bis ins gelobte Land, vornemlich aus Wißbegierde. In seinen Liedern, deren wir viele übrig haben, hat er allerley Innhalt bearbeitet, Liebe, Lob, Tadel und Lehre. Er starb im hohen Alter in seinem Vaterlande. Von zweien seiner poetischen Nebenbuhler **Volcmant** und **Stolle** spricht er sehr verächtlich; doch war er der erste, den Tod **Reinmar des Alten** zu betrauern. Sein Leben hat Herr **Gleim** in der Vorrede zu den Liedern nach Walthern von der Vogelweide 1779 erzählt.

21) **Reinmar von Zweter**, aus der Pfalz gebürtig, kam als Knabe mit seinem Vater nach Wien, nach dem Tode gieng er zu König Ottokar von Böhmen, mehr dem Herrn, als dem Lande zu Liebe, wie er sagt. Der König nahm ihn gütig auf, aber dessen Diener konnten ihn nicht leiden. Nachher bewarb er sich um die Gunst König Erich's von Dännemark, und Herzogs Ludwigs von Baiern. Er wohnte auch dem Spiel zu Wartburg bey. Wir haben viele Lieder von ihm, und viele darunter moralischen Innhalts.

22) **Heinrich von Veldig**, oder **Veldeck**, aus Niedersachsen, heißt oft der tugendhafte Schreiber, das ist, er war Notarius. Er lebte zur Zeit des Spiels zu Wartburg, an dem er Theil nahm. Er schrieb eine

Aeneide

Aeneide um die Zeit, da Landgraf Ludwig der Dritte von Thüringen mit dem Beinamen der Fromme, sich mit der Gräfinn von Kleve verlobte, also um 1188. Dieser Braut theilte er seine Aeneide mit, die gab sie einem Fräulein, bey welchem ein Graf Günther von Schwarzburg sie sah, und entwandte. Erst nach neun Jahren fand er sie bey Pfalzgraf Hermann in Sachsen wieder. Seine Aeneide ist mehr eine Umarbeitung, als Uebersetzung, wobey er theils welsche Dichter benutzt, theils eigne Episoden eingeschaltet hat. Sie existirt zur Zeit noch im Manuscript in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, in der Gothaer Bibliothek (über welches Manuscript Gottsched ein Programm schrieb, de antiquissima Aeneidos versione Germanica Henrici de Veldeck, 1745, übersetzt im zweiten Band der Hallischen Bemühungen) und in der Bibliothek des Grafen von Degenfeld-Schomburg bey Geißlingen in Schwaben; die letztere Handschrift ist im April des teutschen Museums von 1776 beschrieben worden. Veldig führt die Geschichte fort bis auf die Vermählung des Aeneas mit der Lavinia. Ungedruckt existirt noch von ihm in der gothaischen Bibliothek ein Gedicht von Herzog Ernst von Bairen. Die Schreibart klingt zuweilen neuer, aber vielleicht hat nur eine neuere Hand darinnen geändert. Siehe Herrn Ebeling's Auszüge in den Unterhaltungen. Endlich haben wir auch naive Minnelieder von ihm.

23) Meister, das ist, Magister Johannes Hadloub, von Zürch, liebte ein Mädchen vom Stande, brachte ihr, als Pilgrim gekleidet, in der Kirche einen Liebesbrief zu, sie war aber so spröde, daß er kaum durch Vermittlung einiger vornehmen Freunde einen Blick von ihr erhalten konnte.

24) Marg-

24) Marggraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile.

25) Graf Konrad von Kilchberg.

26) Graf Friedrich von Liningen.

27) Wernser lebte unter Friedrich dem Ersten, sang drey Lieder von der Maria, die Herr Oetter herausgeben will.

28) Graf von Oettingen.

29) Graf Otto von Bottenlaube.

30) Burggraf von Liunz.

31) Graf Albrecht von Heigerlou.

32) von Buchheim, ein Oesterreicher.

33) von Sonnegge, gleichfalls ein Oesterreicher.

34) Herzog Johann von Brabant.

35) Albrecht von Halberstadt setzte die Geschichte vom Parcival, und vom Gamuret fort, und verfertigte auch ein Gedicht vom Graal. Er übersetzte 1210 die Verwandlungen des Ovid auf Landgraf Hermanns von Thüringen Verlangen, kürzte sie ab, verlängerte es, und versah es mit moralischen Anmerkungen. 1545 ward diese Uebersetzung zu Maynz in Folio mit Veränderungen von Wickram gedruckt.

36) von Hardegger, ein Oesterreicher.

37) Ulrich von Lichtenstein, aus Steyermark, Verfasser vieler Lieder.

38) Herzog von Anhalt.

39) von Scharfenberg, ein Oesterreicher.

40) von Wengen.

41) Heinrich von Morungen.

42) Die-

42) Ditmar von Ast.

43) Heßo von Rinach.

44) Meister Poppe, auch Poppo, Boppo, ein Student, der Magister ward, gedenkt in seinen Gedichten, daß er den Konrad von Wirzburg überlebt habe. Wagenseil verwechselt ihn mit einem viel spätern Meistersänger, einem Glasbrenner, den man den starken Poppser zu nennen pflegte.

45) Kunz von Rosenhayn.

46) Ulrich von Guttenburg.

47) Goesli von Ehenheim.

48) Hartmann von Owe schrieb, außer Liedern, auch ein Gedicht Twein und Laudine nach dem Französischen, das zu Florenz im Manuscript liegt.

49) Meister (Magister) Nicolaus Klinsor, von Ungerland, das heißt, von Ungern. Ob er aber daselbst gebohren, ist ungewiß; soviel weiß man nur, daß er lange in Siebenbürgen gelebt, und als Dichter und Astrolog einen jährlichen Gehalt von 3000 Mark Silber vom König von Ungarn Andreas II. genossen, davon er einen Staat, wie ein Bischof, geführt haben soll. Sowohl wegen seiner Gelehrsamkeit überhaupt, als wegen der Astrologie insbesondre kam er in Verdacht der Zauberey. Er sagt selbst von sich: die Negromantie weiß ich gar, der Astronomie nehm ich an den Sternen wahr. Er studierte zu Krakau, Paris und Rom, und that um der Mathematik, Astrologie und Medezin willen Reisen nach Arabien, und Babylon. In poetischen Wettstreiten war er so furchtbar, daß er zwey und funfzig andre Dichter überwand. Er war auch mit bey dem Spiel zu Wartburg. S. Schumacher's Nachricht von den Minnesingern, die sich an Landgraf Hermanns

manns Hofe auf dem Schlosse zu Wartburg befunden in seinen Nachrichten und Anmerkungen zur sächsischen Geschichte. Einst zog bey jenem Spiel Ofterdingen in seinen Versen den Herzog von Oesterreich Leopold, den er mit der Sonne verglich, dem Landgraf Hermann von Thüringen weit vor. Andre erhuben den König von Frankreich. Am meisten aber hatte er diejenigen gegen sich, welche Hermannen, den sie mit dem Tage verglichen, priesen. Denn der österreichische und thüringische Hof wollten es damals immer einander zuvorthun. Ofterdingen ward heftig und zankte, seine Gegner schimpften. Nun verschworen sie sich, ihn von Hof zu bringen, welches sie also anfiengen. Beim Trunk beredeten sie zum Würfelspiel, und gewonnen ihm durch falsche Würfel alles baare Geld ab. Voller Verzweiflung setzte er nun die Meisterschaft aufs Spiel, auch diese ward ihm abgewonnen. Ganz außer sich, wollte er dies nicht gelten lassen. Nun wohl, sagten sie, so wollen wir um die Wette Lieder singen, und wer besiegt wird, soll hängen. Ofterdingen gieng es in der Trunkenheit ein, und ward besiegt. Man wollte ihn dem Henker überliefern, aber er floh zur Landgräfinn, und versteckte sich unter ihren Mantel. Der Landgraf hatte den Streit wohl mit angesehn, aber hatte gemeint, es wäre Scherz. Da er sah, daß es so ernstlich werden sollte, rieth er dem Ofterdingen, sich eine Frist auszubitten, und auf einen Schiedsrichter zu provoziren. Er bat sich eine Frist von einem Jahre aus, und nach Verlauf derselben berufte er sich auf Klinsor. Ofterdingen reiste nach Ungarn, den Klinsor zu hohlen; dieser (sagt die Fabel) flog sogleich durch die Luft mit ihm nach Eisenach. Klinsor insinuirte sich sogleich bey dem Landgraf durch Prophezeihungen, z. E. daß sein Prinz eine Gemahlinn aus Ungern bekommen werde u. s. w. Als Klinsor nun den

Aus-

Ausspruch thun sollte, gab er dem Ofterdingen Recht, und behauptete, die andern Dichter hätten den Landgrafen schlecht gelobt, denn der Tag käme ja von der Sonne her. Klinsor kam aber in den Verdacht der Partheilichkeit. Denn er hegte gegen einen von Ofterdingen's Gegnern, gegen den Eschilbach einen Haß aus folgender Ursache. Eschilbach bewillkommte den Klinsor bey seiner Ankunft, sagte ihm viel Schmeicheleien in Versen, und lud ihn zu einem poetischen Wettstreite ein, den aber Klinsor auf eine stolze und beleidigende Art ablehnte. Eschilbach wollte (heißt es) nun seine Zauberkunst auf die Probe stellen, und sagte zum Klinsor, er solle ihm einen seiner Geister schicken. Klinsor ließ sogleich einen Geist in Gestalt eines Jünglings mit Eschilbach in Versen wetteifern, aber der Geist verstummte, sobald Eschilbach von Christo zu reden anfieng. Nun drohte Klinsor ihm noch dieselbe Nacht seinen gelehrtesten Geist Nasian zu schicken, und hielt Wort. Der Geist trat feurig in Eschilbach's Zimmer, und examinirte ihn in der Matheinatik und andern Wissenschaften. Als er nun den Eschilbach darinnen sehr unwissend fand, schrieb er das Testimonium an die Wand, und gieng hohnlachend ab. Klinsor fürchtete nun des Eschilbach's Rache; darum ließ er sich an Hermanns Hofe nicht halten, und reiste, reichlich beschenkt, durch die Luft wieder nach Ungarn. Dieses Mährchen, ein Beweis theils des damaligen Aberglaubens, theils von den Kabalen des poetischen Neides, steht in der Manesischen Sammlung in Versen erzählt, nur der Umstand von Klinsor's Prophezeihungen ist aus einer Mönchskronik. — Wir haben von Klinsor noch Lieder, aber verloren sind sein Gedicht von der Erschaffung, den Geschöpfen, und den Gestirnen, und seine Erzählungen.

50) Otto von Turner.

51) von Trosberg.

52) Hein-

52) Heinrich von Vrideri übersetzte den zweiten Theil des Tristan von Jsolle aus dem Welschen, ist ungedruckt.

53) Ruprecht von Obent übersetzte Floren und Blauschiffur aus dem Welschen, ist noch ungedruckt in der Berliner Bibliothek.

54) Burggraf von Reginsburg.

55) Werner von Tufen beschrieb den Zug Kaiser Friedrich II. nach Syrien.

56) und 57) Heinrich von Sax, und Eberhard von Sax, letzterer ein Prediger.

58) Johann von Ravensberg übersetzte das Gedicht Wilhelm von Orleans aus dem Französischen, ist ungedruckt.

59) Puller, das heißt, ein Apuller, der teutsche Verse machte.

60) Der welsche Gast, das ist, Fremdling machte teutsche Verse. Sein wahrer Name war Tomasino von Verona.

61) Rudolph von Rothenburg.

62) Horr von Glies.

63) Noster von Welagen.

64) Noster von Grefenberge übersetzte die Geschichte des Wigolais aus dem Welschen.

65) Kristom von Hamle.

66) Gottfried von Strasburg; seine Mährin sind in einer Handschrift in der Abtey St. Gallen; er hatte Antheil an den Tristan des von Vrideri.

67) Walther von Brisach.

68) Hein-

68) Heinrich von Ofterdingen, oder Effertingen, aus Eisenach gebürtig, war in seinem Alter an dem Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen. Wie fürchterlich er seinen Nebenbuhlern beim Spiel zu Wartburg gewesen, haben wir bey Klinsor'n gesehen. In seiner Jugend war er Herzog Leopold des Ehrenhaften von Oesterreich Dichter. Ist er nicht der alleinige Verfasser, so ist er doch wohl der Sammler des Heldenbuchs, oder mehrerer Gedichte von den Thaten Karls des Großen, Alexander des Großen, des Herzogs Bellaud, und Reinfried's von Braunschweig. Folgende Verse am Ende der ersten Ausgabe, die weiter unten näher beschrieben werden soll, können freilich von einer neuern Hand hinzugethan seyn:

Heinrich von Ofterdingen
Diese Abentheuer gesungen hat,
Daß sie so meisterlichen stat,
Des waren ihm die Fürsten holde,
Sie gaben ihm Silber und Golde.

Hingegen ist der Zweifel einiger wegen der zu neuen Sprache im Heldenbuch dadurch zu heben, daß beim Abdruck ein Neuerer sie geändert hat.

69) Hans von Ringenberg.

70) Konrad Schenk von Landegge.

71) Tanhuser. Wiedeburg zweifelt, ob dies der wahre Namen des Dichters gewesen sey, indem Aventin behaupte, man habe (von einem alten Gedichte über die Reise eines König Danhäuser oder Thanases) sprichwörtlich alte Heldenlieder den alten Danhäuser genennt. Tanhuser (oder wer unter dem Namen verborgen ist) lebte in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, war von geringer Abkunft und arm. Herzog Friedrich von Oesterreich schenkte ihm einen Meierhof, den er nach dessen Tode den Gläubigern überlassen muste. Er that große Reisen, und

machte einen Kreutzzug mit. Seine Lieder sind vorzüglich schön. Goldast legt ihm eine Satire auf Pabst Urban IV. bey.

72) Hans Ludwig von Marner, ein berühmter Schüler des Walther von der Vogelweide, hat viel gute Lieder hinterlassen, und stand in großem Ansehn.

73) Tuning von Ringoltingen.

74) Friedrich von Husen.

75) Bruder (d. i. Mönch) Werner that einen Kreutzzug mit, und ward Einsiedler im Orient um 1227. Er brachte die Geschichte der Jungfrau Maria von ihrer Geburt an bis zur Geburt Christi in drey Gesänge.

76) Johann Bieterolf, aus Eisenach, vom Hofgesinde der Landgräfinn von Thüringen, ist Verfasser a) der Historie von Dietrich von Bern, die im Heldenbuch steht, b) eines Gedichts an den Fürst von Henneberg, wovon ein Fragment beim Goldast steht.

77) Albert von Eibe.

78) Meister Singebar.

79) Heinrich von Frauenberg.

80) Meister Friedrich von Sonnenburg.

81) Burkard von Hohenfels.

82) Friedrich der Knecht, prangt mitten unter so viel Edlen.

83) Kunrad von Helmsdorf.

84) Robin, Verfasser sehr guter Lieder.

85) Rubin von Rudiger, mit obigem nicht zu verwechseln; dieser war ein Zeitgenosse des Bruder Werner.

86) von Wildonie.

87) von Windsbeck, lebte unter Friedrich Rothbart, und dessen Sohn Heinrich VI. ist Verfasser von Ermahnungen an seinen Sohn, oder einer Reihe von poetischen Sprüchen, ingleichen eines Gesprächs. S. Schilter's Thesaurus. Herr Bodmer muthmaßt, daß nicht Windsbeck

beck selbst der Verfasser sey, sondern daß Eschilbach, oder ein andrer ihm die Sprüche in den Mund gelegt habe. Immer ist es angenehm, die Moral der damaligen Zeiten daraus kennen zu lernen.

88) Windsbeckinn, des vorigen Gemahlinn, von Winsbach aus der Schweitz gebürtig, stand in großem Ansehn, und theilte bey Turnieren die Kränze unter die Dichter aus. Man hat unter ihrem Namen eine Ermahnung (s. Schilter's Thesaurus) an ihre Tochter, in Form eines Gesprächs zwischen Mutter und Tochter eingekleidet. Es scheint nicht ganz zu seyn, und Herr Bodmer muthmaßt in Ansehung desselben eben das.

89) Eine offenbare Fiction sind die Ermahnungen des König Tyrol von Schottland (S. Schilter's Thesaurus) an seinen Sohn Friedebrant. Denn niemals existirte ein regierender Fürst des Namens.

90) Herman von Damen, ein Zeitgenosse des Konrad von Wirzburg, Verfasser von vierzig Liedern.

91) Meister Gervelyn.

92) Der Goldener, lebt in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

93) Ghutere, das ist, der Gute, nur ein Beiname.

94) Helleviur, der Unverzagte genannt, ist Verfasser von 22 Liedern, darunter eines auf Kaiser Rudolph ist.

95) Meister Kelyn lebte um 1254, war sehr arm, machte 26 Gedichte, worunter viele Rätzel, und moralische Gedanken sind.

96) Meister Elias von Leyne, war sehr arm, schrieb sieben Gedichte, und lebte in großer Armuth.

97) Reynolt von der Lippe.

98) Meister Singof, auch genannt: der Urenheimer, der Singemeister Friedrich von Sonnenburg, lebt um 1315.

99) Ulrich von Zazichoven ist Verfasser eines Gedichts vom Lanzelot, liegt im Manuscript zu Wien.

100) Evlhart von Hobergen ist Verfasser eines Gedichts Tristant, liegt im Manuscript zu Dresden.

101) Ulrich von Thurheim (auch Thorheim, Turckheim, Turlin genannt) arbeitete mehrere Gedichte mit Eschilbach gemeinschaftlich, wie oben angezeigt worden. Er schrieb auch ein großes Gedicht vom Markgraf Wilhelm von Narbon, das zu Wolfenbüttel, Hannover, und Wien im Manuscript liegt.

102) Meister Albrecht (vielleicht einerley mit No. 35) schrieb ein Gedicht von Thschionadulomdi, das in der hannöverischen Bibliothek liegt.

103) Hyeselein schrieb ein Gedicht auf den Sieg Alberts von Oesterreich über Adolph von Nassau; der Pater Heyrenbach zu Wien besitzt es im Manuscript.

104) Burggraf von Riedenburg, außer seinen Fabeln, von denen ich nachher reden will, Verfasser einiger Lieder.

105) Marggraf von Hohenburg.

106) Jakob von Warte.

107) Walther von Klingen.

108) von Kiurenberg.

109) Heinrich von der Mure.

110) Barthel, ein Schmid.

111) Schenk von Limpurg.

112) Milon von Sevelingen.

113) Heinrich von Rugge.

114) Hiltbald von Schwanegoi.

115) von Sachsendorf.

116) Wachsmuth von Kintzingen.

117) Wilhelm von Heigenburg.

118) Luitolt von Sueven.

119) Walther von Metz.

120) Bern-

120) Bernge von Horheim.
121) von Johannisdorf.
122) Endilhart von Adilburg.
123) Bligge von Steinach.
124) Wachsmuth von Mühlhausen.
125) Reinmann von Brennenberg.
126) Albrecht Marschall von Ruprechtswile.
127) Diurner.
128) Meister Sigeher.
129) Der wilde Alexander, auch Meister Alexander.
130) Meister Rumslant.
131) Spervogel, klagt über Armuth.
132) Der Litschower, oder Lietscouvere, nur ein Beiname.
133) Kanzler, ein Fischer.
134) Karl von Niußen.
135) Christian von Lupin, ein Thüringer.
136) Heinrich Hetzbolt von Weißensee.
137) Winli.
138) von Muneguir.
139) von Raute.
140) Konrad von Altstetten.
141) Bruno von Hornberg.
142) Hugo von Werwenwag.
143) Hartmann von Starkenberg.
144) von Stadegge.
145) Brunwart von Oughein.
146) von Stamhein.
147) Gorli, vielleicht einerley mit 47.
148) Nythart.
149) Meister Heinrich Teschler.
150) Rof Kilchherr zu Sarne.
151) Ein Schulmeister zu Eslingen.
152) von Wissenloo.

153) Pfeffer.
154) Der Taler.
155) Steinmar.
156) Allram von Gersten.
157) Hawart.
158) Günther von dem Forste.
159) Niuniu, wohl ein erdichterer Name.
160) Geltar.
161) Ditmar der Setzer.
162) von Obernburg.
163 Sußkind, ein Jude von Trimperg. Also gab es schon damals Juden, die teutsche Verse machten.
164) von Buwenburg.
165) Heinrich von Tettingen.
166) Rudolph der Schreiber.
167) Rembot von Doren, lebt am Hof Herzog Ottens von Baiern, ein Gedicht vom Ritter St. Georg besitzt Herr Möser zu Osnabrück.
168) Johann Cruziger, gebohren zu Frauenstein in Pohlen, ward Mönch im Kloster St. Johann zu Wien, und schrieb im Jahr 1300 ein Gedicht von den Leiden Jesu, welches vielleicht die alte Meßiade ist, die Leßing in Wien fand.
169) Meister Heinrich Frauenlob, der heiligen Schrift Doctor zu Maynz; weil er die Frauen so schön obte, ward, als er 1317 starb, seine Leiche von ihnen getragen.
170) Meister Stephen Stolle, um 1253. Es waren zwey Stolle Dichter, dieses ist der ältere, jünger ist der Stolle, ein Seiler von Profeßion, und Meistersänger, von dem Wagenseil redet. In unsres Stolle Gedichten war viel Grobes, Bäurisches, Niedriges, und Unzüchtiges, daher der von Vogelweide sehr unzufrieden mit ihm war. Hingegen lobt ihn Robin, und die Stro-

phen,

phen, die wir noch von ihm haben, sind nicht schlecht. Er schrieb auch geistliche Gedichte, Fabeln, und Erzählungen.

Eine große Liste solcher Minnesinger, von denen sich noch Werke erhalten haben! Wollte man auch diejenigen verzeichnen, von denen uns außer den Namen nichts übrig ist, so würde eine unendliche Anzahl herauskommen. So sollen z. E. allein in dem Gefolg von Manfred, König Konrad's Sohn, folgende Dichter gewesen seyn: 1) Wildunch. 2) Meister Werherr von Rustpach. 3) Meister Friedrich von Flaschenberg. 4) Meister Reinhold. 5) Meister Pab. 6) Meister Walther von der Zittau. 7) Meister Friedrich von Wurzburch. 8) Meister Konrad von Rotenburch. 9) Meister Seibert von Ertpunch. 10) Meister Ott. 11) Meister Heinrich von Landschron. 12) Meister Gebhard. 13) Meister Ulrich von Glesin. 14) Meister Ulrich von Schweinitz. 15) Meister Alberich von Merseburg. 16) Meister Konrad von Tyrol. 17) Meister Perichholt von Sumereck.

Die besten Schriftsteller über die Minnesinger sind: 1) Herr Bodmer in den kritischen Briefen, neuen kritischen Briefen, und in der Sammlung geistvoller Schriften. 2) Herr Rambach ziemlich superfiziell in seinen vermischten Abhandlungen. 3) Magister Basilius Christian Bernhard Wiedeburg's ausführliche Nachricht von einigen alten teutschen poetischen Manuscripten aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert, welche in der Jenaer Universitätsbibliothek aufbewahrt werden, 1754. 4) von Zurlauben in den Memoires der Pariser Akademie beschreibt die Pariser Handschrift. 5) Mehrere Abhandlungen im teutschen Museum.

Die meisten haben Lieder der Liebe gesungen, oder Erzählungen verfertigt, die man versifizirte Romane

nennen kann. In den Liedern herrscht viel Zärtlichkeit, Süßigkeit, Gefühl, Naivetät, Natur, in den Erzählungen viel Einfalt und Treuherzigkeit. Scheinen uns gleich ihre Geschichten abentheuerlich, seltsam, und verworren, und ihre Allegorien langweilig, so hatten sie doch für ihr Zeitalter Erfindung und Scharfsinn genug. Die Galanterie der damaligen Zeiten, hartnäckige Standhaftigkeit, seufzende Sehnsucht, Verschwiegenheit, Eifer für die Ehre der Geliebten, bescheidne Zurückhaltung sind, nach dem Genius jener Zeiten, die herrschenden Gesinnungen. Die Sprache hat eine gewisse Weichheit, und immer eine Art von Wohlklang. Das Sylbenmaas war noch nicht bestimmt genug, ihre Scansion richtete sich nach der Aussprache, indem ihre Gedichte nicht zum Lesen, sondern zum Hören bestimmt waren, und die Verfasser, gleich den Rhapsoden, von einem Hofe zum andern wanderten, um sie zu repitiren. Reicher an Reimen waren sie, als ihre Vorgänger, aber noch kannten sie keinen Unterschied von männlichen und weiblichen Reimen. Zusammenziehungen, Elisionen, Flickwörter, angehängte Sylben, Abbeißungen, Versetzungen findet man in Menge, aber ihr feuriger Geist achtete das nicht.

Es fanden sich bald Leute, die Anthologien von Minnesingern sammelten. Eine solche Sammlung, die sich zu Jena im Manuscript befindet, hat Herr Wiedeburg beschrieben. Eine andre befindet sich in der Bibliothek des Kloster Weingarten. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts unternahm zu Zürch Rüdiger Manasse, ein Rathsherr (hatte ein Gut, von dem er Manasse von Maneck heißt) eine Sammlung von 140 Dichtern, die vornemlich Liebeslieder gesungen. Er scheute keine Kosten und Mühe, sie aufzusuchen, und benutzte dazu seine ausgebreitete Bekanntschaft mit dem Adel. Sein Sohn, Chorherr zu Zürch, half ihm

sam-

sammeln. Viele Freunde der Dichtkunst kamen oft bey ihm zusammen, um die erhaltnen Stücke zu lesen und zu beurtheilen. Nachdem Goldast, Scherz, Schilter, und andre sich öfters auf diese handschriftliche Sammlung, welche aus der Heidelberger Bibliothek in die Pariser gekommen war, bezogen hatten, zog sie der Patriotismus derer Herrn Bodmer und Breitinger ganz ans Licht. Sie gaben zuerst 1748 Proben der alten schwäbischen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts aus der Maneßischen Sammlung mit Vorbericht und Glossarium heraus, welchen dann 1752 die ganze Sammlung nachfolgte. Die Handschrift ist mit Mahlereien verziert, die in Ansehung des Kolorits schön sind. Vor jedem Dichter nämlich steht ein Gemählde, das sich nicht auf den Innhalt, sondern auf die Neigung des Dichters z. E. zur Jagd, zum Turnier, bezog, wodurch er sich berühmt gemacht. Einige haben aus der Gleichheit in dem Ausdruck dieser Dichter folgern wollen, daß Manesse nicht blos gesammelt, sondern auch in die damalige Mundart übergetragen habe, indem es unwahrscheinlich sey, daß so vielerley Dichter, die so viele Jahre von einander gelebt, sich im Ausdruck so gleich seyn sollten. Aber erstlich veränderte sich damals die Sprache überhaupt nicht so schnell, und dann bleiben die spätern bey der Manier der erstern, wie es in jeder Epoche der Dichtkunst zu gehn pflegt. — Die Herren Gleim, Klamer Schmidt, Lange, und andre haben Minnelieder in unsre jetzige Sprache übergetragen.

Die Fabeln der Minnesinger (denn auch in dieser Art von Poesie thaten sie sich hervor) sammelte der Burggraf von Riedenburg unter Kaiser Rudolph hundert an der Zahl. (Die Schweitzerische Edition haben nur 94, und die nicht in einer Suite, Leßing hat aus der ältern Ausgabe noch sechs bekannt gemacht.)

Die älteste gedruckte Ausgabe von 1461 war ganz unbekannt geworden, bis Leßing in den Beiträgen zur Litteratur ihr Andenken erneuerte. Daher glaubten sowohl Scherz, welcher unter dem Titel Philosophiae moralis Germanorum medii aeui specimina vndecim 1704-11. ein und funfzig davon mit Anmerkungen bekannt machte, als Herr Bodmer, der sie 1757 aus einer Zürcher Handschrift herausgab, sie ließen sie zuerst drucken. Es sind nicht lauter eigne Erfindungen, sondern viele aus Aesop, Phädrus, und Avienus entlehnt. Simplizität, Natur und Kraft zeichnen sie aus. Einige größere Erzählungen darunter sind aus einem ungedruckten Buche: Gesta Romanorum entlehnt, das hundert Erzählungen (einige aus dem Boccatz) enthält.

In die Zeiten Kaiser Friedrich Rothbart's scheint eine Kronik der teutschen Geschichte in Versen zu gehören, die sich in der Wolfenbüttler Bibliothek befindet, und die Herr Ebeling in den Unterhaltungen beschrieben hat. Sie ist voller Lügen und Beweisen von Unwissenheit, und geht bis auf Karln den Großen.

Auf Befehl König Konrad IV, und also zwischen 1237 und 1254 ward eine Uebersetzung der Bibel in Versen durch Rudolph von hohen Ems verfertigt. Man kannte sie sonst blos aus Lambek's Nachricht in seinem Prodromo historiae litterariae. Jetzo hat Herr Professor Schütze sie unter folgendem Titel herauszugeben angefangen. Die historischen Bücher des alten Testamentes, das ist, die Bücher Josuä, der Richter, der Ruth, und das erste Buch Samuelis, so wie sie auf Befehl des römischen König Konrads IV. in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in einer gereimten Uebersetzung entworfen worden, aus einer gleichzeitigen Handschrift auf der Stadtbibliothek zu Hamburg 1779. Der Uebersetzer hat auch Mythologie und Profanhistorie eingemischt.

Gott-

Gottfried Hagen, Stadtschreiber zu Kölln, endigte 1270 ein Gedicht über die Händel der Stadt Kölln mit dem Erzbischof, handelte dabey von Konstantins Taufe, von der Stiftung des päbstlichen Stuhls u. s. w. hochteutsch und platteutsch untereinander, auch sind viele lateinische und französische Worte eingemischt. Ist ungedruckt.

In die Periode der Minnesinger gehört Hugo von Trymberg, ein Schulmann zu Thurstadt bey Babenberg in Franken, der sich erst im Alter auf die Poesie legte, wegen seines Renner (vollendet im Jahr 1300) eines moralischen Buchs, worinnen er allerley Pensees und Erzählungen aus fremden Sprachen, auch einige Fabeln, die er Mähren nannte, gesammelt hat. Im Kloster Hellsbrunn liegt es im Manuscript. In der ersten Edition von 1549 Frankfurt in Folio hat der ungenannte Herausgeber den schwäbischen Dialekt abgeändert, auch ganze Verse ausgelassen, also einen unbrauchbaren Abdruck geliefert. Im Buche selbst sind viel freimüthige Urtheile über geistliche und obrigkeitliche Personen. Die Sprache ist nicht so lebhaft, und nicht so mild, als bey den Minnesingern. Er sagt selbst:

Drum sollt ihr mir vergeben,
Wenn etliche Reim' nicht stehn gar eben;
Wer dichten kann, der schmiede sie baß,
Mit meinem Dienste ohn' allen Haß.

Die Ursache des Titels ist sonderbar, wie dann überhaupt sonderbare Titel damals Mode wurden. Der Verfasser hatte vorher ein ähnliches Werk unter dem Titel: Der Samner (Sammler) gemacht, das ihm aber verlören gieng. Nun sagt er:

Jen's läuft vor, dies rennet nach.

Ferner

Ferner sagt er von seiner Sammlung, sie solle rennen durch alle Land. Daß er mit dem Juden Nußkind von Trymberg eine Person gewesen, ist unwahrscheinlich.

Ein ähnlich solches moralisch poetisches Werk ohne Plan und Zusammenhang sind die Sittensprüche des oben angeführten welschen Gastes (oder Fremdlings) die sich im Manuscript zu Gotha und Ulm befinden.

Trymberg's Zeitgenosse war Freydank, dessen Buch jener oft rühmt. Er schrieb eine Laienbibel, worinnen er die vornehmsten biblischen Historien in Verse brachte. Von seinem Gedicht über die Bescheidenheit in viertausend Versen giebt Herr D. Anton im teutschen Museum Nachricht und Proben. Letzteres gab Sebastian Brand in Druck unter dem Titel: Vom rechten Wege des Lebens und aller Tugenden Art und Eigenschaft 1520.

Im Jahr 1322 schrieb Hans von Mandeville eine Reise nach Karthago, Jerusalem u. s. w. in Versen.

Ein Gedicht eines Ungenannten vom Verlust des gelobten Landes, oder der Eroberung der Stadt Acres, das 1295 vollendet ward, und sehr weit ausholt, gab Eccard im corpore historiae medii aeui aus einer Wolfenbüttler Handschrift heraus. Die Jenaische Handschrift davon beschreibet Herr Wiedeburg in obgedachter Abhandlung.

V.

Naturgeschichte.

Des Herrn de Lüc Theorie von der Bildung der Berge.

„Das Genie der Philosophen, sagt Herr d'Alembert in dem Artikel der Encyklopädie, von der Gestalt der Erde, das hierinn von dem Genie anderer Menschen wenig verschieden ist, verleitet sie, in den Phänomenen, die sie beobachten, weder Einförmigkeit noch Gesetz zu finden. Wenn sie anfangen, darinn einen regelmäßigen Gang zu bemerken oder sogar nur zu ahnden, so bilden sie sich auch sogleich ein, daß er der vollkommenste und einfachste sey ꝛc.“ Diese Bemerkung machte Herr d'Alembert bey Gelegenheit der Meinungen über die Gestalt der Erde, sie läßt sich aber auch auf die Geschichte der Entdeckungen über die Berge anwenden. Ehe man ihre Schichten beobachtet und Seekörper darinn gefunden hatte, betrachtete man sie nur topographisch; und wenn man sie ja von einer physischen Seite ansah, so geschah dieses nie, um Folgen für die Geschichte unseres Erdbodens daraus herzuleiten. Man hatte auch nicht sobald die Schichten und Muscheln bemerkt, als man schon allenthalben das Werk des Wassers sah. Die Berge, sagt man, sind schichtenweis gemacht: diese Schichten enthalten, bis zur untersten Tiefe, Seekörper. Man untersuchte aber nicht, ob alle Berge so beschaffen wären.

Herr

Herr Bourguet, ein schweizerischer Naturforscher, schilderte, indem er einige besondere Bemerkungen generalisirte, alle Berge als ob sie Festungswerke wären, wo bey parallelen Werken die nach außen zugekehrten Winkel jederzeit auf einwärts gekehrte Winkel stoßen. Diese Bemerkung wurde mit Begierde aufgenommen; man zweifelte nicht mehr, daß die Seeströme alle Berge gebildet hätten, weil man an den Beugungen der Ströme, zum Beispiel der Flüsse bemerke, daß die nach außen zugekehrten Theile des einen Ufers am öftersten mit einwärts gekehrten Theilen des gegenseitigen Ufers zusammen träfen.

Da Herr Bourguet wegen der Allgemeinheit seiner Bemerkung sicher zu seyn glaubte, so setzte er auch allenthalben Schichten und Muscheln hin. „Die lange Kette von Bergen, sagte er, die sich von Abend nach Morgen, aus dem Innersten von Portugal bis in die östlichsten Gegenden von China, erstreckt; die Berge, welche einander zur Seite von der mitternächtigen und mittägigen Seite sich ausdehnen; die uns bekannten Berge in Afrika und Amerika; die Thäler und Ebenen in Europa enthalten sämmtlich Schichten von Erde und Steinen, die mit Muscheln angefüllet sind; und hieraus kann man auch auf die andern Theile der Erde, die uns nicht bekannt sind, den Schluß machen.“ Man kann sich nicht allgemeiner ausdrücken, als hier geschehen ist.

So war die Meinung der Weltweisen und Naturforscher beschaffen, als Herr von Büffon seine Theorie der Erde bekannt machte. Von dieser Thatsache geht er aus, als ob sie ganz unbezweifelt richtig wäre: er citiret Herrn Bourguet, und nimmt nach ihm für gewiß an, daß die höchsten Berge sowohl als die niedrigsten Ebenen aus parallelen Schichten zusammen

sammen gesetzt wären; und zweifelt an der Wahrheit des Zeugnisses des Herrn de la Condamine, daß die Cordilleras keine Muscheln enthielten. „Wenn man aber, fügt er hinzu, auf einen Augenblick annähme, daß dieses Faktum wahr sey, so ließen sich schöne Bemerkungen über diese Berge machen: denn sie würden alsdann nicht aus parallelen Schichten, wie alle andere Berge, bestehen. Wir würden in diesen Bergen die alte Struktur der Erde wieder finden. — Den ersten Zustand des Erdbodens; die alten Materien, woraus er zusammengesetzt war, die natürliche Gestalt, Verbindung und Anordnung der Erde ꝛc. Aber man wird hier gar zu viel hoffen, und noch dazu aus sehr leichten Gründen; und ich denke, man müsse sich hier darauf einschränken zu glauben, daß sich daselbst eben so gut Muscheln befinden, als man sie allenthalben antrift.“

Diese Meinung liefert eines der interessantesten Beispiele, was ein angenommener Irthum gegen die ersten Stralen der Wahrheit und oft gegen das volle Licht derselben auszurichten vermag. Dieses in den Augen des Herrn von Büffon so außerordentliche Phänomen, das weder er, noch die andern Naturforscher auf das Zeugniß des Herrn de la Condamine zulassen konnten, ist eine von den gemeinsten Erscheinungen. Jene lange Kette von Bergen, die sich von Abend nach Morgen, aus dem Innersten von Portugal, ich weiß nicht, ob bis in die östlichste Gegend von China, aber doch wenigstens bis in Tirol, erstreckt; d. i. die Pyrenäen und die Alpen; jene Bergkette, die Herr Bourguet für aneinander liegend hält, und von welcher er sagt, daß sie allenthalben Schichten von Muscheln enthalte, ist vielmehr ein beständiges Beyspiel von Bergen ohne Schichten und Muscheln. Ein sehr wichtiger Punkt für die Theorie der Erde; und der durch

zahl-

zahlreiche und klare Fakta bestätiget werden muß, um alle Zweifel zu zerstreuen.

Als wir, mein Bruder und ich, noch sehr jung, die Bahn der Naturgeschichte betraten, bereisten wir die Berge mit dieser damals von allen denen, die angefangen hatten, in denselben das Werk des Meers zu erkennen, allgemein angenommene Idee, daß dieses Element alles dabey gemacht habe. Da wir in der Folge mehrmal erfuhren, wie schwer es sey, in gewissen Steinen Seekörper zu entdecken, indem wir diese mit jenen für innig verbunden hielten, so standen wir lange, so wie Herr von Büffon, in der vorgefaßten Meinung, daß man nur darum nicht in allen Bergen Muscheln fände, weil man sich nicht recht aufs Suchen verstände. Als wir hierauf zu betrachten anfingen, daß nicht alle Meeresgründe dergleichen Thiere ernährten, so kamen wir auf den Gedanken, daß auch nicht alle Berge dergleichen enthalten müßten.

Unterdessen mußte man Hypothesen auf Hypothesen häufen, um, außer dieser Abwesenheit der Muscheln, noch zwanzig andere Phänomene zu erläutern, die sich nicht in die Klasse der Werke des Wassers setzen lassen wollten; und wenn man nicht gar zu leicht zu befriedigen ist, so wird man dieses steten Bedürfnisses neuer Hypothesen endlich müde. Dieses erfuhren auch wir, mein Bruder und ich, und gerade zu einerley Zeit, ob wir gleich von einander getrennet waren.

Er hatte die Berge von Guadarama in Kastilien und die Pyrenäen durchkreutzt; ich das Apenninische Gebirg gesehen; zusammen hatten wir die Alpen bereist, und beständig mit der augenscheinlichen Gewißheit gekämpft. Endlich aber fingen wir von einander getrennt an zu zweifeln, er auf einer Reise auf dem Apenninischen Gebirge, ich auf einer neuen Reise auf den Alpen, daß alle Berge

durch

durch die Wasser gebildet worden wären; und die Briefe, worinn wir uns diese Zweifel mittheilten, begegneten einander auf dem Wege.

Es muste eine solche sonderbare Uebereinstimmung, und nichts geringeres, seyn, um uns wechselseitig den Muth einzuflößen, uns freymüthiger gegen einander zu erklären. Ein jeder von uns hatte dem andern seine Meinung nur erst mit viel Zurückhaltung mitgetheilt, gleich zwey Zusammenverschwornen, die sich ihren ersten Entschluß zu einem Komplot offenbaren. Wie! sich wider die einander wechselsweis entgegengesetzten ein- und auswärts gekehrten Winkel zu verschwören? wider die allgemeine Meinung, daß alle Berge aus Schichten bestehen, und Muscheln in sich enthalten? Es war ein auffallender Umstand nöthig, um sich von diesem Vorurtheil zu befreyen, und ein solcher war es, daß wir beyde auf verschiedenen Bergen, von einander abgesondert, einerley Idee hatten. Sobald wir es nur gewagt hatten, zu zweifeln, und es nur zu sagen, sobald machte der Zweifel selbst der Gewißheit Platz; und seitdem haben wir uns öfters gewundert, daß wir nicht eher davon überzeugt worden waren.

Es scheinet, daß es einen gewissen Grad der Reife in den Bemerkungen gebe, der die Entdeckungen vorbereitet und einen Zeitpunkt herbeyführt, wo mehrere Beobachter sich begegnen können. Die Aufklärungen haben, wie die Wasser, eine Art von Niveau, in welche sie sich zu setzen streben. Nach dem Maaße, in welchem die Kenntnisse wachsen, bereitet sich das Menschengeschlecht wieder, neue zu erlangen; und wenn sie bis zu einem gewissen Grade gelangt sind, bringen sie Entdeckungen oder Erfindungen auf eben die Art hervor, wie die Bäume auf allen Seiten Schößlinge treiben, wenn es warm geworden ist. Sie können also auf diese Weise zu gleicher Zeit in verschiedenen Oertern erschei-

nen, ohne daß zwischen den Erfindern eine gemeinschaftliche Mittheilung obwaltet; und lediglich, weil ihnen durch die nemlichen Hülfsmittel die Bahn gebrochen würde.

Da der Geschmack, Mineralien und Fossilien zu sammlen, zu Anfange des gegenwärtigen Menschenalters, auf einmal allgemein verbreitet worden ist, so darf man sich nicht wundern, daß man die Berge näher untersucht hat; und nur dieses war nöthig, um sich zum wenigsten zu überzeugen, daß sie nicht alle von einerley Art wären; daß einige gewisse Mineralien enthielten, und keine Seekörper hatten, indeß andere nebst Seekörpern auch andere Arten von Mineralien in sich schlössen. Diese Bemerkung hat sich denn auch allmälig ausgebreitet, und die heutigen Mineralogen zweifeln nicht mehr an dieser Thatsache.

Ich konnte nicht umhin, mich einige Augenblicke bey der Geschichte dieser Entdeckung zu verweilen, da sie einen so großen Einfluß in die Naturlehre unsers Erdbodens hat. Die aufzulösende Frage ist nun nicht mehr: **Wie sind unsere festen Länder durch die Wasser gebildet worden?** sondern: **wie findet man in unsern festen Ländern Theile, die sichtbarlich durch die Wasser gebildet worden sind, ungeachtet andere Theile kein Kennzeichen eines solchen Ursprungs an sich tragen?** Ich muß die Beantwortung dieser Frage noch auf einige Zeit aussetzen, da ich mich gegenwärtig nur mit der Thatsache und ihren Folgen in den verschiedenen Systemen, über die Bildung der festen Länder, beschäftigen kann.

Sagen, daß die Berge durch die Meereswasser gebildet worden, ist eine ungegründete Behauptung, so lange, bis man aus ihrer Natur gezogene Beweise davon wird gegeben haben. **An dem Werke erkennet man den Werkmeister:** dies ist der Grundsatz, von wel-

welchem man ausgehen muß. Wenn die Berge Kennzeichen von dieser Bildung an sich tragen, so ist es vernünftig, solche zuzulassen. Laßt uns also sehen, was für Merkmale sie uns liefern können.

Das erste und vornehmste dieser Merkmale wird seyn, daß man Muscheln, Fische und andere Produkte des Wassers in ihrem Schooße findet. Die Materie der Berge muste, um diese Körper in sich fassen zu können, weich seyn: und weil diese Körper dem Wasser zugehören, so ist es natürlich, zu schließen, daß dasselbe diese Materie, die jetzt hart ist, und die Körper in sich schließt, vor diesem erweichet haben müsse. Bey diesem ersten Merkmale ist es nicht nöthig, sich um die Gestalt der Berge zu bekümmern; denn diese kann sich verändert haben; und dieses muß man auch schließen, wenn diese Gestalt nicht mit der Idee übereinstimmte, die wir uns von der Art, wie das Wasser seine Absetzungen bildet, machen können.

Das zweyte Merkmal wird im Gegentheil die Gestalt seyn. Das Wasser macht seine Absetzungen ordentlicher Weise in Schichten, und diese kann man gewahr werden, wenn das Wasser Stillstände oder verschiedene Absetzungen gemacht hat. Wenn also ein Berg aus Schichten besteht, die eine solche Lage haben, wie sie die Wässer machen können (d. i. horizontal oder mäßig abhängig) so wird man eine starke Vermuthung haben, daß ihn das Wasser gemacht hat, so gar alsdann, wann er keine Seekörper enthält. Und diese Vermuthung wird Gewißheit werden, wenn diese Schichten andere bedecken, welche Seekörper in sich schließen. Sonst kenne ich keinen Karakter, der uns berechtigte, zu schließen, daß ein Berg durch die Wasser gebildet worden sey. Denn daraus, daß gewisse Berge diesen Ursprung zeigen, folgt

noch nicht, daß sie ihn alle haben, so bald sie sich einander nicht ähnlich sind.

Der erste von jenen Karakteren hat uns am spätesten eingeleuchtet, und war wegen der Schwierigkeit, die wir fanden, jederzeit zu bestimmen, ob ein Berg Seekörper in sich enthielte oder nicht; und wegen dieser andre sehr natürlichen Vorstellung, daß gewisse Meeresgründe die Seethiere gar nicht reizen, sich darinn aufzuhalten, und daß es folglich Absetzungen des alten Meeres könnte gegeben haben, die keine Ueberbleibsel von dergleichen Thieren in sich enthielten. Die Gestalt gewisser Berge war es also, die in uns alsbald den Zweifel erregte, daß sie dem Wasser ihren Ursprung zu danken hätten.

Da ich die Alpen öfters durchreist bin, und ohne Unterlaß alles, was mir über ihren Ursprung Licht geben konnte, genau ausgekundschaftet habe, so wurde ich öfters durch Phänomene in Verwunderung gesetzt, die dem Systeme ihrer Bildung durch das Wasser widersprachen; aber ich suchte es immer zu erklären. Ich finde die Fußtapfen dieser Bemühungen in meinen alten Anmerkungen; aber ich sehe auch darinn zugleich, daß der Zweifel immer mehr zunahm, daß sich die Vielleicht, die Sollte wohl nicht, zu meinem großen Mißvergnügen, vermehrten, und daß sogar in den Hypothesen Lücken von Dingen vorhanden waren, die ich nicht erklärte.

Ich war also so lang, als ich die Berge für ein Werk der Wasser hielte, mitten auf ihnen übel zufrieden. Bey jedem Felsen, der eine neue Bildung hatte, mußte ich dem Systeme ein neues Stück einpassen: ich gieng vorwärts, aber ich ertrug das Gefühl, daß ich zu sehr in die Luft bauete. Als ich aber zuletzt dieses Gerüst

rüst nicht weiter unterstützen konnte, ließ ich es auf einmal zusammen stürzen.

Der Berg, der mir die Augen öfnete, war von sehr gemeiner Art, und ich hatte ihn schon oft untersucht. Der Stein, woraus er besteht, gehört zu der Klasse, die Schist genannt wird. Ihr generischer Karakter ist, daß er blätterig ist; sie begreift den Schiefer in sich, womit man die Dächer deckt. Diese dünnen Blätter, die man als Schichten betrachten kann, und es auch in einigen Steinen dieser Gattung würklich sind, führten mich immer auf die weite unbestimmte Idee der Absetzungen des Wassers zurück. Allein es giebt Massen, die mehr aus Fasern als aus Blättern zusammengesetzt sind, und deren Bruchstücke den Holzspänen eines Bauhofs gleichen. Am öftersten aber trift man in einem und demselben Berge die Blätter in allen Arten von Lage, sogar manchmal in senkrechter Lage an. Man findet sie endlich dergestalt gewunden, daß es unmöglich ist, sie für Absetzungen des Wassers zu halten.

Diese Art von Berg war es also, die mich zuerst überzeugte, daß nicht alle Berge einerley Ursprung hätten. Der Ort, wo ich meinem Irthum entsagte, war einer von jenen großen versteinerten Zimmerhöfen, der durch die Mannichfaltigkeit der Windungen und Zickzacke der Fasern des Bruchsteins, woraus er bestand, meine Aufmerksamkeit besonders auf sich zog. Es war ein sehr großer Abhang, der von einer steilen Felsenwand herkam; ich stieg hinauf, um mich dem Felsen zu nähern, und bemerkte mit Erstaunen eine Menge von Packeten, die alle ohne Ordnung und bestimmte Lage und Richtung in einander verwickelt waren, einige waren beynahe walzenförmig, andere wie Zickzacke; und sogar das, was vom Berge abgesondert, für Schichten hätte gehalten werden können, hatte in dieser Felsenwand selbst

die mannichfaltigste abhängige Richtung. Nein, sagte ich dann zu mir selbst, nein, das Wasser hat diesen Berg nicht machen können. — Auch diesen nicht, fügte ich hinzu, indem ich mich anders wohin wendete. — — Und warum eher diesen hier? Warum sollten denn alle Berge das Werk der Wasser blos deswegen seyn, weil nur einige Berge diesen Ursprung ankündigen? In der That, weil man die Wasser nur darum als Ursach der Berge betrachtet hat, weil nur einige Berge augenscheinliche Beweise dieser Entstehungsart lieferten; warum soll man diese Folge auf alle Berge ausdehnen, da es viele giebt, die diese Karaktere nicht besitzen? So generalisiret man, wie Herr d'Alembert sagt, seine ersten Beobachtungen, in dem Augenblicke hernach, wo man nichts beobachtete.

Als wir erst einmal überzeugt waren, daß das Meer nicht alle Berge gebildet hätte, so bemüheten wir uns die unterschiedenen Karaktere derjenigen Berge, die dem Meere ihren Ursprung zu danken haben, aufzusuchen, und ob es, zum Beispiel, Materien gäbe, die ihnen eigenthümlich zugehörten. Wir fanden aber hier eben die Schwierigkeiten, die man bey allen den Dingen antrift, denen man in der Natur ihre Stelle anweisen will. Man kann zwar die Dinge, denen das Siegel ihrer Klasse stark eingedrückt ist, sehr leicht von einander unterscheiden; aber ihre Grenzen entziehen sich uns immer.

Dieses ist es, um es im Vorbeygehn zu bemerken, was einige Philosophen verleiten konnte, sich eine Kette der Wesen einzubilden, wobey sie voraussetzten, daß vom Steine an bis zum Menschen und noch höher hinauf, die Nüancen würklich unbemerkbar wären. Als ob uns, ungeachtet die Grenzen unsern Sinnen verborgen sind, unser Verstand nicht sagte, daß ein Sprung, ja sogar ein unendlicher Zwischenraum, zwischen dem geringsten

ringsten Grade der fortflanzenden Organisazion und der durch die einfache Cohäsion vereinigten Materie; zwischen dem geringsten Grade der Empfindbarkeit und der empfindungslosen Materien; zwischen der geringsten Fähigkeit zu beobachten und seine Beobachtungen mitzutheilen, und dem Instinkte, der in der Gattung beständig derselbe ist, statt finde. Alle diese von einander getrennten Verschiedenheiten sind in der Natur vorhanden, aber unser Unvermögen, alles bis auf den Grund zu erkennen, und die Nothwendigkeit, in der wir uns befinden, über alles nach dem äußerlichen Scheine zu urtheilen, machen, daß alle Grenzen für uns verloren gehen, weil über diese Gestade hinaus die meisten Phänomene zweydeutig sind. So scheinet es uns, daß sich die Pflanze dem Steine nähere, nähert sich ihm aber in der That niemal.

Eben diese Schwierigkeit ereignet sich in der Klassifikation der Berge; und obgleich seit einiger Zeit mehrere Naturforscher ebenfalls bemerkt haben, daß sie nicht alle einerley Ursprung haben, so sehe ich doch nicht, daß man so weit gekommen wäre, untrügliche Karaktere festgesetzt zu haben, nach welchen man sie sämmtlich mit Sicherheit in ihre besondere Klassen setzen könnte.

Nachdem ich diesen Gegenstand, sowohl nach den von mir selbst beobachteten Phänomenen, als nach dem, was ich aus den Beobachtungen anderer gelernt habe, aufmerksam untersucht hatte; so sah ich, daß dieses ein zu großes Feld wäre, um es ganz zu umfassen, und zu groß für mich besonders, da ich nicht frey genug war, um alle dazu erfoderliche Zeit darauf zu verwenden. Ich schränkte mich also auf meinen Hauptgegenstand ein, nemlich auf die Ergründung der Ursach, warum die Ueberbleibsel der Seekörper in unsern festen Ländern zurückgeblieben wären, und auf die Untersuchung der Hypotheſen über diese Materie.

Die auf diese Art eingeschränkten Phänomene lassen sich auf folgendes zurückführen: „Es giebt auf unsern „festen Ländern Berge, die augenscheinlich durch die all„mäligen Absetzungen des Meeres gebildet sind, und in „Ansehung deren man nicht nöthig hat, etwas zu er„sinnen, es müste denn die Art und Weise betreffen, „wie sie daraus entstanden sind. Es giebt im Gegen„theil auch andere Berge, die keinen einzigen Karakter „dieses Ursprungs an sich tragen, und die, wenn sie in „dem Meere hervorgekommen sind, die Würkung einer „ganz andern Ursach, als der einfachen allmäligen Ab„setzungen des Meeres, und schon vor der Existenz der „Seethiere da gewesen seyn müssen.“ Ich übergehe also die verwirrten Klassen, in welchen diese Karaktere zweydeutig sind, so lange, bis sie mir zu Gründung einer Hypothese dienen; da diese zwey sehr unterschiedene Klassen hinlänglich genug sind, alle mir bekannten Hypothesen nach ihnen zu prüfen.

Da, wo diese beyde Klassen von Bergen vermischt sind, bemerkt man, daß diejenigen, die schichtweise gebildet worden und Seekörper in sich fassen, öfters die andere Klasse von Bergen bedecken, nie aber von den Bergen dieser letztern Klasse bedeckt werden. Man hat also natürlich den Schluß gemacht, daß, wenn auch das Meer an der Bildung derjenigen Berge, an welchen man keine Kennzeichen davon wahrnähme, einigen Antheil gehabt hätte, doch diejenigen, die ganz allein ein Werk des Meers wären, indem dasselbe in gewissen Stellen eines Grundes Materien losgerissen und sie an andern Stellen wieder abgesetzt hätte, wenigstens die zuletzt gebildeten wären. Man hat also diese letztern secundarische oder zuletzt entstandene Berge und die ersten primitive oder ursprüngliche Berge genannt.

Die erste von diesen Benennungen werde ich beybehalten, denn sie ist es, die meinem Bruder und mir lange zu-

vor

vor beyfiel, ehe werde ich statt der Benennung primitive den Ausdruck primordiale oder zuerst entstandene Berge gebrauchen, um über ihren Ursprung nichts zu entscheiden. Es giebt Berge, von welchen man noch bis jetzt die Ursach ihrer Entstehung nicht hat entdecken können. Dies ist ein Faktum. Ich werde also nicht sagen, daß sie so geschaffen worden sind, weil ich in der Physik mich keiner Ausdrücke bedienen darf, über die man sich nicht versteht. Unterdessen veranlasset uns ohne Zweifel weder die Naturgeschichte noch die Physik auf keine Weise, zu glauben, daß unser Erdball von Ewigkeit her existiret habe: und als er seinen Anfang nahm, mußte die Materie, woraus er zusammen gesetzt war, von irgend einer wesentlichen Beschaffenheit seyn, oder irgend eine erste wesentliche Form haben. Nichts hindert uns also bis jetzt, anzunehmen, daß diese Berge, die ich primordiale oder zuerst entstandene Berge genannt habe, auch in der That oder ursprünglich primitive Berge sind. Ich bin sogar geneigt, diese Meinung in Ansehung einiger Berge anzunehmen. Aber es giebt unter ihnen eine sehr große Verschiedenheit; und ungeachtet sie alle von der Klasse der secundarischen Berge gleich ausgeschlossen sind, so sind sie sich doch nicht alle ähnlich: es giebt sogar eine große Anzahl unter ihnen, deren Materien eine gewisse Bildung haben, welche anzuzeigen scheinet, daß sie weich gewesen und in der Folge verhärtet sind, ob gleich durch eine ganz andere Ursache, als diejenige ist, die bey der Bildung der secundarischen Berge gewürkt hat. Ich will in einige Details über die unterscheidenden Merkmale dieser zwey Hauptklassen der Berge und die Schwierigkeit, sie alle zu klassifiziren, hineingehen.

Bey den Bergen lassen sich dreyerley Dinge betrachten; die herrschende Materie, die Form und die Zufälligkeiten. Unter diesen drey Gesichtspunkten habe ich die Berge untersucht, seitdem ich sicher glaubte, daß ihr Ur-

sprung verschieden wäre. Ich hätte wenigstens gewünscht, durch genaue in diesen Umständen zu machende Unterscheidungen die Klasse von Bergen, die uns zur Untersuchung der Bewegungen des Meers führet, kennen zu lernen; aber ungeachtet Materien, die von andern durchschnitten werden, gänzlich verschiedene Formen und sehr deutlich hervorstechende Zufälligkeiten vorhanden sind, wenn man gewisse Gattungen von Bergen mit einander vergleicht; so veroffenbaret sich doch eine große Verwirrung, wenn man auch andere Gattungen von Bergen dabey mit umfassen will.

Wenn ich die Granit und Marmorberge mit einander vergleiche, so werde ich sie ohne Schwierigkeit in ihre Klassen stellen können. Der Granit ist eine harte Materie, die mit dem Stahl Feuer giebt; der Marmor ist weich, die Spitze eines Messers schneidet ein. Der Granit wird zu Glas, wenn er einem gewissen Grad der Hitze ausgesetzt wird; der Marmor wird dabey zu Kalk. Der Granit widersteht den flüßigen Säuren, wenn er damit angefeuchtet wird; der Marmor hingegen wird davon angefressen. Wir haben also hier zwey sehr wesentlich verschiedene Materien, und die jederzeit sicher von einander zu unterscheiden sind. Die erstere ist aber ganz gewiß den Primordialbergen und die andere den secundarischen Bergen eigen. Dieses wissen wir aus den zwey andern Umständen, deren ich erwähnet habe. Was nun die Form betrift, so ist der Granit, in den Bergen, die aus ihm zusammen gesetzt sind in einer Masse, in einer solchen Masse, die zwar allerdings geborsten ist, aber durch Ursachen, die erst nach der Existenz des Bergs eingetreten sind; es sind hier keine Schichten, die zu erkennen gäben, daß der Berg durch Anhäufungen entstanden sey. Der Marmor hingegen ist beständig in Schichten, die bald dicker bald dünner,

aber

aber immer so beschaffen sind, daß man sehen kann, daß die Materien, woraus ein Marmorberg besteht, daselbst mehrmal aufeinander angehäuft worden sind. Endlich karakterisiren auch noch die Zufälligkeiten diese zwey Materien, und die beyden aus ihnen bestehenden Klassen von Bergen. Die Crystallisationen, die sich in dem Granit gebildet haben, sind beynahe immer von der Natur des Quarzes, einer verglasbaren Materie. In dem Marmor haben sie allezeit die Natur des Spaths, einer kalkartigen Materie. Im Granit giebt es Zinnstufen niemal aber im Marmor. Ohne mich aber auf eine nähere Untersuchung der karakteristischen Zufälligkeiten einzulassen, wird es hinlänglich seyn, wenn ich nur noch diejenige hinzufüge, nach welcher diese zwey sehr ausgezeichnete Gattungen von Bergen in ihre Klassen geordnet werden. In den Granitbergen hat man nie Seekörper angetroffen; in den Marmorbergen hingegen trift man sie immer an.

Wir haben also zwey Gattungen von Bergen, wovon die eine gar nichts enthält, das uns zu glauben berechtigte, daß sie das Meer gebildet habe, da wir uns hingegen in Ansehung der andern Gattung nicht entbrechen können, zu glauben, daß sie durch das Meer gemacht worden sey. Allein wir können deswegen nicht alle Berge ausgemacht auf eine von diesen beyden Gattungen zurückführen; denn die Karaktere vermischen sich zuletzt so sehr, daß man nicht mehr weiß, woran man sich halten soll. Um sie mit Sicherheit zu klassifiziren, müßte man andere Karaktere entdecken, oder zum wenigsten andere mit der Bewegung des Meers zusammentreffende Ursachen, wodurch Berge in seinem Schooße gebildet werden können, ersinnen; dieses würde sodann Klassen an die Hand geben, die von derjenigen Klasse deutlich unterschieden wären, bey welcher wir weiter

nichts

nichts als einfache Anhäufungen von Materien sehen, die durch die Ströme fortgeführt und bey ruhigem Meere abgesetzt werden.

So finden wir, zum Beispiel, horizontale oder nur wenig abhängige Schiefer, die zwischen ihren Blättern fremde Körper einschliessen, die sich in ihnen abgedrückt haben; als Muscheln, Fische, Pflanzen: dieses sind sicherlich secundarische Berge. Aber man findet auch Schiefer, deren Blätter fast senkrecht in Bergen eingefaßt sind, wo andere jenen sehr nahe liegende Massen gewundene Blätter haben; und kein einziger fremder Körper ist in diesen Blättern eingeschlossen und abgedrückt. Was soll man von dieser Art von Bergen sagen? Ich will keinesweges entscheiden, daß das Wasser an ihrer Bildung keinen Theil gehabt habe; aber ich glaube doch behaupten zu können, daß, wenn es dazu mit beygetragen hat, solches auf eine andere Art, als bey den secundarischen Schiefern geschehen sey.

Die Schisten, d. i. die blätterichen steinigen Materien, sind also eines der größten Hindernisse, die der Absteckung der Gränzlinie zwischen den Bergen, die das Meer gemacht hat, und denen, die es nicht gemacht, wenigstens nicht als einzige Hauptursache gemacht hat, im Wege stehen. Unterdessen haben wir doch schon einige Karaktere, welche wesentliche Unterschiede, vielleicht in der Art der Bildung, vielleicht auch in der Epoche derselben, bezeichnen: Diese Karaktere bestehen darinn, daß diese Schisten ohne Seekörper, ohne Regelmäßigkeit in ihren Blättern, und folglich, ohne karakteristische Kennzeichen der Bildung im Meere, zugleich die Hauptquelle der Mineralien sind; denn hier findet man Gänge. So benennet man Erzadern, die gewisse Berge gemeiniglich von oben nach unten durchschneiden, und die, da sie mehr als zu oft nach allen ihren Ausdehnungen sehr ausgebreitet sind, kein Merkmal

geben,

geben, daß das Meer mit zu ihrer Bildung beygetragen habe. Wenn ganz ausgemacht secundarische Berge mit diesen Bergen verbunden sind, wie man solches oft sieht, so sind es immer die erstern, die die letztern bedecken. Es ist also gar nicht daran zu zweifeln, daß diese zwey Arten von Bergen, sowohl in Ansehung der Ursachen als der Zeit, einen ganz verschiedenen Ursprung haben.

Es giebt noch eine andere Art von Bergen, die Verlegenheit genug verursacht; die nemlich, wo man Schichten findet, die zwar in Ansehung der Form, von den in den wahrhaftig secundarischen Bergen befindlichen Schichten in nichts verschieden sind; in welchen man aber keine Spuren von Seekörpern antrift. Dieser Berge giebt es eine große Anzahl: sie bestehen hauptsächlich aus Sandstein; und in ihrer Vermischung mit den Primordialbergen bedecken sie solche öfters, werden aber nie von diesen bedeckt. Wahrscheinlich hat es Meeresgründe gegeben, die den Seethieren nicht anständig gewesen sind.

Ich werde mich nicht weiter über die unbestimmten Berge ausbreiten, zumal da es in der Materie, die ich abhandle, nicht nöthig ist; und ich will mich hier nur auf diejenigen einschränken, die, da sie schlechterdings von den secundarischen Bergen verschieden sind, einen ganz andern Ursprung haben müssen. Unter diese begreife ich die durch das Feuer gebildeten Berge nicht mit; denn diese sind eben so augenscheinlich secundarische Berge, als diejenigen, die blos dem Meere zugehören. Ich will nur von den Bergen reden, die kein Kennzeichen irgend einer bekannten Ursach an sich tragen; und behalte mir vor, von den vulkanischen Bergen, in der Untersuchung der Systeme zu handeln, die zur Erklärung unseres Hauptphänomens aus den unterirdischen Feuern gemacht worden sind.

Diejenigen Berge also, die uns kein Kennzeichen ihrer Bildung darreichen; an welchen man weder Blätter, noch

zweyt

zweydeutige Schichten, noch ein Merkmal von Bewegung des Feuers sieht; die aus steinigen Massen bestehen, die keine bestimmte Form haben und in ihrem Schooße keine fremden Körper aufbewahren, von welchen bekannt ist, daß sie in ein anderes Reich gehören — Diese Berge bestehen vornemlich aus Granit. Diese Materie ist in Ansehung der Farbe dicke, und der Verbindung ihrer Bestandtheile außerordentlich mannichfaltig; sie ist aber immer, wie Körner, aus zwey Arten undurchsichtiger krystallischer Materien, die die Naturforscher Quarz und Feldspath nennen, und aus einer andern glänzenden schwärzlichen Materie, die sie Mica nennen, zusammengesetzt. Der Granit macht die große Masse der Berge, die ganz entschiedene Primordialberge sind. Allenthalben, wo er vorhanden ist, macht ihm nichts den Vorzug des Alters streitig; öfters ist er bedeckt, nie bedeckt er aber selbst: ich sage nemlich als Berg betrachtet; denn in Bruchstücken ist er allenthalben. Als Berg also ist er im Herzen der Alpen und noch mehrerer großer oder kleiner Bergketten: man findet ihn aber auch an hundert Stellen unter der Gestalt einfacher Hügel; aber nirgend verleugnet er jenen würklich generischen Karakter, kein Kennzeichen seiner Bildung an sich zu tragen. Wenigstens in Ansehung dieser Erhöhungen kann ich mich nicht entbrechen sie für eben so alt als die Erde zu halten. Aber diese Meinung gehöret nicht zu unserm Gegenstande.

Es giebt noch einige andere ausgezeichnete Materien, welche Berge und Hügel aus eben dieser Klasse ausmachen: dergleichen sind der Serpentin, der Asbest, den einige Naturforscher auch unter die Serpentine klassifiziren, der Stein, der Altgrün (verd antique) genannt wird, der, den die Teutschen graue Wacken, oder Felsen nennen, und ein auf den piemontesischen Alpen sehr gemei-

gemeiner Stein, der in diesem Lande Sarizzo, und in Teutschland, wo ich nicht irre, Kneiß genannt wird.

Ich schränke mich auf diese sehr bekannten steinigen Materien ein, um eine Klasse von wahrhaft primordialen Bergen zu karakterisiren, die sicherlich nicht dem Meere ihren Ursprung zu danken hat, und weder dadurch, daß es in seinen Grund arbeitet, um ihn auszuwühlen, fortzuführen und abzusetzen, noch auf irgend eine andere bis jetzt ersonnene Art und Weise, entstanden ist. Ungeachtet ich mich aber hier auf diese ausgezeichneten Materien einschränke, um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden, so nehme ich doch ausdrücklich von dieser Klasse die Schistberge mit Gängen, oder nur mit außerordentlich unregelmäßigen und solchen Blättern aus, die eine solche Lage haben, worinn sie die Wasser nicht konnten aneinander gefügt haben. Im Gegentheil werde ich eben diese Berge, in Vergleichung mit denen, die Kennzeichen einer besondern Bildung an sich tragen, ebenfalls als primordiale betrachten, ungeachtet sie wahrscheinlich zu einer andern Ordnung und keinesweges zu der gehören, worinn diejenigen stehen, von welchen ich hier oben geredet habe; oder ungeachtet man zum wenigsten kein Recht hat, sie diesen gänzlich gleich zu stellen.

Wir haben also hier überhaupt eine Klasse von Bergen und Hügeln, die man nicht aus dem Gesichte verlieren darf, wenn man unsere festen Länder durch irgend eine Ursach, sie sey welche sie wolle, hauptsächlich aber durch die Meereswasser will entstehen lassen. Das Meer hat seinem Werke sehr deutlich zu unterscheidende Merkmale eingedrückt, wie aus dem, was ich über die secundarischen Berge, und überhaupt über die sichtbare Arbeit des Meers auf unsern festen Ländern, sagen werde, mit mehrerm erhellen wird.

Ehe ich aber die Primordialberge verlasse, muß ich noch einmal auf jene einander wechselsweis entgegen gesetzten aus und einwärts gehenden Winkel zurückkommen, die, als sie Herr Bourguet bekannt machte, unter den Naturforschern ein so gewaltiges Aufsehen erregten, daß man nicht mehr daran zweifelte, daß alle Berge ein Werk des Meers wären. Das vorgeblich demonstrative Phänomen ist folgendes.

Wenn man in den Thälern reist, geht man gemeiniglich so, daß man sich drehen und wenden muß; und wenn ein auswärts gehender Winkel uns nöthiget umzulenken, so findet man öfters einen einwärts gehenden Winkel, der ihm gegen über steht, und das Thal behält fast die nemliche Breite. Als Herr Bourguet diese Bemerkung gemacht hatte und betrachtete, daß die sich entgegen stehenden Ufer eines sich schlängelnden Flusses, die nemlichen entgegen gesetzten aus und einwärts gehenden Winkel darreichten, so machte er überhaupt den Schluß, daß die Berge durch die Meerströme gebildet worden wären.

Wenn alle Berge und zum Beispiel, die Alpen, alle andere Karaktere hätten, die eine solche Entstehungsart erfodert, so würde der gegenwärtige ihnen ohne Zweifel nicht zu widersprechen scheinen; und man kann sogar nicht in Abrede stellen, daß diese Zickzacke, beym ersten Anblick, den Würkungen der laufenden Wasser sehr ähnlich sind. Unterdessen ist dieser Karakter vielmehr denjenigen Wassern eigen, die sich eine Bahn brechen, als denen, die Absetzungen machen. Ein Fluß, der sein Fluthbett aushält, dreht sich, wenn er einen Widerstand antrift und spült die gegenüber liegende Seite ab; dieses ist die Ursach seiner Krümmungen. Aber eben diese Ursach der Zickzacke findet man bey den im Schooße des Meers befindlichen Strömen nicht, wenigstens alsdann nicht, wann keine Berge darinn vorhanden sind.

In der That, wenn man die Berge und Hügel betrachtet, die durch ihre Schichten und die in denselben eingeschlossenen fremden Körper, ohne Zweydeutigkeit zeigen, daß sie ein Werk des Meeres sind, so wird man solche am öftern ganz ohne Ordnung gestellt finden. Zuweilen erscheinen sie nur, wie in einem großen Theile von Piemont, als hier und da hingesetzte Haufen. Oder sind sie ja in der Form zusammenhangender Ketten vorhanden, so findet man wenig Parallelismus unter ihnen, d. i. jene einander entgegen gesetzten ein- und auswärts stehenden Winkeln, von dieser Beschaffenheit ist der Jura.

Wenn aber die Meerströme schon vollendete Berge vorgefunden, und sie auf irgend eine Art, sie sey welche sie wolle, durchkreutzt haben, so haben sie sich ihre Wege an solchen Steilen gebahnt, wo sie den geringsten Widerstand antrafen, und die Ufer ihrer Gänge eben so wie die Flüsse, abgespült. Hier muß man also Parallelismus finden.

Betrachtet man hierauf die Kette der Alpen, so wird man sehen, daß sie mit dieser natürlichen Würkung übereinstimmt. Obgleich diese Berge im Ganzen eine Kette bilden, so zeigen doch ihre obern Theile keine Art von besonderer Ordnung, keine Spur von Zickzacken: nur in der Tiefe großer Thäler, oder in den Einschnitten, die zum Abfluß der Wasser dienen, bemerkt man diesen Parallelismus der entgegen gesetzten Seiten, obgleich noch unter sehr vielen Ausnahmen. Vor allen andern aber ist vorzüglich dieses zu bemerken, daß diejenigen große Thäler, bey welchen die Ineinandergreifung der aus- und einwärts gehendenden Winkel am merklichsten ist, gemeiniglich die Kette queer durchschneiden, anstatt daß sie der Länge dieser Kette folgen sollten; welches eher eine Zerstörung als Aufbauung anzeigt.

Also können die wechselsweis sich entgegengesetzten aus- und einwärts gehenden Winkel in den Thälern der Berge, viel dazu beytragen, zu beweisen, daß alle diese Berge unter dem Wasser des Meeres gewesen sind; keinesweges aber, daß sie das Meer alle gemacht habe. Wir haben also hier ein neues Beyspiel, wie nothwendig es sey, diejenigen Vorstellungen, die beym ersten Anblick die natürlichsten zu seyn scheinen, mit größter Aufmerksamkeit zu betrachten: denn diese Wahrnehmung war gewiß eine von denen, die wir anzunehmen versucht werden, ohne etwas anders als die Wahrheit des Fakti dabey zu untersuchen.

Es fehlt also sehr viel, daß alle Berge durch die Wasser gebildet worden wären, vielmehr (um nachdem, was mir bekannt ist, zu urtheilen) machten nicht allein diejenigen, die ihre Entstehung dieser Ursache zu danken haben, die geringere Anzahl aus, sondern es gehören auch noch die größten Berge des Erdballs zur andern Klasse. Ich habe bereits erinnert, daß die Alpen, die Pyrenäen und ein Theil der Apenninen, Primordialberge wären, und nach der Erzählung des Herrn de la Condamine zweifle ich gar nicht, daß ein großer Theil der Cordilleren zu eben dieser Klasse gehöre.

Es giebt aber ohne Zweifel noch andere Berge, die man keiner andern Ursach als den allmäligen Absetzungen, die das Meer auf seinem eignen Grund und Boden gemacht hat, wird zuschreiben können. Diese sind aus Schichten zusammen gesetzt; und diese Schichten sind allezeit wie Bodensätze des Wassers gereihet und gestaltet. Mit einem Worte nichts widerspricht hier dem Gedanken eines solchen Ursprungs, vielmehr bestätigen ihn, zu gleicher Zeit, die in diesen Schichten eingeschlossenen Seekörper, augenscheinlich.

Mehrere Ketten, die mit jenen der hohen Alpen parallel gehen, sind auf diese neuere Art gebildet worden.

Aber

Aber die alten und die neuen Berge sind daselbst dergestalt zusammengedrängt, und beyder Karaktere sind zuweilen einander so ähnlich, daß es gar nicht zu verwundern ist, warum man sie so lange mit einander vermischt hat. Man muß allenthalben diese secundartischen Ketten durchkreutzen, um sich den hohen Alpen wenigstens gen Westen oder Nordwesten zu nähern, welches die Seite ist, die ich am besten kenne, es ist die, die gegen Frankreich, Savoyen und die Schweiz gerichtet ist. Diese Ketten nehmen, wie ich gesehen habe, ihren Anfang bey Mont-Melian in Savoyen, steigen eine Strecke lang an der Iser hinauf, und lassen zur Rechten die Primordialberge liegen. Von dannen laufen sie fort, um den See von Anneci zu umgränzen, und mit mehrern Reihen das mittägige Ufer des Genfer Sees einzufassen; indem sie hier, nebst einer Menge anderer parallelen Aeste, den Grenier einschließen, diesen 7800 Fuß über die Meeresfläche erhabenen Berg, der Ammonshörner in sich enthält. An dieser Stelle vermischen sich beyde Bergarten miteinander; denn der Buet, der fast unmittelbar darauf folgt und der der erste Eisberg dieser ungeheuern Eisregion ist, hat dieselbe Beschaffenheit nicht mehr; er scheint zu jenen unerklärbaren Schistbergen zu gehören. Bald darauf folgt der Granit, denn man ist bey der Kette, die den außerordentlich großen Mont-Blanc trägt; so viel man aus dem, was um ihn her liegt, und aus den Bodensätzen der Wasser, die unter seinem Eise hervorkommen, urtheilen kann, ist er ein Granitberg. Hier und an allen ähnlichen Stellen muß man das Hauptstudium, der sich einander am meisten nähernden Karaktere, der zwey Bergklassen vornehmen. Ich habe mich mehrmal dahin begeben, ich war aber daselbst immer zu sehr mit der Luft beschäftiget, als daß ich der Erde alle zu dieser Untersuchung nöthige Aufmerksamkeit hätte widmen können.

An der östlichen Grenze des Genfer-Sees begleitet die nemliche Folge von secundarischen Bergen (die ich von dem Namen eines Theils ihrer in der Nachbarschaft von Genf liegenden Kette, die Grenzberge [les bornans] nennen werde) noch eine Strecke lang die hohen Alpen in das Walliserland, an der östlichen Seite der Rhone; in dieser Richtung habe ich sie nicht lange verfolgt. Aber ich habe sie am westlichen Ufer dieses Flusses in dem Gebiete des Adlers wieder anfangen und an den hohen Alpen in den Cantons Freyburg und Bern, wo ich sie von neuem wenigstens so weit aus dem Gesichte verlor, daß ich meine Beobachtungen nicht fortsetzen konnte, fortlaufen sehen. In dieser ganzen angeführten Strecke bestehen diese Berge aus Kalkstein, der gemeiniglich sehr braun ist. Ihre Schichten sind zuweilen so dick, daß die Berge nur eine einzige Masse zu seyn scheinen; ein andermal sind sie so blätterig, daß man sie für Schiefersteine halten sollte.

Diese äußere Kette der Alpen, ungeachtet sie augenscheinlich durch das Meer entstanden ist, hat jedoch Merkmale, wodurch sie sich von den meisten andern Bergen aus derselben Klasse unterscheidet; und diese Merkmale scheinen ein höheres Alter anzuzeigen. Ich glaube sie für die höchsten secundarischen Berge unsers festen Landes halten zu können. (Ich rede hier nur von den durch das Meer gemachten Bergen.) Ihre Zerstörung ist viel größer, als die eines jeden andern mir bekannten Berges von dieser Art, denn sie sind fast eben so mit Bergspitzen (pics) bekrönt, als die primordialen Alpen; und diese Spitzen zeigen, da sie schichtweise liegen, Ueberbleibsel alter Gipfel, die einen großen Umfang gehabt haben müssen. Dieses und einige Unordnung in ihren Schichten zusammengenommen, scheinet zu erkennen zu geben, daß diese Berge den Revolutionen,

die

die der Meeresgrund erlitten hat, weit länger als die meisten andern secundarischen Bergen, ausgesetzt gewesen, und schon sehr verändert aus dem Meere hervorgekommen sind. Ich werde noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Was aber in diesen Bergen am meisten auffällt, ist, daß sie nach dem Verhältniß ihrer ungeheuren Masse nur eine kleine Menge von Seekörpern in sich fassen. Mein Bruder und ich, haben selten dergleichen gefunden, ob wir sie gleich oft besucht haben. Die Felsen von Millerie, die so berühmt sind, seitdem der große Mahler der Leidenschaften sie zur Schaubühne eines Auftritts der Liebe und Verzweiflung gemacht hat, befinden sich in dieser Kette. Wir hatten sie sogar an dem Tage, an welchem sie Rousseau begeisterten, mit einander bestiegen, aber unsere Fossilliensammlung gewann daselbst nichts; ja, wir wüßten nicht einmal, daß dieser Berg Reste von Seekörpern in sich hielte, wenn er nicht der Stadt Genf den größten Theil seiner Bruchsteine zum Bauen lieferte; denn jene Seekörper sind sehr selten auf demselben, ja wir haben sogar auf ihm weiter nichts als Ammonshörner gefunden.

Diese Berge scheinen mir also unter denen, die das Meer gebildet hat, der Zeit nach, mit die ersten, und der Grund dieses Meers damals nicht so beschaffen gewesen zu seyn, als er allmählig geworden ist, bevor das Meer diese Berge ins Trockne gesetzt hat; wie solches aus der Beschreibung anderer secundarischer Berge und Hügel ferner erhellen wird.

Eine andere sehr bekannte Kette, die nicht weit von jener Alpenkette entfernt ist, hat viel einfachere und fühlbarere Karaktere einer durch die Wasser geschehenen und ungestörten Bildung; es ist der Jura. Ohne mich bey seinen geographischen Gränzen zu verweilen, für welche

man gemeiniglich die Rhone und den Rhein annimmt, will ich sie nur in dem Punkte betrachten, wo die Berge seiner Art anfangen.

Dieser Anfang des physischen Jura ist bey Grenoble, wo er (einen Flecken) Grande-Chartreuse einschließt. Indem er nach Norden zu fortläuft und Frankreich gegen Abend liegen läßt, trennt er dasselbe auf einige Zeit von Savoyen, hierauf von der Schweiz, bis nach Basel hin, und erstreckt sich dann noch sehr weit in zwanzig Aesten bis in Schwaben, Elsaß, Lothringen.

Diese Kette hat keine Spitze (Pic); ihre Gipfel, die fast allenthalben von gleicher Höhe sind, haben nur sanfte Biegungen; und allenthalben, wo die Schichten unbedeckt geblieben sind, sieht man, daß sie diesen Biegungen folgen. Sie senken sich nach dem äußersten Rande der Bergkette hinab, indem sie daselbst eine Menge von Hügeln bilden, und dehnen sich sogar bis in die Ebenen aus. Diese ganze Kette ist durch die Menge der Seekörper, die sie in sich enthält, berühmt.

Die herrschende Materie des Jura, wenn er in dieser Allgemeinheit genommen wird, ist von dem gemeinsten Kalkstein, von einem gräulichen oder gelblichen Weiß, und zuweilen mit abwechselnden Farben untermischt. Dieses war das allgemeinste Werk des alten Meers in irgend einer besondern Periode; denn man findet auf unserm festen Lande eine Menge gleicher Berge, theils allein und abgesondert, theils längs den Primordialbergen. In ihrem Innern findet man gemeiniglich die Erzgänge nicht. Sie enthalten viel Mineralien, hauptsächlich Eisen und zuweilen Kupfer; aber gemeiniglich nur in den Schichten; d. i. es sind Absetzungen des Meers, die in Ansehung der mechanischen Bildungsart eben so gemacht sind, als alle andern.

Man

Man darf auch nicht erwarten, in diesen Bergen dasjenige zu finden, was man gemeiniglich Crystall oder Bergcrystall nennt, der hart ist und sechs Flächen hat, von den Naturforschern aber Quarzcrystall genannt wird; er ist den Primordialbergen eigen. Aber man findet daselbst immer Spath, ein weicher und kalkartiger Crystall. Er füllet darinn eine Menge von Spalten aus, ist wenig durchsichtig und fast immer weißlich; er tapeziert auch in verschiedenen prismatischen oder pyramidalischen Formen, die Hölen, besonders die mit Seekörpern angefüllten, und alsdann ist er immer durchsichtig. Diese Materie scheinet, wie ich schon einmal bemerkt habe, die versteinernde Ursach in diesen Bergen zu seyn; d. i. es sind die feinsten und homogensten Theilchen, die in den Zwischenräumen anderer Körner, wohin sie das Wasser abgesetzt hat, die Berührungspunkte, wo die Cohäsion thätig wird, vermehret haben. Als diese Theilchen in die Cavitäten eingedrungen waren, gruppirten sie sich, wegen ihrer Homogenität und Form, in regelmäßige Formen.

Die in diesen Bergen befindliche Seekörper scheinen jene unsern Zeiten zu nähern; wenigstens in Vergleichung mit den Grenzbergen der Alpen. Denn es giebt unter ihnen sehr viele Gattungen von Muscheln und Madreporen, die uns sehr bekannt sind. Unterdessen fehlt noch viel, daß diese Meeresgründe den Gründen des jetzigen Meeres gleich seyn sollte.

Alle andere große secundarische Berge, die ich kenne, sind auch aus Kalksteine, von verschiedenen Farben, zusammen gesetzt; und diese Materie bildet noch an tausend Stellen die Masse der Hügel und sogar den Boden der Ebenen. Es giebt davon eine besondere Art, die bey den Hügeln sehr gemein ist; nemlich die Kreide, wovon z. B. England, Flandern, und die Pro-

vinzen Picardie und Champagne, eine so große Menge enthalten. Diese Materie ist ebenfalls schichtenweis geordnet, und man findet Seekörper darinn. In diesen Schichten hauptsächlich befinden sich die Flintensteine, welche, eben so wie die Kreide, worinn sie sich gebildet haben, selbst Seekörper in sich schließen.

Aber die Erhöhungen, die das Meer auf unserm festen Lande gemacht hat, bestehen bey weitem nicht alle aus kalkigten Materien, ungeachtet sie Seekörper enthalten. Es giebt Berge, die aus verglasbarem Sandstein bestehen, und eine Menge von Hügeln, die aus unverbundenem Sande von der nemlichen Gattung, zusammengehäuft sind, die einen eben so großen Ueberfluß an Seekörpern haben, als die bevölkertsten Meeresgründe; ein Phänomen, das der Meinung derer sehr entgegen ist, die den Seethieren die Verfertigung der kalkartigen Materien zueignen. Denn es ist nicht der Mangel an Zeit, um diese zu bilden, schuld daran, daß die Grabstätte derjenigen Seekörpern, von welchen ich rede, nicht aus solchen Materien bestehen, weil im Gegentheil in eben diesen Erhöhungen, die aus noch nicht verhärteten verglasbaren Materien gebildet sind, die letzten Erzeugungen des alten Meers befindlich sind. Hier sehen wir alle Arten von heut zu Tage lebenden und bekannten Seemuscheln gut erhalten, sogar zuweilen mit ihren Farben, und mit so zarten Theilen, daß sie eine so lange Zeit gewiß zerstöret hätte; indeß die Grenzberge der Alpen, auf welchen die Seekörper so selten sind, gleichwohl aus Kalksteinen bestehen.

Wir haben also hier viel Erhöhungen auf der Oberfläche unserer festen Länder, die von den Primordialerhöhungen wesentlich verschieden sind. Die einen zeigen deutlich, daß sie das Wasser allmälig gebildet hat; und die andern enthalten nicht das geringste Merkmal

einer

einer solchen Bildung. Sie sind unterdessen an mehrern Stellen dergestalt untermischt, sogar so in einander eingefugt, daß es unmöglich ist, zu verkennen, daß sie unter den Meereswassern zusammen existiret haben.

Dieses Faktum ist eines der interessantesten in der Geschichte der Erde: denn es ist daran gelegen zu wissen, in welcher Ordnung die Theile, nach welchen wir diese Geschichte kennen zu lernen suchen, existiret haben. Dieses Faktum, daß nemlich die Primordialberge im Grunde des alten Meers schon vorhanden waren, als sich die secundarischen Berge daselbst erst bildeten, findet man schon durch ihre Verflechtung und dadurch, daß die letztern öfters auf den erstern liegen, schon bewiesen. Jetzt will ich Beweise von einer andern Art davon geben.

Der erste ist ein Phänomen, das allenthalben in die Augen fällt; es ist die ungeheure Menge herabgewälzter Stücke von Materien, die den Primordialbergen zugehören, und die man allenthalben, entweder in grossen Blöcken, oder als Kies, verbreitet sieht. Diese Materien sind sehr kennbar; sie bestehen aus Granit, Serpentin, Jaspis, grauem Fels u. s. w. Sie haben von besondern Concretionen gar nichts ähnliches an sich, im Gegentheil erkennet man vielmehr aus untrüglichen Merkmalen, daß sie zu viel größern Massen gehöret haben. Zuweilen findet man auch unter diesen zerstreuten Steinen, den Felskrystall, dieses karakteristische Accidens der Primordialberge, der also auch damals als diese Trümmern zerstreut wurden, in dem innern jener Berge existirt zu haben scheint.

Ohne Zweifel kann man der Würksamkeit des Meers, allein diese Herabfallung (Degradation) der Primordialberge, nicht zuschreiben; denn man findet von ihnen noch ungeheure Blöcke in einer sehr großen Entfernung von ihrem Anfange, und sogar auf zu großen Anhöhen

auf secundarischen Bergen, als daß man nicht veranlasset werden sollte, auf eine noch mächtigere Gewalt zurück zu kommen; auf solche, wie z. B. Erdbeben. Aber alle Massen, die von den Wassern fortgerollt werden konnten, wurden es auch in der That. Ihre Spitzen sind abgeschlagen und ihre Oberfläche abgerieben und zugerundet, und sie sind hierinn denjenigen Steinen, die die Ströme fortrollen, ähnlich.

Aber rührt die Ausstreuung dieser Steine etwa von den Veränderungen des Betts der Flüsse oder dem Abfluß der im Innern der Berge eingeschlossenen Wasser her, nachdem unsere festen Länder ihre Bildung schon erhalten hatten? Ohne Zweifel haben diese Ursachen zu Anfange des gegenwärtigen Zustands der Erde viel gewürkt, und ich werde sogar wieder darauf zurückkommen, um einige Phänomene daraus zu erklären. Aber es sind ganz deutliche Würkungen vorhanden, die man nur dem Meere selbst zuschreiben kann, als welches damals, als es unser festes Land noch bedeckte, primordiale Materien auf seinem Grunde fortwälzte; und hierauf will ich mich hier einschränken, um in andere Gegenstände keinen Eingriff zu thun.

Die erste von diesen Würkungen ist nicht selten; es sind die glatten Kiesel der Primordialsteine, die schichtenweis in den secundarischen Bergen und Hügeln zusammen gehäuft, und mit Seekörpern vermischt sind. Ich kenne einen Berg von dieser Art, der mit zu den Grenzbergen der Alpen gerechnet werden kann; er liegt in Savoyen in der Nähe des Genfer Gebiets und heißt der Voirons. Seine Materie ist eine Bresche, die aus Primordialsteinen zusammengesetzt ist, unter welchen mein Bruder Madreporen gefunden hat. Ich habe auch noch mehrere Hügel in Piemont und anderswo gesehen, die mit den nemlichen glatten Kieseln,

eine

eine Menge Seekörper, als Fungiten, Korallen, Muscheln, Fischzähne, entweder in unverbundenen Haufen, oder in Breschen, in sich schlossen; d. i. der Kies und die Seekörper, die mittelst eines verhärteten Sandes mit einander verbunden waren, bildeten eine neue Gattung von Stein. Zuweilen habe ich auch bemerkt, daß in diesen kiesigen Hügeln die Seekörper, so wie die Steine selbst, herabgerollt zu seyn schienen; daß die Muscheln z. B. ihren Firnis und ihre hervorragenden Theile verlohren hatten, wie diejenigen, die man auf dem kiesigen Grunde des Meers todt findet.

Unterdessen ist dieses Phänomen nicht schlechterdings entscheidend; man könnte es auch aus den Würkungen der Wasser des festen Landes herleiten. Es giebt an so viel Stellen foßilische Seekörper, daß diese Wasser, indem sie die Bruchstücke der Primordialberge mit sich fortrissen, dergleichen auf ihrem Wege gar wohl zusammen gesammelt und auf solche Weise Haufen von Muscheln und Kies gebildet haben können.

Man müßte weitläuftige Beschreibungen von den Oertern haben, von welchen ich rede, um zu beweisen, daß diese Hypothese nicht auf sie angewendet werden könne; aber zum Glück hat man dieses nicht nöthig; und eine Muschel, die in jenen Zeiten lebte, wird uns über dieses Geheimniß aufklären. Es ist diejenige, die man unter dem Namen der Trödelfrau oder der Maurerin kennet; und die ich das Senkbley nennen würde, wenn ich ihr einen Namen geben sollte. Diese sonderbare Muschel, deren Gang gewiß eben so interessant seyn würde, wenn man ihn kennen lernte, als er jetzt noch sehr wenig bekannt ist, ist eine Art von spitzig zulaufender Schnecke (Limaçons en cul de lampe). Man weiß nicht, wie sie es anfängt, um sich zu bekleiden, um sich in die Kleider zu verhüllen,

würde

würde ich sagen, wie man solches zuweilen findet. Kein Trödler, der Kleider zum Verkauf herum trägt, ist auf eine so groteske Art mit Kleidern umgeben, als dieses Thier. Seine Kleider sind wahrhaftig alt; denn es sind fast immer Ueberreste von Muscheln. Man findet sie so barock über das Thier hergelegt, als es Fragmente von allen Gattungen von Muscheln und von ganzen Muscheln natürlicher Weise seyn müssen. Aber der vorzüglichste Anhang befindet sich jederzeit über den Verbindungen der Spiralen seiner eigenen Muschel; und wenn es sich zuträgt, daß das Thier einen von seinen Lumpen verliert, so sieht man den Abdruck davon eben so vollkommen, als ob er in Wachs gemacht wäre; aber öfters geschieht es auch, daß es sich so prächtig nicht kleiden kann, weil es um sich her weiter nichts als Steine findet; unterdessen ist es doch damit zufrieden und bedeckt sich mit Steinen. Man findet diese ebenfalls über die Verbindungen seiner Spirale geordnet; und in diesem Falle giebt man dieser Muschel den Namen **Maurerin**.

Ein jeder Körper also, der an einer solchen Muschel befestiget ist, gehört zu dem **Boden**, auf welchem sie lebt; und wegen dieser Ursach würde ich sie das **Senkbley** nennen; weil sie uns, so wie das **Senkbley** die Materien dieses Bodens, aus dem Wasser herauf bringt. Wenn man sie auffischt, kann man ihr sicherlich nachsagen, ein mit **Kies, Muscheln**, sogar **Sand bedeckter** oder **schlammiger Boden**, wenn sie nichts an sich hat, wie man sie zuweilen findet.

Man ist also sicher, daß die an diese Muschel geheftete Körper ihre **Zeitgenossen** und daß sie auf demselben Grund des Meers zugleich mit ihr gewesen sind. Nun haben wir aber in unserer Sammlung zwey Exemplare von diesen **Senkbleymuscheln**, die mit von Primordial-

mordialsteinen abgerollten Stücken beladen sind. Wir fanden sie unter einer außerordentlich großen Menge anderer Ueberreste von Seekörpern, in den Schichten eines secundarischen Bergs, der ganz aus Kies und sogar aus sehr großen Stücken der nemlichen Art von Stein, die diese Muschel trägt, gebildet war. Jener ist sogar eine sehr merkwürdige Steingattung, die die Naturforscher unreifen Asbest nennen, oder Gabbro; ein dunkelgrüner Stein, der sich sanft anfühlen läßt, und von mäßiger Härte ist. Und was dieses Phänomen noch wichtiger macht, ist, daß der Turiner Berg, der uns denselben giebt, nicht sehr weit von einem Theile der Apenninen entfernt ist, wo dieser primordiale Stein sich noch an seiner ursprünglichen Stelle befindet: der Theil, von dem ich rede, heißt die Bouquette, man muß darüber hin, wenn man von Genua ins Piemontesische gehen will.

Es ist also ganz gewiß eine Epoche gewesen, in welcher sich, während daß die Bouquette, ein Primordialberg, zerstöret wurde, der Berg von Turin aus seinen Trümmern bildete. Dieses geschah unter den Meereswassern; denn der Turiner Berg, ist mit Resten von Körpern aus ihnen angefüllt. Dieses Meer stand in einem Niveau, der von dem gegenwärtigen sehr verschieden ist; denn, ohne selbst seine andere Werke in Betrachtung zu ziehen, ist der Gipfel des Turiner Bergs, nach meinem daselbst angestellten barometrischen Beobachtungen, 2064 Schuh über das mittelländische Meer erhaben. (S. die Recherches sur les Modif. de l'Atmosph. T. II. p. 141. & 155.) Und es sind keineswegs Continentalwasser, die diese Anhäufung von Seekörpern gemacht haben; denn die Senkbleymuschel lebte daselbst, und belade sich daselbst mit glatten Asbeststeinen, unter welche sie das Meer in der Folge begrub.

Diese

Diese fossilischen Mäurerinnen, die sich mit Steinen besetzten, unter welchen sie lebten, sind keinesweges die einzigen Muscheln, denen wir diese große kosmologische Unterweisung zu verdanken haben. Die Auster wiederholet sie uns auch. Denn diese ist ebenfalls eine Muschel, die in dem Meere sich an alles dasjenige anhängt, was ihr aufstößt: wir finden aber nicht selten Fossilien von ihnen, die sich geglättete Primordialsteine zugeeignet haben; und wir besitzen einige dergleichen in unserer Sammlung.

Nach allen diesen Thatsachen ist in der Cosmologie nichts so gut erwiesen, als dasjenige, was ich über diesen Punkt gesagt habe; nemlich, daß die Primordialberge in dem Meere existirten und daselbst zerstöret wurden, indeß sich daselbst aus ihren Trümmern und aus allen Materien, die die Ströme mit sich fortrissen, neue Berge bildeten; Anhäufungen, die diese Ströme in der Folge oft zerstörten oder durchfurchten, wenn sie durch ihre eigene Absetzungen oder andere Ursachen genöthiget wurden, ihren Lauf zu verändern.

Auf seinem Grunde hat also das Meer diese Berge, an welchen wir dessen Werk erkennen, gemacht; und die Ursach, wodurch sie entblößt worden sind, hat keinen Antheil an ihrer Bildung. Es kann nicht seyn, daß das Meer unsern Aufenthalt durch den Auswurf der in seinem Innern befindlichen Materien gemacht habe; weil ein großer Theil unserer Berge, unserer Hügel und sogar unserer Ebenen gar nicht sein Werk sind. Mit einem Worte, das Meer hat ohne Zweifel unsere festen Länder gestaltet, aber auf seinem Grunde und Boden, in seinem Innern. Hier griff es die Primordialerhöhungen an; oder half wenigstens mit zu ihrer Zerstörung, wälzte die Trümmern fort, und bildete zu gleicher Zeit secundarische Anhäufungen, an welchen wir sein Werk nicht verkennen können.

Wenn

Wenn sich also auch die Hydrostatik und Geographie allen den Systemen nicht entgegen setzten, in welchen man unsere festen Länder durch langsame Operationen des Meers, aus den Wassern hervorziehen will, so würde ihnen schon die Naturgeschichte allein widersprechen. Die jetzigen trocknen Länder sind ganz gewiß unter den Wassern gewesen, aber sie sind keine Erdansetzungen (atterrissemens) des Meers, d. i. Materien, die nach und nach durch die Bewegungen des Meers selbst aus den Wassern hervorgestiegen sind. Feste Länder, die so gebildet wären (wenn sie so gebildet seyn könnten) würden eine Gestalt haben, die mit ihrer Ursache in Verbindung stünde. Ich wiederhole es; an dem Werke erkennet man den Werkmeister. Eine jede Erdanfluthung enthüllt ihre Ursach; und wenn unsere festen Länder auf diese Weise aus dem Meere hervorgestiegen wären, so würden wir allenthalben finden, daß sie aus Schichten bestünden, die nach und nach übereinander gelegt wären: diese Schichten würden eben seyn, wenigstens ohne Berge; und es würde weiter keine Thäler geben, als solche, die seit ihrer Entblössung durch die Continentalwasser ausgehölet worden wären. Diese Schichten würden auch allenthalben nach demjenigen Meere zu abhängig seyn, das sie gebildet hätte, und sie würden mit den Ueberbleibseln eben der Seethiere angefüllt seyn, die wir noch jetzt an ihren Ufern leben sehen. Welche Beziehung findet aber zwischen diesen nothwendigen Karakteren der Erdanfluthungen und unsern verschiedenen Klassen von Bergen, Hügeln und Ebenen statt?

Noch ein neuer Karakter der Erdanfluthungen, oder fester Länder, die durch eine successive Bildung aus dem Meere hervorgezogen worden, sey dieses, daß die Seekörper, die sie enthielten, den Seekörpern derjenigen Meere, aus welchen diese festen Länder hervorgestiegen wären,

ren, ähnlich seyn müsten. Allein es ist mehr als zu bekannt, daß sich dieses aus der Vergleichung der natürlichen und fossilischen Seekörper keinesweges ergiebt.

E—d.

VI.

Anekdoten.

Merkwürdige Reden der Morgenländer *).

Ein Mahomedaner fragte Aïscheh, eine von Mahomets Weibern, um Rath, wie er sein Betragen einrichten und seinen Wandel führen sollte? Aïscheh antwortete: erkenne Einen Gott, zähme deine Zunge, bändige deinen Zorn, strebe nach Kenntnissen, bleibe fest bey deiner Religion, enthalte dich, Böses zu thun, suche den Umgang der Guten, verhülle die Fehler deines Nächsten, hilf den Armen durch Allmosen und erwarte die Ewigkeit zur Belohnung.

Hormuzan, persischer Statthalter von Schuschter, der Hauptstadt von Khuzisten, fochte siebenzigmal mit den Arabern, als sie das Königreich Persien einnahmen, aber endlich machten ihn die Araber zum Gefangenen, und brachten ihn vor Omar, welcher ihn hinzurichten befahl. Ehe dieses Urtheil vollzogen wurde, verlangte Hormuzan zu trinken, allein die Furcht vor dem Tode hatte ihn so sehr eingenommen, daß er nicht im Stande war, das Wasser zu trinken, das ihm gereicht wurde. Omar redete ihm zu,

*) Aus dem vierten Bande der neuen Ausgabe, der Bibliotheque orientale von Herbelot. Der Sammler ist Galand. R—d.

zu, sich zu fassen, und daß er, so lange er nicht getrunken, nichts zu fürchten habe; da er aber sah, daß er nicht trank, so befahl er, ihm den Kopf abzuschlagen. „Wie? „rief Hormuzan, du hast mich begnadigt, und hältst „dein Wort nicht?“ Omar erstaunt, fragte ihn, wie er das verstünde? Hormuzan erwiederte: „Du hast „gesagt, daß ich nichts zu fürchten haben soll, so lange „ich nicht getrunken, und ich habe nicht getrunken.“ Alle die zugegen waren, sagten, daß Hormuzan Recht habe, und Omar schenkte ihm das Leben. *)

Ein Sklave des Amru Leits ergriff die Flucht, wurde aber eingehohlt, und der Großwesir des Königs, der ihn haßte, bat den Amru inständigst, diesen Sklaven, andern zum Beyspiel, hinrichten zu lassen. Bey Anhörung dieser Worte warf sich der Sklave mit dem Gesichte auf die Erde, vor Amru nieder, und sagte: alles was deiner Majestät über mein Schicksal zu verhängen gefallen wird, wird gut seyn; ein Sklave hat nichts gegen den Ausspruch seines Herrn und Meisters einzuwenden; aber da ich in deinem Pallast erzogen und ernährt worden bin, so wünschte ich, aus Erkenntlichkeit, daß du am Tage des Gerichts mein Blut nicht verantworten müsseſt. Wenn du mich also tödten lassen willst, so thue es wenigstens unter einem gerechten Vorwand. — „Und unter welchem?“ fragte Amru. Erlaube, erwiederte der Sklave, daß ich den Großwesir tödten darf, und laß mich nachher umbringen, um seinen Mord zu rächen, so thust du es mit Recht. Amru lachte über den Einfall des Sklaven, und fragte den Wesir, was er davon dächte? der Wesir antwortete: ich bitte dich, diesen Unglücklichen zu begnadigen, denn er

*) Dieser Hormuzan ward in der Folge einer von Omars Mördern.

er könnte mich selbst unglücklich machen. Es ist mein eigener Fehler; ich überlegte nicht, daß wenn man jemand tödten will, man nicht weniger ausgesetzt ist, getödtet zu werden, als er.

Man brachte vor dem Kalifen Harun Erreschid einen Menschen, der sich für einen Propheten ausgab; der Kalife hielt den vermeintlichen Propheten beym ersten Anblick für verrückt, und berathschlagte mit seinen Aerzten, was mit ihm anzufangen sey? die Aerzte waren einstimmig der Meinung, daß blos die schlechten Nahrungsmittel sein Gehirn in diesem Zustand versetzt hätten, und daß ausgesuchtere und bessere Speisen, ihn heilen würden; der Kalife befahl hierauf, ihn vierzig Tage lang aus seiner Küche auf das Beste zu bewirthen. Nach Verlauf dieser Zeit ließ er ihn zu sich fodern, und fragte ihn, ob er noch Prophet sey, und was ihm der Engel Gabriel offenbart habe? — Er hat mir offenbart, sagte der falsche Prophet, daß Gott die außerordentliche Gnade für mich gehabt hat, mich an eine der leckersten Tafeln zu setzen, und daß sein Wille ist, daß ich sie nie verlassen soll.

Ein Cadi verhörte in Gegenwart seines Sultans einen Muselmann, der Prophet seyn wollte, und foderte ihn auf, seine Sendung durch ein Wunderwerk zu beweisen: der Prophet antwortete, seine Sendung sey nicht den mindesten Zweifel unterworfen, denn er könne Todten auferwecken. „Und wenn du mir nicht glauben willst, Cadi, fuhr er fort, so laß mir einen Säbel geben; ich will dir den Kopf abschlagen, und ich mache mich anheischig, dich wieder aufzuwecken. Der Sultan fragte den Cadi, was er dazu sage? „Ich sage, antwortete der Cadi, daß er „Prophet ist, und daß ich ihm sein Wunderwerk schenke!“

(Die Fortsetzung folgt.)

VII. Bio-

VII.
Biographie.

Etwas über Karl Jervas.

Jervas war ein Maler, der zu seiner Zeit in großem Ruf stand, und jetzt vollkommen vergessen ist. Seine Gemälde, die er hinterlassen hat, beweisen, daß man in England zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Güte der Malereyen, nicht schwer zu befriedigen war: denn die meisten dieser Gemälde gehören unter die mittelmäßigen, und fehlen gleich stark gegen Zeichnung, Colorit und Darstellungskraft. Unterdessen wurden sie bewundert, und so fällt es weniger auf, wenn ihr Verfertiger sich einbildete, ein außerordentlich geschickter Künstler zu seyn, und sich in der Folge Anfällen von Ekelkeit überließ, die uns nothwendig äußerst lächerlich vorkommen müssen. Er kopirte einsmal ein Gemälde von Titian, und wettete auf den bessern Erfolg. Er selbst war auch, sowohl während der Arbeit als nach der Vollendung, fest überzeugt, daß er nicht allein sein Original erreicht, sondern noch übertroffen habe. Er stellte letzteres neben seine Kopie, betrachtete beyde, und rief mit mitleidigem Lächeln: kleiner, armer Titian.

Was zu Jervas Ruf vielleicht mehr als seine Gemälde beytrug, war seine Verbindung mit Popen, dem er Zeichnen und Malen gelehrt hatte, und der, aus Dankbarkeit, gut genug war, seine Talente zu loben, und sie in seinen Versen zu verewigen. Man findet

dort öfters seinen Namen neben Lady Bridgwater ihrem, einer der schönsten Damen ihres Zeitalters. Der Maler, dem aufgetragen wurde, ihr Bildniß zu verfertigen, sah sie mit andern als Künstler-Augen an, und wurde unsterblich in sie verliebet. Seine Einbildungskraft war von den Zügen dieses schönen Kopfs so voll, daß sie sich auf allen seinen Gemälden, und sogar in allen seinen Porträts wiederfanden, wo manches Frauenzimmer durch die unvermuthete Gleichheit mit Lady Bridgwater auf das schmeichelhafteste überrascht wurde. Seine Liebe siegte unterdessen über seine Eitelkeit nicht, die sich, sogar in Gegenwart der Geliebten, mehr als einmal offenbarte. Als er sie eines Tages malte, hielt er inne, und sprach von ihren Reizen mit aller Begeisterung eines Liebhabers, unterdessen, fuhr er fort, muß ich Ihnen doch gestehn, Sie haben kein schönes Ohr! — „Ich bitte Sie, antwortete die Dame, zeigen Sie mir einmal ein schönes Ohr.“ — Hier! sagte Jervas, indem er die Perucke wegschob, und ihr das seinige wies.

Sein Ruf erwarb ihm eine sehr vortheilhafte Heyrath. Eine junge und reiche Wittwe gab ihm ihre Hand, mit einem Vermögen von 2000 Pfund Sterling. Er starb 1740.

Jervas größte Stärke bestand im Porträt; er hat ihrer eine ungeheure Menge gemalt. Aber zum Unglück ist dies ein Talent, das seinen Meister keinen dauerhaften Ruf hinterläßt. Gewöhnlich sind Produkte der Art, schon in der Generation vergessen, in der sie gemacht wurden. Wir hängen in unsern Zimmern unsre eigene Bildnisse auf; unsre Kinder hängen nach uns die ihrigen dafür hin; ihre Nachkommen thun desgleichen; einige Zeit hebt man noch die Porträts von Vater und Mutter auf; aber die Großväterlichen werden auf die Böden und Gänge verwiesen, und häufen sich endlich die Ahnen von der Art gar zu sehr, so steckt man sie in Rumpelkammern, wo Maler und Vorfahren in gänzlicher Vergessenheit ruhn.

VIII. Ro-

VIII.

Romane.

San Pietro und Vanina *).

San Pietro war von Geburt ein Corse; sein Vaterland seufzte unter der Herrschaft der Genueser, denn die Genueser waren nur seine Tyrannen. Schon mit der Milch sogen die Corsen den tödlichsten Haß gegen ihre Gebieter ein. Auch San Pietro, der Sohn eines Soldaten, ohne Vorzüge des Glücks oder glänzender Güter, hatte in seiner zartesten Kindheit geschworen, sein Vaterland zu befreyen, und die Waffen gegen die Genueser ergriffen, sobald er sie nur führen konnte. Sein Haß und sein Muth machten ihn zum Schrecken der Feinde. Das Gerüchte seiner Thaten flog weit umher. Die Damen jener Zeit liebten kühne Handlungen, und reichten gern ihre Hand dem glücklichen Sieger. Vanina Ornano, die reiche Erbin und Tochter des corsischen Vice-Königs, liebte den San Pietro. „Tapferer San Pietro, schrieb sie ihm, wenn du „so gefühlvoll als brav bist, so muß dich die Belohnung „schmeicheln, die ich dir anbiete. Das gemeine Wesen „kann nur Lorbeern dem Befreyer geben. Wenn man ein „Herz hat, so fühlt man, daß Lorbeern nicht genug sind. „Du kennst meinen Namen und Stand; ein Held ver„achtet sie.“ — Geh, Josepho, sagte sie zu ihrem Bedienten, suche den Tapfersten der Tapfern auf; gieb

*) Der Schluß von Konradin in der 3ten Nummer.

ihm dieses Briefchen. Muß ich dir ihn erst nennen? San Pietro!

Josepho brachte den Brief nicht an San Pietro; er lief zu einem Onkel der Vanina, und sagte ihm alles. Den Onkel wurmte es, daß seine Nichte sich so wegwerfen wollte; er behielt den Brief, und gab ihn selbst der Vanina zurück. — „Das Billet ist nicht an mich, „und ich bring es dir wieder. Ich las es und erröthete. „Vanina, du willst einen Soldaten heyrathen?“ — „Was liegt an seiner Geburt; ist er es nicht, der die „Republick rächte, und tapferer ist, als ihr alle?“ — „Aber bedenke dich, welcher weite Abstand von dir zu „ihm?“ — „Er ist unermeßlich mein Onkel; aber alle „Höhe ist auf der Seite dessen, der durch sein Genie „sich jenseits der niedrigen unbekannten Gränzlinie schwang, „worunter ihn das Schicksal gefangen hielt. San Pietro ist größer als ich. Er ist es, der mich ehrt, wenn „er mich heyrathet.“ — „Und was werden die Leute „sagen?“ — „Sie werden sagen; Vanina wußte, was „ein großer Mann werth war.“ — „Nein, niemals „gebe ich diese erniedrigende Verbindung zu.“ — „So „wird euch San Pietro zu zwingen wissen. Josepho! „ich verzeihe dir deine erste Unbesonnenheit; eine zweyte „kostet dir das Leben. Bringe dieses Billet, so erbrochen wie es ist, zu San Pietro.“

Der Krieger erhielt das Billet. Er kannte Vanina; sie war schön; der Antrag ihrer Hand schmeichelte ihn. Er antwortete: „schöne Dame, dein Vorschlag „gefällt mir; in acht Tagen bin ich dein Mann: in „acht Tagen hoffe ich dich mehr zu lieben als jetzt. „Diesen Abend wirst du mich zu deinen Füssen sehn. — „Dein Brief war erbrochen.“

Den Abend begab er sich in dem Pallast der Vanina; sie erwartete ihn in ihrem prächtigsten Kleide, und

angethan mit ihrem reichsten Schmuck. San Pietro kam in seiner Alltagstracht. Seine Tapferkeit war sein Putz; sein Ruf seine Pracht. „Ich komme nicht, sagte er, um die Sprache der Verliebten, oder der vornehmen Herren zu reden, die um deine Gunst buhlen: San Pietro hat nichts von dem allen gelernt. Sohn eines Soldaten, Soldat selbst, fast stets auf einem Elemente lebend, das ihn vom Umgang mit den übrigen Menschen ausschließt, hat er sich eine Rauhigkeit angewöhnt, die sich schlecht mit der Liebe verträgt; aber sieh, hier ist mein Herz, und ich glaube, du bist darinn: San Pietro wird dich lieb gewinnen; mein Ruf hat dir das übrige gesagt. Ich weiß nicht, ob ich eines Tages eifersüchtig seyn werde, aber werde ich es je, so ist San Pietro ein Tyger! Prüfe dich nun, und entscheide!“

Vanina, gleich einer zarten Taube, die sich vor dem Sperber demüthigt, und seine Wildheit durch Sanftmuth zu besänftigen sucht. „Was vermag Liebe nicht?“ Diese Roman-Maxime war Vaninas Verderben. Sie schmeichelte sich, San Pietros Wildheit zu zähmen; aber die Reizungen der Schönheit vermögen nichts über eine Seele von diesem Gehalt.

Der Onkel der Vanina wollte sich öffentlich dieser Heyrath wiedersetzen. San Pietro verachtete die rechtliche Hülfe. Mit dem Säbel in der Faust trat er in das Zimmer des hochmüthigen Verwandten, und warf auf seinen Tisch das Pergament, worauf der Ehecontract geschrieben stand. „Unterschreib! rief er ihm zu, oder du bist des Todes!“ Anders wußte San Pietro nie seine Angelegenheiten nicht zu endigen. Nun war er der Mann der Vanina, und erfuhr noch denselben Abend, daß die Genuesischen Galeeren vor Corsica erschienen wären. Sogleich verließ er seine Braut, bestieg seine Galeere, und Vanina war Zeuge, wie er seine

Matrosen und Soldaten den Eid schwören ließ, zu streiten, zu siegen oder zu sterben. So seegelte er allein gegen viele an. Die Genueser wurden in die Flucht geschlagen, und er kehrte siegreich, und unter lautem Jujauchzen in dem Hafen zurück. „Frau, sagte er, „dieses Freudengeschrey ist mehr werth, als das schönste „Fest, das ich dir nach dem Hochzeit-Banket hätte geben können.“

Die Parthey der Genueser wurde in Corsica immer mächtiger, und San Pietro sah sich gezwungen, nach Frankreich zu flüchten. Sein Ruf war vorhergegangen. Der Hof nahm seine Dienste an. Der Hof brauchte damals Männer mit einem Arm von Stahl, und einer Seele von Blut! Vanina folgte ihrem Gemahl. Vanina war schön. Unter der Regierung Carls IX. war es mit der Verderbniß der Sitten so weit gekommen, daß man nicht ungestört schön seyn durfte. Vanina bekam bald Anbeter. San Pietro wurde es gewahr. „Ich schwöre, sagte er zu seiner Gemahlin, „dich auf der Stelle zu strafen, wenn du je deine „Pflicht vergißt; und du, schwöre mir, alle die zu nennen, die ohne Ehrfurcht für San Pietro ihre kühnen „Wünsche bis zu dir erheben werden.“ Vanina schwur!

Der Duc de Guise, der Sohn eines berühmten Vaters, und selbst berühmt, der Freund Catharinens von Medicis, bildete sich ein, daß die Gemahlin San Pietros die Zahl seiner leichten Eroberungen vermehren würde. Er schrieb an Vanina. — Lies, was man mir schreibt! sagte sie zu San Pietro. — „Antworte ihm, „daß er kommen soll, daß du ihm diese Nacht erwartest. Ich, ich will ihn empfangen.“ — Aber, bedenke, daß es der abscheulichste Betrug seyn würde, und daß die Guisen mächtig sind! — „Ich will ihn nicht tödten; ich will ihm nur ein Denkzeichen geben. Dieser

ser Hof wimmelt von jungen Leuten, die Margarethen von Valvis und selbst die Königin Mutter des Morgens mit dem Mährchen ihrer verliebten Abentheuer belustigen. Das Abentheuer dieser Nacht soll Guise nicht erzählen! Ich will allen diesen Jünglingen eine fürchterliche Lehre geben, und bey Guisen anfangen. "

Der Duc de Guise, stolz, von der schönen Vanina ein Rendezvous erhalten zu haben; brachte den ganzen Tag damit zu, sich auf diese glückliche Nacht zu putzen. Der Abend kam, und er wurde sehr geheimnißvoll, und so wie er es zu wünschen geschienen, in Vaninans Zimmer geführt. Statt Vanina fand er San Pietro, der ihn erwartete. Er saß neben einem Tisch, auf welchem zwey bloße Säbel lagen. Guise war tapfer. Die Gegenwart des Mannes verwunderte, aber erschreckte ihn nicht. — „Ich habe deinen Brief gelesen, junger Mensch, redete ihn San Pietro an, hier ist er; ich habe selbst die Antwort diktirt. Du hast mich beleidigt. Hier sind zwey Säbel; einer ist für mich!" — Ich nehme den andern, sagte der Duc, und zugleich griff er mit der Hand darnach. Diese That überraschte San Pietro, und lockte ihn ein Lächeln ab. — „Du fürchtest dich „nicht, junger Mensch?" — Nein! — „Gut, ich „bin nicht mehr böse auf dich; wir wollen uns nur „bis auf das erste Blut schlagen." — Wie du willst. — Sie schlugen sich in der That, blos zum Zeitvertreib. Der Duc wurde zuerst verwundet, und wollte fortfahren. Du bist ein Kind, sagte San Pietro; wir sind einig geworden, uns nur bis auf das erste Blut zu schlagen, und du gehst weiter: das möchte gut seyn, wenn wir uns haßten; aber jetzt entferne dich, und sage den Jünglingen des Hofs, daß Vanina ihrem Mann die Sorge überläßt, die Ehre ihres Hauses zu machen. —

Diese Geschichte kam bald herum, und Vanina hatte keine Anfechtungen mehr zu bekämpfen.

San Pietro leistete dem Hof grosse und wichtige Dienste, aber sein Lieblingsentwurf, den Genuesern zu schaden, trieb ihn bis nach Constantinopel, um den Großherrn zu bewegen, eine Flotte gegen sie abzuschicken. Die Republik wußte, was sie von einem so thätigen und wackern Feind zu befürchten hatte. Vaninens Güter waren eingezogen worden; es lag der Republik daran, auch eine Geissel zu haben, die ihr vor San Pietro bürge. Vanina erwartete die Rückkehr ihres Mannes zu Marseille. Die Republik erfuhr es. Sie schickte heimlich Abgeordnete ab, die sie beredeten, in ihr Vaterland zurückzukehren. Man versprach ihr die Begnadigung ihres Mannes, und die Wiedergabe ihres Vermögens. Die leichtgläubige Vanina glaubte, San Pietro einen Dienst zu erweisen, und schiffte sich mit ihren Juwelen und Kindern nach Genua ein. Ein Freund des San Pietro bekam Kundschaft davon; rüstete ein Schiff aus, setzte ihr nach, und brachte sie nach Frankreich zurück, wo er sie dem Parlament von Aix überlieferte, das sie bewachen ließ.

Nichts glich San Pietro's Wuth, als er bey seiner Wiederkunft von Constantinopel das Unternehmen seiner Frau erfuhr. Ein Bedienter, der um das Komplot gewußt, und sich ihm nicht widersetzt hatte, erstach er mit eigener Hand. Hierauf eilte er nach Aix, und verlangte seine Frau zurück. Das Parlament, das alles von seiner Wuth befürchtete, weigerte sich, sie in seine Hände zu geben. Allein Vanina, die den traurigen Ausgang ahndete, aber über alle Furcht erhaben war, bestand selbst darauf, wieder mit ihrem Mann vereint zu seyn. Man konnte es ihr nicht abschlagen, und sie reisten zusammen nach Marseille ab.

Als San Pietro in sein Haus trat, und es so leer und ausgeräumt fand, erwachte sein ganzer Grimm von neuem. Er hielt seiner Frau ihren Fehler vor, und schwur, daß nur ihr Tod dafür büßen könne. Zugleich befahl er zwey Sklaven, dieses Urtheil an ihr zu vollziehn. — „Ich unterwerfe mich deinem Ausspruch, antwortete die zärtliche Vanina, aber ich bitte dich um die letzte Gnade, mich nicht von der Hand dieser Elenden, sondern von der Hand des Tapfersten der Männer sterben zu lassen, den mich seine Unerschrockenheit zum Gemahl wählen ließ.“ — San Pietro winkte den Sklaven, sich zu entfernen, warf sich zu den Füßen seiner Gattin, bat sie in den demüthigsten Ausdrücken um Vergebung, führte die Kinder zu ihr, die sie umarmte; weinte mit der Unglücklichen über diese traurigen Pfänder ihrer Zärtlichkeit, legte ihr den Strick um den Hals, und erdrosselte sie.

Er reiste sogleich nach Hof, wo die Nachricht von seiner schrecklichen Th. schon ruchtbar geworden war. Man warnte ihn, sich sehn zu lassen; er that es doch, und erschien vor dem König. Man mußte ihn anhören. Er sprach von den Diensten, die er geleistet, den Belohnungen, die er fodern könne; er entblößte seine von Wunden narbige Brust. „Was liegt dem Könige, sagte er, „was liegt Frankreich daran, ob San Pietro mit seiner „Frau in gutem oder bösem Verständnisse lebt?“ Allen kam ein Grauen an, aber er erhielt seine Begnadigung! *)

IX. Mis-

*) Diese Geschichte scheint Roman, ist aber Wahrheit. Ein Sohn dieses San Pietro, Namens Alphonso von Ornano, war so wild wie sein Vater. Er tödtete mit eigener Hand seine Soldaten, wenn sie etwas verbrochen hatten. Als einer seiner Vettern seine Befehle übertrat, und so kühn war, vor ihm zu erscheinen, als er speiste, sprang er auf, stach ihn nieder, foderte darauf Wasser, um sich die Hände zu waschen, und setzte sich wieder zu Tische. R.

IX.

Miscellanien.

I.

Amor und der Eremit.

Vergieb, o Psyche, *) daß in Silberhaaren
Ein Greis sich deiner Jugend naht!
Mein schlechtes Kleid in diesen bunten Schaaren
Verachte nicht — sieh auf die That.

Jüngst suchte Amor dich in Berg und Hainen,
Und floh bey meiner Hütte hin,
Ich hört' ihn ängstlich seufzen, sah ihn weinen,
Und bat ihn, nicht vorbey zu fliehn.

Er trat herein in meine kleine Hütte,
Mit Vaterliebe pflegt ich sein,
Legt Pfeil und Köcher ab auf meine Bitte,
Schien, kummervoll, gebeugt zu seyn.

Er fiel auf mein bemoostes Bette nieder,
Ach, Psyche, ach! wo bist du hin?
So seufzt er laut, und weinte trostlos wieder,
Ach, Psyche, ach! wo bist du hin?

Uns Alten pflegt das Herz noch hoch zu schlagen,
So oft wir Trauerthränen sehn;

Nun,

*) Die Dame, an der dies Gedicht auf einer Redute von einem Amor, den ein Eremit (der Verfasser) an die Hand führte, überreicht wurde, ist unter diesen Namen von Einem unsrer ersten Dichter besungen.

Nun, Amor, sprach ich, höre auf zu klagen,
Noch heute sollst du Psyche sehn.

Nimm, holde Psyche, hier aus meinen Händen
Den kleinen Irrenden zurück:
Wenn alle Eremiten Amors fänden,
Wär's Eremit zu seyn ein Glück.

2.

Tastitastondo.

Unter dem Titel, le brigandage de la musique italienne, ist zu Paris eine kleine Brochüre erschienen, woraus wir unsern deutschen Lesern folgende Stelle zur erlaubten Kurzweil ausziehn. „Was verhindert, daß eine Nation nicht singt, wie eine andre, ist der Unterschied des Accents oder Dialects, den die Natur jeder Nation verschieden gegeben hat. Es ist hier nicht die Rede vom grammaticalischen Accent, sondern von dem Gesang, den jeder singt, wenn er spricht. Sonderlich im Schmerz, Zorn, Freude, welches die drey großen Arietten des Gesangs sind, ist dieser Unterschied merklich. Der redende Schmerz eines Franzosen hat fast nichts Trauriges; des Deutschen seiner ist pflegmatisch, des Engländers seiner finster, des Italieners, wüthend. Eben so geht es mit den ersten Regungen des Zorns, die in Flüchen ausbrechen. Das Tastitastondo des Deutschen ist schnarrend, und gleich dem Geräusch des Donners.“ — — Und was ist dies für ein Wort? werden unsre vaterländischen Leser fragen. Nichts anders, als das: daß dich das Donnerwetter erschlage! des Pöbels. Ists aber nicht lustig,

daß

daß sich jemand zum Richter des Accents aufwirft, und Schlüsse auf den Karakter einer Nation aus Wörtern macht, die diese Nation selbst nicht kennt?

3.

Brief von J. J. Rousseau.

Die Präsidentin von Verna, zu Grenoble, schrieb an Rousseau, als sie hörte, daß er in die Dauphiné gekommen sey, um Kräuter zu suchen, und bot ihm ihr Schloß zum Aufenthalt an. Hier ist Rousseaus Antwort; das Original ist erst im Julius des gegenwärtigen Jahres zu Paris in einem öffentlichen Blatte gedruckt worden.

Bourgoin den 2. December 1768.

Lassen Sie uns, Madame, ich bitte Sie, die Bücher und ihre Autoren bey Seite setzen. Ich bin von Ihrer verbindlichen Einladung so gerührt, daß wenn mir meine Gesundheit erlaubte, um diese Jahreszeit Reisen zum Vergnügen zu thun, ich herzlich gern eine machen würde, um Ihnen zu danken. Was Sie mir, Madame, von den Teichen und Bergen Ihrer Gegend zu sagen die Gütigkeit haben, würde mein Verlangen noch mehr reizen, aber nicht sein erster Bewegungsgrund seyn. Die Balmer Höhle soll in Ihrer Nachbarschaft seyn; das wäre wieder ein Gegenstand des Spatziergangs, und sogar der Wohnung, wenn ich mir eine anlegen könnte, der Schurken und Fledermäuse nicht zu nahe kämen. Was das Studium der Pflanzen betrift, so erlauben Sie, Madame, daß ich es als Naturforscher und nicht als Apotheker treiben darf: denn, ausser daß ich nur einen sehr mittelmäßigen Glauben an der Arzeneykunst habe, so kenne ich den Bau der Pflanzen auf das

Wort der Natur, die nicht lügt, und ihre mediciniſchen Tugenden nur auf das Wort der Menſchen, die Lügner ſind. Ich bin nicht bey Laune, ihnen auf ihr Wort zu glauben, oder im Stand, es verificiren zu können. Ich, meines Theils, ſehe alſo lieber in dem Schmelz der Wieſen Blumenkränze für Schäferinnen, als Kräuter zu Klyſtiren. Möchte ich doch, Madame, ſobald der Frühling das Grün wieder bringt, in Ihren Kantons Herboriſirungen anſtellen können, die nicht anders als reichlich und glänzend ſeyn werden, wenn ich von den Blumen, die Ihrer Feder entfallen, auf die ſchließen ſoll, die um Ihnen her entſtehn müſſen. Empfangen Sie, Madam ꝛc. ꝛc.

War unterzeichnet: Renou.

Jedermann weiß, daß Rouſſeau dieſen Namen bey ſeinem Aufenthalt in der Dauphiné annahm. — Ich ergreife dieſe Gelegenheit, aus authentiſchen Quellen zu verſichern, daß das Buch, Rouſſeau juge de J. J. Rouſſeau, über deſſen Aechtheit ſo viel geſtritten wurde, wirklich Rouſſeaus Arbeit und Handſchrift iſt.

X.

Fragmente.

Vacant.

XI.

Auszüge aus den neueſten periodiſchen Blättern von Paris.

(Beſchluß des Lebens des Torré.) Voll Kummer über ſeine fruchtloſe Nachforſchungen kehrte er nach Paris zurück, und erfand eine ganz neue Art von Schauſpiel. Ganz Paris ſah mit eben ſo großem Vergnügen als Erſtaunen die Schmiede des Vulkans, die er aux boulevards du Temple gab. Allein ſein Magazin ging kurz darauf im Feuer auf, und da verſchiedne Häuſer der Nachbarſchaft beſchädigt wurden, ſo legte ſich die Polizey dazwiſchen, und verbot ihm, fortzufahren. Er fand in ſeinem Erfindungsgeiſte eine neue Hülfe; das Vauxhall, welches das Londner weit übertraf. Es war für ihn ein neuer Stein der Weiſen, den er gefunden hatte; allein der Neid zerſtörte ſeine Entwürfe; die Eigenthümer des Coliſeums brachten es ſo weit, daß ihm die Fortſetzung des Vauxhalls, das ſich zu ihnen wie die Venus des Praxiteles zu dem Koloß von Rhodus verhielt, unterſagt wurde. So ruinirte man, mit einem Streich, dieſen geſchickten Künſtler und dreißig Familien, die ihr Vermögen in dieſes Unternehmen geſteckt hatten. Torré ging nach England, wo man ihm Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Bald war das Coliſſeum ſelbſt genöthigt, ihn zurückzurufen, damit er dieſem weitläuftigen, ächtkoloſſaliſchen Unternehmen wieder aufhelfen möchte. Aber da man ihm, aus Filzigkeit, ſeine prächtigſten Entwürfe beſchneiden wollte, dankte er ab. Seine Stärke in der

Feuer-

Feuerwerkerey ist weltkundig, und war sonder Gleichen. Noch vermissen die Großen sein Talent, in Vervielfachung und Anordnung eines Festes. Eine Arbeit verdrängte bey ihm die andre. In seinen Ruhestunden verfertigte er vortrefliche Baro- und Thermometer, die noch die Zierde der Sammlungen von dieser Art sind. Er war es, der in dem letzten Kriege der Franzosen mit den Engländern ein Feuer erfand, das eben so wirksam und schrecklich wie jenes berufene griechische Feuer war, und die feindlichen Schiffe in einer gewissen Entfernung verbrannte. Die französische Regierung ließ es durch den Grafen von H** prüfen, und die Probe schlug sehr gut aus, aber zur Ehre der Menschheit, und zu Beruhigung des Torré, den seine Erfindung wegen ihrer schrecklichen Folgen schon zu reuen anfing, wurde sie zwar gelobt, aber nicht gebraucht. Torré vereinigte mit seinen großen Talenten bewährte Rechtschaffenheit und ein gefühlvolles Herz. Er kam der Dürftigkeit des Nächsten in ihren Bedrängnissen zuvor, und konnte nicht ohne Rührung die Erzählung eines Unglücks oder der Noth anderer anhören. Er war so weich, daß er nicht einmal die Vorstellung eines heftigen Trauerspiels auszuhalten vermogte; seine Seele litte bey dem Anblick von fremden Schmerz, noch mehr bey den Schmerzen seiner Freunde. Er war die Stütze und der Stolz seiner Eltern und Familie; ihre Briefe, die man nach seinem Tode fand, sind so viel redende und rühmliche Beweise davon. Er gönnte seinen Freunden und Gönnern das Vergnügen nicht, ihm unentgeldlich zu dienen. Die kleinste Gefälligkeit, die man ihm erwies, wurde von seiner Seite durch ein Wetterglas von seiner Arbeit, oder einer andern Seltenheit, und eine lebenslängliche Erkenntlichkeit vergolten. Eine liebenswürdige Frau, die Theilnehmerin seiner Widerwärtigkeiten, fesselte ihn an ein Leben, das ihm nur durch Leiden merkwürdig geworden war. Als sie starb, folgte er ihr bald,

an einem Asthma, nach, der Frucht seiner Arbeiten. Er starb den 30. April 1780. Er hinterläßt eine einzige Tochter.

Dank dem menschenfreundlichen französischen Arzte! der durch seine Beobachtungen entdeckt hat, daß das Gehör von allen Sinnen derjenige ist, der zuletzt stirbt, und der also daraus gefolgert hat, daß man einen Sterbenden schonen, nicht Gespräche, die ihn kränken müssen, in seiner Gegenwart führen, oder ihn der Unbehutsamkeit des Gesindes Preis geben soll, wie dieses nur zu oft geschieht. Ein Franzose hat bey dieser Gelegenheit sein eignes Beyspiel in einem öffentlichen Blatte angeführt. „Ich habe selbst, sagt er, die Erfahrung davon gemacht; ich befand mich in einem Zustande, wo jedermann an meinem Aufkommen zweifelte. Ich sah nicht mehr, ich sprach nicht mehr, aber ich hörte noch, und ich litte nicht so wohl an den Schmerzen meiner Krankheit, als durch die Reden, die ich um mich herum führen hörte.“

Schreiben über die Hatze oder Thier-Gefechte. Paris den 16. April 1781. „Seit 15 Jahren, das ich in dieser Hauptstadt wohne, hatte ich noch nichts von dem gesehn, was man Thier-Gefechte nennt. Die Neugier trieb mich endlich zu dem Ort hin, wo das Volk sich an diesem wilden Schauspiel weidet; ich wollte mich mit meinen Augen von der Natur dieses Algonquinischen Trauerspiels überzeugen. Ich habe bisher geglaubt, daß der Zweck von jedem Schauspiel, es habe Namen wie es wolle, darinn bestehe, zu belehren, zu belustigen, oder aufzuheitern. Aber ich sehe weder den Nutzen noch das Angenehme von diesen [illegible]. Giebt es ein grausameres Vergnü-

gen

gen als das, einen alten Stier, den der Hunger ausgemergelt, und das Alter feindliebend gemacht hat, Menschen Preis gegeben zu sehn, die sich bemühen, ihm Pfeile mit Feuerwerken in den Leib zu stossen, und ihn mit Petarden und andern Kunstfeuer zu umringen, als ob sie ihn lebendig verbrennen wollten? und die, nach diesen erstern Graden der Folter, ein Dutzend Hunde an ihn hetzen, die ihm Stück für Stück, unter dem Gebrülle des Schmerzes und dem Geheule des Todes, zerreissen? Was mich aber noch mehr wunderte, war, daß ich im Amphitheater Personen von jedem Geschlecht, Stand und Alter, kurz, was man „die gute Gesellschaft" nennt, und sogar Kinder fand! Man wird mir vielleicht einwenden, daß dieses Schauspiel ein Bild der Jagd sey; aber ich antworte darauf, daß die Jagd ihren großen Nutzen hat, daß sie uns von Thieren befreyt, die unsre Felder verwüsten würden, wenn man sie zu sehr anwachsen ließe, und Ueberfluß und Mannichfaltigkeit auf unsern Tafeln verbreitet; daß sie ferner für die Gesundheit starker Leibesconstitutionen eine nöthige und unumgängliche Beschäftigung ist. Aber was paßt von allen diesem auf die Thier-Gefechte? die sind zu weiter nichts gut, als die köstlichste Gabe, die wir von Mutter Natur empfangen haben, das Gefühl abzustumpfen: denn nichts ist ausgemachter, als daß sich der gefühlvolle Antheil durch die Gewohnheit schrecklicher Anblicke verliert. Wenn das Unglück der Menschheit wollte, daß die Hinrichtungen häufiger wären, so würde das Volk die Missethäter mit eben der Gleichgültigkeit zum Tode wandern sehn, mit der es ein Leichenbegängniß vorbeyziehn sieht. — Der Mensch kann sich mit Thieren belustigen, weil seine Geschicklichkeit ihm eine unumschränkte Gewalt über sie einräumt, aber wahrhaftig nicht, indem er sie gegen einander zerfleischen läßt." — Wir setzen zu den Wahrheiten, die dieses

dieses Schreiben enthält, nur noch eine andre hinzu, die nemlich, daß der Mensch, der mit Thieren am grausamsten verfährt, und sich am liebsten und willigsten an ihrer Marter ergötzt, gemeiniglich vis-à-vis von einem Manne von Herz, die feigste Memme auf Gottes Erdboden ist.

Aus einer Chronik von 1780. Bon-mot vom Marschall von Richelieu. Jemand, der ihm beym Ankleiden besucht, sieht seine beyden Uhren auf dem Kamin liegen, nimmt sie in die Hand, bewundert ihre Arbeit, ihre Kostbarkeit, und indem er sie so hält, befürchtet er die eine fallen zu lassen, will sie halten, und beyde fallen darüber auf die Erde. Erschrocken, macht er dem Marschall tausend Entschuldigungen über seine Unvorsichtigkeit: „Warum? antwortet dieser; sie sind noch niemals so gut überein gegangen!“ ... Madam Denis, die Nichte des großen Voltaire, hat einen gewissen Düvivier geheyrathet, der anfangs Soldat, dann Kopiste, Sekretair, und endlich Commissaire des guerres des Maréchaux de France wurde. Er hat 15 bis 20000 Livres Renten, und konnte also ledig bleiben, wenn er gewollt, oder ihn nicht die Voltairsche Erbschaft gereitzt hätte. Madam Denis ist 68 Jahre alt, häßlich, unförmlich dick und ungesund. Sie hofte lange auf ihres Onkels Tod, um Herrin seines Vermögens und ihrer Handlungen zu werden. Nun sie es geworden ist, nimmt sie dem Düvivier, der 58 Jahr alt, und an dem einen Arm gelähmt ist, der ihn nach einem Fall übel eingerichtet wurde. Er hat schon die ganze Lebensart seiner Frau umgeschmolzen, und niemand beklagt [redacted]. Ein gewisser Düvaudire zu Paris, war auf [redacted]othes Ordensband so stolz, daß er darinn

darinn gestorben ist. Er legte es nie von sich; er trugs im Bette, auf der Jagd, und sogar im Bade. Er hatte sich zu dem letztern Gebrauch eins auf Blech malen lassen.... Ludwig XVI. wünschte dem Marschall von Richelieu Glück zur Wiederherstellung seiner Gesundheit; „denn Sie sind nicht mehr jung, setzte der Kö„nig hinzu, Sie haben drey Jahrhunderte gesehn!“ — „Nicht ganz, Sire!“ antwortete der Marschall. — „Wenigstens doch drey Regierungen: Und was halten Sie „von diesen dreyen?“ — „Sire, unter Ludwig XIV. „wagte man nicht ein Wort zu sagen; unter Ludwig „XV. sprach man ganz sachte; unter Eurer Majestät „spricht man ganz laut!“ .... Auf dem Theater des Variétés wurde die erste Vorstellung des Gage touché gegeben. Schon im Anfang nahm das Publikum das Stück sehr übel auf, zuletzt wurde es ausgepfiffen, und man rief, zum Spott, den Verfasser heraus. Dieser, der in dem Flügel war, ergriff seine Parthie auf der Stelle, und trat hervor: „Meine Herren, „sagte er zu den Zuschauern, Sie verlangen den Verfas„ser, hier ist er; Ich habe das Glück gehabt, Sie durch „Sprichwörter zu belustigen; Bilden Sie sich ein, daß „das heutige Stück eins wäre; man muß die Rech„nung nicht ohne den Wirth machen!“ Er bückte sich, das Publikum applaudirte, und das Stück erhielt nun den größten Beyfall. .... Die Gräfin von Beauharnois, die Verfasserin der Stephanie, (von der wir auch eine deutsche Uebersetzung haben,) und des Abailard supposé, hat ihren neuen artigen Roman, l'aveugle par amour, der verstorbenen Madame de la Fayette, (In den neuesten Bänden der Bibliothek der Romane findet man die Zergliederung ihrer Werke.) durch eine Epistel zugeeignet, die sich vor dem Aveugle par amour befindet. Der Ritter von Cubieres hat im

Namen der la Fayette, durch nachfolgende Verſe geantwortet, die unter den günſtigſten Einflüſſen der neun Schweſtern empfangen zu ſeyn ſcheinen.

Des champs Eliſiens le premier des calendes de Juin, l'an 666999781, *du regne de Pluton.*

Le ſéjour le plus gracieux
N'eſt pas toujours le plus aimable,
Souvent trop de bonheur accable,
L'ennui même habite les cieux,
Cette maladie incurable
Pénétroit juſques dans ces lieux
Et de ſon ſommeil redoutable
Commençoit à fermer nos yeux.
Un aveugle, (non pas le vôtre)
Mais ce fripon, ce bon apôtre,
Connu par les plus jolis tours,
En un mot, l'aîné des amours,
L'enfant, qu'à Cithere on adore,
Arrive en ce ſéjour charmant,
Et tel que le Dieu d'Epidaure,
De cet ennui qui nous devore,
Nous promet le ſoulagement.
Il me prie, avec un ſourire,
De lui détacher ſon bandeau,
Je le détache & ſans mot dire
Il nous lit un roman nouveau,
Celui que vous venés d'écrire,
A la lueur de ſon flambeau,
Et que déja Paris admire.

Toutes les ombres à l'inſtant.
Que ce Dieu rendit malheureuſes,
Toutes ces ombres ſi fameuſes
Par leur amour tendre & conſtant,
Toutes en cercle ſe rangerent,
Et pêle-mêle ſe preſſerent
Autour du ſouverain des cœurs;
Bientôt ſur le ſort d'Eugénie, *)
Elles répandirent des pleurs,
Et de vos pinceaux enchanteurs,
Louerent ſur-tout la magie.
Sapho diſoit, en ſoupirant,
„On ne ſauroit peindre mieux qu'elle
„Les preſtiges de cet enfant,
„Qui ſubjugue la plus rebelle,
„Son art, du mien eſt triomphant.“
D'Abailard l'amante emportée,
Crut revivre dans vos tableaux,
Et vous ſuſpendites les maux
Que ſouffroit ſon ame agitée.
Un plus vieil aveugle à ſon tour,
Homere vous rendit les armes,
Et de ſes yeux, privés du jour,
Tomberent même quelques larmes.
Les Deſmarets, les Scuderis,
Dont vous rappellés la mémoire,
Reſterent confus & ſurpris,
Et vous céderent la victoire,
Quoiqu'ils aiment fort leurs écrits.

Que

*) Principal perſonnage de *l'aveugle par amour.*

Que dis-je? ils briſerent leurs plumes,
Et dans le milieu du Lethé,
Soudain l'un & l'autre irrité,
Jetta ſes énormes volumes,
Adieu leur immortalité:
D'abord leurs feuilles vagabondes,
Du fleuve ſuivirent le cours,
Mais bientôt au fond de ſes ondes,
Il les engloutit pour toujours.
Pour moi, ſûre que des amours
La troupe vous ſera fidele,
Je ne penſe pas que Nemours
L'emporte jamais ſur d'Olmelle.
Entre vos mains il eſt reſté
Mon taliſman incomparable,
Vous ſeule, enchantereſſe aimable,
Vous ſeule en avez hérité.
Mais revenons. Le Dieu lui-même,
Le petit lecteur emplumé,
De ce joli roman que j'aime
Autant que nous parut charmé.
Lorsqu'il eût fini ſa lecture,
Ce Dieu, maître de la nature,
S'écria: „Ce roman nouveau
„M'a plus touché que tous les vôtres,
„Ah, remettez moi mon bandeau,
„Je ne veux plus en lire d'autres.“

Olla Potrida.

1781.

Drittes Stück.

JACOB TRIVULZIO.
Geſt. 1518.

Berlin,
in der Weverſchen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

I.

Freundschaft und Liebe.

Nah verknüpfet, nah verwebet,
Ist der Lieb' und Freundschaft Band;
Stets von Einem Hauch durchlebet,
Stets von Einem Geist belebet,
Wandeln sie oft Hand in Hand.

Schnell, wie Blitze sich entzünden,
Ist der Beyden kühner Flug;
Herzen suchen, Herzen finden,
Und auf ewig sich verbinden,
Ist ein Augenblick genug.

Sonder Hülle, sonder Schleyer,
Strebt die Freundschaft stolz empor;

Offen flammt ihr göttlich Feuer,
Offen tönt ihr jede Leyer,
Und bereiter Seelen vor.

Ach, verschämt umher zu schleichen,
Ist allein der Liebe Pflicht;
Kühnheit wird bey ihr zum Feigen:
Soll sie reden? soll sie schweigen?
Dieses weiß die Arme nicht.

Ihrer Pein sich zu entziehen
Wendet sie bestürzt den Schritt;
Sucht aus der Gefahr zu fliehen:
Aber, thörigtes Bemühen!
Das geliebte Bild flieht mit.

Oft nimmt dann in ihren Plagen
Sich ihr Schwester Freundschaft an;
Hilft ihr einen Entschluß wagen,
Hilft ihr, blöd' und schüchtern, fragen,
Ob sie hoffen darf und kann?

R — d.

2.

An Herrn Gleim.

(Nachdem ich sein Gedicht: „Schwer und Leicht" im Vossischen Allmanach für 1781 gelesen hatte.)

Ach! Gottes Seegen über Dir,
Du guter alter Mann!
Du grifst mit Deinem Liede mir
Das Herz im Busen an.

Ich

Ich las, – und las es noch einmal,
Und konnt's satt werden nicht.
Da liefen Thränen ohne Zahl
Warm über mein Gesicht.

Gottlob, daß ich kein Bischof bin,
Kein Pabst, kein Probst, kein Abt;
Sonst hätte meinen Biedersinn
Dein Liedchen nicht gelabt.

Gottlob, ich lieb die grade Straß,
Und bete nicht zum Schein.
Den Weisen und den Narren laß
Ich ihre Grübeley'n.

Daß Huß aus diesem Jammerthal
Gieng durch der Henker Hand,
Daß Calas unter Pein und Quaal
Daß Ziel der Tage fand,

Dagegen Pfaffen sich im Glanz
Von Gold und Purpur bläh'n,
Das kan ich armer Junge ganz
Nun freylich nicht verstehn.

Doch drüben, wo nicht gilt der Schein,
O Gleim! an Deiner Hand,
Seh ich gewiß einst klärlich ein,
Was hier ich nicht verstand.

So will ich bleiben, was ich bin,
Bis einst ich wandre heim:
Indessen laben meinen Sinn
Durch manches Lied von Gleim.

Wagenseil.

3.

An einige Freunde
bei meinem Abschied 1772.

Ich wollte wieder hin in mein Vaterland
Hinabziehn, wollt' aus Euern Umarmungen
Mich leise winden, wollte schweigend
Euch meiner Seele Beklemmung bergen;

Damit nicht etwa eine der Thränen mir
Aus Euerm Biederbusen heraufgeweint,
Die Leiden meiner Seele mehre,
Wenn nun der scheidende Zeitpunkt dasteht!

Allein Ihr weint schon! und meine Seele kann
Gedanken, die sie tief aus der Zukunft reißt,
Gedanken, wie des Grabes Dunkel
Schaudernd, nicht halten! – Ich seh Euch nicht mehr!

Ich seh Euch nicht mehr! – Wellen des Meeres zwar
Bespülen unsers Vaterlands Fluren nicht;
Doch liegt auf ungeheurer Ebne,
Mehr denn elftausend der Meilen, Deutschland.

Und ist denn Jedem sicher sein Loos bestellt
Wie lang er lebe? – Faßt nicht des Todes Hand
Des Jünglings weiche Silberlocken,
Da er indessen des Greises Haar schont? –

Der, den der Tod schont, unter Euch Jünglingen
Ergreif die Harfe, sing den Gestorbenen;
Denn schön, ha! schön ist der Gedanke,
Jenseit des Grabes noch fortzuleben!

Jetzt aber, Freunde, glüht mir's im Busen auf;
Noch einmal drückt mich — stärker, und stärker noch
An Euern Busen! — dann verlaßt mich! —
Seht mich noch einmal — Ihr seht mich nicht mehr!

E — d.

4.

Fragment eines Gedichts an Herrn Schmid (den Verfasser der frölichen Gedichte in Halberstadt). Auf ein Blatt chinesisch Papier 1770.

Dich, zartes Blätchen, weich wie Seide,
Die meine holde Chloe spinnt,
Dich hat weit über Land und Meere
Ein Genius zu mir gebracht.

Um meinem sanften Schmid zu sagen,
Daß ihn sein Unzer zärtlich liebt —
Zu einem schöneren Geschäfte
War'st du in China nicht bestimmt.

Dir hätte dort ein Mandarine
Vielleicht sein Siegel aufgedruckt,
Wenn nicht die sanfte Oberfläche
Ein Spruch des weisen Fo geziert.

Ja, was noch mehr ist, Kanghi selber
Durch Heldenmuth und Witz berühmt,
Berühmt durch iene feine Scherze,
Die Mezzabarben oft gequält.

Er Chinens würdigster Beherrscher,
Er hätte dich vielleicht geküßt,
Wenn dich, als Brief, erfüllt mit Liebe
Sein bestes Mädchen ihn gesandt.

Und dennoch schätz ich dich beglückter,
Wenn Schmid dich mit Empfindung küßt,
Und dann an meine treue Liebe,
An meine stille Sehnsucht denkt.

Vom verstorbenen Unzer.

5.

Freundschaft.

Ich suchte meinen Freund,
Wollt' ihm klagen meine Leiden,
Und fand ihn nicht. — —
Da ging ich bekümmert,
Mit schwerem Herzen,
In meine Hütte zurück.

Ich suchte meinen Freund,
Wollt' ihm sagen meine Freuden,
Und fand ihn nicht. — —
Da ward ich so traurig,
Als freudig ich vor war,
Und ging und schwieg.

Ich suchte meinen Freund,
Wollt' ihm sagen mein Glück,
Und fand ihn todt. — — —
Da verflucht' ich mein Glück,

Und that einen Schwur:
So lange mein Auge noch Thränen weint,
Zu trauren um diesen einen Freund,
Denn diesen einen Freund hatt' ich nur.

C. P. Moritz.

6.

Auf Lessings Tod.

(Berlin den 24. Februar 1781.)

Er ist nicht mehr. –
Wer beginnet den Klageton? – –
„Sein Geist war eine Feuerflamme,
„Die mit ungewohntem Lichte,
„In die staunenden Seelen,
„Und, mit wunderbarer Wärme,
„In die schmelzenden Herzen drang.
„Diese Flamme ist nun verloschen –
„Für uns verloschen –
Den Verlust des Edlen klagen die Edlen,
Und fühlen ihn tief in ihren Seelen,
Wie eine Lücke in der Geisterwelt –
Wer beginnet den Klageton?
„Von dem Augenblick an,
„Wo dein Liebling, o Natur!
„Sich dem Herzen der Mutter entwand,
„Bis an den Tag seines Todes,
„Strömte dein milder Quell
„Nahrung seinem Geiste
„Von allen Seiten zu.
„Und er wuchs, und wurde eine Ceder,
„Die kühn gen Himmel stieg,

„Und über alle ihre Schwestern ragte.
„Diese Ceder ist nun gefallen –
„Für uns gefallen –
Doch nun verstumme mein Gesang!
Denn die Vertrauten seiner Seele,
Die als Jüngling, und als Mann ihn kannten,
Die zugleich mit ihm aus den Schranken liefen,
Sie, die Lieblinge seines Busens,
Die bisher der Schmerz nicht reden ließ,
Heben ihr Klagelied an. – –

C. P. Moritz.

7.

An die Freude.

Fragment.

Werd' ich noch deine Züge kennen,
Du wunderschönes Bild der Lust?
Kann ich noch deinen Nahmen nennen,
O Freude, die mir unbewußt,
Aufs neu in meinen Busen schleicht
Und mein beklommnes Herz erweicht?

Dich mußt' ich lange, lange missen,
Du angenehme Trösterinn,
Indessen floß in Kümmernissen
Mein Leben unaufhaltsam hin;
So mancher schöne Tag entfloh,
Und ach, ich wurde sein nicht froh.

Holdseelge Göttinn, die du Welten
Mit deinem sanften Strahl beglückst,
Wie kömmts, daß du so wunderselten
In meine trübe Seele blickst?
O thust du's, weil ich undankbar
Für manche deiner Gaben war?

Denn hab' ich ärmster viel verbrochen,
Denn oft hat dich mein Herz verschmäht;
Dafür hast du dich nun gerochen,
Und nun ist meine Reu zu spät.
Denn dein mitleidig Angesicht
Lacht länger dem Verworfnen nicht.

Der es mit frecher Stirne wagte,
Dir einen ganzen Frühling lang
Zu fluchen, wenn der Morgen tagte,
Und wenn die Sonne untersank;
Der deine Rechte von sich stieß,
Die freundlich ihn willkommen hieß — —

C. P. Moritz.

II.
Dramatische Aufsätze.

Mehr als Grosmuth.

Schauspiel mit Gesang.

Aufgeführt von der Döbbelinschen Gesellschaft in Berlin den 24. Jänner 1781.

Vorerinnerung.

Ein gutes Gelegenheitsgedicht zu verfertigen, ist schwerer, als die meisten glauben. Der Tage, welchen dergleichen Produkte zum Opfer gebracht werden, sind so viele und sie kommen so oft wieder, daß kein gemeiner Kopf dazu erfordert wird, sich in solchen Arbeiten noch auszuzeichnen. Ob es dem Verfasser gegenwärtigen Vorspiels gelungen, wollen wir der Entscheidung andrer überlassen; nur soviel noch in Betref seiner: Er sehe es nicht gern, wenn man von dem, was er geleistet, auf das, was er zu leisten fähig, schliessen wollte. Es ist sein erster Versuch in dieser Art, und als solcher zu betrachten.

Durch die hineingelegte Handlung hat der Verfasser seinem Stück mehr Interesse geben wollen, als gewöhnlich Vorspiele haben. Auch ist er von der gemeinen Bahn darin abgegangen, daß der Inhalt des Stücks sich nicht um das Geburtsfest des Königs herumdreht, sondern daß in selbigem ein Tag gefeiert wird, den

den der erhabene Monarch, durch Wohlthaten bezeichnet, für die darin Auftretenden merkwürdig gemacht hat. Eine schöne That aus der grossen Reihe der glorreichen Handlungen seines Helden genommen, wenn gleich durch ein wenig Erdichtung unterstützt, ehret ihn weit mehr, als die gewöhnlichen eintönigen Lobchricen.

Der Herausgeber.

Personen:

v. Walmar (hat im Gesicht einige Narben und den rechten Arm in einer Binde; trägt die Uniform des Regiments, worunter er gestanden.) Herr Böheim.

Karoline Walmar, seine Gattin. Mamsell Niclas.

v. Ostrinsky (in abgetragner Uniform) Herr Unzelmann.

Gürge, ein alter Bauer. Herr Langerhans.

Ein Bedienter.

Bauren und Bäuerinnen.

(Die Scene eine reizende ländliche Gegend. Auf der einen Seite Walmar's kleine aber gut gebaute Wohnung. Bäume bedecken den Platz, in dessen Mitte ein Denkmal steht, mit der Inschrift: Unserm guten König. Alles verräth Zubereitung zu einer Feierlichkeit.)

Erster Auftritt.

v. Walmar. Karoline Walmar,
(sitzen unter einem Baum.)

Karoline.

Freundlich lächelnd glänzt der Morgen,
Wenn das Herz die Unschuld ziert,
Freuden schaft er, und die Sorgen
Hat der Schlummer weggeführt.

Sieh die neu belebten Fluren,
Sieh den frisch belaubten Hain,
Sieh der Freude holde Spuren,
Und du wolltest traurig seyn?

v. Walmar. Dank, Lina, daß mich Dein Gesang die Schönheiten dieses Morgens doppelt hat fühlen lassen. O, die seeligsten Freuden schaft uns doch allein die Natur!

Karoline. Walmar, in diesem Augenblick fühl' ich ganz mein Glück! Aber wär' auch der Morgen noch schöner, und ich nicht an Deiner Seite, könnte Dich nicht in meine Arme schliessen, dieser Morgen wär mir trübe, und die Schönheiten der Natur lägen für mich unter einem Schleier verborgen. Nur die Erfüllung unsrer Wünsche kann uns die Natur schön machen.

v. Walmar. Wie wahr meine Liebe! An Deiner Seite hab' ich vergessen, was ich war, und was ich bin. (Bei den letzten Worten mit bittrer Heftigkeit auf Gesicht und Arm deutend.)

Karoline. Und warum jetzt diese bittre Erinnerung, da alles um uns Freude athmet?

v. Wal-

v. Walmar. Viel Freude läst dem Unglücklichen ſein Elend mehr fühlen — Wenn ich mich noch der Zeiten erinnere, da dieſer Arm ſeiner Beſtimmung noch nicht unbrauchbar war, da Geſicht und Körper noch nicht die traurigen Spuren des Krieges trug, wir unſerm Glück ſo nahe waren, und plötzlich ein Sturm den Frühling unſrer Tage verwehte, ich meinem Beruf folgen muste, und ſo, ſo wieder zurückkam, mir ſchon all die Schrecknisſe Deiner Verachtung malte, und Du, ein Wunder der Treue, mich noch liebteſt, mich trotz meiner Häslichkeit zum Gatten wähleſt, unſer König mein weniges Verdienſt und Deine Grosmuth belohnte — O Lina, in dieſem Gemälde kämpfen Glück und Unglück!

Karoline. Warum Unglück, da der Ausgang ſo glücklich war? Du wurdeſt mir nur entriſſen, um deſto glücklicher wieder in meine Arme zu kommen. Würden wir wohl ohne dieſe Trennung itzt die Ruhe des Wohlſtandes genieſſen können?

v. Walmar. Leiden bleiben Leiden, wenn ſie auch Mittel zur Glückſeeligkeit ſind.

Karoline. Leben wir hier nicht froh, und kein Tag wird uns durch die Sorgen für den andern verkümmert. Haben auch ſogar das edle Vergnügen, von Menſchen geliebt zu werden, deren Glück gröſtentheils von uns abhängt.

v. Walmar. Ohne Dich, beſtes, treflichſtes Weib, wüßt' ich doch nicht, was Glückſeeligkeit wäre! Deinen edlen Geſinnungen hab' ich ja lediglich alles zu danken! Wer war es, der mir nach dem ganzen Verluſt meiner äuſſern Vorzüge noch eben ſo gütig die Hand reichte? Wer bewog unſern gütigen König, Mangel in Ueberfluß zu verwandeln? War es nicht mit Deine That ohne

Bei-

Beispiel, da Du mich auch entstellt eben so zärtlich liebest als sonst, da ich noch männlich wohlgebildet vor Dir stand.

Karoline (mit Leichtfertigkeit). Walmar! Walmar! fast könnten mich Deine Lobsprüche beleidigen. Also glaubst Du, daß als Dein Gesicht noch nicht die Zeichen der Tapferkeit trug, und Dein Körper noch auf Schönheit Anspruch machen konnte, ich nur den wohlgebildeten Mann liebte? Dann wär' ich ein Geschöpf, daß Du hassen, deren Umarmung (sie nimmt ihn mit allem Feuer in ihre Arme) Du fliehen müßtest — Aber so war meine Liebe gegen Dich, was sie seyn muß, Ehrfurcht für Dein edles, liebevolles Herz, und solcher Liebe ist Schönheit Nebensache — Ist nun also meine That etwas, das Lob verdient? Nein, nur unserm guten König, nein, Deiner Tapferkeit, die Du aus Bescheidenheit so tief herabsetzest, haben wir alles zu danken. Er, nicht nur der Herrscher seiner Völker, sondern der Schöpfer aller ihrer Glückseeligkeit, vereinigte durch das freigebigste Geschenk zwei Liebende, die der Mangel auf immer getrennt hätte. Nur er giebt uns alle diese Freuden; und macht uns den heutigen Tag so festlich, als der Tag seiner Geburt allen seinen Unterthanen ist. O, möchte doch die Dauer seines Lebens noch oft seinem ganzen Volk solche Feste geben!

v. Walmar. Ein Wunsch, in dem ich aus dem Innigsten meiner Seele einstimme — Aber Lina, all Deine Bescheidenheit wird doch die Grösse der That nicht mindern, und wenn meine Liebe Deiner gleichen soll, so ist sie die tändelnde Liebe eines Kindes. Menschen fühlen ihre Schwäche, wenn sie edle Handlungen belohnen wollen.

Karo-

Karoline. Findest Du Glückseeligkeit in meinen Armen, so bin ich herrlich belohnt. Hier ist ganz die Meinige (indem sie ihn umfast).

O du Himmel! wie so froh
Tanzt mir jeder Tag vorüber!
Mancher freilich schleicht auch trüber;
Aber wem das Glück auch so,
So voll Lust die Schaale gab,
Hat genug, fliest gleich was ab.

Mädcheh, reist durch Land und Meer!
Möcht vielleicht wohl Einen finden
Schön und gut und feind den Sünden;
Dennoch keinen der, wie Er,
Engelreizend wär' und gut
Und wie er von Biedermuth.

Heisasa! Wie freut' ich mich,
Daß er mich, ich ihn gefunden.
Nun sind wir in Eins gebunden;
Ich an ihn, und er an mich!
Er traut mir; und ich ihm auch.
Wort zu halten ist sein Brauch. *)

Aber weg, weg mit all diesen Gedanken über das Vergangne, das noch nicht sehr über Deine Erwartung ausgefallen seyn kann. Wo Du hinmustest, konntest Du auf

*) Dieses Lied und das S. 23. hat der Verfasser aus zwei Almanachen entlehnt. Die Freiheit, passende Lieder aufs Theater überzupflanzen, ist bereits unsers Wissens von verschiednen Dichtern autorisirt worden. Unsers Bedünkens ist dies ein treffliches Mittel, Gedichte von Werth, die nur im Zirkel seiner Leser kursiren, unters Volk zu bringen, daß bereits vor verschiednen Jahren eine herrliche Akquisition in den Weisseschen Operettengesängen gemacht, und sie gehörig benutzt hat. Und ist dies Wunder, da der gefälligste populärste unsrer Komponisten mit dem Dichter wetgerungen hat?

auf nichts anders rechnen, als auf Verſtümmlung oder Tod, das Schickſaal ſo vieler!

v. Walmar. Darauf war ich auch gefaßt, aber nicht auf die zum äuſſerſten getriebene Unmenſchlichkeit eines Mannes, der Grauſamkeit mit Tapferkeit verwechſelte, dem das Leben eines Menſchen um einen Säbelhieb feil war. Wem entwiſchen da nicht Klagen!

Karoline. Warum quälſt Du Dich aber mit dieſer grauſenvollen Erinnerung an einem Tage, der nur Freude heiſcht?

v. Walmar. Den ich, meine Liebe, auch durch ſchlimme Laune nicht weiter ſtören will.

Karoline. Willſt Du? Es giebt Tage in unſerm Leben, da wir vergeſſen müſſen, daß die Welt Elend hat, und der heutige, ein Feſt unſers Danks für die gröſte der Wohlthaten, verdient es vorzüglich, daß wir unſere trüben Tage vergeſſen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Gürge.

Gürge.

Gott grüſſe Sie, meine liebe gnädige Herrſchaft!

Karoline und v. Walmar. Guten Morgen, redlicher Greis! (geben ihm die Hand.)

Gürge. Nehmen Sie's doch ja nicht für ungut, daß ich Sie ſtöre.

v. Walmar. Pfui! das zu mir! den Ihr immer ſprechen könnt. Was bringt Ihr mir ſchon ſo früh?

Gür-

Gürge. Ein Auftrag von unsrer Gemeine. Sie läst Sie fragen, ob etwa heute noch was zu bestellen wäre? — — Ach! wenn ich hieher komme, da bin ich allemal vor Freuden ausser mir. Heut' ist's nun just jährig, daß unser guter König bei uns war, da unter dem Baume sas, wo Sie sitzen, es ist mir als wenn's heute wär, wie er uns Sie zum Herrn gab, uns auf fünf Jahr die Abgaben erlies, weil uns die schlimmen Feinde gar so rein ausgeplündert hatten. — O das war ein glücklicher Tag! Wie der König so herablassend, gar nicht so war, wie doch andre Fürsten seyn sollen, wie er mit einem jeden sprach, ihn fragte, ob er ein Anliegen hätte, wie die Leute alle da standen, vor Freuden nicht sprechen konnten, wie er einem aber das Reden so recht rauszuholen wuste, und ich ihm endlich meine Noth klagte, als wenn ich mit meines Gleichen redte. Und da er nun endlich wieder fortritte, wie's ganze Dorf mit rauszog, und immer schrie bis es ihn nicht mehr sehn konnte: der König soll leben! — O Herr, das war ein Tag, gewis einer der besten in meinem ganzen Leben — Doch meine Schwatzhaftigkeit macht, daß ich mich vergesse. Nehmen Sie's ja nicht übel.

v. Walmar. Glaubst Du vielleicht, redlicher Greis, daß mir die Erinnerung an diesen Tag weniger erfreulich ist als Dir? Er ist mir eben so wichtig, durch die Gnade meines Monarchen und durch die Erlangung meiner Gattin.

Gürge. Das weis auch das ganze Dorf, daß Sie der Himmel mit einem braven Weibe beschenkt hat; sie ist eine wahre Mutter aller Elenden, keiner entbehrt ihrer Hülfe (zu Lina) Wenn Sie aber auch wüsten, wie wir Sie lieb haben, wie Alt und Jung nur von Ihnen

spricht, wie alles soviel Ehrfurcht für Sie hat, und gewis nach unserm guten Vater Fritz gehn Sie beide uns über alles — Ich kann nun auch ruhig sterben, da ich gewis weis, daß meine Kinder und Kindeskinder, eine ziemliche Anzahl, so lange unser König und Sie leben, nie werden Noth haben.

Ruhig in des Grabes Kühle,
Legt der müde Greis sein Haupt,
Dessen Schläfe, nah am Ziele,
Seiner Unschuld Kranz umlaubt.

Fühl' ich Wehmuth, fühl' ich Wonne,
Wenn des Todes Nacht mir winkt,
Und im Schein der Abendsonne
Nun mein Vorhang niedersinkt?

Mag mein Vorhang niedersinken!
Unserm guten König nur
Müsse noch das Grab nicht winken,
Ihm noch lächeln die Natur!

Kindeskinder seh' ich spielen
Auf Gefilden voller Lust,
Und von seeligen Gefühlen
Schlägt mein Herz in meiner Brust.

Da verplaudre ich nun die Zeit, und komme immer nicht zum Zweck. Verzeihn Sie's dem Alter, das kömmt zu allem ein wenig langsam. Die Gemeine, die immer nichts ohne mich thut, weil ich denn nun bald achtzig Jahr auf meinem Nacken habe, wünscht herzlich, hier bald zusammen zu kommen, und sich den Tag mit Sang und Klang zu erlustiren; sie können es gar nicht erwarten, das ist ein Lerm, eine Freud' unter den Leuten, und sogar die Alten sind wieder jung worden, und werden mit hierher kommen, um fröhlich zu seyn.

v. Wal-

v. Walmar. O, die guten Leute! Sag' ihnen, daß dieser Tag ganz der Freude gewidmet sey, und daß sie kommen könnten, wann sie wollten. Alle sollen sich hier versammlen, der Greis wie der Knabe — Hätte der König lauter solche Unterthanen wie Euch, was fehlt' ihn dann zur Gottheit.

Gürge. Ja, wenn auch alle Unterthanen so einen König hätten. Da hab' ich nun so gelesen und mir auch sagen lassen, daß es Fürsten gäbe, die weiter nichts thäten, als gut essen und trinken, auf die Jagd gingen, und nicht wüsten, was in ihrem Lande vorginge, weil sie gar nichts selbst thäten, sondern ihre Leute hätten.

v. Walmar. Leider! ein treffendes Gemälde verschiedener Fürsten.

Gürge. Und ich dächte nun doch, ein König müste denn so recht viel zu thun haben, weil ein ganzes Land von ihm Hülfe haben will. Unser König, der soll arbeiten, der soll sorgen, alles auf ein Haar wissen, was vorgeht, auch Kleinigkeiten, und einem jeden helfen.

v. Walmar. Das thut er — Die Natur bringt aber auch nur selten etwas in ihrer Vollkommenheit hervor, doch unserm Jahrhundert brachte sie einen Friedrich.

Gürge. Ich habe denn nun schon eine ziemliche Zeit gelebt, habe so manches Gute erfahren, bin aber doch nicht eher recht froh gewesen, als bis ich unsern König gesehn. Denn schauen Sie nur an, es ist doch artig, wenn man hört, es sorgt Einer da für einen, läst sich's rechtschaffen sauer werden; damit wir unser bischen Brod in Ruhe essen können, o den Mann will man sehn! Aber wenn man ihn denn sieht, da ist ei-

nen so weich ums Herz, so zum Zerspringen voll — es läst sich gar nicht sagen. Ich habe den Tag vor Freuden geweint wie ein Kind. Wie er mir sagte, es soll euch geholfen werden, da hätt' ich in die Erde sinken mögen! — Der gute König, möcht' er doch noch hundert Jahre leben! (Pause. Alles schweigt gerührt still) Hat mich doch die Freude ganz hingerissen. Ja, die Erinnerung an diesen Tag macht mir alles andre vergessen. Ich will gehn und der Gemeine eine frohe Zeitung bringen; doch seit wir Sie zum Herrn haben, sind wir dieser gewohnt worden. Und so Gott befohlen, Ihr Gnaden! (reicht beiden die Hand und geht ab.)

Dritter Auftritt.

v. Walmar. Karoline Walmar. (hernach) Ein Bedienter.

Karoline.

Gott, was für ein Mann! Mit welcher Wärme, mit welcher Redlichkeit er alles vortrug.

v. Walmar. Und wie dieser Greis gegen seinen König gesinnt ist, so ist es das ganze Dorf. Ein Fürst mus seine Unterthanen in der Hütte, nicht im Pallast suchen.

Karoline. Dieses Häufchen guter Unterthanen hat doch alles, was es ist, Dir zu danken. Du sorgtest für ihre Ausbildung, für die Erziehung der Jugend. Wie viel hast Du nicht schon in dieser kurzen Zeit bewirkt!

v. Walmar. Ich sehr wenig. Ich fand unter diesen rohen unausgebildeten Herzen viel gute Anlage, die-

dieſer gab ich nur Ausbildung. Und was läst ſich nicht aus dem Menſchen machen!

Karoline. Das edelſte Geſchöpf, wenn er gut geleitet wird. Und dies konnte nur mein Walmar thun. — O welch ein göttlicher Gedanke iſt dies, Menſchen zur Glückſeeligkeit geführt zu haben! Wie innig, wie lebhaft kannſt Du ihn fühlen!

v. Walmar. Du machſt mir ſoviel unverdiente Lobſprüche, und vergist ganz Dein eigen Verdienſt, das dieſer redliche Greis ſo lebhaft erkannte. Lina! Du haſt nicht minder dieſe Glückſeeligkeit hervorgebracht.

Bedienter (kommt aus dem Hauſe). Ein Fremder, Ihr Gnaden.

v. Walmar. Führ' ihn in mein Zimmer — Doch nein! hieher. (Bedienter ab.) Ich kann ihn doch in kein beſſer Zimmer führen, als in das herrlich ausgeſchmückte der Natur, und es kann ihn nur beleidigen, wenn er Höfling iſt.

Karoline. Nun haſt Du Beſchäftigungen. Noch einige Zubereitung für den heutigen Tag, und ich bin wieder an Deiner Seite. (küst ihn.)

v. Walmar. Gute, beſte Lina, ich erwarte Dich mit Ungeduld. (Karoline ab.) Lieb' und Freundſchaft erhebt uns über den Menſchen.

Liebe, Liebe, welche Freuden
Gabſt Du mit der Holden mir!
Engel müſſen mich beneiden,
Ruh' ich in den Armen ihr.

Himmliſcher als Mayenblüthe
Lacht ihr mildes Angeſicht;
Ach! und ihres Herzens Güte
Faſſet keine Seele nicht!

Taubenunschuld, Taubentreue
Deutscher Sinn und deutscher Muth
Blikt aus ihrer Augenbläue,
Und der Liebe sanfte Glut!

Und ihr Wesen all so frölich!
Und ihr Kus so keusch und rein! —
Gott im Himmel, wie so seelig
Kann ein Mensch auf Erden seyn!

Vierter Auftritt.

Der Vorige. von Ostrinsky (in abgetragner Uniform).

v. Ostrinsky (betreten und unruhig).

Verzeihn Sie, da ich Ihnen unbekannt bin — daß ich — —

v. Walmar. Unbekannt, aber als Mensch nicht fremd. Ohne Umstände, mein Herr, reden Sie frei.

v. Ostrinsky. Mein Herr, es giebt Fälle, die uns stumm machen.

v. Walmar. Kurz, was ist Ihr Anliegen? Was kann das wohl seyn, was ein Mensch dem andern nicht entdecken könnte?

v. Ostrinsky. Ihre Freundlichkeit macht mich beredter, als ich sonst würde seyn können. Diese Kleidung zeigt noch meinen vorigen Posten, den ich aber nach Endigung des Krieges verlohr, und mich nun, von allen Mitteln entblöst, genöthigt sehe, meine Hofnung auf den Beistand mitleidiger Menschen zu setzen. Ich erfuhr, daß Sie auch einst den nämlichen Posten bekleideten, und ich sehe unglücklich genug, um mir desto eher schmeicheln zu können — — —

v. Wal-

v. Walmar. Ich versteh Sie hinreichend. Rechnen Sie auf meinen eifrigsten Beistand, wenn ich alles so finde, wie ich nicht zweifle. Allein ich hoffe, daß Sie sich meiner Gewohnheit unterwerfen werden. Ich lerne gern die Menschen kennen, denen ich helfe, weil Wohlthun an einen jeden, Verschwendung wäre. Eine wahre, offenherzige Erzählung Ihrer Begebenheiten wird mir angenehm, und Ihnen auf keine Weise nachtheilig seyn.

v. Ostrinsky (unwillig). Mein Herr, was kann Ihnen an der Geschichte meines Lebens liegen? Ich bin unglücklich, und finde, wie alle Unglückliche, Trost darin, die Ursache meines Elends zu verbergen. Hülfe brauch' ich, und die Erzählung meiner Unglücksfälle wird sie mir nicht geben — Leider bin ich so sehr herabgesunken, daß ich um Hülfe flehen mus, und daß eine Kleinigkeit mir sehr helfen kann — Schlagen Sie mir Ihren Beistand nicht ab. Es thut weh, einst in den Umständen gewesen zu seyn, andern geben zu können, und nun an dem Nothwendigsten Mangel zu leiden! Und nur das Aeusserste kann mich zu diesem entehrenden Schritt bringen.

v. Walmar. Ihr Betragen, mein Herr, obwohl nicht ganz zu billigen, läst mir mehr als einen gewöhnlichen Menschen vermuthen, um so mehr wünsch' ich, Ihr Schicksaal genauer zu wissen. Es ist doppelt Vergnügen, Unglücklichen zu helfen, wenn man die Grösse ihres Elends weis. Wollen Sie mir nicht Ihr ganzes Schicksal entdecken, nicht Ihr ganzes Herz vor mir eröfnen? — — Sie schweigen, meine Zudringlichkeit scheint Sie zu beleidigen. Glauben Sie nicht, daß eine belachenswerthe Neugierde die Ursache dazu sey, diese liebt nur eine Reihe unterhaltender Begebenheiten und nicht das menschliche Herz zu entfalten.

v. Ostrinsky. Sie glauben mein Leben wichtiger als es ist.

v. Walmar. Sey es auch noch so unbedeutend, so kettet wechselseitige Erzählung Menschen fester aneinander; Uebereinstimmung und Verschiedenheit, beides wird ein neues Glied zur Kette, aber Zurückhaltung bleibt die ewige Stöhrerin menschlicher Glückseeligkeit. Seyn Sie versichert, daß Sie Ihr Zutrauen nicht an einen Menschen verschwenden, der Freundschaft und Offenheit mißbraucht, um sie insgeheim zu verlachen. Suchen Sie sich zu überreden, daß Sie mich nicht heut zum erstenmal sehn, nein, daß Sie mich schon Jahre lang Ihren Freund nennen. Jeder hat eine dunkle Ahndung seiner Zukunft in sich, mir schimmert das Gefühl einer nähern Vereinigung mit Ihnen, das Sie genauer zu kennen, desto eifriger wünscht.

v. Ostrinsky. Mein Herr, Ihrer Ueberredung ist nicht zu widerstehen. So wenig vortheilhaft auch vielleicht in Ihren Augen meine Offenherzigkeit für mich seyn wird, und so wenig ich auch Beruf dazu habe, so will ich Ihnen doch mit wenigen Worten alles sagen — Aber eine Bitte werden Sie mir gewähren: mein Schicksaal vor andern ein Geheimnis seyn zu lassen. Auch elend will man nicht gern das scheinen, was man wirklich ist, weil man sich dadurch mehr schadet als hilft.

v. Walmar. Auch ohne diese Bitte würden Sie alles nur Ihrem Freund vertrauet haben.

v. Ostrinsky. Ich hoffe, Sie werden dies Versprechen nicht nur thun, sondern auch erfüllen. — Ich bin aus einer alten adelichen Familie in Pohlen, mein Name ist von Ostrinsky.

v. Walmar. Wie, Ostrinsky?

v. Ostrinsky. Ja; Warum setzt Sie dieser Name so in Bewegung?

v. Walmar. Verzeihen Sie — Ich kann mich irren — ich bitte, fahren Sie fort.

v. Ostrinsky. Lokre Lebensart schmelzte in Kurzem mein Vermögen; verlassen von Anverwandten, Freunden, Bekannten, von der ganzen Welt, ganz rettungslos in die Tiefe des Mangels hinabgesunken, erzeugte sich bittrer Menschenhas in meiner Brust. Um selbigen recht zu laben, beschlos ich, Kriegsdienste zu nehmen. Eben brach der letztre Krieg aus; ich ging zur kaiserlichen Armee, und ward da Lieutenant. Mit blinder Wuth stürzt' ich in die feindliche Schaaren, und erkämpfte mir in kurzem Auszeichnung, allein eben diese blinde Wuth machte auch mein Unglück. Die Feinde, in die ich mich eines Tages zu tief gewagt, namen mich gefangen, ich ward ausgewechselt, und die strenge Ordre traf mich mit wider Verhoffen, trotz der kräftigen Fürbitten meines Generals; ich ward dimittirt. Beistand wildfremder Menschen erhielt mich bis itzt, denn mein Stand verwehrt mir Beschäftigungen, die mir wohl Unterhalt verschaffen würden, die ihm aber nicht eigen sind.

v. Walmar. Ein Stolz, der Sie nicht ehrt. Kein Stand kann uns die Beschäftigungen vorschreiben, wenn er uns ohne diese Mangel leiden läst. Die Wahrheit wird mir meine Aufrichtigkeit verzeihn.

v. Ostrinsky. Ich würde meinem Vaterland als Soldat dienen, wenn Mangel meine Equipirung erlaubte.

v. Walmar. Traurig für's Vaterland, traurig für den Stand, daß man ihn in der Lage zur Freistadt sucht! Ihr Name wird mir eine Frage erlauben: Ob Sie sich vielleicht erinnern können, kurz vor dem Ende mit unserm Regiment

giment im Gefechte gewesen zu seyn? Ich weis, daß es nur ein Ungefähr ist, wenn Sie den Namen des Regiments wissen, mit dem Sie fochten.

v. Ostrinsky. Was treibt Sie zu dieser Frage, die mich mehr kostet als alle? Ich habe gegen dieses Regiment gefochten, und der Ausgang dieses Streits war für mein Schicksaal traurig genug.

v. Walmar (äusserst unruhig). Ihr Name — Ihr Unwille bei dieser Frage — Warum dies? reissen Sie mich aus dieser Ungewisheit.

v. Ostrinsky. Sie verlangen viel. Ein Bildnis auf der Brust eines feindlichen Officiers, an dem ich Züge eines Frauenzimmers zu erkennen glaubte, welches das Hauptwerkzeug meines Verderbens gewesen, und der gleich in mir aufsteigende Gedanke, er sey der Buhler, der auf meinem Untergange sein Glück gegründet habe, verleiteten mich, ihn noch feindlich zu behandeln, nachdem er sich ergeben.

v. Walmar (bestürzt). Gott! meine Vermuthung ist gegründet. (Gezwungen ruhig.) Entsprach das Bildnis Ihrer Erwartung?

v. Ostrinsky. Nichts weniger. Die Nähe zeigte mir zu viel Unähnlichkeiten, als daß ich bei meinem Wahn beharren konnte; ich warf die unnütze Beute von mir, sprengte mit meinen Leuten nach einer andern Seite, wo ich besser einhauen zu können glaubte, ward von Preussischen Husaren verfolgt, und nach kurzem Widerstand gefangen genommen. Das Uebrige wissen Sie bereits.

v. Walmar (vor sich). Er bedarf Rettung; die That kann ich, mus ich vergessen, um vielleicht dadurch sein Retter zu werden. (laut) Ich bin der Mann, den Sie, um seines Bildnisses habhaft zu werden, so ungestüm behan-

behandelten, und den der Verlust dieses Porträts weher that, als der seiner heilen Knochen.

v. Ostrinsky. Wie? Sie? — Wär' es, hätt' ichs wohl unglücklicher treffen können!

v. Walmar. Glücklicher werden Sie vielleicht bald sagen — Wie, Sie staunen? Finden es noch immer unmöglich, daß ich der sey? Ich kann Ihnen Beweise geben. Ich unterbrach Sie vorhin bei Ihrem Namen, den ich schon gehört hatte, indem während unsers harten Gefechts verschiedenemal gerufen wurde, von Ostrinsky, halten Sie ein! dies war vermuthlich Ihr Rittmeister? Sie haben mich todt geglaubt? Aber so schwer auch meine Wunden waren, so wurd' ich doch geheilt, ob wohl mit dem Verlust meiner Gesundheit.

v. Ostrinsky. Sie sind es nur gar zu gewis! (unwillig) Entschuldigung für meine That hab' ich keine weiter, als ich angeführt. Irrthum, durch die entfernte Aehnlichkeit des Gemäldes bewirkt, und das wird für meine unmenschliche Begegnung nicht hinreichen, obwohl es meinem Rittmeister ein Gnüge that. Von ihrer Grosmuth hängt es nun ab, ob ich diesen Ort ungestraft verlassen darf.

v. Walmar (mit Lebhaftigkeit). Sie sollen ihn nicht verlassen!

v. Ostrinsky. Nun gut, rächen Sie sich.

v. Walmar (heftig). Das will ich, und das sogleich auf der Stelle. (Züge und Ton verändern sich bei der folgenden Rede.) Von nun an ist meine Wohnung auch die Ihrige, und all Ihre Bedürfnisse haben Sie von mir zu erwarten, und theilen meine glückliche Tage mit mir.

v. Ostrins-

v. Oſtrinsky. Wollen Sie mich mit Spott ſtrafen? Ich kann Sie ja wohl auch ohn' Ihre Erlaubnis verlaſſen? (im Begriff zu gehen).

v. Walmar. Gern verzeih' ich Ihnen Ihr Mistrauen, es iſt die bittre Frucht vieler traurigen Erfahrungen. Glauben Sie alſo meinem Verſprechen nicht, ſo will ich Ihnen ſogleich ſoviel reichen, als Sie brauchen, um in irgend einem Lande die Stelle eines Officiers zu bekommen, und Sie nicht länger aufhalten.

v. Oſtrinsky. Mein Herr, was ſoll ich ſagen. Alles ſcheint mir ein Traum. Den Mann, der Sie unglücklich gemacht hat, wollen Sie mit Wohlthaten überhäufen?

v. Walmar. Nichts davon. Sie ſind unglücklich und brauchen Hülfe, die Erfüllung einer Bitte ſey Ihre ganze Strafe.

v. Oſtrinsky. Was könnt' ich Ihnen wohl abſchlagen?

v. Walmar. Daß Sie ſich einige Zeit ganz meiner Führung überlaſſen. O! wie glücklich würden Sie mich machen, wenn Sie noch ein frohes Ziel erreichten, und unmöglich iſt es in der That nicht — Wollen Sie ganz der Meinige, ganz mein Freund ſeyn?

v. Oſtrinsky. Ihre Güte tödtet mich. Beſchämung, Beſtürzung, alles kämpft. Führen, leiten Sie mich, ganz will ich Ihnen folgen.

v. Walmar. Glückliches Verſprechen! — Aber weg, weg mit dieſer Aengſtlichkeit, der Folge einer zu raſchen That, die längſt die Vergeſſenheit umhüllt.

v. Oſtrinsky. Wohl für Sie, grosmüthiger Mann, nicht für mich. Sie ſtand noch nie ſo in ihrer ganzen Schwärze vor mir, als itzt, da ſie belohnt wird.

v. Walmar. Ach! meine Gattin!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Karoline Walmar.

v. Walmar.

Liebe Karoline, ein Freund, der heut an unsern Feierlichkeiten Theil nehmen und vielleicht noch lang' in unserm glücklichen Zirkel leben wird.

Karoline. Dein Freund — auch der Meinige. Sie kommen an einem Tage zu uns, der uns festlich ist, und ich hoffe, daß Ihnen das unschuldige Vergnügen redlicher Landleute ein angenehmes Schauspiel seyn wird.

v. Walmar. Bald sollen Sie auch die Ursache dieser Feierlichkeit erfahren. Es scheint bisweilen, als wär' ein Tag vorzüglich bestimmt, uns merkwürdig zu werden! — — Dieser Herr, beste Lina, hat mir einen Brief von dem Officier gebracht, dessen heftiges Gefecht mich in einen so traurigen Zustand versetzt hat. Er hat meinen Aufenthalt, die glückliche Entwickelung meines Schicksals erfahren, und nichts verlangt er eifriger, als Verzeihung seiner That. Erfüllt' ich seine Bitte, so wünscht' er mich', vorzüglich aber Dich zu sprechen, um auch von Dir Vergebung zu erhalten. Sag', Theure, was soll ich antworten? Du sollst entscheiden.

Karoline. Warum ich? Deine Gesinnungen weis ich schon: Du hast ihm vergeben — Es mus doch ein harter Mann seyn, daß er den mit allen Reizen geschmückten Jüngling das Ansehn eines grausamen, schreckenvollen Kriegers geben konnte, daß ihn bei dessen Anblick das Schwerdt nicht entsank. Doch je grösser der Fehler, desto wichtiger die Verzeihung. Er soll bald, bald in unsre freundschaftliche Arme kommen, um das

göttliche Wort: Verzeihung, selbst zu hören — Ist dies Dein Wille, lieber Walmar?

v. Walmar. Mehr als ich erwarten konnte! Nichts kann das Weib so sehr beunruhigen als Verlust der Schönheit, und Du handelst so grosmüthig gegen den, der mir und folglich auch Dir dies alles raubte. Du bist ein Beweis, daß auch Dein Geschlecht Ausnahmen hat. — Aber dieser Freund wird nicht erst kommen, ist schon hier (nimmt v. Ostrinsky bei der Hand und führt ihn zu ihr) und bittet um Freundschaft.

v. Ostrinsky (Lina'n die Hand küssend). Gnädige Frau, sagen kann ich Ihnen heute, kann es in langer Zeit nicht — Mein Erstaunen über Ihre Grosmuth hemmt mir die Sprache. Ich sollt' Ihren Augen entfliehn, doch — — —

Karoline. Böser Mann! Was hatt' Ihnen dann mein Walmar gethan? Wuth kann nur Wuth reizen, und kann sich wohl die Taube in einen Raubvogel umschaffen? — Doch was soll dies? Sie wollen Verzeihung, diese geb' ich Ihnen aus vollem Herzen, da Sie mir meinen Walmar wenigstens nicht ganz raubten, ob ich ihn gleich nicht so wieder sah, als er einmal war — Dich, Theurer, mus ich für Deine Ueberraschung mit einem Kus strafen — Aber sagen Sie mir, welcher Zufall führt Sie zu uns?

v. Walmar. Dies alles sollst Du erfahren — Itzt bin ich Ihnen (zu Ostrinsky) die Auflösung meines Schicksaals schuldig. Schon eh' ich mich dem Kriegsstand geweiht, hatten mich Liebe und Einwilligung unsrer Eltern für meine Lina bestimmt; nur meine Trennung hinderte die Verbindung. Ich war zwar frei, als das unglückliche Gefechte mit Ihnen das Ziel meiner kriegerischen Laufbahn setzte, aber mein Gesicht entstellt, der Gebrauch meiner Hand verloren, und eine immer fortdaurende Kränklichkeit,

die

die Folgen der vielen Wunden, wie konnt' ich mir da wohl die Hofnung träumen, daß ein ſchönes, blühendes Mädchen einem jungen Greis ihre Hand reichen würde? Und doch war ihre Treue ſo gros, ſie wurde nicht nur meine Gattin, nein, auch ihre Zärtlichkeit überſprang ihre Grenzen ſtatt ſie zu ſchmälern.

Karoline. Walmar, Walmar, Du vergist Deine Geſchichte, Deinen Entzweck.

v. Walmar. Ohne dies wäre ſie ziemlich Alltagsgeſchichte — Unſre Vermögensumſtände hatten der Krieg und einige andre trübe Zufälle ſehr verändert, und leicht hätte Mangel Heiterkeit verbannen können, wenn nicht unſer groſſer Friedrich, bewegt durch die Edelmüthigkeit meiner Lina und zur Belohnung meines geringen Verdienſts dieſes Landguth uns und unſern Nachkommen überlaſſen hätte. Er that dies alles ſelbſt, und heut iſt es eben Ein Jahr, daß er hier bei uns geweſen, und ſeine Weisheit und Gütigkeit uns das Lob entlockte: er ſey der gröſte Monarch. Dieſem Tage haben wir nun ein jährliches Feſt ländlicher Freuden und dieſes nur durch neidiſche Hände zu vernichtende Denkmaal unſrer Dankbarkeit geweiht — Er iſt nun auch Ihr König, Sie werden die Freuden mit uns theilen.

v. Oſtrinsky. Könnt' ich Ihnen alles ſagen, was in meiner Seele vorgeht', Freud' und Wehmuth wechſeln.

v. Walmar. Wenn das Gewitter vorbei iſt, wer erſchrickt dann noch über ſeine harten Schläge? Auch in die Zukunft können Sie einen heitern Blick werfen. Sie bleiben ſo lange, wie Sie ſelbſt wollen, als Freund bei uns, und nur ein Wort von dem Gegenſtand Ihrer Wünſche, und ich werde ſie erfüllen.

v. Oſtrinsky. Ihre Grosmuth geht über die Grenzen menſchlicher Tugenden. Nur ſtammlen kann ich Ihnen meinen Dank.

v. Walmar. Der beste Dank für mich ist, wenn Sie meiner Führung folgen, und dann werd' ich mich erst glücklich schätzen, Sie gefunden zu haben. (Man hört von ferne Gesang mit Musik begleitet.) Ha! hört Ihr die Verkündigung der Freude? Nun ich dächte, wir könnten auch froh seyn!

Karoline. O die Begleiterin der Tugend ist Freude.

v. Ostrinsky. Alle um mich her sind frölich, nur ich kann es noch nicht seyn.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen.

(Der Gesang und Zug, welchen Görge anführt, nähern sich. Es erscheinen die Mädchen des Dorfs mit Blumenketten. Ihnen folgt die männliche Jugend mit jungen Bäumen in ihren Händen. Den Beschlus machen Greise, Mütter und Kinder. Während des Zuges über das Theater ertönt das Chor:)

Friedrich lebe!
Seinen Thron umschwebe
Götterseeligkeit,
Wie ein Frühlingsmorgen,
Der die Königssorgen
Um ihn her zerstreut.

v. Walmar. Meine Freunde, meine Brüder, meine Kinder, wie glücklich werd' ich heute durch Euch! Ich les' in Euren Augen Jubel, aber auch stille Dankbarkeit mit heissen Wünschen für Euren König, Euren Vater. Und Ihr und jeder Bewohner Preussens verdientet nicht, Friedrichs Unterthanen zu seyn, wenn Ihr nur einen Augenblick anstehen könntet, diesen Fürsten edler Grösse zu lieben, zu verehren. Friedrich, ein

Held

Held, ein Weiser — wessen Herz durchbebt nicht Wonne bei solchem Namen — kämpfte schon so oft für Eure Sicherheit, arbeitet unaufhörlich für Eure Glückseeligkeit — und womit können wir dies alles lohnen? Der Weise über Dank erhaben, ist es nicht über das lallende Gefühl redlicher Seelen! O dies sind treue, dankbare Unterthanen für Dich, Friedrich! für Dich, Friedrich! der Du Preussens Grösse unbegränzt und seine Glückseeligkeit der Zeit des goldnen Alters gleich schafft. Könnte wohl ein Bewohner Preussens verstummen und sein Gefühl nicht in die Worte ausbrechen lassen: Es lebe Friedrich!

Alle. Friedrich! Friedrich soll leben! (Das Chor hebt wieder an.)

Friedrich lebe! ꝛc. ꝛc.

(Tanz mit Gruppen der Kränze und Bäume. Wenn er sich geendigt, pflanzen sie die Bäume um das Denkmal herum, und bekränzen es mit den Blumen.)

Karoline (die bei den zwei ersten Versen auf die beschäftigten Tänzer weiset.)

Wohl verblüht die Blume
Wenn der Nordwind weht —
Doch im Heiligthume
Künftgen Nachruhms steht
Zu Friedrich's ewgen Monument
Ein froher Dankaltar,
Auf dem des Volkes Opfer brennt
Dem er ein Vater war.

Alle.

Friedrich lebe! ꝛc ꝛc.

(Tanz beschliest das Fest.)

III.
Auszüge.

Abdruck der Beschreibung des Heeschenbergs aus Hirschfelds vortreflicher Theorie der Gartenkunst, 2ter Theil.

Zwo Meilen von Kiel nach der westlichen Seite hin, erhebt sich in dem adelichen Gute Schirensee der ansehnliche Heeschenberg, *) dem die Natur eine reizende Lage mitten in einer fruchtbaren und bebaueten Landschaft, eine reiche Bekleidung mit Waldung, mannichfaltige Ungleichheiten und Abhänge zur Vervielfältigung der innern und äussern Prospecte gab.

Die Landschaft umher vereinigt alle Annehmlichkeiten der ländlichen Natur in bescheidener Einfalt. Keine prächtige, der Bewunderung oder des Erstaunens würdige Gegenstände, keine Gebürge, keine Felsen, keine von ihnen herabhangende Wälder, keine Aussichten auf die Unermeßlichkeit des Meers. Aber dagegen alles, was den Karakter der angenehmsten Landschaft bilden, was sanfte Ruhe und reine Naturfreuden einflössen kann. Ueberall umher beständige Abwechselung und Unterbrechung

*) Ein Park in dem adelichen Gute Schirensee in Holstein, dem russischen kaiserlichen wirklichen Geheimenrath und Staatsminister, vormaligen Ambassadeur und Principalcommissarius, Ritter vom Elephanten- und andern Orden, Herrn Caspar von Saldern zuständig.

chung von Anhöhen und Vertiefungen, einzelnen Bäumen und Gruppen, Waldungen und Gebüschen, eingezäunten Wegen und Feldern, Wiesen, Viehtriften, reifenden Saaten, deren Glanz auf den Hügeln zwischen dunklern Einfassungen hervorspielt — alles in einer malerischen Lage und verschwenderischen Verschiedenheit der Verbindung. Mit einem noch höhern Reiz hat die Natur die südliche und westliche Gegend ausgezeichnet. Hier wird das Auge durch sanfte Erhebungen des Bodens, durch einige hintereinander aufsteigende Berge, auf deren Abhängen Viehweiden grünen und Kornfluren schimmern, und auf dem Hintergrunde dieser Anhöhen durch einen Kranz von schönen Wäldern ergötzt, die aus verschiedenen einzelnen Massen bestehen, aber dennoch in der Aussicht zusammenhängen, und einen herrlichen Umzug bilden. In dem ganzen Bezirk ist alles Ländlichkeit, Einsamkeit, Ruhe; alles sanft und milde, in stille Anmuth dahin gegossen, erquickt und erquickend für jedes empfindsame Herz, das sich diesen Scenen nähert. Ihren Eindruck verstärkt noch die Stille, die hier herrscht, die von nichts unterbrochen wird, als zuweilen von dem muthigen Gebrüll umhergrasender Heerden und von den Gesängen der Vögel, die in diesen waldigten Revieren frohlocken.

Dieser Ort schien nach seinem Karakter und nach seinen Wirkungen vorzüglich von der Natur zum Ruheplatz eines Geistes bestimmt, der von den grossen Geschäften der Welt zurückkehrt zu der Einsamkeit des geliebten Landes, der seinen Abend im eigenen ruhigen Schatten feyern will, unter dem Nachgenuß seiner öffentlichen Verdienste, und unter der stillen Wonne eines wohlthätigen Privatlebens. Wie verändert, und doch wie reizend und belebend! Kein Sturm der Höfe, kein

Zwist der Könige mehr; die ganze Welt scheint von hieraus besänftigt und befriedigt. Alle Scenen umher winken Ihm Ruhe und sanfte Erquickung zu. Indem Er hier unter den Empfindungen, womit Ihn Natur und Zurückerinnerung lohnen, umherwandelt, so steigt der Mond hinter den Wäldern herauf, und bescheint die selige Scene mit stillem Beifall, unterdessen noch die westliche Spitze der umliegenden Waldung sich erheitert gegen den Schimmer der Abendröthe malt, die am Horizont länger zu verweilen scheint.

Der Karakter der Ruhe und der ländlichen Erfrischung, den die Natur der Landschaft eingeprägt hat, ist auch durch alle Anlagen und Einrichtungen fortgesetzt, die Geschmack und Kunst hinzugefügt haben. Denn sich blos mit Bewohnung und Genuß begnügen, konnte nicht der thätige Geist des Besitzers; gewohnt zu schaffen, breitete er auch hier seine Wirksamkeit in mannichfaltigen Verschönerungen aus.

Auf der Höhe des waldigten Heeschenberges zeigt sich zuförderst der grosse Pavillon, ohne Pomp, aber in einem reinen und edlen Geschmack der Architektur, mit der Vorderseite gegen Abend gerichtet.

Eine goldene Inschrift über dem Eingange kündigt seine Bestimmung an: Tranquillitati! Unten beym Eintritt ein großer, hoher und schönverzierter Saal in der Mitte, auf beiden Seiten zwey Kabinette; im zweyten Stockwerk die Schlafzimmer. Dieses Gebäude dient blos zur Wohnung des Herrn; es ist zu diesem Gebrauch geräumig genug, da es in den Wintermonaten nicht bewohnt wird, indem die Lage und Einrichtung dieses Orts ihn blos zu einem Sommersitz machen. Das rothangestrichene Dach ist mit einem kleinen artigen

Thurm

Thurm geziert, und die äussern Wände sind mit einem bläulichen Anwurf versehen. Hinter dem Gebäude liegt eine Reihe kleiner wohlausgezierter Gezelte zur Wohnung der Bedienten. Die Küche, die Bäckerey, der Eiskeller und andere zur Haushaltung gehörige Gebäude verbergen sich zur Seite im Gebüsch; sie liegen so tief im Schatten, daß der nahe Umhergehende sie nicht bemerkt; keine Sonnenstralen dringen in diesen verschlossenen Platz, und kein Geräusch verräth die Beschäftigung.

Auf dem Vorplatz des Pavillon ist ein kleiner Lindengang mit Sitzen angelegt. Er dient sowohl in kühlen Stunden zum Theetrinken, zum Spiel und zur Abendtafel, als auch zum Prospekt, indem man zwischendurch aus dem Saale in gerader Linie eine angenehme Aussicht auf einen Strich von Wiesen und Feld, sodann auf die zu dem adelichen Gute gehörigen Hofgebäude in der Tiefe, hinter ihnen auf einen Berg, und endlich auf einen schönen Wald hat, der die Scene schließt. Die kurze Lindenallee hat in der Mitte einen breiten Gang, und auf den beiden Aussenseiten zwey schmalere, die von einer Hecke von Hagebuchen zur Einfassung des Waldes begränzt werden. Diese Hecke hat nichts Gekünsteltes; sie ist frei gezogen, und die Waldbäume ragen unmittelbar über sie empor.

An dem Ende des Lindengangs sieht man vor sich eine in gerader Richtung mit neuen ansehnlichen Absätzen tief sich hinabsenkende Terrasse, auf beiden Seiten hinunter mit Hecken und Wald eingefaßt, und unten am Fuß ein kleines Wasser, worin sich die Häupter umhergepflanzter Bäume spiegeln. Die Terrasse, die nicht bestimmt ist, bestiegen zu werden, hat kein Treppenwerk. Ueber die Absätze hin laufen von beiden Sei-

ten des Waldes Gänge, welchen man in verschiedenen Erhöhungen auch verschiedene Aussichten nach dem grossen Pavillon oben hinauf, und nach der unten liegenden Landgegend hat. Die Absätze haben Ruhebänke zum Genuß dieser Aussichten, die sich bald erweitern, bald zusammenziehen; sie sind überdies mit Blumen, und hie und da mit einigen schönen Lorbeerbäumen in malerischen Stellungen verziert.

Zur Linken auf dem Platz vor dem Pavillon hat man unter schattigten Kastanienbäumen an einem niedrigen Gitterwerk, das den Rand dieser Anhöhe einfaßt, und mit wohlriechenden Blumen bepflanzt ist, einen herrlichen Sitz. Man sieht über einen grossen dickbuschigten, auf den Seiten mit hohen Bäumen verschönerten Vorgrund, der sich an diesem mittägigen Abhange des Berges hinunterzieht, und eine schöne waldigte Scene bildet, in eine ansehnliche Vertiefung hinab, worin man einen Fischteich, ein angelegtes Wasser, erblickt. Seine Ufer sind ringsumher mit Rosengebüschen bekränzt; auf jener Seite ist noch eine junge Pflanzung von Kastanien, die in der Folge zur Verschönerung des Wassers beitragen wird. An dem diesseitigen Ufer glänzt ein Blumenbeet mit lebhaften und abwechselnden Farben, die man, indem man unten wandelt, durch den Widerschein im Wasser ein neues Schauspiel bilden sieht. Man erblickt von oben herab am Teiche einen Sitz zum Vergnügen des Fischfangs, verschiedene Bänke, und zur Rechten ein steinernes mit Stroh gedecktes Gebäude, das sich in diesem Prospekt gut auszeichnet. Ueber das Wasser hin sieht man noch in der Tiefe den größten Theil von einem Lustgebüsch, woraus hie und da hohe Bäume hervorsteigen, das mit schlängelnden Gängen durchschnitten ist, und mit einem kleinen Wasserfall

fall belebt wird. Hinter dieser Scene fängt die Landgegend an sich zu erheben. Zwischen den hohen Bäumen im Gebüsch hindurch sieht man eine Reihe von Hügeln und Bergen aufsteigen, worauf Viehweiden und Kornfelder durchschimmern. Weiter nach der Westseite hin schwellen die Berge höher empor; sie zeigen sich alle in ihrer nicht gar beträchtlichen Entfernung dem Auge deutlich; ihren Gipfel krönt von der ganzen Mittagsseite an bis über die Abendseite hinaus eine Reihe von Wäldern, in deren verschiedene Oeffnungen sich hin und wieder Saatfelder mit hellern Farben hineinziehen, und das Gemälde mit einem höhern Contrast des Lichts und des Schattens beleben. In diesen Zwischenräumen wird das Auge zuweilen von einer zufälligen Erscheinung zur Verwunderung überrascht. Indem die Höhen der hintern Saatfelder über die sich diesseits herabziehende Waldung hervorragen: so scheint oft der Pflug in den Gipfeln der Bäume zu irren, oder der Mäher mit seiner Sense die Krone des Waldes zu bedrohen. — Die Wälder beschliessen den Gesichtskreis und verhüllen die Landschaft in ihre Einsamkeit.

Geht man zur Linken des grossen Pavillon seitwärts in die Vertiefung hinunter, so stößt man bald auf ein kleineres Gebäude mit einem rothen Dach und bläulichen Anwurf, das ein Wohnzimmer und ein Schlafkabinet enthält. Man sieht hier in einen Theil des buschigten Abhanges hin; doch ist die Aussicht gesperrt. Von dem Gebäude läuft ein Weg nach der Morgenseite des Berges ab, wo der Blick von umzäumten Wiesen zu einer Anhöhe sich erhebt, und auf einem Stück Waldung ruht: ein andrer Gang, gerade von dem Eingange weg, schlängelt sich zur Vertiefung hinunter. Ist man hinabgestiegen, so zeigt sich die Spitze des Pa-

villon auf der Höhe zwischen den Bäumen sehr malerisch. Eine zum Fischfang bequeme Brücke, die über einen Canal führt, aus welchem das Wasser zum Teiche sich sammelt, ist zugleich mit einem Sitze versehen; man überschaut hier in der Nähe das Wasser, die Blumen und ihren Wiederschein, das mit Stroh gedeckte Haus, das mit der Inschrift: Bon-Bon bezeichnet ist, und ringsumher einen waldigten Umzug.

Beym Herumirren in dem Lustgebüsche sieht man darin kleine Canäle, die dem Teich das Wasser zuführen, sich schlängeln, und hohe, glatte, schlanke Ellern in die Luft steigen. Das Gebüsch, das aus einem Gemisch von Ellern, Hagebuchen, Quitschern u. a. besteht, ist niedrig, dünne, luftig; es zieht sich mit seinen schlängelnden Pfaden eine ganze Strecke nach der Morgenseite am Fuß des Berges hin, und hat Bänke, die zum Ausruhen einladen. In diesen Gängen hat man fast immer den Thurm des grossen Pavillon auf der Anhöhe im Gesicht.

Nach der westlichen Seite hin kommt man, bey dem Ausgang aus dem Gebüsch, zu dem Gebäude Bon-Bon, und von da zu einer grossen Grotte. Man läßt auf dem Wege zur Linken eine kleine Insel liegen, die mit einer weissen Urne und mit Blumen geziert ist; das Wasser hat einen Abfall, und hilft weiter unten Wassergüsse bilden. Die Grotte ist ein starkes Werk von Steinen. Sie hat sowohl vorne, als auf beiden Seiten, grosse Oefnungen ohne Thüren. Sie ist geräumig, hoch, kühl, und inwendig an den Wänden mit Steinchen natürlich ausgelegt. Sie ruhet im Schatten hoher Bäume. Gerade vor der mittlern Oefnung liegt ein Felsenwerk, worüber sich ein Wasserfall mit drey

ziem-

ziemlich grossen Absätzen stürzt, in dessen Getöse sich das Rauschen überhängender, schwankender Bäume mischt.

Von dieser Grotte schlängelt sich ein sehr anmuthiger Weg den Berg hinauf; ein andrer führt unten an seinem Rande weg, bey einer Reihe von Wassergüssen, Brücken, einem Teiche und kleinen Rasenstücken. Auf diesem Wege hat man an der Abendseite allmählige Erhöhungen von Bergen, vorliegende und zurückweichende Wälder, den Hof mit seinen Gebäuden und dem neuen im reinen Architekturgeschmack erbauten herrschaftlichen Wohnhause, und weiter nach Norden hin eine reich ausstaffirte Landschaft in einer freyen Aussicht.

Auf den Gängen, die auf dem westlichen Abhange des Berges laufen, erblickt man jene Gegenstände wieder, aber in einem veränderten Prospekt, indem sie sich mehr in die Tiefe zurückziehen, und nur hie und da gebrochen durch die Zwischenräume der Bäume schimmern. In dieser Aussicht wird das untenliegende Wasser wichtiger, weil es, ohne eine deutliche Bezeichnung seiner Umgränzung, zwischen den kleinen Oefnungen des Laubwerks grösser scheint.

Auf einem dieser Wege, die sich nach der nördlichen Seite des Berges ziehn, kommt man bey einem Gebäude vorbey, das der Einsamkeit gewidmet ist, wie nicht allein seine Inschrift, sondern auch seine Lage bezeugt. Es entfernt sich zur Linken etwas von dem Wege, und zieht sich in die Dämmerung umschattender Bäume hinein. Die Lage ist, wie sie seyn muß, verborgen, ruhig, umschattet; alle Aussicht umher ist gehemmt; doch hat das Gebäude, das aus einem Wohnzimmer mit einer Schlafstelle besteht, einen kleinen artigen Vorplatz.

Verfolgt man den Weg weiter, so kommt man bald auf einen runden Platz, an welchen ein anderes kleines aus Einem Zimmer bestehendes Gebäude stößt, das wegen der ausgebreiteten und herrlichen Aussicht, womit das Auge hier gegen Norden überrascht wird, sich mit der Ueberschrift: Bellevue, unterscheidet. Man wird von diesem auf viele Meilen sich verbreitenden, reichen und überaus erfrischenden Prospekt um so mehr ergötzt, da man eben aus einer verschlossenen Scene getreten ist. Unmittelbar vor sich hat man eine lange, auf beyden Seiten von Waldung eingefaßte, besteigbare Terrasse, mit vielen Absätzen und bequemen Stufen von Rasen, auf welchen man an den Fuß des Berges hinabgehen kann. Im Vorgrunde erscheinen Wiesen, Viehtriften, Felder und einige Häuser. Weiter hin wird das Auge durch einen schönen See erfrischt, mit dessen Klarheit ein dunkler zur Rechten angränzender Wald einen reizenden Contrast macht. Ueber ihn hinaus Kornfelder, Dörfer, Waldungen, bey hellem Wetter zwey adeliche Höfe, wovon Kleinnordsee auch ohne Fernglas sichtbar ist, und andre Abwechselungen und wunderbare Mischungen in einer bis in den blauen Dunst am Horizont hin sich verlierenden Landschaft. Diese Aussicht ist die weiteste, freyeste und heiterste, die man von dem Berge genießt, da sie auf den meisten übrigen Seiten von umliegenden Wäldern begränzt wird. Sie bringt eine liebliche Erfrischung in das Gemälde, ohne den Karakter des Ganzen, Ruhe und ländliche Einsamkeit, zu verändern, indem kein Getöse in der Nähe, keine starke Bewegung umher vorhanden ist, sondern vielmehr über diesen in die Ferne hin sich verbreitenden Scenen die Stille der friedeathmenden Natur schwebt.

Wendet man sich von dieser Aussicht rückwärts hin, so erblickt man über einen geraden und breiten Gang

hin-

hinauf eine Seite des groſſen Pavillon. Doch wird man ſich vorzüglich das Vergnügen machen, von der Terraſſe weg nach dem nördlichen Abhange des Berges ſeinen Weg zu wählen. Hier tritt man gleich in ein ſehr anmuthiges, einſames und ſchattenreiches Revier. In der Höhe und in der Tiefe der abhangenden Seite laufen verſchiedene Gänge. Kühlung und liebliche Spiele des Lichts und des Schattens ſchweben hier zwiſchen den hohen Bäumen umher. Von oben fallen zerſtreut die Blicke der Sonne durch; von der linken Seite her ſchimmert die Landgegend mit nahen Wieſen, wellenförmigen Erhebungen und Kornfeldern hie und da in gebrochenen Durchſichten. Ein ſteinernes Gebäude bietet unten einen kühlen und einſamen Sitz zur Ruhe und Selbſtbetrachtung an, wozu es allein beſtimmt iſt. Man ſieht von dieſem Sitze ganz nahe vor ſich einen Theil einer groſſen Wieſe und ein Stück von Wald, das Ende von dem Kranze, der ſich von der Morgenſeite an auf den mittägigen Anhöhen herum bis über die Abendgegend hinauszieht; noch zeigen ſich zur Rechten eingezäunte Felder und einzelne Häuſer; zur linken Hand aber verbirgt ſich das neue herrſchaftliche Wohnhaus.

Etwas weiter führt eine weiſſe Pforte in eine neue Anlage von einem überaus angenehmen und ſanften Karakter. Sie liegt an dem äuſſerſten Rande des Berges, zieht ſich von der Nordſeite nach Morgen herum, und beſteht aus einer buſchigten Anhöhe und einer jungen Pflanzung, zwiſchen welchen beyden ſich in einer faſt ganz von der Natur gebildeten Vertiefung ein nicht ſehr groſſes, aber reines Waſſer herumſchlängelt. Auf einem mit Hagebuchen, Nußbäumchen und Blumen bepflanzten Wege wandelt man an dem Fuß eines kleinen Hügels hin, der überall mit einem kurzen und dicken Gebüſch von mannichfalti-

gen

gen Bäumchen und Sträuchen eingehüllt ist. Zwey schmale Pfade schlängeln sich in diese zauberische Wildniß hinauf, irren umher, und laufen auf der andern Seite wieder hinab zu einem Theil des Wassers, an welchem sich ein freyer Weg herumwindet. Zwei anmuthige mit Blumen und Rasenstücken umkränzte Sitze unter Bäumen am Wasser locken hier nicht vergebens; man nimmt mit Vergnügen eine Ruhestelle ein, um eine so liebliche Scene länger zu geniessen. Man geht über einen Damm, unter welchem das Wasser zur Wässerung auf die grosse Wiese geleitet wird, wovon man vorher aus dem steinernen Gebäude einen Theil sah, die sich aber hier in ihrem ganzen schönen Umriß auswickelt. Von dieser Stelle genießt man wieder eine reizende Aussicht nach dem neuen herrschaftlichen Wohnhause und den Gutsgebäuden, nach der Kette von Bergen, die sich aus verschiedenen Niedrigungen hintereinander erheben, nach den Wäldern auf den Höhen umher, nach ihren malerischen Zwischenräumen hin. Das Wohnhaus senkt sich mit den benachbarten Gebäuden in eine kleine Vertiefung zwischen den Bergen; hinter ihm erhebt sich ein Wald, der, wiewohl er entfernt ist, in dieser Richtung ganz nahe daran zu stossen scheint; zur Rechten breitet sich die mehr flache Landgegend mit sanften Erhöhungen, Kornfluren, einzelnen Bäumen, Gebüsch und Einzäunungen aus. Ueber den Damm führt der Weg in die junge Pflanzung, die aus verschiedenen wilden Geschlechtern, Hagebuchen, Ipern, Quitschern, Tannen u. a. besteht, und mit der Zeit viel verspricht; sie geht an dem Rande des Wassers hinauf, wendet sich zur Rechten, und verbreitet sich zu mehr Gängen; ungefähr in der Mitte des Bezirks, den sie auf dieser Morgenseite einnimmt, erhebt sich ein runder mit Kastanienbäumen umkränzter Platz, wovon man ringsumher eine freye angenehme Aussicht genießt, besonders nach der Gegend zurück, woher man kam. Zwey

Däm-

Dämme, bey welchen kleine Wassergüsse rauschen, und der Freund des Fischfangs mit der Angelruthe die Spiele der sorglosen Forelle unterbricht, laufen über das Wasser, und verbinden die Pflanzung mit einem kleinen, zierlichen und anmuthigen Fruchtgarten, der hier den Fuß des Berges schmückt. Vor dem zweyten Damm liegt ein steinernes Gebäude, zu Sitzen bestimmt, die eine Aussicht auf einen Theil des Gartens und auf die sich erhebende Waldung des Berges geben. Man erblickt hier noch drey Gebäude, die Gärtnerwohnung am Ende der Pflanzung, im Fruchtgarten ein anderes mit guten Zimmern versehenes Haus, und weiter hinauf, queer über eine mit Quitschern und Tannen besetzte Allee, das Wirthshaus auf einem Hügel am Walde, das von dieser Lage und von der Nachbarschaft kleiner Viehweiden umher ein sehr anmuthiges ländliches Ansehen gewinnt.

Man kann von dieser Seite verschiedene Wege und Terrassen wählen, um in die Spaziergänge des östlichen Abhanges des Berges zu gelangen. Von zwo Terrassen, die mit steinernen Treppen zwischen der Waldung hinaufsteigen, führt eine grade zu einem Pavillon hinauf.

Dieses Gebäude verdient den nächsten Platz nach dem grossen Pavillon, wovon es auch weniger als die andern entfernt liegt. Es ist rund, hat ein graues Schieferdach von dieser Form, und an den äussern Wänden einen bläulichen Anwurf. In der Mitte ein runder, mit Geschmack verzierter Saal; auf jeder Seite ein Schlafkabinet. Der Saal hat keine Fenster in den Wänden; die Erleuchtung fällt von oben durch zwey Ochsenaugen im Dach und durch die Glasthüre. Die Aussicht von hier ist in einem sehr landmäßigen Stil. Man sieht kein Wasser, blos Felder, mit Gebüschen, einzelnen Bäumen, Zäunen und Wald unterbrechen, womit die Landschaft in die Ferne zu verwildern

dern scheint, unterdessen daß in gerader Richtung ein weisser Dorfkirchthurm aus der waldigten Verdunkelung emporsteigt.

Kehrt man von diesem kleinen Pavillon zu dem grossen zurück, so blickt man bald zur Linken über einen Weg, auf welchem die Auffahrt geschieht, nach einer Senkung des Berges hinab, worauf sich die untere Gegend mit kleinen eingezäunten Stücken von Feld und Wiesen wieder zu einem Walde hebt, vor dessen Eingang eine Bauerhütte ruhet.

Die Vielheit, die Bequemlichkeit und die Abwechselung der Gänge, die auf allen Seiten in der Waldung des Berges herumlaufen, und nach und nach zu allen merkwürdigen Scenen führen, macht einen wichtigen Theil von den Annehmlichkeiten dieses Parks aus. Einige Wege sind so breit, daß sie befahren werden; andre Gänge laufen zuweilen in schmale Fußpfade über. Bey Auffahrten und Zugängen zum Hauptgebäude sind sie, wie sie seyn sollen, in gerader Linie; in andern Gegenden, wo das Umherirren ergötzt, oder der Gehende auf eine Ueberraschung geleitet werden soll, schlängeln sie sich in abwechselnden und ungekünstelten Wendungen. Die Gänge scheinen hier gleichsam in einer beständigen Bewegung zu seyn, so sehr auch Unbeweglichkeit ihr Eigenthum ist; bald steigen sie, bald senken sie sich wieder, nach den Abhängen und Ungleichheiten des Bodens, die so viel zur Veränderung der Scenen und der Prospekte beytrugen. Hie und da sind sie mit Hecken eingefaßt, die ein natürliches Ansehen haben, da sie den Waldbäumen zu einer Art von Umkränzung dienen. Zuweilen laufen die Wege frey und offen; zuweilen im Schatten. Wo es die Beschaffenheit des Bodens erfodert, da wechseln sie mit bequemen Treppen von Steinen oder Rasen ab. An verschiedenen Stellen breiten sie sich zu runden

Plätzen

Plätzen aus, die mit schönen Bäumen umkränzt und mit Bänken verziert sind.

Unter den schönen gewachsenen Buchen des Waldes sind Eichen, Espen, Quitschern, Tannen und andre Geschlechter gemischt. Die lichten Stellen wechseln mit dunkeln ab, wo dickes Untergebüsch den vielen und mannichfaltigen Waldsängern, die sich hier zu wohnen freuen, eine ungestörte Freistätte anbietet. In einigen Gängen erheben sich die Bäume zu einer Höhe, die ein Gefühl von Würde und Erhabenheit einflößt, zumal wenn ihre Gipfel mit feyerlichem Geräusch an einander schlagen. Bald hängt eine tiefe Ueberschattung über den Weg. Bald lacht die Freundlichkeit des Himmels zwischen den obern Spitzen herab; man schauet hinauf, und erheitert kehrt der Blick zurück. Bald verschliessen sich die Aussichten von allen Seiten; bald eröfnen sie sich wieder, hier ganz, dort halb; bald brechen sie auf einmal unerwartet hervor in gerader Richtung mit lebhafter Ueberraschung; bald enthüllen sie sich in allmäligen Wendungen zur längern Unterhaltung.

Eine vorzügliche Verschönerung geben die angezeigten verschiedenen Gebäude, die in der Waldung hin und wieder zerstreut sind, und die man als eben so viele Tempel der Gastfreundschaft ansehen kann. Denn sie dienen nicht blos zur Bezeichnung der Prospekte, oder zur Belebung der Scenen; sie sind zugleich Wohnungen und Schlafkabinette für Fremde, die das Glück haben, von der Freigebigkeit des Besitzers bewirthet, und von seinem Geiste unterhalten zu werden. Alle diese kleinen Gebäude empfehlen sich durch die Schönheit ihrer Lage, durch die Bequemlichkeit ihrer Einrichtung, und durch den reinen prunklosen Geschmack ihrer Auszierung. Die Einrichtung solcher Lusthäuser zur Bewohnung ist hier

eine ungemein anmuthige und vortheilhafte Erfindung. Sie giebt dem Gemälde eine neue Erfrischung durch die Vorstellung von Gastfreundschaft, von Freiheit und Ungezwungenheit. Auch wird dadurch der Charakter der Ruhe und ländlichen Einsamkeit, der durch das ganze herrscht, glücklich beibehalten; denn er würde hier durch die Gegenwart eines weitläuftigen Wohngebäudes zerstört, das mit dem Geräusch zusammengedrängter Gesellschaften, und mit dem Gewühl von Bedienten erfüllt wäre. Jetzt athmet hier alles Ruhe und Freiheit. Jeder Gast ist Herr seiner Zeit und seiner Bewegungen. Er beschwert nicht, und wird nicht beschwert. Er kann einsam seyn, oder sich durch Besuche erheitern. Er darf sich als den Eigenthümer seiner Wohnung ansehen, seine Thüre schließen und öfnen, wie es ihm gefällt. In einer Abtheilung ist Raum für einen Bedienten. Auf seinen frühen Spaziergängen begegnet er einen Bekannten oder einen Freund zu muntern Gesprächen, oder er verläßt mit der Morgenröthe sein Schlafkabinet, um länger einsam zu seyn, oder er schleicht in eine Gegend hin, wo er auf verschiedenen Wegen ausweichen kann. Zuweilen lockt ihn die schöne Lage einer andern Wohnung, die er auf seinem Wege antrift, hinzuzutreten: er klopft an, und findet sie leer; der Bewohner belustigt sich schon lange auf entfernten Spatziergängen. Oft trift er einen andern Bewohner an, als den er da vermuthete; er sieht sich getäuscht und wieder beruhigt. — Beschäftigungen, Zeitvertreibe, Gespräche, einsame Ergötzungen wechseln hier miteinander ab, bis ein Geläute zur bestimmten Stunde die zerstreuten Gäste aus ihren Einsiedeleyen oder von geselligen Spatziergängen in den grossen Pavillon auf der Höhe zur Tafel wieder zusammenruft.

Dies sind, nach dem Lauf der Wege, die ich nahm, und nach meiner Empfindung, die Hauptscenen, welche die

Schön-

Schönheit des Heeschenbergs erheben. Andre werden bey einer andern Wahl ihrer Gänge vielleicht noch mehr Ergötzung antreffen. Man sieht hier Natur und Geschmack im Wetteifer, einen Sommersitz zu bilden, der, nach dem Geständniß der einheimischen und auswärtigen Kenner, zu den ersten Merkwürdigkeiten der Gartenkunst nicht blos in Holstein, sondern in Deutschland gehört. Hier ist nicht blos eine reizende Anlage der gefälligen Natur; hier ist auch Anordnung mit Geschmack, Unterhaltung mit Sorgfalt, und Fortwirkung mit Eifer. Noch ist das Werk nicht vollendet. Daß die Verschönerungslinie von der mit Quitschern und Tannen besetzten Allee zur Linken des Wirthshauses fortlaufen, und den dort gegen Morgen sich erhebenden mit Waldung bekleideten Berg umfassen wird, ist schon für's erste eine Erweiterung, die einen der herrlichsten Lustplätze erwarten läßt. Der Wald ist mit den schönsten Bäumen geziert; er hat Gebüsch und mannichfaltige Ungleichheiten des Bodens; er verstattet auf allen Seiten die anmuthigsten Aussichten; und was seine Lage vorzüglich verschönert, so breitet sich an seinem Fuß nach Morgen hin ein See aus. Man sieht hier das Licht des Tages aufsteigen, und die heitersten Morgenscenen in einer reichgeschmückten Landschaft bilden; und wenn der Himmel den Besitzer länger seinem Jahrhunderte gönnt, so darf man hier und in den angränzenden Gegenden noch Anlagen hoffen, die den Reiz der Natur mit Harmonie erheben.

Der Sitz eines berühmten Mannes, von dessen Grösse ich hier nichts sagen darf, weil einst die Geschichte davon reden wird, erweckt schon die Neubegierde eines Fremden. Allein man sieht hier mehr, als was man zu sehen gewohnt ist. Man sieht Erfindun-

gen und Anlagen, alle aus dem Geist des Besitzers selbst entsprungen. Man sieht für Jedermann freyen Eintritt in die Spatziergänge, Aufnahme des Fremden, und Achtung des Verdienstes. Man kehrt zurück mit Erzählungen, die neue Lustreisen nach diesem Sitz beschleunigen.

Bey einer solchen Reise nimmt vielleicht einst ein Gartenfreund diese Beschreibung in die Hand. Er sieht, er liest, er vergleicht, er findet nichts, das von der Phantasie hinzugeschmeichelt wäre, er findet blos eine kleine Topographie, die kein anderes Verdienst haben kann, als Treue. Aber er wird dagegen Unvollständigkeit sehen, und zugleich verzeihen, indem er bedenkt, daß die Natur grösser und reicher ist, als die Sprache fassen kann; daß in einer Beschreibung nach der Natur, eben so wie im Landschaftsgemälde, manches wegbleiben muß, wovon die Wirklichkeit, nicht aber die Nachschilderung gefällt; daß die feinern Beziehungen, Uebergänge und Verbindungen der Natur, selbst unter dem Pinsel des kühnsten Landschaftsmalers, kaum einer Darstellung fähig sind. Allein er wird nicht blos der Beschreibung verzeihen, sondern auch der Zeit, wenn sie verändert hat.

IV.

Abhandlungen und vermischte Aufsätze.

I.

Schreiben des Lords Fallifax an den Verfasser des Zuschauers. *)

Bath den .... 17..

Mein Herr Zuschauer!

Bey dem Handwerk, das Sie treiben, können Sie kein junger Springinsfeld seyn, und so hoffe ich, daß Sie Theil an meinem Unglück nehmen sollen. Ich kam nach Bath, um meine Gesundheit wiederzuholen, und ich habe meinen Verstand verloren. Eine schöne Miß ist Schuld daran. Was brauche ich sie Ihnen erst abzukopeyen? genug daß ich zum Rasendwerden in sie verliebt bin. Ihr Alter aber müssen Sie wissen; sie hat erst achtzehn Frühlinge erlebt, und der Unterschied zwischen ihren und meinen Jahren ist eben so groß nicht, denn nach den astronomischen und arithmetischen Tafeln unsers berühmten Edmund Halley, beträgt er

*) Dieser Brief wurde unter den Papieren des Ritters Steele gefunden, der lange Zeit mit Addison am Zuschauer arbeitete.

just nur ihrer achtzehn mehr, und Sie, mein Herr Zuschauer, werden gewiß durch die Gläser Ihres Observatorii genug Männer gesehn haben, die älter wie ich, und doch in Miß's verliebt waren, die noch an Jugend meine schöne Sidney übertrafen. Ob sie auch glücklicher waren, und ob Ihnen das Ihre Gläser auch gesagt haben? darüber will ich nicht in Sie dringen. Ein ehrwürdiger Zuschauer, ein tiefer Denker, beschäftigt sich auch wohl mit solchen Kleinigkeiten! Als ob der Adler sich um die leichtfertigen Spiele der Schmetterlinge bekümmerte! Doch wieder zu unsrer Sache.

Miß ist also schon achtzehn Jahr alt; und verteufelt stolz auf diese vorgebliche Jugend. Sie hat sichs einfallen lassen, ihr und mein Alter zu berechnen, und so klein gedacht, mich für zu alt zu halten, um, sagt sie, der Eigenthümer von so viel frischer Jugend, mit so viel Reiz verknüpft, zu werden. Diesen Schluß zufolge, hat sie ihre Einrichtung getroffen, und alle meine Bemühungen, und das noch obendrein mit einer ziemlichen Portion von Verachtung, abgewiesen. Sie hat noch mehr gethan, sie hat sich in ein Kind von funfzehn Jahren vergaft, eine wahre Puppe, die kaum den Oxforder Bänken entwischt ist, und gewiß den Schulstaub noch nicht ganz abgeschüttelt hat. Es kam nur auf mich an, darüber krank zu werden, allein ich habe mich, nach dem Rath eines berühmten Liebhabers, bloß begnügt, zu thun, als ob ichs wäre; palleat omnis amans! Da man mir auch sagte, daß die Verse, ich weiß nicht, warum, den Gang der Liebesangelegenheiten ungemein beförderten, so bin ich auf den Einfall gekommen, ihr ebenfalls in Versen mein verliebtes Leid zu klagen. Ich reisete nach London, und bestellte welche auf Hai-market, Sie werden schon rathen, bey wem?

Der

Der Verfasser versicherte mich, daß sie vortreflich wären, und daß Prior und Waller nie dergleichen gemacht hätten. Ich kehrte sogleich damit nach Bath zu meiner Undankbaren zurück, allein sie lachte nur über das adoptirte Kind meiner Muse, und bauts sich in allen umliegenden Clubs Trophäen daraus.

Sagen Sie nun, Herr Zuschauer, was soll ich thun, wenn ich habe für diesen Teufel in der Liebe die ganze Kunst zu Lieben erschöpft. Hören Sie's nur selbst! Mehr als hundertmal betrank ich mich schon auf ihr Wohl in Toskant mit allen braven Jungens von Altengland; eben so oft wurden mein Kopf und meine Rippen von verdammten Baxern braun und blau gewalkt, die stärker waren, als ich, und das, weil ich mit Faustistößen behaupten wollte, daß meine Sidney die schönste Person in den drey Königreichen sey, den schönen Engel von Sommerset *) allein ausgenommen; unzähligemal habe ich den Hals zu brechen gewagt, und zwölf meiner schönsten Pferde zu Schanden geritten, als sie dem Wettrennen zu Hai-marker beywohnte. Alle Hähne auf meinem Hof sind blind und zerzaust, und daran sind die Hahnenkämpfe Schuld, die ich ihr zu Gefallen gab. Ich habe geweint, geseufzt, geflucht, sogar meine Pairwürde habe ich so weit hintenan gesetzt, mich für einen Poeten auszugeben, und ihr Verse zu überreichen, die nun freylich ein andrer gemacht hatte, wie's Dichter von Stand immer zu halten pflegen. Aber nichts von dem allen hat anschlagen wollen. Seit drey Tagen sollte man mich für einen Menschen halten, der aus Bedlam entsprungen wäre. Ich gehe, ich komme, ich renne, ich kann nicht einen Augenblick auf Einer Stelle bleiben, mein Daseyn ist mir eine

*) Clarisse Harlove, aus dem bekannten Roman.

Last, die mich zu Boden drückt. . . . Ich sehe nur zwey Wege vor mir, entweder die schöne Sidney zu vergessen, oder mich zu hängen. Das erste ist nicht leicht, und das letztere im Grund abgeschmackt. Ich weiß, der Teufel hole mich! nicht, was ich anfangen soll! Antworten Sie mir bald, Herr Zuschauer, oder Ihr Rath trift mich nicht mehr in einem Stand an, wo ich Gebrauch davon machen kann. Ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

2.

Tischgebräuche verschiedener Völker.

Keiner, wenn er auch noch so entkräftet oder hungrig wäre, darf in den kanarischen Inseln um etwas zu essen bitten, wo er nicht Gefahr laufen will, für den ungeschliffensten und ungesittesten Menschen von der Welt gehalten zu werden. Die gewöhnliche Essenzeit ist Mittag, da dann alle Thüren nach der Strasse bis um drey Uhr Nachmittag zugeschlossen werden. In vornehmen Häusern besteht die erste Schüssel in einer Suppe von Rindfleisch, Hammelfleisch, Schweinefleisch, Speck, Karotten, Rüben, Kartoffeln, Erbsen, Zwiebeln, Saffran u. s. w. welches alles zusammen gekocht, und wenn es in die Schüssel gegossen ist, mit dünnen Brodtschnitten vermehrt wird. Das zweite Gerücht ist gebraten Fleisch und dergleichen. Das dritte ist das Olio oder die Ingredienzen, aus denen die Suppe gemacht war. Den Beschluß macht das Desert, das aus Konfekt und Früchten besteht. Wein, pur oder mit Wasser vermischt, ist das Getränke bey Tische, sobald aber das Tischtuch weggenommen worden, trinkt man keinen

keinen Wein mehr. Die ausgebrachten Gesundheiten sind: „Ihre Gesundheit, mein Herr oder Madame,“ und die Antwort: „Ich wünsche ihnen tausend Jahr zu leben,“ oder: „Wohl bekomme es ihnen.“ Gleich nach dem Essen setzt man eine große maßivsilberne mit Wasser angefüllte Schüssel auf den Tisch, worein die ganze Gesellschaft ihre Hände auf einmal steckt und wäscht. Wenn dies geschehn, spricht ein Bedienter, der an dem andern Ende des Tisches steht, folgendes Gebet. „Hochgelobt und gepriesen sey das allerheiligste Sakrament des Altars, und die klare und reine Empfängniß der allerheiligsten Jungfrau, in Gnaden empfangen von dem ersten Augenblick ihrer natürlichen Existenz. Meine Damen und Herren, wohl bekomme es ihnen!“ Hierauf macht er einen tiefen Bückling, und jeder entfernt sich, um die Sieste zu halten. Wenn Leute von Stande ein Traktament geben, so ist allemal ein Mönch dabey, der gewöhnlich der Beichtvater des Hauses ist. Bey Morgen- und Abendbesuchen präsentirt man den Gästen Schokolade und Backwerk, an Sommerabenden aber Schnee. Zwischen acht und neun wird die Abendmahlzeit gehalten, und dann legt man sich zu Bette.

Der vornehmen Araber in Syrien und Palästina gewöhnliche Art zu speisen ist folgende. Auf der Erde sind verschiedene Teppiche ausgebreitet, und in die Mitte wird eine lange Tafel gesetzt, welche nur eine Spanne hoch von der Erde und anderthalb Ellen breit ist, und mit keinem Tischtuch oder sonst etwas bedeckt wird. Verschiedene grosse Schüsseln mit Pilau oder dickgekochtem Reiß stehen auf derselben vertheilt, und in der Mitte wird ein ganzer, grosser, gekochter Hammel aufgesetzt, der in seinem Wanst eine Fülle von einer andern Art Pilau hat. Uebersteigen die Gäste die Anzahl von dreißig Personen, so wird mehr als

ein Hammel aufgetragen. Viele kleine Schüsseln mit gekochtem Zugemüse und auf mancherley Art zugerichtetem Fleische, ingleichen Näpfe voll geronnener, und durch Sauerteig sauergemachter Milch, werden zwischen diese Hauptgerüchte eingeschoben. Ein Gerücht von der letzten Art nennen sie Leben und die Türken Jagurk. Dünne und ziemlich schlechtgebackene Kuchen vertreten die Stelle des Brodtes. Einige beinerne oder hölzerne Löffel machen das ganze Tischgeräthe aus. Ist nun das Essen aufgetragen, so waschen sich alle sorgfältig die Hände, lassen ihre Babuschen haußen, und stellen sich vor die Tafel. Der Wirth thut ein Gebet an Gott, die übrigen thun desgleichen, und dann lassen sich alle, mit kreuzweiß untergeschlagenen Füssen, auf die Teppiche nieder. Einer von den Bedienten breitet ein großes Tischtuch über die Knie von allen, und dann geht's an ein essen. Obgleich Löffel auf der Tafel liegen, bedienen sie sich doch derselben wenig, sondern fahren ohne Umstände mit der Hand in den Pilau, nehmen so viel sie in die hole Hand fassen können, machen gleichsam einen Kloß daraus, und essen es, wobey sie bald von diesem, bald von jenem Gerüchten etwas darunter thun. Wasser ist das gewöhnliche Getränke, welches von den aufwartenden Bedienten gefodert, und aus irdenen Trinkgefässen oder aus Kokosnüssen, selten aber aus Gläsern getrunken wird. Die Zeit bey Tafel dauret nicht lange. Alle stehen zugleich auf, danken Gott, waschen sich wieder mit gleicher Sorgfalt die Hände und den Mund, und nehmen an einer andern Tafel Platz, welche mit Früchten und süssen Sachen besetzt ist. Nachdem sie davon etwas weniges genossen haben, wird die Tafel weggenommen, und ohne von ihren Plätzen aufzustehn, trinken sie Coffee, rauchen Taback und bleiben lange bey einander sitzen. Unterdessen gehn die Leute des

Haus-

Hausherrn, und nach ihnen die Jungen an der ersten Tafel zu Tische, sich an dem, was darauf geblieben ist, zu sättigen, und zuletzt werden die Ueberbleibsel der ersten und zweyten Tafel in die geheimen Zimmer der Damen getragen, denn an diese, selbst an die Frau vom Hause, kommt es hier, wie Herr Mariti behauptet, zuletzt.

Die spanischen Damen in Peru essen nie mit dem Mannspersonen, sondern indem sich diese auf Sessel an die Tafel setzen, bleiben sie mit kreutzweis übereinandergeschlagnen Füssen auf den Estrado's sitzen, welches eine Spanne hohe und dritthalb Ellen breite mit Teppichen und Küssen versehene Erhöhungen, längst den Wänden des Zimmers sind. Hier werden dem Frauenzimmer kleine Tische mit Speisen gesetzt. Gegen eilf Uhr Vormittags pflegt man Rosoli, Missella, oder eine Flasche vom stärksten spanischen Weine, mit Biscuit oder etwas anderem, so sich zum Trunk schickt, herumzugeben, um wegen der grossen Hitze den Magen zu stärken, welches die Einwohner hacer las once nennen. Hierauf wird sogleich zum Mittagessen Anstalt gemacht. Den ganzen Nachmittag bringt man wegen der großen Hitze mit Wassertrinken zu, welches in Cisternen aufbewahrtes Regenwasser ist, denn alle Brunnen führen gesalzenes Wasser. Aus den Ananas, die in Ueberfluß in den Wäldern wachsen, druckt man den Saft, der angenehm und kühl zu trinken ist, den man aber, eben wegen seiner großen Kühle, mit etwas Zimmt bestreut, um die Erkältung des Magens zu verhüten. Statt des Thees bedient man sich des Morgens und Abends des Krants von Paraguay, das aus Schaalen, die aus einem americanischen Kürbisse gemacht, und am Rande breit mit Gold und Silber eingefaßt sind, vermittelst silberner

berner oder goldener Röhrchen gesogen wird, die unten kleine Oefnungen haben, und ins Geschirr mit dem einen Ende getaucht, mit dem andern aber in Mund genommen werden. Die Königin unter den Früchten des Deserts, und vielleicht unter allen bekannten Früchten der Erde, ist die Chirimoya, welche auf dickbuschigten Bäumen, von der Höhe unsrer großen Zwetschenbäume wächst. Am Stiel ist sie rund wie ein Apfel, und spitzt sich von da oval zu. Inwendig gleicht sie einer schneeweißen frischen Butter mit einigen schwarzen Körnern vermischt. Wenn man sie essen will, theilt man sie, wie einen großen Apfel oder Birne, in der Mitte voneinander. Der Geschmack ist köstlich, als wenn es Gewürzen und Specereyen wären. Man nimmt sie Morgens und Abends vor dem Chocolatetrinken, weil sie ungemein kühlt, und die Chocolate ihre Kühle etwas mäßigt. Die Blütchen dieser herrlichen Frucht haben einen stärkeren und lieblichern Geruch, als die Citronen und Pommeranzenblüthe. Man pflegt sie unter die Wäsche zu legen, die davon parfumirt wird.

Die ganze Welt weiß, daß die chinesische Höflichkeit langweilig und ermüdend ist, und daß läßt sich vorzüglich von ihren Festen sagen: alles besteht da aus Komplimenten und Zeremonien.

Man hat in China zwey Gattungen von Gastmalen. Ein gewöhnliches, das aus zwölf bis funfzehn Schüsseln besteht, und ein feyerliches, bey welchen achtzig Schüsseln auf jeder Tafel mit vielerley Gepränge aufgetragen werden.

Um das Zeremoniel gehörig zu beobachten, müssen die Gäste durch drey Billets eingeladen werden. Das erstemal einen oder zwey Tage vorher; das zweytemal

den

den Morgen, wo das Fest vor sich gehen soll, um dadurch die Gäste an ihr Engagement zu erinnern, mit der Bitte, solches nicht zu brechen. Das drittemal geschieht es, wenn alles angeordnet ist. Der Wirth will dadurch seine Ungeduld, die Eingeladenen zu sehen, an den Tag legen.

Der Saal ist gewöhnlich mit Blumentöpfen, Malereyen und Porzellain gezieret, und enthält so viel Tafeln, als Gäste erscheinen sollen, es wäre dann, daß man wegen der Menge zwey an eine Tafel setzen müßte; Sehr selten ist es, daß man drey an einer sieht.

Sie stehen nach der Reihe an den Wänden, und die Gäste sitzen einander gegenüber in Armstühlen. Jede Tafel ist forne mit einen gestickten seidenen Tuch wie ein Altar behangen, und ob sie gleich weder mit Tischtüchern noch Servietten belegt sind, so giebt ihnen doch der Lack ein sehr reinliches Ansehn. Die zwey Anssenseiten sind mit grossen Schüsseln besetzt, die zerschnittene und in Pyramiden aufgebaute Speisen enthalten, und oben mit Blumen und großen Zitronen geschlossen werden. Man rührt sie nie an, und sie dienen blos zur Zierde, wie die Figuren von Zucker und Salpeter in Italien, oder die Sürtouts zu Paris.

So wie der Herr vom Hause seine Gäste in den Saal geführet hat, begrüßt er einen nach den andern, und nachdem er sich in einer Tasse von Silber, Porzellan oder einem kostbaren Holze, die auf einer silbernen Unterschale steht, Wein hat bringen lassen, so bückt er sich gegen dieselben, wendet sich mit dem Gesichte gegen den großen Hof des Hauses, und geht nach dem Ende des Saales hin. Hier hebt er die Augen gen Himmel, und gießt etwas Wein auf den Boden, um

damit

damit anzuzeigen, daß er nichts besitze, das er nicht der Gunst des Himmels zu verdanken habe. Hierauf läßt er wiederum eine große Schale von Silber oder Porzellan mit Wein füllen, und setzt sie auf den Tisch, der für ihn bestimmt ist. Vorher macht er aber an den Vornehmsten von der Gesellschaft eine Verbeugung, und dieser erwiedert die Höflichkeit damit, daß er außerordentlich geschäftig thut, eine ähnliche Schale mit Wein zu füllen, um solche auf den Tisch des Wirthes, der allemal der niedrigste ist, zu setzen, und ihm auf die Art der Mühe zu überheben. Der Herr des Hauses hält ihn davon durch andere Komplimenten ab, die die Gewohnheit vorschreibt: Der Haushofmeister bringt sodann Stöckchen von Helfenbein, und legt sie parallel auf jeden Tisch: sie werden statt der Gabeln gebraucht, und liegen gewöhnlichermaßen schon darauf. Endlich führt der Herr des Hauses seinen vornehmsten Gast zu seinem Lehnstuhl, der mit einem reichen seidenen Stof mit Blumen behangen ist, und hier kommen wieder neue Verbeugungen und eine Einladung, sich darauf zu setzen. Dieser verbittet die Ehre, und der Wirth will sie allen Anwesenden anbieten, die aber durchaus nicht leiden wollen, daß er sich so viele Mühe geben soll.

Nach diesem Vorspiele setzt man sich endlich, und in dem Augenblicke treten vier oder fünf Schauspieler, die reich gekleidet sind, in den Saal, und begrüssen die Gesellschaft mit vier Verbeugungen, die so tief sind, daß sie dabey die Erde mit der Stirne berühren. Es geschieht zwischen zwey Reihen von Tafeln, und sie sind mit dem Gesichte gegen eine lange Tafel gekehrt, die am Ende des Saales steht, und mit Cassoletten und Leuchtern besetzt ist. Dem vornehmsten wird ein Buch gegeben, darinnen funfzig oder sechszig Comödien mit goldenen Buchstaben aufgezeichnet sind, welche die Schauspieler auswendig wissen, in der

Absicht,

Absicht, daß er eine davon aussuchen soll. Er schlägt es ab, und mit dem Ersuchen, solches zu thun, wird es seinen Nachbar gegeben, und von diesem an einen andern, bis es an allen Tischen gewesen, und wieder an den ersten zurückkommt. Er läßt sich endlich erbitten, öfnet das Buch, sieht einen Augenblick hinein, und wählt das Stück, das seiner Meinung nach der Gesellschaft am angenehmsten ist. Die Schauspieler lassen jedermann den Tittel sehen, und alles giebt durch Kopfnicken seinen Beifall. Wäre einiges Bedenken bey dem Stücke, als zum Beispiele, daß ein Nahme darinne, der dem eines Anwesenden gliche, so müssen sie es anzeigen.

Mit einer Symphonie fängt sich nun das Stück an. Sie besteht aus kupfernen Bassons, die einen rauhen und schneidenden Ton haben, aus Trommeln von Büffelshaut, Flöten, Pfeifen und Trompeten. Niemanden als Chinesen kann diese Musik gefallen. Man bedient sich keiner Dekoration; es wird ein Teppich auf den Boden gebreitet, und anstatt der Coulissen brauchen sie einige Stuben, aus welchen die Schauspieler kommen, um ihre Rollen zu spielen. Das Frauenzimmer, das dem Spiele zusehen will, befindet sich außer dem Saale, hinter Jalousien, der Vorstellung gegenüber.

Man fängt immer das Fest mit einem Glase puren Wein an. Der Haushofmeister ruft, mit einer Knie an der Erde, aus: Meine Herrn, man bittet sie, die Schale zu nehmen. Sogleich ergreift ein jeder die seinige, hebt sie bis an den Kopf in die Höhe, bringt sie wieder bis unter den Tisch hinunter, und trinkt sie sodann ganz langsam mit drey oder vier Zügen aus. Man wendet hinterdrein die Schalen um, um zu zeigen, daß sie leer sind. Diese Zeremonie wird zwey oder dreymal wiederholet, und unterdessen, daß die Gesellschaft mit Trinken beschäftiget ist, trägt

man

man auf jeder Tafel eine Schüssel mit Ragout, das so bereitet ist, daß man kein Messer dazu brauchet. Der Haushofmeister bittet, daß man essen soll, und jeder bedient sich nun mit vieler Geschicklichkeit seiner zwey Stöckchen. Wie man aufgehört hat von einer Speise zu essen, bringen die Bedienten eine andere und präsentiren Wein, unterdessen der Haushofmeister immer zum Essen und Trinken nöthiget. Zwanzig oder achtzig Schüsseln folgen einander auf diese Art, und man ist verbunden eben sovielmal zu trinken, es steht aber einem jeden frey zu trinken, was er will, und überhaupt sind auch die Tassen nicht groß. Die Schüsseln werden nicht weggenommen, wenn andere aufgesetzt sind, sondern sie bleiben alle bis zum Ende des Gastmales stehen. Zwischen sechs und sechs oder fünf und fünf Schüsseln werden warme Brühen und kleine Kuchen oder Pastetchen serviret, die man mit den elfenbeinern Stäbchen hineintunket. Bis daher wird nichts als Fleisch gegessen, aber nun fängt man an, Thee zu geben, der das Lieblingsgetränke ist, und den man warm nimmt. Auch gilt dieses vom Wein. Die Bedienten sind beständig beschäftigt, warmen Wein einzuschenken, und den wegzunehmen, der kalt geworden ist. Die letzte Schüssel muß in dem Augenblicke aufgesetzt werden, in dem die Komödie zu Ende geht, und wenn man noch Reis, Wein und Thee serviret hat, so wird aufgestanden. Die Gäste machen dem Wirth ihre Komplimente, und dieser führt sie in Garten oder in ein anderes Zimmer, wo sie sich bis zum Nachtische unterhalten.

In dieser Zwischenzeit speisen die Schauspieler an einem andern Orte. Die Bedienten sind auf verschiedene Art beschäftiget: einige bringen warmes Wasser, um die Hände und das Gesicht zu waschen, andere reinigen die Tafeln, und machen das Desert zurechte. Es besteht in achtzig Schüsseln, die mit Konfituren, Geleen, Früchten, Schinken,

ken, getruckneten oder gesalzenen Enten, die ein sehr gutes Essen sind, und keinen Lekereien, die aus dem Meere kommen, gefüllet sind. Wenn alles in Ordnung ist, so giebt ein Bedienter dem Herrn hiervon Nachricht, indem er ein Knie auf die Erde setzt. Dieses bringt gleich die ganze Gesellschaft zum Schweigen. Der Wirth steht auf, und bittet seine Gäste, wieder in den Saal zu gehen. Im Anfang stellt sich alles zusammen, endlich nimmt aber ein jeder nach einigen Zeremonien seinen Platz ein.

Nun kommen größere Tassen, und man ist genöthiget, mehr zu trinken. Das Schauspiel fängt wieder an: man läßt sich das Verzeichniß der Stücke geben, und ein jeder sucht das aus, das ihm gefällt. Der Rand einer jeden Tafel ist mit fünf Schüsseln besetzt, die nur zur Zierde da zu seyn scheinen. Die Bedienten der Gäste begeben sich in ein benachbartes Zimmer, und speisen da ohne alle Feyerlichkeit.

Beym Anfange des Nachtisches läßt sich ein jeder Gast kleine Paketchen von rothen Papier bringen, die ein Trinkgeld für den Koch, den Haushofmeister, die Schauspieler, und überhaupt für jeden Bedienten enthalten, der an der Tafel aufgewartet hat. Ein jeder von diesen bringt sein Paketchen dem Herrn vom Hause, der nach einigen Schwürigkeiten erlaubt, solches anzunehmen, und durch ein Zeichen befiehlt, es einen unter ihnen zuzustellen, der sodann die Austheilung besorgt.

Gewöhnlich dauert ein solches Fest vier bis fünf Stunden. Es fängt beym Eintritt der Nacht an, und endiget sich um Mitternacht. Mit den nemlichen Zeremonien, die bey Besuchen gewöhnlich sind, gehet die Gesellschaft auseinander. Den anderen Morgen schickt

ein jedes ein Billet, worinne es seine Danksagung abstattet.

Die vorzüglichsten Speisen sind Ragouts von gehacktem Fleische mit Kräutern oder Hilsenfrüchten zugerichtet. Die Schüsseln sind von sehr schönen Porzellan, und von Einer Gestalt und Größe. Auf jede Tafel werden zwanzig gesetzt, immer vier und vier auf eine Linie. Am Ende des Gastmahls machen sie ein regelmäßiges Viereck aus. Die Bedienten nehmen sie am Eingange des Saales ab, und eben so viel, als an der Tafel aufwarten, bringen sie auf lackirten Bretern, und geben sie mit einem Knie auf der Erde hin. Zwischen vier und vier Schüsseln wird allemal eine besondere Art von Brühe und Torten von verschiedener Gattung aufgetragen. Thee ist der letzte Auftritt.

Nachdem sich die Gesellschaft in Danksagungen erschöpft und eine Viertelstunde sich unterredet hat, geht sie auseinander.

Die Potagen sind vorzüglich in China. Sie bestehen aus Schweinsschmalze, das von besonderer Güte ist, oder aus Coulis von allerhand Gattungen Fleisch, als zum Beispiel, von Schweinen, Enten, Hünern ꝛc. Ihre Hachis sind mit verschiedenen Kräutern zugerichtet, wovon ihnen jede Jahreszeit verschiedene Sorten so wie auch von Hilsenfrüchten giebt, die in Europa nicht bekannt sind. Aus den Saamen dieser Früchte bringen sie ein Oel, das in ihren Saucen häufig gebraucht wird.

Schweinefleisch zieht der Chinese jeden anderen vor, und das ist immer die erste Zuthat ihrer Ragouts. Alles zieht Schweine auf und mästet sie: Auch ißt man ihr Fleisch das ganze Jahr. Gewiß ist es, daß sie von besserm Geschmack sind als die unsrigen, und es

läßt

läßt sich nicht leicht etwas schmackhafteres finden, als ein chinesischer Schinken. Das Fleisch von alten Zugochsen wird auch sehr geschätzt. Das vorzüglichste aber von allen chinesischen Gerüchten, und das man bey allen großen Gastereyen sucht, ist Hirschsehnen und Vogelnester. Die ersten werden in der Sonne getrucknet, so in Pfeffer und Muskaten zusammengerollt, aufbehalten, und sodann, wenn man sie geben will, in Reiswasser eingeweichet, und mit einem Coulis von Ziegenfleisch mit Gewürzen gekocht.

Die Vogelnester findet man auf der Küste von Tong-King, von Jara und Cochinchina in den Felsen; die Vögel, die sie bauen, sehen nach den Federn den Schwalben ähnlich. Im Anfang scheint das Nest weiß, wenn es aber trucken worden, fällt es ins gräuliche, und wird hart und durchsichtig. So wie diese Nester von den Jungen verlassen werden, nehmen sie die Einwohner weg, und beladen ganze Barken damit. Sie sehen aus, wie eine eingemachte Zitrone, und geben den Speisen, wozu sie gethan werden, einen vortreflichen Geschmack.

Bärenpfoten und Füsse von verschiedenen anderen Thieren, die man gesalzen aus Siam, Camboir, und der Tartarey bringt, sind blos Leckerbischen für die Vornehmen. Hieher gehört auch alles Geflügel, Hasen, Kaninchen und Wildpret, das aus anderen Landschaften kömmt. Obgleich diese Eßwaaren in den grossen Städten von China viel wohlfeiler sind, als in den fruchtbarsten Gegenden von Europa, so ziehen doch die Chineser das Hundefleisch und Pferdefleisch jeder andern Nahrung vor, unbekümmert, ob ein solches Thier an Alter oder Krankheit gestorben. Sie finden eben so wenig Bedenken, Katzen, Ratten und andere Thiere von der

Art zu essen, die öffentlich in den Strassen verkauft werden. Es ist immer ein sehr artiges Schauspiel, alle Hunde einer Stadt versammelt zu sehen, die herbeygelockt durch das Geschrey derer, die geschlachtet werden, auf die Fleischer fallen. Keiner von diesen wagt es, ohne einen langen Stock oder Peitsche auszugehen.

China bringt in allen Gegenden Getreide hervor, und doch lebt man mehrentheils von Reis, vorzüglich in den mittägigen Gegenden. Man macht sogar kleine Brodte davon. In der Provinz Chanton wird von Waizen eine Art sehr dünnen Gebackenes gemacht, das nicht übel schmeckt, zumal wenn es mit verschiedenen Kräutern zugerichtet wird, die den Appetit erwecken. Ausser den gewöhnlichen Kräutern, Hilsenfrüchten und Wurzeln haben die Chineser noch viele, die in Europa nicht bekannt sind.

Keine Speise ist gemeiner und keine wohlfeiler, als eine Art von Bohnenteig, wovon sie große Kuchen machen, die fünf bis sechs Zoll dick sind. Ohne Zubereitung gegessen schmecken sie schlecht; wenn sie aber in Wasser mit Kräutern gekocht sind, so ist es ein gutes Essen. In Butter gebraten sind sie vortreflich. Man ißt sie auch getrucknet und geräuchert mit Kümmel. Sie werden in einer unglaublichen Menge gebraucht. Von dem Kaiser und den Mandarinen bis auf den schlechtesten Bauer ist alles so für die Teu-Feu eingenommen, daß sie ihnen den Vorzug vor jungen Hünern geben.

Das gewöhnlichste Getränke ist Thee, man hat aber auch eine Art von Wein, der von Reis gemacht wird. Es ist aber dieses eine andere Gattung von Reis, verschieden von dem, der gegessen wird. Dieser Wein wird auf allerhand Art gemacht, hier ist eine Vorschrift dazu.

Man

Man läßt den Reis zwanzig bis dreißig Tage im Wasser weichen, sodann wird er so lange gekocht, bis er sich ganz auflöset. Wenn dieses geschehen ist, fängt er an zu gähren, und bedeckt sich mit einem leichten Schaume. Unter demselben ist der reine Wein, den man in schön lackirten Gefässen abhellen läßt. Aus den Hefen macht man einen Brandtewein, der stärker und brennbarer ist, als der Europäische. Das gemeine Volk bedient sich dessen häufig. Die Großen bekommen ihn aus gewissen Städten, die in dem Ruf stehen, daß man ihn da besser macht.

h—ch.

3.

Vom Ursprung der Kutschen.

Vor Zeiten reiseten Monarchen und Ritter, Vornehme und Geringe, und alle, die jetzt in kostbaren Equipagen einherfahren, zu Pferde. Selbst Fürstinnen ritten mit ihrem weiblichen Gefolge, bey feyerlichen Einzügen, bey Visiten und zur Kirche, auf schöngeputzten Zeltern, oder sie ließen sich in Sänften tragen. Auf Reisen fuhr das vornehme Frauenzimmer gemeiniglich in bedeckten Wagen, die einigermaßen den heutigen Landkutschen glichen, und deren Gebrauch durch eignen Verordnungen nur dem hohen und niedern Adel erlaubt war. Unsere heutigen Kutschen oder hängende Wagen wurden erst zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts in Frankreich erfunden, das für die übrigen Europäer schon so manche Bequemlichkeit erdacht hat. Die erste, die

in einem unsern Kutschen ähnlichen Wagen fuhr, war die Königin Isabelle, Gemahlin Karls des Sechsten von Frankreich. Sie hielt 1405 zu Paris ihren Einzug, in einem ungewöhnlichen Wagen, in dem die Sitze beweglich waren, und aller Vermuthung nach wurden diese bequemen Wagen für die Königin erfunden, die eine grosse Liebhaberin vom Reisen war. Weil anfänglich nur Frauenzimmer in den neuerfundnen Kutschen fuhren, so nannte man dies in Riemenhängende Fuhrwerk, Frauenzimmer-Wagen, (Chariots Damerets.) Als man sie hernach unter Franz I verbesserte, und ein viersitziges Kabinet zwischen vier Rädern hieng, erhielten sie den Nahmen Karosse. Eine solche Karosse ließ Franz I. für die berühmte von Poitiers, Herzogin von Valentinois, machen. Aber noch immer behielte das vornehme Frauenzimmer das Vorrecht, in diesen dunkeln Kesichten zu fahren, die lederne Vorhänge statt der Glasfenster hatten, bis sich Raimund von Laral, einer von König Franz I. Höflingen, nothgedrungen eine Karosse anschafte, weil ihn wegen seiner ungeheuren Dicke kein Pferd zu tragen vermögend war. Seine Kutsche und die Karosse der Herzogin von Valentinois waren in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die einzigen in Paris. Die Bequemlichkeit der neuen Wagen brachte sie sehr bald in Ansehen, und nach dem Beispiel der Königin fingen ihre Hofdamen und andere Pariserinnen vom Stande auch an, in Kutschen zu fahren. Aber das Pariser Parlament, welches die Kutschen für nichts weniger als eine Verderbniß der Sitten, und für eine gefährliche Pracht hielt, dachte anders, und stellte König Karl XI vor, den Gebrauch der Kutschen überhaupt einzuschränken, und nur auf Reisen zu erlauben. Es scheint aber nicht, daß Karl XI auf diese Remonstranz geachtet, weil die Karossen damals noch sehr kostbar

und

und nicht sehr häufig waren. Indessen was dies Parlament nicht durch Verbote und Strafen gegen die Karossen ausrichten konnte, das suchten einige Mitglieder desselben, die der alten Mode getreu blieben, durch ihr Beispiel zu hindern. Gilles le Maitre, erster Parlamentspräsident in Paris, pflegte, wenn er mit seiner Familie aufs Land reisete, neben seiner Gemalin und Tochter, die in einem schlechten Wagen mit Stroh vollgestopft fuhren, nebst seinem Bedienten auf einem Maulthiere herzureiten. Christoph de Thou, der nicht lange nach ihm unter Henrich III. erster Präsident des Pariser Parlaments war, dachte von den bequemen Kutschen nicht so intolerant, sondern hielt für seine Gemalin eine eigne Equipage. Dies war die vierte Kutsche in Paris, und seine Gemalin die erste Privatperson, die eine Equipage halten durfte, welches vordem nur ein Vorrecht des Königlichen Hauses gewesen war. Zu König Heinrich IV. Zeiten blieben die Kutschen noch immer eine Seltenheit. Heinrich hatte mit seiner Gemalin nur zusammen eine Kutsche, die beide gemeinschaftlich brauchten. Dies beweist ein Schreiben dieses Königs an einen seiner Vertrauten, darin er sich entschuldigt, daß er ihn unmöglich besuchen könne, weil die Königin zur selben Zeit ihre gemeinschaftliche Kutsche brauchte. Auch die Vornehmsten in Paris wusten unter seiner Regierung noch sehr wenig von Kutschen. Nicole von Aubespine, eine Dame von erstem Range, pflegte, wenn sie Staasvisiten gab, auf einem Maulthier hinter ihres Mannes Secretair zu sitzen. Unter der Regierung der Königin Elisabeth zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts kamen die Kutschen auch England. In Deutschland wurden sie zu Anfange des vorigen Jahrhunderts Mode. Der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg bediente sich auf seiner Reise nach Warschau, wo er die Belehnung von Preussen übernahm, diesen neuen Staatswagen. Auch die

Brandenburgischen Gesandten auf dem Wahltage des Kaisers Matthias hatten drey Kutschen bey sich. Es waren aber unansehnliche Wagen, aus vier Brettern zusammengeschlagen. In der Schweiz waren noch mitten im vorigen Jahrhundert die Kutschen eine Seltenheit, und die Einwohner von Baden erstaunten, da der Französische Abgesandte 1676 seinen Einzug in Kutschen hielt. In Italien, wo die Zeit des Gebrauchs der Kutschen unbekannt ist, wurden die Glasfenster statt der ledernen Vorhänge eingeführt, und der Marschal von Bassompiere brachte die erste erleuchtete Kutsche nach Frankreich. Allmählig wurden die Kutschen mehr und mehr verschönert, von außen vergoldet, inwendig mit Sammet und anderm Zeuge ausgeschlagen, mit Bildschnitzerarbeit und Gemälden verziert, und ihre Anzahl stieg von Jahr zu Jahren. Um 1658 waren in Paris schon 320, und 1763 über 14000 Karossen.

Damit jedermann gelegentlich sich dieses bequemen Fuhrwerks bedienen könnte, erfand man in Paris die Miethkutschen. Labat erzählt in seinen Reisen, daß sie zu seiner Zeit dorten im Gange gekommen. Man nannte sie gewöhnlich die Fünfschillingskutsche, weil die Person für jede Stunde fünf Sols bezahlte. Sechs Personen konnten darinnen fahren. Zwei davon sassen an den Thüren auf kleinen Bänken, die auf und niedergeschlagen werden konnten. Hinter dem Sitz des Kutschers stand auf einer langen Stange eine Laterne, weil die Strassen in Paris damals noch nicht des Nachts erleuchtet wurden. Ihren Standort hatte diese Kutsche damals im Gasthofe zum heiligen Fiacre, und von diesem Heiligen erhielten die Miethkutschen den Namen Fiacre, den sie heutiges Tages gewöhnlich führen.

V. Na-

V.
Naturgeschichte.

Der Mangostan.

Der Mangostanbaum bekomnt eine Höhe von 17 bis 18 Fuß; sein Stamm ist gerade, und pyramidenartig wie die Tanne, und er trägt einen Busch in Gestalt eines länglichen Kells, der aus verschiedenen Aesten und Zweigen besteht, die von allen Seiten sich symmetrisch ausbreiten, ohne das mindeste Leere zu lassen. Die Frucht ist rund, von der Größe einer kleinen Orange, und hat anderthalb bis zwey Zoll im Durchmesser; die Rinde ist gewöhnlich ein viertel Zoll dick, und die Farbe dunkelbraune Purpurfarben, mit etwas Grau und dunkelm Grün vermischt; inwendig ist die Haut Rosen- und der Saft Purpurfarben; die Saamenkerne haben die Gestalt und Größe einer Mandel, die von ihrer Schaale entblößt ist.

Dieser Baum trägt die angenehmste und delicioseste Frucht von ganz Indien; er ist in den moluckischen Eilanden zu Hause, aber man hat ihn auch nach Java und Malakka verpflanzt, sein Busch ist so schön, so regelmäßig, so gleich, und seine Blätter, die lang, an den Enden spitzig, glatt, oben glänzend, und unten olivengrün sind, machen einen so herrlichen Blick, daß man diesen Baum jetzt zu Batavia als eine wahre Zierde der Gärten, und als den schattigsten von allen betrach-

tet. Die Kerne sind aber nicht gut zu stecken, und kommen schwer.

Der Mangostan wird allgemein für das schmackhafteste indische Obst gehalten; sein Fleisch ist saftig, weiß, fast durchsichtig, und von einem so angenehmen Geruch, als die beste Traube; Geschmack und Geruch sind so vortreflich, daß man sich nicht satt daran essen kann. Man kann den Mangostan in allen Krankheiten ohne Gefahr essen; ja, wenn die Kranken Ekel vor allen Speisen haben, so essen sie doch von dieser Frucht mit dem größten Appetit, und ein Widerwillen davor, ist ein untrügliches Zeichen, daß man nicht mehr auf ihre Genesung zählen darf. Als der Doktor Solander zu Batavia an einem schrecklichen Faulfieber daniederlag, und alle seine Freunde ihn verloren gaben, erhielt er seine Gesundheit nur durch den Gebrauch dieser Frucht wieder.

Herr John Ellis hat eine eigne Schrift über diesen und den Brodbaum herausgegeben, aus welcher dieser kleine Auszug genommen ist, und hat ihr die Beschreibung eines Kastens beygefügt, vermittelst dessen es sehr leicht wird, Pflanzen von diesen Bäumen aus Indien wohlbehalten nach europäischen Ländern zu transportiren. Ein Modell davon steht bey dem Zimmermann John Bewons zu London zu jedermanns Einsicht bereit. Er giebt zugleich ein Verzeichniß von andern Gewächsen und Früchten verschiedener fremden Weltgegenden, die mit gutem Erfolg sich in unserm Klima fortpflanzen ließen. Es ist zu wünschen, daß der Eifer der Seefahrer und Reisenden den seinigen unterstützen möge.

Linné nannte den Mangostan, Garcinia, zu Ehren des Doktors Garcin, der mit seiner Beschreibung zuerst das Publikum bereicherte.

VI. Anek-

VI.

Anekdoten.

Der Hauptzweig der Nahrung der alten Einwohner von Jasus, jetzt Assem-Kalasi genannt, war die Fischerey. Ein Tonkünstler gab auf öffentlichem Platz Beweise seiner Geschicklichkeit; plötzlich erscholl das Zeichen zum Verkauf der Fische, und das ganze Auditorium verließ ihn, bis auf Einen, den die gekränkte Eitelkeit des Tonkünstlers für den einzigen Mann von Geschmack in ganz Jasus hielt, und ihm darüber sein Kompliment machte. „Wie? rief dieser, das Zeichen „ist gegeben? Leb wohl, ich eile! Vergelten Dir's die „Götter, daß Du mich davon benachrichtigt hast; mei„ne Taubheit hätte mich da in einen schönen Schaden „bringen können!“ Strabo erzählt diese Anekdote.

Michael Paleologus, einer der größten griechischen Kaiser, und noch grösser, wenn er den Thron nicht mit Gewalt an sich gerissen hätte, sollte sich, als er noch bloßer Privatmann war, von einer Anklage durch die Feuerprobe reinigen. Diese Feuerprobe bestand in einer glühenden eisernen Kugel, oft auch in einer glühenden Pflugschaar. Derjenige, der sich ihr unterwarf, bereitete sich durch dreitägige Fasten und Gebete; die rechte Hand trug er in einen Sack eingewickelt, der mit dem kaiserlichen Siegel versiegelt war, und er wurde genau bewacht, um nicht vielleicht durch den Gebrauch

brauch einer Salbe oder eines andern Mittels die Wirkung des Feuers entkräften zu können. Nach den verflossenen drey Tagen wurde er in die Kirche geführt, man nahm ihm den Umschlag ab, und er mußte mit der bloßen Hand das glühende Eisen fest anfassen, und es dreymal vom Altar bis zum Gegitter des Sanctuarium's tragen, ohne sich zu verbrennen. Einige gleichzeitige Schriftsteller versichern, daß sie diese Probe verschiedenemal mit eignen Augen haben ablegen sehn, ohne daß der Patient den mindesten Schaden davon litte; eine Sache, die eben so schwer zu glauben, als ihnen abzustreiten ist. Michael Paleologus aber weigerte sich schlechterdings, diese Feuerprobe auszuhalten; er versicherte, daß er sich jeder andern unterwerfen würde, daß er aber zu unerfahren in dem Geheimnisse sey, ein glühendes Eisen in die Hand zu nehmen, ohne sich zu verbrennen, oder ohne von Stein oder Metall zu seyn. Niemand drang heftiger in ihn, daß er sich dieser Probe unterwerfen möchte, als Phocas, der Erzbischof von Philadelphia. „Herr Erzbischof, antwortete endlich „Michael, ich bin ein armer Sünder, der in den „Staub kreucht, und zu blind ist, um etwas Göttliches „in dem Allen entdecken zu können. Ihr aber seyd „ein heiliger Mann, der mit Gott von Angesicht zu „Angesicht spricht, und Wunder thun kann. Nehmt „mit euren heiligen Händen dieses glühende Eisen, und „legt es in die meinigen, so will ich es mit Ergebung „in Gottes Willen empfangen.“ Der Erzbischof war weit entfernt, diese Einladung anzunehmen, und die Richter erkannten den Michael für unschuldig.

Bey dem berühmten Gelübde, das, nach Ritterbrauch, auf einem gebratenen Reiher am Hof Eduard's, Königs von England, und auf Anstiften Robert's von Artois, wider

wider Philipp von Valois beschworen wurde, befand sich auch der Graf von Salisbury, der die Tochter des Grafen von Erby auf das heftigste liebte. Er legte sein Gelübde auf dem Reiher mit folgenden Worten ab. „Wenn die heilige Jungfrau hier in Person zugegen wäre, „und ihre Gottheit entsagte, um den Preiß der Schönheit „der streitig zu machen, die ich liebe, so würde ich doch „nicht wissen, welcher ich den Vorzug geben wollte, und „fürchten, sie miteinander zu verwechseln. Wo kann ich „also einen stärkern Bewegungsgrund zur höchsten Tapfer„keit finden, als in den Augen der Schönen, deren Fesseln „ich mich rühme, ewig zu tragen? Ich brenne vor Ver„langen, den Sold der Minne von ihr zu erhalten, und „bitte sie jetzt um die einzige Gnade, einen Finger ihrer „schönen Hand dergestalt auf mein rechtes Auge zu legen, „daß es gänzlich verschlossen wird.“ Das Fräulein gestand ihm zwey Finger zu, und verschloß sein Auge so wohl damit, daß er keinen Stich sehn konnte. Nun gelobte der Ritter, dies Auge nicht eher wieder zu öfnen, bis er Philipps Heer in ofner Feldschlacht bekämpft haben würde. So lange der Krieg dauerte, erlaubte er sich auch nicht, mit diesem Auge zu sehn.

VII.

Biographie.

Bruder Côme.

Der Tod des Bruder Côme ist ein wahrer Verlust für die Menschheit: der Elende wird in der Fülle seiner

Schmer-

Schmerzen die Hülfe vermissen, die er bey Côme gefunden haben würde, und lauter noch, als das Geschrey seiner Quaal, klagen, daß Côme starb!

Côme war aus einer Familie, die sich der Wundarzeneykunst beflißt, und in dem Diöces von Tarbes geboren. Nachdem er in dem Hause seines Vaters in den Anfangsgründen seiner Kunst unterrichtet worden war, ging er nach Lyon zu einem von seinen Oheimen, um sich vollkommner zu machen, und von Lyon nach Paris. Er besuchte emsig die besten Meister, und die Spitäler. Sein Fleiß und sein Verdienst brachten ihn bald in Bekanntschaft mit den berühmtesten Wundärzten der Hauptstadt, dem Düverney, Petit, Boudou, la Peyronie, Morand, Guerin, Hevin, Gautier, Leveret, und er blieb, unverändert, ihr Freund. Diese Freundschaft macht ihnen destomehr Ehre, da die Standesrivalität manches Hinderniß dazwischen zu legen schien; aber nicht alle Wundärzte nahmen Theil an der Verfolgung, die Côme — wir erwähnen es hier ungern, denn es brankmarkt, die es thaten — über sich ergehen lassen mußte. Der Abt de Lorraine, Bischof von Bayeux, trug ihm die Besorgung des Hospitals dieser Stadt auf. Nach dem Tode dieses Prälaten bewogen Geschmack an Einsamkeit und Andacht den Côme, ein Feuillantiner zu werden, und sich dem Dienst der Armen zu weihen. Seine glückliche Kuren vermehrten seinen Ruhm; die Großen suchten ihn; und seine Treuherzigkeit, seine reine Sitten, und die feinen und angenehmen Wendungen seines Witzes, machten ihnen seinen Umgang noch werther. Vergebens drangen sie in ihm, den Mönchsstand zu verlassen. Er liebte die Lebensart, die er ergriffen hatte, zu sehr, als sie aufzugeben. Sie verschafte ihm Gelegenheit, von allem Eigennutze und Glücksabsichten fern, für die Armen anzuwenden, was ihm die Großen

und

und Reichen an Protektion und Geld schuldig waren. Er stiftete ein Armenhaus, wo er eine Menge Kranken auf seine Kosten pflegte, und, andere chirurgischen Arbeiten ungerechnet, allein über tausend am Stein operirte. Bey diesem Armenhaus befanden sich auch Zimmer für Fremde, die nach Paris kamen, um sich von ihm schneiden zu lassen, und denen ihr Aufenthalt sonst zu kostbar gefallen seyn würde. Er begnügte sich nicht allein daran, den Dürftigen alle Hülfe seiner Kunst zu verschaffen, sondern er unterstützte sie auch mit Geld, und gab ihnen so viel, daß sie bequem wieder nach ihrer, oft weit entfernten, Provinz zurückkehren konnten. Er betrachtete die Protektion, welche ihm die Großen und Mächtigen angedeihen ließen, nur als eine Unterstützung für Unglückliche. Wenn man ihn in einem Audienzzimmer erblickte, so war es nicht für sich, nicht in seinen Angelegenheiten, daß er kam; nein, an seiner Seite stand immer ein Bedrängter, für den er bat, und selten schlug man ihm etwas ab. Ich brauche nichts, sagte er zu den Großen und Reichen, aber wenn ich Ihnen nützlich gewesen bin, so seyn Sie es auch diesem Unglücklichen; nur unter dieser Bedingung werden Sie mich immer zu Ihrem Befehl finden. Er machte sich so viele Leute verbindlich, daß er zuletzt nicht mehr wußte, wen er sich alles verbindlich gemacht hatte. Aber sein Tod hat gezeigt, wie viel Recht er auf die Dankbarkeit der Elenden besaß. Dreymal ist die Klosterthüre der Feuillantiner durch ein Gedränge von Unglücklichen aufgesprengt worden, die an seinem Sarge weinen wollten. Wie viele Wittwen verdanken ihm ihren Gnadengehalt! Wie viele Kinder ihre Erziehung! Wie viele Waisen das Handwerk, das sie jetzt ernährt! Wie viele junge Wundärzte ihre Existenz und Geschicklichkeit! er vernachläßigte nichts an ihrer Bildung.

Côme war mit einem thätigen und geschmackvollen Geist für Künste geboren. Er kennte sie alle, und daher seine Verbindung mit den Reaumür's, Osembray's, Geoffroy's, Dühamel's, Jussieu's, Parcieux's, Fouchy's, Winslow's und andern. Alle diese berühmten Gelehrten waren seine Freunde, weil man den Bruder Côme nicht kennen konnte, ohne ihn zu lieben, und weil seine Feinde selbst ihn verehren mußten. Man weiß, daß er die Wundarzneykunst, und sonderlich die Kunst des Steinschneidens, bis zur größten Vollkommenheit trieb; nichts glich seiner Erfahrung in dieser Wissenschaft, und sein ganzes, langes Leben war eine Folge von wunderbaren Kuren, die nur von sehr wenigen unglücklichen Ausgängen unterbrochen wurden, als die leider von chirurgischen großen Operationen unzertrennlicher und unvorhersehbarer, als bey andern sind. Die Anzahl seiner Schüler und Lehrlinge war seiner Geschicklichkeit und seinen Ruf angemessen.

Saint-Jehan de Côme starb den achten Julius 1781 um Mitternacht an den Folgen eines Catharrs. Notte wird die Büste dieses vortreflichen, unvergeßlichen Mannes, nach einem Gipsabguß im Tode, liefern.

VIII.

Romane.

Konradin.

(Beschluß.)

Konradin hatte ihm befohlen, er sollte ihr den Gifttrank in Gegenwart der Vicomtesse von Martigues reichen. Doktor Allbour war der beste Mann von der Welt; in seinem Leben hatt' er keine Seele um's Leben gebracht. Vornämlich war er ein Arzt für die schönen Damen; er befühlte gern ihren Puls: hätt' er sich wohl entschliessen können, Eufrosinen zu vergiften, ein so sanftes, munteres, liebenswürdiges, artiges Mädchen? Auf einem Maulesel, allein, war er bey Nacht in Konradin's Hauptstadt eingeritten. Eufrosine lag zu Bett. — Thut nichts, sagt' er, ich muß und soll sie sprechen. — Er wird zu ihr hingeführt. — „Doktor Allbour, fragte Eufrosine, warum hier? Ihr verliesset Konradin? ist ihm etwas begegnet? — Nichts widriges, schönes Fräulein, ausser daß er fern von Euch ist, und daß ihn falsche Nachrichten gegen Euch aufgebracht haben. Er haßte Euch, im Augenblick meiner Abreise, so sehr, als er Euch geliebt hatte. — Ihr betrübt mich, Doktor. Wer konnte mich bey ihm anklagen? — Die Vicomtesse von M.; denn ich bin Euch zu sehr ergeben, um Euch etwas zu verhehlen; der junge Baron von Bormes, der Euch überall nachgeht, den Ihr nicht in

den Thurm habt einsperren lassen. — Ist das möglich? — Sehr möglich. Konradin hat mich im Zorn hierhergeschickt. Mein Auftrag würde gar nicht erfreulich seyn, wenn ich boshaft genug wäre, ihn zu vollziehn. Er hat mir befohlen, Euch Gift zu geben. — Mir Gift? Wolltet Ihr wohl das thun, sagte Eufrosine jammernd? — Nein, versetzte Doktor Alibour, und küßte ihr ehrerbietig die Hand; aber ich muß mich stellen, als ob ich gehorchte. Morgen, in Beyseyn der Vicomtesse, werd' ich Euch einen Becher mit Honig reichen; Ihr müßt ihn austrinken, und Euch darauf beklagen, daß Ihr Feuer in Euerm Innersten hättet, müßt Krämpfe bekommen. Da man's für ein langsames Gift halten wird, so werdet Ihr immer nachher Eure gute Laune wieder annehmen, und Euch vorbereiten können, Eure Rolle bey Konradin's Zurückkunft gut spielen zu können. — Doktor Alibour, ich habe nichts, womit ich Euch für einen so wichtigen Dienst lohnen könnte; Ihr erhaltet mir das Leben." — Eufrosine war schön; und Schönheit wird so interessant, wenn man ihr dienen kann! Glaubt Ihr denn, sagt' er lächelnd zu ihr, daß die Aerzte ihren Kranken das Leben niemals anders als für Geld erhalten. Ich thu' hier nichts als was sehr natürlich ist; und ich verlange nicht einmal Erkenntlichkeit. Lebt wohl, schönes artiges Fräulein, artiger Körper und Geist. (gente de corps & d'esprit.)

Den folgenden Morgen ging Doktor Alibour zur Vicomtesse, die schon von seinem Besuch wußte. — Nun, rief sie ihm entgegen, Ihr kommt, unsern Herrn zu rächen? — Ja, antwortete der Doktor, mit bestürztem Ton. — Wo ist das Gift? — Hier — er zeigte ihr den Becher mit Honig. — Laßt sehn! — Nicht angerührt! es würkt schrecklich, obgleich langsam. Es giebt kein Mittel dage-

gen;

gen; früh oder spät folgt der Tod darauf. — Desto besser, Ruft Eufrosinen. — Eufrosine erschien mitten unter Konradin's Leibwache; ihr folgten ihre Schwestern in Thränen. Sie spielte ihre Rolle vollkommen. — Ich weiß alles, sagte sie zur Vicomtesse; sterben soll ich. Wo ist der Becher? Gebt ihn her, Doktor — und, indem sie ihn in den Händen hielt — ich danke dem Himmel, daß er mit eins all mein Elend endet; mit einem so ungestümen Mann, wie Konradin, wär' ich zu unglücklich gewesen. — Sie trank. — Es ist geschehn! ich trag' den Tod im Busen: schon rollt ein zehrendes Feuer durch meine Adern. Wohin wird man mich schleppen? sagte sie zur Wache. Sollen meine Hände in Fesseln geschmiegt werden? — Nein, sagte die Vicomtesse, Ihr seyd frey; genießt in Freiheit die wenigen Tage, die Euch noch übrig sind. — So sagt ihm denn, ich dankte ihm dafür, daß er mich wenigstens mit dieser Demüthigung verschont hätte. — Sie ging. Ihre Schwestern, mit dem Geheimniß nicht vertraut, schluchzten und seufzten. Die Vicomtesse bewunderte ihre Kaltblütigkeit, ihren Gleichsinn gegen das Leben: die Wache war bestürzt.

Eufrosine setzte sie noch mehr in Erstaunen, indem sie einige Tage hernach wieder so munter als zuvor wurde. Sie kehrte zurück zu ihren gewöhnlichen Spielen, und schien die schauervolle Scene ganz vergessen zu haben. Konradin kam nun, nachdem er endlich seine Feinde überwunden hatte, in seine Hauptstadt zurück, stolz auf seine Eroberungen, und noch immer gleich stark erbittert gegen Eufrosinen. Nicht blos beleidigte Liebe reizte ihn zur Rache; auch Stolz eines Herrn, der, einen Augenblick von der Liebe gefesselt, darüber erröthet, daß er so viel Schwäche verrathen hätte. Die Bande waren zerrissen; seine düstere, rachsüchtige, stolze Ge-

müthsart zurückgekehrt. Eufrosine, glaubt' er, würde vor ihm zittern, würde schon in ihren Zügen Spuren seiner Rache verrathen. Er wollte noch Vorwürfe und Demüthigungen mit der Todesstrafe verbinden.

Bey seiner Ankunft begegnet' er ihr. Sie pflückte Blumen auf ihrem Beete, und sang dazu das rührende Lied des Dichters von Limoyes. Ganz unbefangen, gar nicht furchtsam, sah sie Konradinen mit der größten Gelassenheit an. — Ha! seyd Ihr hier? — Ja, Ungetreue, hier bin ich. — O keine Vorwürfe mehr, versetzte sie aufgeräumt, nachdem Ihr mir Gift habt geben lassen. Der Fehler ist wohl genug gebüßt. Nichts mehr davon. Wie habt Ihr gelebt? Euer Sieg, sagt man, ist vollkommen; ich habe diesen Morgen in der Kapuzinerkirche Gott dafür gedankt: denn wiewohl ich mich in dieser Welt für nichts mehr rechne, so glaubt mir doch, daß ich Theil an Euch nehme und Euch vergebe. Aber . . . haltet mich, Konradin . . . haltet mich . . . ich werde schwach . . . Konradin hielt sie einige Augenblicke in seinen Armen, voll Zorn und erstaunt. — Es ist, sagte sie, die Würkung des Gifts — und stellte sich dabey, als erhohlte sie sich wieder; sonst empfind' ich nichts davon. — Sprachlos und düster wußte Konradin nicht, was er antworten sollte; die Liebe, stärker als sein Zorn, machte ihm Vorwürfe: er verließ sie hastig. — Nein, sagt' er, nein; ihre Marter würde zuletzt die meinige werden. Wenn sie nicht mehr ist, kann ich Eufrosinen vergessen: aber sie sehn und sehn wie sie leidet, mich an ihrer Qual zu weiden . . . . Nein, ich bin nicht so grausam als ich glaubte. Sie soll sterben, entweder mein Schwerdt oder ein stärkeres Gift soll morgen ihrem Leiden ein Ende machen.

Allein

Allein vorher hatt' er noch jemand andern zu bestrafen. Der junge Baron von Bormes, den er für seinen Nebenbuhler, für einen vorgezognen Nebenbuhler hielt, verdiente noch mehr als den Tod. Gleich bey seiner Ankunft hatt' er ihn in den Thurm sperren und fesseln lassen. Weder Beatrix, noch die Gräfin von Montfort, noch die Regentin von Frankreich hatten ihn bewegen können, den Gefangenen frey zu geben. Er konnte ihn mit Dolchstichen durchboren; allein er wollte Geständniß der Wahrheit. Alle Nacht folterten ihn schreckliche Träume: er glaubte Eufrosinens Gerippe zu sehen, das ihm mit dem Giftbecher in dem entfleischten Händen wegen seiner Rachsucht scholt, und ihn vor Gottes jüngstes Gericht lud, wo ihre Unschuld in ewiger Klarheit offenbar werden würde. Dieses quälende Bild verfolgte ihn überall. Alle Erkundigungen, die er seit seiner Zurückkunft eingezogen hatte, enthielten nichts Beweisendes gegen Eufrosinen. Man war unerschöpflich in ihrem Lobe; er sah ein neues Volk, das sie durch ihr liebenswürdiges Betragen gesittet gemacht hatte, und dem sie ihre Heiterkeit mitgetheilt zu haben schien. Er sah, daß sie durch Nachlassung von ihrem Ansehn dazu beygetragen hatte, ihn diesem Volk noch werther zu machen, das jetzt aus Liebe that, wozu es sonst die Furcht trieb. — Ach! Eufrosine, rief er, so viele Tugenden, und dennoch ungetreu! — Niemand als der junge Baron von Bormes konnte ihre Unschuld aufklären: aber würd' er auch seinem Mörder antworten wollen? würd' er wohl die Wahrheit gestehn? Konradin beschloß, ihn durch eine feyerlich-religiöse Scene furchtsam zu machen.

Er ging hinab in seinen Kerker. — Komm her, sagt' er zu ihm, komm', junger Knappe; beschwör' mir

am Altar durch schreckliche Schwüre Eufrosinens und Deine Unschuld; komm, wenn Du's wagen kannst. — Ich komme, sagte Bormes. — Konradin führte ihn in die Kapuzinerkirche, und ließ jene schauervolle Messe lesen, die man sonst gegen die Feinde des Staats, gegen die Hexenmeister und bey Excommunikationen brauchte. Die Wachskerzen waren ausgelöscht, die Kirche schwarz behangen; der junge Knappe selbst mit einem Leichentuche bedeckt, vor ihm ein halbofnes Grab, aus dem ein scheußliches Knochengerippe emporstieg, das Kruzifix umgestossen. Den jungen Knappen schreckte das Alles nicht; mit lauter Stimme schwur er, Eufrosine sey unschuldig. Der Himmel, der bis jetzt bewölkt gewesen war, heiterte sich nun auf; in vollem Glanz schien die Sonne; die Kerzen schimmerten wieder; Freudengeschrey erscholl im Tempel, und das Volk begleitete Konradinen und den jungen Knappen mit einem Jauchzen, das deutlich genug bewies, wie sehr Eufrosine beliebt war. Ein glorreicher Triumpf für sie! Von diesem Augenblick an stellte sie sich äusserst entkräftet, sprach immer von innerlicher Verzehrung, die vom Gift herrührte; ihre Ohnmachten wurden häufiger; sie ließ sich seltner als sonst öffentlich sehen. Jetzt, da sie versichert war, daß sie Konradin noch liebte, und nicht mehr an ihrer Unschuld zweifelte, jetzt wollte sie, daß ihn sein Gewissen wie mit Dolchstichen martern sollte, jetzt wollte sie ihn quälen bis zu einer Entwickelung, zu der sie den Entwurf gemacht hatte.

Auch war's mit ihm nicht anders, als ob ihn die Furien peinigten. Er entfernte sich ungern von Eufrosinen; und so lang er bey ihr war, schluchzte er, saß er schweigend und traurig. Eufrosine seufzte dagegen auch, schwieg, schien seinen Anblick vermeiden zu wollen.

Jeder

Jeder Tag brachte die nämlichen Scenen wieder. — Eufrosine, rief zuweilen Konradin mit dem schmerzhaftesten Ton, Eufrosine! .... Unglücklicher! Unglücklicher! .... und ging.

Mit diesem in sich selbst verschlungnen Schmerz verbanden sich noch Besorgnisse wegen der Zukunft. Der Geist seines Zeitalters war auch der seinige; und in diesem Zeitalter war man zugleich Tyrann und andächtig; die Ritter plünderten die Waisen, stifteten reiche Kapellen, und statteten Klöster aus. Die Strassen wimmelten von unsinnigen Kreuzfahrern, die, unter einem Anführer vereinigt, sich nach dem heiligen Land einschiffen wollten; von kleinen Heeren von Räubern, die Schlösser zu überraschen suchten; und von Pilgern, die ihr Gelübd erfüllten, indem sie von Thüre zu Thüre bettelten; von Einsiedlern, welche die Klage des Sire von Crequi, die Ludwigs IX. Kreuzzug erneuert hatte, sangen.

Seit einiger Zeit hatte sich ein solcher Eremit auf einem Berge nicht weit von Konradin's Hauptstadt niedergelassen; hatte sich mit eigenen Händen eine geringe Wohnung gebaut, die aber ehrwürdig geworden war durch die Stille umher, und durch kostbare Reliquien, worunter auch Holz vom heiligen Kreuze, welches alles er nach einem unglücklichen Kreuzzuge von Akkon, von da er zurückkam, mitgebracht hatte. Er gab sich für einen alten Ritter aus, der ein Gelübde, das er in der äussersten Gefahr gethan, vollzöge. Ein langer Bart, ein Geschwätz von Weissagung, strenge Sitten machten, daß das Volk Zutrauen zu ihm faßte. Man drängte sich, ihn um Rath zu fragen; zu ihm kam man, um die göttliche Barmherzigkeit anzuflehen.

Dieser ehrwürdige Mann war niemand anders als Elzear von Sabran, Eufrosinens Vater, der wider Willen sich dazu hatte verstehen müssen. Er war erst Willens gewesen, bey Konradinen einen anständigen Aufenthalt zu suchen, weil er glaubte, seine Töchter würden seinen Rath befolgt und Konradin würde ihrem vereinten Angriff nicht haben widerstehen können. Als aber das falsche Gerücht von Eufrosinen ihm auch zu Ohren kam, hatt' ers für besser gehalten, seinen Namen zu verschweigen, sich zu verbergen, und künftig ein Einsiedlerleben zu führen.

Diesen Mann beschloß Konradin um Rath zu fragen; durch den glaubt' er vom Himmel Verzeihung für das Verbrechen, das er sich vorwarf, zu erhalten. Er klimmte zu Fuß, und mit einem Haargewand, wie ein Büssender, den steilen Berg hinan. — Mann Gottes, sagt' er zum Einsiedler, hör' mich an; gieb mir Deinen Beistand. Konradin kniet vor Dir: thue das auch vor dem Gott, der mit Wohlgefallen auf Dich sieht, und sag' ihm meine Reue. Vorher noch versprech' ich Dir, auf dieser Stelle eine Kapelle mit Priestern zum Dienst zu stiften. Hör' mich an. — Hierauf that er ihm, in der demüthigen Stellung eines reuevollen Busfertigen, ein Geständniß über die Nichtigkeit aller menschlichen Grösse und über alle seine Verbrechen: endlich bat er noch um Barmherzigkeit vom Allerhöchsten und um den Seegen des Eremiten. Welch ein Bekenntniß für diesen, der den Mörder seiner Tochter vor sich auf den Knie'n sah! Es kostete ihm viel sich zu mäßigen, und was in ihm vorging zu verbergen. Doch konnt' er sich nicht enthalten, zornig zu ihm zu sagen: — Zittre, Konradin, Vergiftung läßt sich nicht vergeben; es ist das niedrigste aller Verbrechen, Gottes Zorn ist ganz dagegen gekehrt. Nicht anders, Konradin, lebe von Deinem Gewissen gefoltert, und fürcht' ein ander Le-

ben.

ben. — Konradin wälzte sich an der Erde, zerraufte sich die Haare, schlug sich an die Brust. — Gott, rief er, Gott! sie muß also sterben! Arme Eufrosine! — Wo ist sie? — In meinem Schloß. — Hat sie jemanden der sie tröstet? — Ihre Schwestern. — Sag' ihn, sie soll mit ihnen hieher kommen. Und wer half zur Vergiftung? — Mein Arzt. — Er soll auch kommen, aber sonst niemand; ich will die ganze Nacht beten: möchte doch der Himmel sich über Eufrosinen erbarmen, und mir unter den Kräutern, die ich selbst baue, ein Gegengift zeigen, das wider alles hilft! — Mann Gottes, wenn Du ihr das Leben wieder gäbst, ein glorreiches Denkmal würd' ich Deinem Andenken setzen. Du siehst dort diese beyden Gipfel von zween Bergen, die ein breites Thal trennt; nun ich gelobe Gott zum Dank für Eufrosinens Genesung eine Kette von Gold, die von einem Berg zum andern reichen soll. —

Die ganze Nacht läutete der Eremit die Glocke auf seiner Einsiedeley, und bey dem traurigen Schalle davon betete Konradin auf seiner Burg. Mit dem ersten Strahl der Sonne ging er zu Eufrosinen. — Geht auf den Berg, schöne Eufrosine; der heilige Mann dort wartet Eurer: möcht' er doch ein Mittel für Euch finden! Doktor Alibour und Eure Schwestern sollen Euch begleiten. Giebt es keines, so leb' ich morgen nicht mehr. —

Eufrosinen dauerte jetzt endlich Konradin. Seine Reue zeugte von zuviel Liebe; und für ein nicht vollbrachtes Verbrechen war's mit dieser Reue genug. Mehr als einmal hatte sie ihm alles entdecken wollen, aber dann fürchtete sie wieder, bey einem so stolzen Manne wie Konradin möchte die Entdeckung eines Betrugs traurige Folgen haben. Doktor Alibour war eben so verlegen: die Wallfarth nach dem Berge war ihnen beyden willkommen. — Ich zweifle

gar nicht an Gottes Allmacht, sagte sie zu Konradin; er sieht Eure Reue, er weiß, daß ich Euch vergeben habe: er wird sich meiner und Eurer erbarmen; mir ahndet ein ausserordentliches Wunder — Ihr gießt Trost in meine Seele, schönes Fräulein, sagte Konradin; geht, bittet für mich bey Gott, dessen Arm schwer auf mir liegt: indessen, daß Ihr zur Einsiedeley hinaufsteigt, will ich bey dem Pater Guardian der Kapuziner mein Herz ausschütten. — Er ging auch wirklich in dieses Kloster. Der Pater Guardian war ein besserer Tröster als der Eremit; oder vielmehr er besaß die Politik seines Standes, welche darinn bestand, Ablaß und Vergebung zu versprechen, wenn man sie durch Freigebigkeit verdienen wollte.

Eufrosine klimmte indessen den Berg hinan. Ihre Schwestern, betrübter als sie, unterhielten sich nur mit andächtigen Betrachtungen: Doktor Alibour lachte heimlich über das Wunder, das geschehen sollte: Eufrosine hatte viel Mühe, nicht zu lachen, so oft sie sich nach dem Doktor umsah.

Endlich erreichte sie die Einsiedeley. Sie erblickte den Eremiten, der in der Thürschwelle sehr andächtig in seinem Gebetbuche las. Weder sie noch ihre Schwestern erkannten ihren Vater, so sehr war er verändert; er aber erkennte sie gleich, und sah eine nach der andern schweigend an. Als er Eufrosinen betrachtete, entfielen ihm einige Thränen, und er sank auf den Stein zurück. Die liebenswürdigen Schwestern wurden gerührt; sie sahn ihn an und weinten. Endlich sprach der Eremit. — Komm näher, Eufrosine; kennst Du mich nicht mehr? — Diese Worte, diese Stimme machten Eindruck ... Eufrosine und ihre Schwestern fielen ihm zu Füssen: er schloß sie alle in seine Arme, und weinte auf

sie.

sie. — Ich seh' Dich also zum letztenmal, Eufrosine! Konradin .... Ihr irrt Euch, mein Vater, ich bin nicht vergiftet. Konradin befahl es zwar, aber Allbour hinterging ihn. Konradin, jetzt ein Opfer seines Irrthums, bereut es nun, seufzet; und alles ist so gut eingeleitet, daß er bey meiner Zurückkunft an ein Wunder glauben wird. Ihr werdet künftig nur frohe Nachrichten hören, denn er wartet meiner, um mich zum Altar zu führen. — Gelobt sey Gott! rief der Einsiedler, dieser Tag, erst der unglücklichste in meinem ganzen Leben, ist nun einer der schönsten. Ihr glaubtet nicht, Euren Vater, den man überall todt sagte, hier zu finden. Ihr wißt, wie traurig der letztere Kreuzzug ablief. Ich wollte zu Konradin, um da mein Leben zu beschliessen, als ich, liebe Eufrosine, Dein vorgebliches Unrecht gegen ihn erfuhr. Doch der Priester wird bald vor den Altar treten, kommt, meine Kinder, laßt uns dort den Seegen des Himmels erbitten. —

Niemals ist wohl eine Messe so andächtig angehört worden. Sobald sie zu Ende war, gab der Greis seinen Töchtern und dem guten Doktor ein sehr mäßiges Frühstück von Rüben, Artischocken und Bohnen. — Ich habe das selbst gebaut, sagt' er — und seine Töchter weinten, bey dem Gedanken, wie sauer diese Arbeit ihm, der nicht daran gewöhnt gewesen, müßten geworden seyn. — Der Mensch, gab er ihnen zur Antwort, kann alles was er will. Glaubt mir, liebe Töchter, rechen oder begiessen kostet weniger Mühe, als zwanzigtausend Menschen zur Schlachtbank zu führen, wenn man ein menschliches Herz hat. Geht nun zurück zu Konradin: Du, liebe Eufrosine, beruhige sein nagendes Gewissen; dann versprich mir wiederzukommen, und in meiner einsamen Hütte, an eben diesem Altar, seine

Hand

Hand mit dem ehrenvollen Namen seines Weibes anzunehmen. Sag' ihm nicht, wer ich bin: ich will hier unbekannt leben und sterben. Und hiermit lebt wohl, liebe Töchter. — Sie gingen, und als er sie in einer gewissen Entfernung erblickte, hob er beyde Arme gen Himmel und rief: Nimm mich, o Gott, nimm mich immer von dieser Welt, wenn ich erst Eufrosinens Verbindung mit Konradin gesehen habe! — Die Stunde war gekommen, wo er nach seiner Gewohnheit am Gestade zu fischen pflegte; er nahm seine Angel und ging hinab am Ufer des Meers.

Die ganze Zeit über hatte Konradin gefastet, von Morgen an war er nicht vom Altar gewichen; kniend auf den Gräbern seiner Vorfahren hatt' er sie mit Thränen benetzt. Unabläßig hatten die Religiösen auf dem Chor gebetet; immer war der Pater Guardian bey ihm gewesen. Man meldete ihm Eufrosinens Zurückkunft. Er stand zitternd auf: — Gott! sagt' er, werd' ich mein Todesurtheil hören, oder soll ich wieder aufleben? — Der Pater Guardian schmeichelte ihm mit einem Wunder. Er ging nach seinem Schlosse. Die Schwestern standen am Fenster; und sobald sie ihn nur von weitem erblickten, riefen sie ihm zu: Muthig, Konradin, muthig! Diese wenigen Worte belebten auch wirklich seinen Muth wieder; er ging stärker: Eufrosine wartete seiner auf der Treppe. — Wunder, rief sie ihm entgegen, Wunder! — Konradin fiel ihr zu Füssen, und vermogte weiter nichts, als ihr dreimal nachzurufen: Wunder! — Nach einem langen Schweigen reichte ihm Eufrosine die Hand. — Nicht eher, sagt' er, als bis Ihr mir sagt, alles sey vergeben. — Von ganzem Herzen, erwiederte Eufrosine.

Schnell und prächtig wurden Anstalten zur Vermählung gemacht. Konradin beschenkte das Volk und bezeugte sich unerhört freygebig gegen die Mönche, deren Fürbitte er Eufrosinens Genesung zuschrieb. Er ließ sogleich an der goldenen Kette, die er gelobt hatte, den Anfang machen. Am bestimmten Tage ging er mit seinem Hofe nach der Einsiedeley, wo die Vermählung vollzogen werden sollte.

Der gute Eremit war indessen krank geworden, und bedauerte, bey der Annäherung des Todes, nur dieses, daß er nicht die Hand seiner Tochter in Konradins Hand hätte legen können. Am Morgen vor seinem Sterbetage meldete man ihm, daß Konradin und sein Hof käme. Er nahm seinen Stab, und, nachdem er zuvor, mühsam niederknieend, eine kurze Danksagung gebetet hatte, ging er an die Thüre seiner Einsiedeley, wo er Konradinen empfing, der vor ihm niederfiel, und ihm die Hand küßte. Eben das thaten auch Eufrosine und ihre Schwestern. — Endlich, sagt' er, endlich seyd ihr glücklich: Lebt lange, Konradin, und aus Euerm Glück flieſſe, wie aus einer reinen Quelle, das Glück Eurer Unterthanen. — Nach der Messe sprach der Hofgeistliche die Trauungsworte, und die beyden Gatten schwuren sich ewige Zärtlichkeit. Für den guten Greis war das zu viel Freude; eine grosse Schwäche folgte darauf. Seine Töchter sahn ihn blaß werden und wanken. Er verlangte, in seine Klause geführt und allein gelassen zu werden. Hier knie' er nieder, um zu beten, und ohne Schmerzen schied er aus dieser Welt. Nach der Trauung gingen die Schwestern, unruhig weil er nicht wiederkam, ihm nach, und fanden ihn tod. Da sie sich dem lebhaftesten Schmerz überliessen, sprach ihnen der Pater Guardian Trost zu,

indem

indem er ihnen vorstellte, daß eines so christlichen Todes sterben, nichts anders hiesse, als nur aufhören zu leben, und daß ihr Vater schon im Himmel wäre. Eufrosine wollte haben, er sollte in der Einsiedeley begraben werden, und Konradin ließ auf der Stelle eine prächtige Kirche bauen, die noch steht.

H—ß.

IX.

Miscellanien.

I.

Fragmente zu einer Geschichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfnisse:

von R—d.

(Vierte Fortsetzung.)

Ein ähnlicher Prachtaufwand, der sich an diesem anschließt, ist ein Geschenk von Kinderzeug, la Layette genannt. Ich theile die genaue Angabe desselben aus eben der Lingere mit.

Für die Mutter.

Sechs Busentücher.
Zwölf Milchlätze.
Zwey Wöchnerhemden.

Sechs

Sechs Ermel en amadis; vier Musseline, zwey spitzene.
Zwölf platte Tücher zum Unterlegen.
Zwölf gefaltene.
Sechs Bauchbinden.
Zwey Musselinene Nachtzeuge.
Zweyundsiebenzig Tücher zum Wärmen.
Sechs Kamisöler en amadis, mit oder ohne Kappe.
Eine große Fußdecke vor das Bette.
Eine kleinere vor den Schlafstuhl.

Für das Kind.

1. Kopf.

Achtundvierzig Häubchen, die unter dem Kinn zusammengebunden werden.
Zwey Kopftücher zur Unterlage.
Vierundzwanzig Häubchenbänder, von drey Längen.
Vierundzwanzig Nachtcornetten, für drey Alter.
Vierundzwanzig runde Häubchen, musselinene und spitzen, für drey Alter.
Vierundzwanzig Halstücher von Batist, mit Musselin garnirt.
Sechs Halsservietten, mit Musselin besetzt.
Sechs leinene Hauben.

2. Leib.

Zweyundsiebenzig Stopflappen.
Zwölf Wickelschnuren.
Achtzehn barchentne Windeln.
Sechs schlechte Servietten, um die Nacht um die leinenen Windeln geschlagen zu werden.
Zwey durchnähete musselinene Windeln.
Zwey Windelbänder dazu.

Eine

Eine durchnähete Windel von weißem Atlas.
Ein schönes Windelband dazu.
Vierundzwanzig Kollerhemden, für drey Alter.
Zwölf Geiferlätzchen, mit Musselin oder Spitzen besetzt.
Sechsunddreißig Schnupftücher zum Säubern des Kindes.
Sechs Windeln von Dreyertuch.
Vier Windeln von Spaniolette.
Sechs Köllerchen von Spaniolette.

3. Zwey Staatsanzüge bestehend aus

Zwey Häubchen zum Zubinden unter dem Kinn.
Zwey runden Häubchen.
Vier Geiferlätzchen.
Zwey großen Hauben.
Zwey Vorsteckern.
Sechs paar zwirnene Fausthandschuhchen.

4. Wiege.

Eine Wiege.
Eine Wiegendecke von Stoff.
Ein leinewandner Ueberzug zum Wiegenhimmel.
Eine Matratze.
Zwey Strohsäcke.
Sechs kleinere.
Sechs Paar Wiegentücher.
Zwey leinene Decken.
Zwey Federküssen; ein viereckigtes, in die Wiege zu legen, und ein länglichtes, das die Amme auf den Schoos nimmt, wenn sie das Kind wickelt.
Zwölf Ueberzüge dazu; sechs für jedes.

Alles dieses hat seine bestimmte Gebrauchzeit, und es wird meinen Leserinnen gewiß angenehm seyn, wenn ich ihnen die Gewohnheit der vornehmen Parliserinnen in diesen Stücken hersetze.

Man giebt den Kindern.	Man nimmt es ihnen.
1. Am Tage, da sie geboren sind.	
Das Häubchen, das unter dem Kinn zugebunden wird	im dritten Jahre.
Die leinene Haube	im dritten Jahre.
Die runde Haube (des Tags) / Die Cornette (des Nachts)	im dritten Jahre, wenn es ein Mädchen; im sechsten Monat, wenn es ein Junge ist.
Das Unterlegkopftuch	in vierzehn Tagen.
Den Stopflappen / Die Windeln	im dritten Jahre.
Die durchnähete Atlaswindel (des Tags)	im sechsten Monat.
Die Wickelschnur	im sechsten Monat.
Die leinewandne Decke (des Nachts)	im sechsten Monat.
Die Halsservietten (des Nachts)	im dritten Jahre.
2. Nach Verlauf von vierzehn Tagen.	
Das Kollerhemd / Das leinewandne Kollerchen	im sechsten Monat.
Die batistenen Halstücher	in drey Jahren: die Mädchen tragen sie stets.

Man giebt den Kindern.	Man nimmt es ihnen.

3. Nach sechs Wochen.

Die Staats- oder kleinen Ermel	im sechsten Monat.

Folgende Stücke, die aber nicht zum Bestand einer Layette gehören, werden den Kindern

gegeben,	genommen.
Das Hemd des ersten Alters	in zwey Jahren.
Die ersten Unterstrümpfchen	in drey Jahren.
Der Kinderrock.	

Nach einem Jahre.

Der Fallhut Die Unterstrümpfe des zweyten Alters	in drey Jahren.

Der Luxus unsrer Vorfahren bestand in einer ganz andern Art; durch die Gütigkeit des Herrn Superintendenten Oschmanns zu Ichtershausen bey Gotha, besitze ich aus einem Schwarzburgischen Archive folgende Berechnung des Aufwands, der den 17. November 1560 bey Graf Günthers des Streitbaren Beilager, an Zehrungs- und Speisekosten gemacht worden ist, und die nicht allein durch ihr Alter und ihre Sonderbarkeiten merkwürdig, sondern auch in Absicht auf die Zeitrechnung des Gebrauchs manches Getränkes, und mancher Speise, wichtig wird. Es waren zu diesem Beilager vier und sechzig fürstliche und gräfliche Personen, und vier und achtzig Ritter eingeladen.

700 Maltey Korn.
120 Stück Hirsche.

116 Rehe.
150 groſſe und kleine wilde Schweine.
850 Haaſen.
20 Auerhäuer.
35 Birkhähner.
300 Rebhüner.
400 Schnepfen.
60 Haſelhüner.
85 Schock Krametsvögel.
150 Stück Welſche Hähner.
20 Schwanen.
24 Pfauen.
14 Schock andere Vögel.
8 Schock wilde Gänſe.
100 Stück Ochſen.
1000 Stück Hammel.
70 Schock Hüner.
45 Schock zahme Gänſe.
3550 Schock Eyer.
175 Schock Capaunen.
245 Spanferkel gebraten.
200 Seiten Speck.
8 Rinder geräuchert.
47 Stück Schweine.
24 Sog-Kälber, jedes ein Jahr.
40 junge Sog-Kälber.
4 Tonnen Schmalz-Butter.
8 Tonnen geſalzene Butter.
7 Faß Weineßig.
10 Faß Biereßig.
200 Fäßlein eingemachtes Wildpret.
720 Schock groſſe Karpfen.
21 Centner Hechte.
85 Schock grüne Forellen.

4 Centner grüne Aale.
7 Fuder Krebſe.
60 Stübchen Schmerlinge.
24 Stübchen kleine Gemangfiſche.
10 Schock lebendige Neunaugen.
30 Schock Barben-Saal-Fiſch.
3 Tonnen geſalzenen Hecht.
6 Tonnen geſalzenen Lachs.
2 Tonnen Störe.
1 Tonne geſalzenen Aal.
1 Ballen Schollen.
1 Ballen Stockfiſch.
3 Tonnen Rothſchier.
4 Schock Rachen.
3 Tonnen Hering.
3 Schock dürre Lampreten.
3 Centner Zwetſchen.
1 Tonne Honig.
13 Centner Wachs.
2 Centner Reiß.
3 Centner Hirſe.
10 Centner Unſchlitt.
1 Centner Kirſchmuß.
12 ganze Parmeſankäſe.
700 Holländiſche Käſe.
4 Körbe Roſinen.
1 Butte Oblaten.
700 Kronen Zuckerkonfect.
200 Rthaler für Zwiebeln, Kräuter und Wurzeln.
700 Klafter Holz.
4800 Malter Haſer, verfüttert.

Ferner:

20 Lägel Malvaſier.
25 Lägel Rheinfall.

25 Fuder Rheinwein.
30 Fuder Würzburger und Franken Wein.
6 Fuder Neckar-Wein.
12 Faß Breyhan.
24 Tonnen Hamburger Bier.
12 Faß Eimbeckisch Bier.
12 Faß Mumme.
6 Faß Gose.
6 Faß Mindisch Bier.
10 Faß Arnstädter Bier.
30 Faß Zellisch Bier.
10 Faß Englisch Bier.
220 Faß Speisebier, ohne was sonsten an alten Kräuter- (als Hirschzungen, Salbey, Beifuß und andern dergleichen) Bieren vertrunken worden.
1010 Eymer Landwein.
4500 Rthaler für Kleidung und Pferdeschmuck.
4500 Rthaler an Stallung, rauch Futter und Trinkgelder auf 3500 Pferde.
10000 Rthaler für Bekleidung, Teppiche und Umhänge derer Gemächer.

(Die Fortsetzung folgt.)

2.

Aus der Sprache der Brachmanen.

Ich dürstete nach Gold;
Aecker grub ich auf;
Und suchte Metalle
Gierig zu verwandeln.

Ich durchflog die Meere,
Und beugte mich wieder
Vor Großen der Welt.
Ich verließ die Menschen;
Zu zaubern versucht' ich,
Durchwachte bey Gräbern
Die stürmischen Nächte.
Arm kehrt' ich zurück.
Nein, schändlicher Geitz!
Es bethören hinfort
Deine Versprechungen
Mich, Falscher! nicht mehr.

X.

Fragmente.

I.

Aus den Briefen eines Reisenden über den gegenwärtigen Zustand von Cassel.

Damit Sie sich, mein Freund, einen Begriff von allen Annehmlichkeiten des Caßler-Aufenthalts machen können, so werde ich Ihnen noch in diesem letzten Brief die Lebensart in der Stadt, das schöne Geschlecht, und überhaupt die ganze dortige innere Einrichtung beschreiben.

Cassel hat auch das mit allen großen Städten gemein, daß man da leben kann, wie man will. Wer nun so ganz

sich

sich der großen Welt widmen, alles mitmachen, und dabey doch haushalten will, der thut wohl, wenn er vorher seine Einkünfte genau berechnet, denn alles dieses ist da sehr theuer — Wohnung, Stallung, Kutschen, Häuser, Holz, Wein, Futterung vor Pferde, Bediente, sind alle sehr theure Sachen; wie dann auch noch die Ausgaben durch das schwere Geld, besonders für Fremde, um vieles vermehret werden, indem der Louisd'or, der in den Gegenden vom Rhein und andern Provinzen Deutschlands neun Gulden gilt, da nur um fünf Thaler angebracht wird, und ich glaube, man kann das Verhältniß annehmen, daß man da nicht mehr mit einem Thaler, als in jenen Gegenden mit einem Gulden ausrichten kann, welches denn auf Einländer, und auf solche, so in diesen Diensten stehen, weniger Einfluß hat, weil sie in gleicher Münze bezahlt werden. So kostbar es nun auch ist, auf den ganz großen Fuß zu leben, so kann man sich doch auch gar wohl um sehr vieles einschränken, und es leben da Familien recht ordentlich, die gewiß keinen großen Aufwand machen können, es hängt alles von der Einrichtung ab. — Kutschen und Pferde zu halten, ist eine sehr gemeine Sache, doch aber kann man sich auch mit Sänften behelfen, — und so mit vielen andern Sachen mehr. — Man kann den Hof, die große Gesellschaften öfters wenig, oder gar nicht besuchen, groß Spielen oder gering, sich nur in kleine Gesellschaften begeben, oder auch ganz einsam leben, — niemand fragt darnach. Ausserdem muß man sagen, daß im Ganzen unter Cavaliers und Dames, wie auch unter der zweiten Classe, viele große wohlgewachsene und schöne Personen gesehen werden. Ein schöner ansehnlicher Wuchs scheint da ein Nationalvortheil zu seyn, man freut sich eine große Gesellschaft versammlet zu sehen, denn gewiß trift man wohlgebildete Leute in größerer Anzahl, als je an einem andern Orte an, und zeichnen sich die dortigen Damen nicht nur

durch einen edlen ungezwungenen Anstand, sondern auch durch ihren guten Anzug besonders aus, worinnen sie zwar gänzlich nach der Mode, aber nicht übertrieben sind, wie man dieses an so vielen Orten Deutschlands sieht, wo sie nicht etwa zurückbleiben, sondern meist noch mehr hinzusetzen, wodurch denn ganz sonderbare und nicht selten theatralische Erfindungen zum Vorschein kommen; das roth Auflegen ist aber allgemein hergebracht. Gewiß ist es, daß die Damen überhaupt auf eine sehr angenehme Art belebt sind. Es herrscht da in Gesellschaften ein gewisser anständiger und ungezwungener Ton, der Personen, die ergötzenden Umgang gewohnt sind, nicht anders, als angenehm seyn kann. Dieser Anstand wird so genau beobachtet, daß man nicht einmal zärtliche Verständnisse wahrnehmen kann, die denn doch aus einer so großen Anzahl von Damen und Cavaliers wohl schwerlich gänzlich verbannt seyn werden, — nein! so fühllos ist man in Cassel nicht.

Die Liebe zum Spiel, Tanz, Spatzierfahrten, Gesellschaften, Komödie, und zu allen Vergnügungen ist allgemein, man lebt gerne vergnügt, und sucht also sich allerley angenehmen Zeitvertreib zu verschaffen. Die Neigung zum Spiel ist eine der herrschenden Leidenschaften beyder Geschlechter, denn es wird sehr viel und öfters hoch gespielt, doch muß man es den Damen zum Ruhm nachsagen, daß sie aufrichtig spielen, von Cavaliers und Officiers versteht sich das ohnehin schon.

Sämtliche Herren Ministers, und der Herr Hofmarschall von Boyneburg geben bisweilen große Mittagstafeln, bey welchen man häufig mit ausgesuchten Speisen, guten Weinen und mit sehr vieler Höflichkeit bewirthet wird.

Diese

Diese große Tafeln sind meist nur unter Mannspersonen, man sitzt ziemlich lange bey Tisch, hingegen ist man ungezwungen, auch wird man zum Trinken nicht genöthiget, aber die vielerley Gattungen sehr guter Weine laden ohnehin dazu ein. Einer von den am besten und prächtigsten eingerichteten Personen ist Herr General von Jungkenmünzer, welcher denn auch bisweilen zu Nachtessen einladen läßt. Aber keiner von den Herrn Ministers, wie man nach den gewöhnlichen Ausdruck sagt, hält Haus, bey keinem dieser Herren trift man Abends Gesellschaft, Spiel oder Nachtessen an, wovon sie theils wegen vielen Geschäften, theils weil die meisten unverheyrathet sind, abgehalten werden, und überhaupt ist es auch nicht eingeführt.

Uebrigens aber werden in vielen Häusern öfters freundschaftliche Soupers gegeben, bey welchen man auch sehr gut bewirthet wird, und auf einen sehr angenehmen, anständigen und ungezwungenen Fuß seyn kann, schade, daß man dabey meistens sehr spät zu Tische geht, und so, wie man gegessen hat, auseinander flieht, da doch die Stunden nach dem Essen gewöhnlich die aufgeweckteſten und gesellschaftlichſten sind.

Die Anwesenheit des regierenden Herrn Landgrafens von Rothenburg, die einen Theil des Jahrs dort zubringen, und das Haus des Herrn Landgrafen von Philipsthal, die den gröſten Theil des Jahrs da wohnen, wie auch der daselbst residirende französische Gesandte, tragen sehr vieles zu dem Angenehmen und Glänzenden des Caßler Aufenthalts bey.

Während meiner dortigen Anwesenheit waren die Fürstlich-Rothenburgischen Herrschaften nicht zugegen, man sagte mir aber, daß man daselbst sehr wohl empfangen, und auch Fremden sehr viele Höflichkeiten erzeigt würde.

In dem Hessen-Philipsthalischen Hause werden Fremde mit sehr vieler Güte aufgenommen, und man kann sich auch hauptsächlich daselbst des so großen Vorzugs des gesellschaftlichen Lebens — und der Ungezwungenheit erfreun. Der Herr vom Hause sind ganz Güte, wie auch deren Frau Gemalin, welche zwar stille, aber eine genaue Beobachterin sind, nicht pralerisch, aber groß und edel im Denken und Handeln, und die sich nicht schämen, haushältig zu seyn.

Deren Prinzessin Tochter, die schon durch ihren sehr schönen Wuchs in die Augen fallen, sind auch mit diesen mütterlichen guten Eigenschaften, und vielen natürlichen Fähigkeiten begabt, die ihr Fleiß sehr ausgearbeitet und erweitert hat; — Musik hat diese Fürstliche Familie besonders in Freundschaft genommen, denn drey ganz junge Prinzen äussern schon vieles Talent dazu, und Prinzessin Juliana haben es wirklich schon weit auf den Klavier gebracht, wobey sie sich öfters selbsten mit einer anmuthigen und musikalischen Stimme hören lassen.

Ein sehr liebreicher Anblick war mir allemal deren Familienconcert, womit sie sich alle Donnerstag Vormittag üben; Es besteht aus dem Herrn Vater, der Prinzessin Tochter, drey Prinzen, und einigen andern Liebhabern und Tonkünstlern.

In diesem Hause sind fast täglich einige Personen zum Spiel und Abendtafel, Fremde werden öfters dazu eingeladen, und freuen sich des ungezwungnen und angenehmen Unterhalts, den sie da finden. Einmal die Woche, nemlich Dienstag Abends um sechs Uhr, ist allemal große Gesellschaft daselbst, wo man meistens viele Personen antrift, es ist auch gewöhnlich, daß Personen dabey erscheinen, die den Zutritt bey Hofe nicht haben, obgleich der

Herr

Herr Landgraf und die Frau Landgräfin meistens auch da anzutreffen, woselbst denn der Herr Landgraf Ihr gewöhnliches Spiel, die Frau Landgräfin aber Pharao um einen ganz geringen Point spielen.

Der Französische Gesandte ist auch sehr wohl eingerichtet, und giebt öfters seinem Karakter anständige Mahlzeiten.

Diese Häuser, und die Schauspiele tragen das meiste dazu bey, einen Fremden den dortigen Aufenthalt, besonders in den Abendstunden, angenehm zu machen, denn obgleich hin und wieder Gesellschaften zusammenkommen, auch wie ich Ihnen schon erzählet habe, in vielen Häusern gespielt und zu Nacht gespeist wird, so genießen doch Fremde, wenn sie nicht schon genaue Bekanntschaften gemacht haben, nichts davon. Auch in diesem Stück geht es da, wie in den meisten ganz großen Städten, daß nemlich alles in gewisse Gesellschaften eingetheilt ist, die denn fleißig unter sich zusammenkommen, aber ganz Fremde dabey nicht einlassen, welche Einrichtung denn vor Einheimische sehr angenehm ist, aber gegen Fremde ein wenig zu weit getrieben wird, denn ohne ganz besondere Bekanntschaften zu haben, kann man wohl zehnmal vor ein Haus kommen, und immer abgewiesen werden, wenn auch die Dame vom Hause zugegen, und vielleicht nur einige Personen bey ihr versammlet sind. Damit ich Sie nun auch mit dieser innern Einrichtung recht bekannt mache, so will ich Ihnen hiervon alles mittheilen, was ich habe erfahren können.

Die sämtlichen Damen kann man vors erste füglich in zwey Haupttheile absondern; der eine Theil besucht den Hof, die große Welt, Gesellschaften, Schau-

spiele

spiele und alle Lustbarkeiten; der andere hält sich stille ohne bey Hof, und selten oder gar nicht bey andern öffentlichen Zusammenkünften zu erscheinen, sondern sie halten ihre kleine Gesellschaften unter sich, oder leben ganz einsam. Der andere Theil sondert sich in zwey Hauptzusammenkünfte ab, und ob schon diese beyden Theile nicht feindselig gegeneinander sind; so kommen sie denn doch, den Hof und große Gesellschaften ausgenommen, sehr wenig zusammen.

Diese beyden Hauptheile haben denn auch wiederum ihre Abtheilungen, die aber weniger beträchtlich, und weniger verschieden sind.

So lästig nun auch diese Einrichtung ist, so ist sie hingegen für Einheimische desto angenehmer, weil sie dadurch ihre Lebenszeit mit denjenigen Personen zubringen, die sie am meisten schätzen und lieben. Welches denn aber auch wohl mit eine der Haupturſachen ist, daß der Hof, und meist alle große Zusammenkünfte bey weitem nicht so sehr angefüllet werden, als man es bey einer solchen Anzahl von Personen, die den Zutritt haben, vermuthen sollte.

Ob nun zwar in so fern für Fremde gesorgt ist, daß sie täglich die Abendstunden an irgend einem Orte zubringen können, indem wöchentlich zweymal Cour bey Hof, viermal Komödie, und einmal Gesellschaft in dem Landgräflich Philipsthalischen Haus, und in deren Abwesenheit bey irgend einer Dame in der Stadt ist; auch übrigens noch das Landgräflich Rothenburgische, und Philipsthalische Haus den Fremden offen stehet: so ist es doch in der That als ein Fehler der dortigen Einrichtung anzusehen, daß an einem in allen Stücken so großen Hof, und in einer in der That in allem Betracht glänzenden Stadt, da Fremde nicht

alle

alle Abend am Hof kommen können, kein Haus dazu eingerichtet ist, diesen offen zu stehen, und ihnen die Abendstunden auszufüllen, die sie jetzt meist, wenn die Komödie zu Ende ist, in ihrem Gasthause zubringen müssen.

Ohnerachtet der großen Anzahl Cavaliers und Officiers, die in dieser Residenz sind, sieht man deren doch in Verhältniß mit ihrer Menge, wenig in den Gesellschaften, wovon die Ursach ist, daß auch diese wiederum ihre besondere Zusammenkünfte unter sich haben. Die größte davon ist der nach solchen Englischen Verbindungen genannte Club, welcher aus hundert und ein Mitgliedern von allen Ständen besteht: es sind zu diesem Behuf einige gute Zimmer in einem besondern Hause zurechte gemacht, man kann daselbst Billard, und alle Kommercespiele finden, auch Essen und Trinken um einen ausgemachten Preis haben. Derjenige, so dabey will aufgenommen werden, muß sich bey den Vorstehern melden, welche alsdenn dessen Namen als Kandidat in einem dieser Zimmer anschlagen lassen, nachdem nun dieser so einige Wochen zwischen Himmel und Erde, — zwischen Furcht und Hofnung geschwebt hat, wird er erst durch sämtliche Mitglieder gekugelt; erhält er alsdann die gehörige Anzahl Stimmen, so wird er aufgenommen, im wiedrigen Fall aber abgewiesen. Bey der Aufnahme muß man etwas erlegen, und noch einen jährlichen Nachtrag thun.

So bald die warme Sonne in den ersten Frühlingstagen, die übrig gebliebene kalte Nässe des Winters ausgetrocknet hat, und das frische Grün überscheinet, werden öfters Partien aufs Land gemacht, wozu denn diese so vorzüglich schöne Gegend fast unwiderstehlich einladet; die meisten wenden sich theils wegen den ausnehmend schönen Spaziergängen, als auch wegen der sehr bequemen Entfernung, und guten Bewirthung

thung in dem dortigen Wirthshaus, nach Weissenstein, bey welchen Gelegenheiten denn auch öfters getanzt wird.

Und wenn der herbe Winter, die Fluren mit seiner blendenden weißen Decke überzieht, werden diese Belustigungen durch öftere Schlittenfarthen ersetzt.

Noch eine sehr artige, und vorzüglich angenehme Belustigung sind die Piquenics, so bisweilen in der Stadt angestellet werden; und deren Einrichtung mir so wohl gefiel, daß ich sie hier Ihnen erzählen will.

Einer von den Herrn Cavaliers oder Officiers nimmt die Besorgung über sich, schickt die Einladungszettel herum, besorgt Musik und was dergleichen mehr, eins von der Gesellschaft, so dem besten Platz hat, giebt seine Zimmer dazu her, jedwede Dame bringt eine Schüssel zu, die Herren besorgen ein jedweder den Wein für sich und seine Dame, und die wenige Unkosten für Musik, Punsch, Thee, Limonade und dergleichen werden unter sämtliche Herren vertheilt. Bevor man zum Essen geht werden Nummern gezogen, und so auch in allen andern Sachen die beste Ordnung und schönster Anstand beobachtet. Da kommen alle Haupt- und Nebenabtheilungen von Koterien zusammen, so, daß die Gesellschaft sehr zahlreich wird, und kann man in Wahrheit sagen, daß man sich auf eine sehr angenehme, wohlfeile, ungezwungene und freundschaftliche Art belustigen kann. So viel nun, mein Freund, von der schönen Stadt Cassel, ihrem glänzenden Hof, vielen Merkwürdigkeiten, und deren vorzüglich schönen Gegend und angenehmen Lebensart. Mehreres kann ich Ihnen dermalen nicht berichten, obgleich noch vieles zu sagen übrig ist, und noch ein ganzes Buch von demjenigen abgefaßt werden könnte, was ich nicht berührt habe.

In

In dieses Leere gehöret denn hauptsächlich die Beschreibung verschiedener in der Gegend gelegenen Lustschlösser, als Wilhelmsthal, das schöne Hofgeismarbad, den Aufenthalt des Hofs daselbst, und in dem Orangeriehaus der Aue, wie auch auf andern Lustschlössern; die Caßler Sommermesse, und andern um diese Jahrszeit gewöhnliche Vergnügungen, die neuerbaute Stadt Karlshaven, und was noch mehr dergleichen Sachen sind, die ich Ihnen nicht gerne beschreiben will, weil ich sie nicht gesehen habe, — ob zwar dieses auch häufig geschiehet, so hab ich Ihnen doch schon im Anfang gesagt, daß ich nicht in dieser Art nach der Mode bin.

2.

Ueber kaufmännische Clubs.

(Aus Sinapius kaufmännischen Heften.)

Es ist eine längst bekannte Wahrheit, daß der Mensch, er sey vornehm oder geringe, reich oder arm, zur Geselligkeit geboren ist. Alles fordert ihn darzu auf; alles zwingt ihn, die Gesellschaft seiner Mitmenschen zu suchen, und sie nach den Verhältnissen, unter denen er lebt, zu benutzen.

Diese Verhältnisse sind beym Handlungsstande weit häufiger, als in den übrigen Klassen. Der Umfang des Cirkels, worin ihn sein Gewerbe versetzt, läßt sich weder von andern, noch von dem Kaufmann selbst, der darinnen herumwandelt, genau bestimmen; daher die Nothwendigkeit, Bekanntschaften zu unterhalten, solche mit

neuen

neuen zu vermehren, und indem man sich auf angenehme Art zerstreut, aus dem Gebiete des Handels mit neuen Nachrichten, neue Aussichten zu sammlen. Hieraus folgere ich die Entstehung so vieler Zusammenkünfte, die in allen Städten unter dem Namen Clubs, Tabacks-Collegium und andern Benennungen seit langen Jahren Mode sind.

Sie machen ein Mittelding von öffentlichen und geschlossenen Gesellschaften, und eben darum ist ihr Daseyn so beliebt als dauerhaft. Ich müste meinen Leser wenig Erfahrungen zutraun, wenn ich sie über das Allgemeine dieser Sache länger unterhielte.

Das Besondere, das Auszeichnende einiger solcher Clubs, verdient nur angeführt zu werden. Der Kaufmannsclub in Petersburg ist wahrscheinlich der größte, und auch seiner innern Verfassung nach, der prächtigste, wo nicht in der ganzen Welt, doch gewiß in Europa.

Fünfhundert Kaufleute sind zur Unterhaltung desselben als Mitglieder vereint. Jeder derselben zahlt jährlich hierzu fünfundzwanzig Rubel, welches die Hauptsumme von zwölftausendfünfhundert Rubel beträgt, womit sich schon ganz artige Dinge unternehmen lassen. Doch diese Einnahme, so wichtig sie uns auch scheinen mag, könnte bey weitem nicht zur Bestreitung derer Ausgaben zureichen, wenn nicht dafür gesorgt wäre, daß von andern Seiten die Sache durch sich selbst ernährt, und täglich auf mehr als gemeine Art bereichert würde. Man wird davon bald überzeugt, wenn man die Gesetze der Gesellschaft gelesen hat.

Eines der besten Häuser in Petersburg, wo die bloße jährliche Miethe dreytausend Rubel kostet, ist bequem darzu eingerichtet.

Eine

Eine Reihe von prächtig ausgeputzten Zimmern bieten alle Gattungen von Bequemlichkeit dar. Sechs Livreebedienten erfüllen die Befehle der Gesellschaft. Ein Koch mit andern Gehülfen versieht ihre Bedürfnisse, und ein besonderer Oeconom trägt Sorge, damit die ganze Haushaltung in der nöthigen Ordnung bestehe.

Billiards, Karten und sonst alle übrigen zum Spiel gehörigen Geräthschaften sind überflüßig vorhanden; kurz, dieser Club gleicht einem Kaffeehause in seiner möglichsten Grösse, worinnen man wie in dem besten Hotel mit allem bedient wird, was theils zur Leibesnahrung und Nothdurft, theils zum Vergnügen gehört. Es läßt sich ohne mein Erinnern leicht einsehn, daß jeder hier, wie in einem andern öffentlichen Hause, für sein baares Geld zehren muß. Da nun die tägliche Gesellschaft fast immer sehr zahlreich ist, und jedes Mitglied derselben etwas, es mag nun viel oder wenig seyn, zum Nutzen des Ganzen beyträgt, so muß nothwendig am Ende des Jahrs die Einnahme weit über die Ausgabe steigen. Hiervon legt der Oeconom, welcher einen festen Gehalt von dreyhundert Rubel genießt, von Monat zu Monat Rechnung ab, die durch ein paar Mitglieder nachgesehn, und alsdenn, nebst dem überschüßenden Gewinn, den andern Theilnehmern bekannt gemacht wird, um in der Gemeinkasse aufbewahrt zu werden.

Von dieser Seite betrachtet, ist also der Petersburger Club ein kleines Finanzsystem, welches meines Erachtens ganz artige Vortheile bringen muß, und wenigstens unter die unschuldigsten Mittel pour attraper l'argent gezählt zu werden verdient, besonders, da diese Absicht gar nicht zur Hauptsache gehört, und gewisser massen nebenher nicht vermieden werden konnte.

Uebrigens ist diese Zusammenkunft eigentlich nur für Kaufleute errichtet. Die Gesetze scheinen Leute aus andern Ständen davon auszuschliessen, denn sie verordnen, daß sogar von fremden Kaufleuten nicht mehr als zwölf Personen auf einmal als Gäste eingelassen werden sollen. Demungeachtet findet diese Regel gleich allen übrigen von Zeit zu Zeit ihre Ausnahmen.

Wer von den Mitgliedern Lust hat, dem steht es frey, seine Zeit von früh an, bis des Nachts um zwölf Uhr dort zuzubringen. Alsdenn aber muß jede Viertelstunde des längern Bleibens mit Strafgeldern, die fortschreitend höher steigen, erkauft werden. So oft ein wirklicher Theilnehmer mit Tode abgeht, so wird seine Stelle sogleich mit einem neuen ersetzt, welcher aus denen, die in Menge Anspruch darauf machen, gewählt worden ist, so daß die Anzahl von fünfhundert immer bestehen kann.

Für reisende Kaufleute ist ein solcher Club eine herrliche Sache. Man übersieht darinnen binnen wenigen Abenden den Ausbund der Petersburger Kaufmannschaft. Man errichtet Bekanntschaften, und schließt da oft Geschäfte von Wichtigkeit. Dies alles würde sich in einem weitläuftigen Orte in so kurzer Zeit gar nicht thun lassen. Die bey ersten Besuchen eingeführten Förmlichkeiten erschweren Bekanntschaften, die man errichten will, und das Getümmel einer mit Millionen schwangern Börse leidet eben so wenig ruhige, freundschaftliche Unterredung. Hier aber ist der Club ein Mittelort, wo gleichsam der Zufall Menschen näher zu Menschen von einerley Gewerbe führt. Eine Einrichtung, wie diese (vielleicht die einzige in ihrer Art) gereicht unstreitig der Petersburger Kaufmannschaft zur Ehre. Wie gern wünschte ich daher, um ein solch Institut durchaus

erhe-

erheben zu können, daß man dem Spiel engere Gränzen darinnen vorgeschrieben hätte.

Der gewöhnliche Einsatz beym a l'ombre ist ein Rubel: Billiard, und alle übrige Spiele werden in ähnlicher Proportion getrieben, und Gegenstände, die an und vor sich selbst einen unschuldigen Zeitvertreib abgeben könnten, sind hier bey manchen Ausbrüchen der Gewinnsucht. Man sucht die Sache zwar damit zu entschuldigen, daß bey den Russen die Spielsucht ein Nationalübel, und dort überall eingewurzelt sey; daß hier doch Grenzen gesetzt sind, da in andern Häusern die Höhe des Spiels oft ins übertriebne geht, und daß eine Gesellschaft von Freunden, die sich täglich wiedersehn, einander am Ende nicht viel abgewinnen; allein, alle diese Entschuldigungen löschen den Fleck nicht, der einmal auf der Sache haftet. Je eingewurzelter ein Uebel ist, je mehr muß es gehemmet werden. Die ersten Gesetze des Instituts hätten nur den Werth, um welchen gespielt werden darf, auf eine bloße Kleinigkeit festsetzen sollen, und nie würde sich garstige Gewinnsucht in die Zeitvertreibe einer so ausgesuchten Gesellschaft eingeschlichen haben. Ich kann mir nicht einbilden, daß die Errichtung des Instituts durch eine so billige Einschränkung in ihrem Anfange und Fortgang gelitten haben könnte, denn wer sieht es nicht unbewiesen ein, daß sich für den Kaufmann unter keinem Himmelsstrich ein übertrieben hohes Spiel schickt? Uebrigens bin ich diese Nachrichten einem Freunde schuldig, der während seinem Auffenthalt in Petersburg den hier beschriebenen Club oft besucht hat. Ich zweifle um so weniger an ihrer Zuverläßigkeit, da das, was Herr Meyer in seinen Briefen über Rußland davon erzählt, im ganzen damit übereinstimmt.

Die Engländer, aus deren Sprache wir das Wort Club entlehnt haben, unterhalten diese Art von Gesellschaften am häufigsten.

Schon im Jahr 1724 schrieb John Maky in seiner Journey through England davon folgendes:

In demjenigen Theil von London, welcher die City heißt, hat jedes Kirchspiel seinen besondern Club, wo die Bürger, nachdem sie zu Hause und auf der Börse ihre Arbeiten beendigt haben, ihren Gedanken Freiheit verschaffen, ehe sie zu Bette gehn. Während den Sitzungen des Parlaments giebt es deren verschiedene, wo die Mitglieder des Unterhauses ihre Gedanken prüfen, ehe sie solche zum öffentlichen Vortrage bringen. Aber der am meisten unterhaltende ist der Mug-House-Club in Long-Acre, worinnen man gewiß seyn kann, Mittwochs und Sonnabens eine Gesellschaft von hundert Personen, die aus Kaufleuten, Rechtsgelehrten und andern hübschen Männern (Gentlemen) zusammengesetzt ist, anzutreffen. Der Präsident derselben ist ein neunzigjähriger Greis, mit schneeweissen Haaren. Dieser sitzt ein paar Stuffen höher als die andern, in einem Lehnstuhl, und sieht auf gute Ordnung. Am Ende des Zimmers wird auf der Harfe gespielt, und von Zeit zu Zeit steht eins aus der Gesellschaft auf, um den übrigen ein Lied vorzusingen.

Es giebt mit unter gute Sänger, wodurch denn die Gesellschaft, besonders wenn man die Gesundheiten, welche ein Tisch dem andern zubringt, darzurechnet, gar angenehm unterhalten wird. Man trinkt nichts als Doppelbier (Ale) u. s. w.

Freilich hat sich seit 1724 auch hierin manches geändert. Gleichwol aber ist die Grundverfassung deren Clubs in Engeland noch immer die alte, wenn gleich jeder derselben

ben sich durch Nebendinge von den übrigen unterscheidet. Man kommt zusammen, um Bier zu trinken, zu schwatzen, und besonders freye Betrachtungen über öffentliche Gegenstände anzustellen. Die Engeländer gleichen den alten Athenlensern. Der gemeinste Bürger in Athen bekümmerte sich um die Angelegenheiten des Staats, und nahm Theil an der Regierung desselben, oder bildete sich wenigstens ein, seine Stimme sey dabey von Erheblichkeit. Er beurtheilte, er tadelte, so oft es ihm gefiel, das Verhalten der Feldherren, und die Stimme des Volks entschied die wichtigsten Gegenstände. Diese Freiheit, welche jene alten Republikaner behaupteten, war dem gemeinen Wesen da und dort nützlich. Die Gewohnheit über Dinge, die in monarchischen Ländern dem Bürger unbekannt bleiben, ein Urtheil zu fällen, mehrte ihre Kenntnisse, und natürlicher Scharfsinn gab ihren Einsichten Richtigkeit, so oft reiner Patriotismus Gegenstände zur Ueberlegung darbot. Freilich, gaben gemeiniglich ihre Redner der Sache den Ausschlag, und sehr oft diente ein bloßes blindes Glück darzu, Entschliessungen zu rechtfertigen, welche an sich selbst betrachtet, dem gemeinen Besten entgegen waren.

Die Freiheit der Britten im Reden und Schreiben ist derjenigen nicht unähnlich, auf welche die alten Griechen stolz waren; allein, zum Glück hemmt eine weisere Regierungsform ihre Schädlichkeit. Die Stimme des unerfahrnen Theils der Nazion erstrebt nur dann ein wirkliches Uebergewicht, wenn vorhergegangene Prüfung ihre Vorzüge genauer bestimmt hat. Nur selten kann irgend ein unruhiger Kopf, ein dasiger Redner öffentliche Unordnung erregen, aber dann wird auch das Uebel desto größer. Die Rede, welche Lord Gordon an den zum Aufruhr versammelten Pöbel hielt, giebt hiervon einen noch frischen Beweis.

So geringfügig manchem auch die sogenannte englisch Liberty scheinen mag, so bedeutend ist sie doch in ihrer Art. Sie unterhält einen ewigen Streit der Nazion mit denen, die das Ruder der Regierung führen. Jene wacht unaufhörlich über ihren Rechten. Sie tadelt jeden Entwurf der letzten, und ergreift begierig die widrigen Begebenheiten, welche bey großen Unternehmungen vorfallen, um den Vorzug ihrer Gegenmeinung darzuthun.

Die Maxime divide & impera hilft auf der andern Seite dem Könige regieren. Ein Theil derer, welche bey dem Volk den Ton geben, oder es zu thun versuchen, wird mit Geschenken, mit guten Aussichten vermocht, zur Hofparthey zu treten oder doch neutral zu bleiben; einen andern verscheucht man durch Verfolgung, durch Drohungen. Oft wird Gutes und Böses zugleich oder hintereinander mit Erfolg versucht, wie wir dis bey dem Herrn Wilkes bemerken können, und am Ende geht so das ganze in einer Ordnung fort, wovon, ausser Grosbritanien, kein Beispiel vorhanden ist.

Der Engländer würde ohne seine Clubs den besten Theil der schönsten Politik nicht von sich geben können. Dort entlastet er sich aller Meinungen, aller Entwürfe, die ihm den Tag über durch den Kopf giengen. Dort liest er die Zeitungen, überdenkt das Wohl des Vaterlands, tadelt die Aufführung des Ministerii mit ungezähmter Freiheit, entwirft neue Plans, wie alles besser gehn könnte, und so verläßt er zufrieden seinen Club, um den folgenden Abend neue politische Gegenstände vorzunehmen.

Gemeiniglich hat jede dieser Gesellschaften einen oder mehrere Sprecher, deren Meinungen am meisten gelten;

es entstehn daraus verschiedene Factionen, die am Ende friedlich auseinander gehn, und wenigstens darin einig werden, daß porter oder englisch Ale gesunde wohlschmeckende Getränke sind.

Man stelle sich jedoch nicht vor, als ob Kannegiessern der einzige Gegenstand zur Unterhaltung in den englischen Clubs sey. Ist Politik gleich eine Lieblingsmaterie für solche Gesellschaften, so wechseln doch auch andere nützliche Gespräche mit jener ab. Die Freundschaft, welche Bürger mit Bürgern unterhalten, findet darinnen ihre Nahrung, und mehr als eine gemeinnützige, fromme oder überhaupt gute Verbindung erhielt da ihre Entstehung. Ein Fremder wird wohl aufgenommen, wenn er der Sprache mächtig ist, und dem herrschenden Ton der Gesellschaft beystimmt. Es folgt also hieraus, daß die englischen Clubs ein Bedürfnis der Nazion sind, woraus im ganzen kein Schaden, sondern vielmehr allerhand Gutes entspringt.

Es giebt in Deutschland nicht minder dergleichen Zusammenkünfte, die, ihrer Verfassung nach, den englischen ähnlich sind, mit dem einzigen Unterschied, daß ein wohlgeordnetes deutsches sogenanntes Kolleglum nicht füglich ohne Tabacksrauch bestehen kann. Gleich den heidnischen Göttern in der Mytologie, mit Wolken umhüllt, sitzt die ehrwürdige Zunft der Kannengiesser, und ordnet mit wohlüberlegter Weisheit den Lauf der Dinge. Die abtrünnigen Amerikaner haben hier mächtige Gönner, und Heinrich Clinton hat den von ihnen gemachten Operationsplan gar nicht gehörig befolgt. Der böse General! Er hätte Charles-Town nicht einnehmen, sondern sich tapfer zurückziehn sollen. Die in Schlesien ꝛc. bekannte Brüderschaft auf die alte Hacke ist ein aus den deutschen Clubs hervorblühender Zweig. Ein gelehrter Antiquarius hat

mich versichert, daß das Motto, Sicut ante hac ihr eigentlicher Name sey. Auf diese Art läßt sich ihre Hauptgemüthheit auf die alte Hacke am besten erklären; ich mache mirs daher zur Pflicht, denen, welche um die Etymologie dieser Benennung bekümmert sind, eine so wichtige Entdeckung zu überliefern. Uebrigens ist es bekannt, daß die Ordensbrüder jeder eine kleine silberne Hacke bey sich zu tragen gesetzmäßig verpflichtet sind. Vielleicht bedeutet dieses Sinnbild, daß sie sich bemühen sollen, alle unnütze Neuerungen aus dem Wege zu räumen, worzu wir ihnen recht viel Seegen wünschen.

Es ist zu beklagen, daß von der Entstehung, von den Gesetzen, von der weitern Geschichte und von dem Einfluß solcher Institute in das gemeine Wohl keine Nachrichten vorhanden sind. Die Archive der deutschen Clubs verdienten besser in Ordnung gebracht zu werden. Daher ist eine einzige Urkunde von solcher Art aus ältern Zeiten alles, was ich davon zu erhalten vermögend gewesen bin. Ich würde unrecht handeln, wenn ich ein so seltnes Stück meinen Lesern vorenthielte. Hier folgt es von Wort zu Wort:

Sintemalen ehrbaare Gemeinschaft so manchen Zunft und Gewerben zum Nutz und freuen gereichet, wie jeder männiglichen wohlwissende, als haben sich einige gute Leutlein zusamen gethan, die da alle Mittewochen des Jahrs, den Brach- Heu- und Erndte-Monden ausgenomen, bey dem Herrn Vater, Hans Adam, zusamen komen, und sich auf Erden untereinander freuen wollen, all die weilen unser Leben kurz, und derer Trübsaalen unsers Wandels hienieden eben nit wenige seynd.

Zu sothaner löbelichen Gemein-Sach seynd folgende Satzungen erkieset.

Er-

Erſtens. Die Geſellſchaft ſoll aus zehen Biedermänner beſtehen, und nit mehr.

Zweitens. Dieſe Geſellſchaft verſamelt ſich unter dem Namen der Zehner Abends um fünf Uhr, und geht Chriſtlichem Bürger-Gebrauch nach, wenn der Geiger zehne ſchlägt, auseinander.

Drittens. Jeder Kräntzler mag wohl ſeine Liebſte mit zur Stelle bringen; ſie muß ſich aber nit zu viel mit Plappern heraus nehmen, viel weniger große Hofierunge verlangen, auch hat ſie in denen fünf Kräntzel-Stunden ihrem Liebſten und Meiſter nichts zu befehlen.

Viertens. Die Geſellſchaft wird mit Thee, Butterſchnitten, kaltem Braden, Bier, und jeder Kräntzler mit einem Stiefel reinen Ungariſchen Weins, von dem Maaße eines virtels Quarts bedienet. Das Bier wird in Krügen mit Zinn beſchlagen, und die Speiſe auf hölzernen Tellern aufgetragen.

Fünftens. Die Zeit der Kräntzeley wird folgendergeſtallt eingetheilet. Zum Anfang wird von Staats-Sachen verſchiedentlich hin und her gemunkelt. Darauf mag ſpielen wer Luſt zu Charten hat, aber nur bis um achte; denn von achte bis neune wird getiſcht und den Beſchluß macht wieder politiſcher Kurtzweil.

Sechstens. Zu Erhaltung guter Zucht und Sitte werden folgende Aembter und Würden feſtgeſetzt.

Der eine heißt Schultheis, ſitzt zu oberſt, und die andern Kräntzler müßen ſeinen Gebotten unterthänig ſeyn.

Der andere heißt Kräntzelſchreiber, führts Laaden-Buch, und ſitzet zu nachſt dem Schultheißen.

Der dritte heißt Säckelmeiſter, hat den Beutel, führt Buch und Rechnung über Einnahmb und Ausgabe.

Der vierte heißt Kellner, hat Aufſicht über Speis und Trank.

Der fünfte heißt Meister Trumph, und ordnet das Spiel.

Die Aembter und Würden werden alle halbe Jahre durchs Loos verwechselt.

Siebendtens. Wird festgesetzt, daß die Gesellschafft eine wahrhafte und gründliche Chronikam von unserem lieben Städlein, durch den ehrengeachten Meister Andreas niederschreiben laße. Und damit

Achtens, dem unnützen Hofieren der Garaus gespielt werde, so wird der Zuruf: Hör Er, Hör Sie, hiermit feyerlich eingeführet. Da sich auch ferner zutrüge, daß gespielt werde, da soll

Neundtens, der Gewinnere den vierdten Theil des Gewinnstes dem Säckelmeister aufrichtig einhändigen, der solchen zu Buche bringt.

Zehntens. Die Zeche wird auf einen halben Gulden Rheinisch festgesetzet, welchen der Meister, er komme oder komme nicht, an den Säckelmeister ohn weigerlich bezahlet, und muß letzterer sich jedesmal mit dem Herrn Vater berechnen.

Eilftens. Bringt ein Meister seine Liebste mit, so entrichtet er für ihren Einlaß drey Marien Groschen absonderlich.

Zwölftens. Da sich auch fügen möchte, das ein Meister unterweilen einen Gumpen mit zur Stelle brächte, so soll derselbe für seinen Einlaß einen halben Gulden absonders erlegen, und muß sich der Gumpe denen Satzungen derer ehrsamen Zehner unterwerffen.

Dreyzehntens. Seynd durchs Loos die Aemter folgendergestallt und also vertheilt worden.

Das Schultheißen-Amt hat Meister Melchior.

Das

Das Kräntzelschreiber-Amt hat Meister Siegfried.

Das Säckelmeister-Amt Meister Matthias.

Das Ambt des Meister Trumph Meister Thomas.

Das Chronickenschreiber-Amt Meister Andreas gegriffen.

Sothane löbeliche Satz- und Ordnungen steif, fest und unverbrüchlich zu halten, haben sich sämbtliche Meistere durch Handschlag angelobet, behalten sich vor, daran zu mehren und zu minderen, so viel ihnen gut deucht, und haben zu mehrerer deßen Uhrkund, und Beglaubigung ihre eigenhändige Namens-Fertigungen, unter Beydrukkung ihrer Pittschiere wohlwissentlich angehänget und beygethan. So geschehen N. im Jahre nach unsers lieben Herrn Geburt, dem Ein Tausend sechs Hundert und Neunzigsten. Am St. Veits-Tage.

(L. S.) N. N.

XI.

Nachtrag zu den Miscellanien.

I.

Die Geschichte des Saddigs.

Der Kan Toglatimur, König der Tartarn, vernahm eines Tages, daß es in seinem Staate einen Menschen gebe, der es sich so stark hätte angelegen seyn lassen, die

die Wahrheit zu sagen, daß er niemals in seinem Leben gelogen. Dieser Fürst, welcher wuste, wie selten es ist, dergleichen Leute bey Monarchen zu sehen, wünschte sich Glück, einen so kostbaren Schatz zu besitzen; er faßte den Entschluß, sich denselben zuzueignen, und machte ihn, weil er vornehmlich dazu tüchtig war, zu seinen Oberstallmeister.

Einem Hofmanne von einem so außerordentlichen Karakter konnte es nicht an Feinden fehlen, welche alle ersinnliche Mittel anwandten, ihn zu stürzen. Der König, den man nicht leicht hintergehen konnte, und welcher die Tugend und Redlichkeit seines Stallmeisters öfters auf die Probe gesetzt hatte, liebte ihn nur desto mehr, und gab ihm den Zunamen Saddiq, das ist ein Mann, der die Wahrheit saget.

Unter allen Feinden, welche Saddiq hatte, war der Vezier Wangriburdi derjenige, welcher am meisten seinen Untergang suchte. Der Verdruß, ihn bey dem Fürsten in einer so besondern Gnade zu sehen, nagte ihn Tag und Nacht; und indem er ihn heftig in seiner Seele quälte: so konnte man ihn bald aus seinen Mienen erblicken. Hoskendan, seine Tochter, wurde dieses gewahr, und wollte die Ursach davon wissen. „Du kennest den Saddiq, sagte Wangriburdi; er hat zwar unzählige Tugenden, aber sie sind nicht für den Hof gemacht: unterdessen ist er doch das Werkzeug des Fürsten, es geschiehet alles allein durch ihn; selbst meine Bedienung, die höchste im Königreiche, gilt nicht mehr. Was wir nur immer haben versuchen wollen, um ihm seinen Kredit zu rauben: so ist doch alles zu unsrer Schande ausgeschlagen. Wenn er fortfährt, diese Gewogenheit zu genieſſen; so wird vielleicht alles desto besser im Königreiche gehen; aber mein Glück läuft Gefahr,

fahr, und ein tödlicher Strick wird die Belohnung meiner Dienste seyn. "

„Beunruhiget Euch nicht weiter, versetzte Hoskendan; ich weiß das Mittel, den Saddiq in die Ungnade des Königs zu stürzen, verlasset Euch hierin auf meine Bemühungen; ich versichere Euch, ich werde ihn, er mag eine noch so große Tugend besitzen, dahin bringen, daß er nothwendig lügen muß." Der durch Eifersucht schon geblendete Vezier willigte in alles, was seine Tochter wollte. Er wäre zufrieden gewesen, selbst verloren zu gehen, wenn er die Versicherung gehabt hätte, seinem Feinde zugleich den Untergang zuwege zu bringen.

Hoskendan trug Sorge, sich mit allen dem, was sie kostbares hatte, zu schmücken. Das reinste Vesme färbte ihre Augenbraunen, das wohlriechendste Cua parfümirte ihren ganzen Leib; und der ganze Schmuck, vereinigt mit der Begierde zu gefallen, gab ihrer Schönheit einen neuen Glanz, welche eine erdichtete bescheidene Miene unendlich erhob. In diesem Stande, welcher so geschickt war, die Liebe zu erregen, fliegt sie in das Zimmer des Saddigs. Er saß auf einem Sopha, worauf er den listigen Nachstellungen und den Verwirrungen des Hofes nachdachte, und voll Entzücken die Wollust eines unverletzten Gewissens empfand. Hoskendan setzte sich auf eben diesen Sopha, und redete nichts. Saddiq, welcher niemals so viele Schönheit gesehen hatte, wurde in die äußerste Verwirrung gesetzt; tausend unbekannte Bewegungen erhuben sich auf einmal in seinem Herzen, aber die Ehrfurcht, so er vor diejenigen hatte, von welcher er glaubte, daß sie eines von diesen unsterblichen Mädchens wäre, welche bestimmt sind, das Vergnügen der wahren Gläubigen im Himmel zu machen, hielt seine ungestüme Hitze zurück. Die Seufzer

der

der verschlagenen Hoskendan setzten ihn völlig in die größte Verwirrung. Als sie sah, daß er genug gereitzt war, ihr Vorhaben ins Werk zu richten, brach sie das Stillschweigen mit diesen Worten ab: „Wundert Euch nicht, tugendhafter Saddiq, ein Frauenzimmer zu sehen, das Euch liebt. Ich habe der Leidenschaft, welche mich beherrschet, lange widerstanden; aber endlich ist meine Tugend auf das äußerste gebracht worden. Es sind keine Wohlanständigkeiten mehr, die mich abschrecken, und die Nacht, die ich zu meinem Besuche erwählt habe, ist blos der Mantel, womit ich meinen Stand zu verbergen suchte.“ — „Liebste Seele meines Lebens, unterbrach sie Saddiq, warum kann ich Euch nicht dasjenige ausdrücken, was in meiner Seele vorgeht! Begehret nur, nichts ist, das ich nicht verrichten sollte, um Euch die Lebhaftigkeit des Feuers, welches mich verzehret, darzuthun.“ — „Mein Vorhaben, erwiederte Hoskendan, ist nicht, mich Euren Wünschen zu widersetzen; es würde mir schwer seyn, Euch etwas abzuschlagen; die Liebe verbietet es mir; aber ich erkühne mich, mir zu schmeicheln, daß ihr zur Belohnung dessen, was ich Euch aufopfere, mir die Gnade wiederfahren lassen werdet, welche ich von Euch verlange. Ich habe eine große Begierde, das Herz des schönen Zeitners Eures Königes zu essen; eilet zum Marstalle, lasset ihn tödten, und wir wollen die übrige Nacht mit Vergnügen zubringen.“ — „Bezaubernde Houris, sagte der erschrockene Saddiq, lieber verlanget meinen Tod. Ich liebe meinen Herrn, er überhäuft mich mit Wohlthaten, wie könnte ich ihm dieß Mißvergnügen verursachen! Ausserdem würde er mich gewiß strafen, und das Vergnügen eines Augenblicks würde mir ohnfehlbar das Leben kosten.“ —

„Wird

„Wird er es denn erfahren, versetzte Hoskendan? — es mag nun auch seyn, wie es will, wenn er ihn verlangen sollte: so saget ihm, daß Ihr ihn krank und ohne Hofnung der Genesung angetroffen, und daß Ihr ihn deswegen habt todtschlagen lassen. Er weiß, daß Ihr ein Freund der Wahrheit seyd; es wird ihm niemals einfallen, daß er Euch wegen einer Lüge in Verdacht haben sollte.“ — „Welch einer harten Probe setzt Ihr meine Liebe aus, antwortete Saddiq! dieser Zeltner ist der einzige, der dem Könige gefällt. Wartet bis morgen, so will ich das schönste und fetteste Pferd im Lande kaufen; unsre Freude wird ohne Vermischung der Furcht seyn, wir werden die vollkommensten Vergnügungen genießen.“ —

„O mein König, erwiederte Hoskendan, und warf sich in seine Arme, wie schwer ist es einem Frauenzimmer von dem abzustehen, was es verlangt. Befriedigt mich, und ich verspreche Euch mein ganzes Leben hindurch Euch wegen dieser Gewogenheit zu lieben.“ — Auf diese Worte stand Saddiq noch etwas an; ein Augenblick setzte er sodann seinen Entschluß fest. Er fliegt zum Pferdestalle, läßt den Zeltner todt stechen, sein Herz zurichten und bringt die übrige Nacht in den Armen der Tochter des Vezirs zu. Der Tag trennte sie; Hoskendan lief, um ihrem Vater die Würkung ihrer Bosheit zu hinterbringen. Der befriedigte Vezier verlor keine Zeit; er gieng sogleich zum Könige, und erzählte ihm diese Begebenheit. Aber er nahm sich sehr in acht zu sagen, daß seine Tochter die Ursach des Verbrechens seines Stallmeisters wäre.

Indem Wangriburdi und die übrigen Hofleute bey sich selbst lachten, daß Saddiq endlich ein Opfer ihrer Bosheit geworden wäre: so überließ er sich einzig und allein

allein den bittersten Betrachtungen. „Wie schwach sind die Menschen, sagte er, daß sie nicht den gefährlichen Lockungen eines flüchtigen Vergnügens widerstehen können? Was werde ich dem guten Toglatimur antworten, wenn er seinen Zeltner von mir fodern wird. Wenn ich die Wahrheit verheele; so werde ich vielleicht einige Tage mein Leben retten; meine Feinde aber werden die Unwahrheit meiner Entschuldigung entdecken, und ein schändlicher Tod wird die Frucht meiner Lüge seyn. Sage ich die Wahrheit, so wird der König gewiß zornig werden; aber vielleicht werde ich ihn durch meine aufrichtige Reue rühren können. Ich mag mich auf eine Seite wenden, auf welche ich will: so kann ich nicht dem Tode entgehen. Es ist besser also, die Wahrheit sagen, als daß ich zu meinem Verbrechen noch die Schande hinzufüge, gelogen zu haben.“ Da er noch in diesen verwirrten Umständen sich befand, ließ ihn der König zu sich rufen. Er begab sich zitternd in den Saal, wo ihn der König und seine Hofleute erwarteten.

„Saddiq, sagte Toglatimur, laßt meinen schönen Zeltner satteln, ich will auf die Jagd reiten.“ — „Großer Fürst, antwortete Saddiq, indem er sich dem Könige zu Füssen warf, er lebt nicht mehr. Ich war diese Nacht ganz ruhig in meinem Hause. Eine junge Schönheit kam sodann und besuchte mich. Tausend entzückende Annehmlichkeiten, welche sie meinen Augen aussetzte, erregten bey mir die größte Verwunderung: Ich trug eine Begierde, derselben zu genießen; sie entfernte sich auch nicht, und wollte mich befriedigen, wenn ich ihr blos das Herz Eures Zeltners gäbe. Wie heftig auch meine Begierden waren, so schlug ich ihr es doch anfangs ab. Aber ihre Bitte und ihre Liebkosungen sind so dringend geworden, daß ich nicht mehr Herr

über

über mich geblieben bin. Ich habe ihr alles zugestanden. Mein Verbrechen ist entsetzlich, ich bekenne es, ich werde mich auch sehr hüten, es zu entschuldigen. Ich weiß, daß es den Tod verdient — Hier ist mein Säbel und mein Kopf. Ich fodere von der Hand meines gnädigsten Königes die gerechte Strafe für meinen Undank." —

Der durch das feindliche Schicksal des Saddigs gerührte König fragte alle die umstehenden Hofleute, mit welcher Todesstrafe sie dächten, daß man ihn belegen müste, welche Art des Todes sein Verbrechen erfodere? Einige erdachten neue Martern, und der gelindesten Meinung ging dahin, an einem langsamen Feuer ihn zu verbrennen. Toglatimur, der wohl einsah, daß eine haßvolle Hitze an ihrem Urtheile mehr Theil hatte, als der Eifer für seine Person, wandte sich gegen den Saddig, und sagte zu ihm: „Deine Aufrichtigkeit, Saddig, setzt mich in Erstaunen, und ich werde mich wohl hüten, eine Schwachheit zu bestrafen, die alle Menschen unterworfen sind. Wenn ich an Deiner Stelle gewesen wäre: ich hätte vielleicht nicht den Zeltner allein, sondern alle Pferde, die Deiner Aufsicht anvertraut sind, dafür gegeben. Du hast meine Gnade, und zufrieden über Dein aufrichtiges Bekenntniß, welches Du gethan hast, will ich, daß Dich der Vezier auf einem prächtigen Wagen führe, und Dich meinem Volke als ein bewundernswürdiges Beispiel zeige, zur rühmlichen Nachahmung." —

Die Hofleute gaben mit thränenden Augen der Gerechtigkeit des Königes Beifall. Der Vezier, welcher es sich äußerst zu Herzen gehen ließ, daß er die Ursache der Schande seiner Tochter gewesen war, konnte die Vorstel-

lung nicht ertragen, daß er zum Zeichen des Triumphes seines Feindes dienen sollte, und erhenkte sich selbst. Saddig folgte ihm in seinem Amte nach. Die Völker waren glücklich — unter der Regierung des Kans Toglatimur. Wie sollten sie es nicht gewesen seyn? Die Gerechtigkeit und Wahrheit beherrschten sie.

2.

Schreiben einer alten Ehefrau an eine junge Empfindsame.

Sie thun Ihrem Manne Unrecht, liebes Kind, wenn Sie von ihm glauben, daß er Sie jetzt weniger liebe, als vorher. Er ist ein feuriger, thätiger Mann, der Arbeit und Mühe liebt, und darin sein Vergnügen findet; und so lange wie seine Liebe gegen Sie ihm Arbeit und Mühe machte, war er ganz damit beschäftiget. Wie aber dieses natürlicher Weise aufgehöret hat: so hat sich Ihr beiderseitiger Zustand, aber keinesweges seine Liebe, wie Sie es nehmen, verändert.

Eine Liebe, die erobern will, und eine, die erobert hat, sind zwey ganz unterschiedene Leidenschaften. Jene spannt alle Kräfte des Helden; sie läßt ihn fürchten, hoffen und wünschen; sie führt ihn endlich von Triumph zu Triumph, und jeder Fuß breit, den sie ihm gewinnen läßt, wird ein Königreich. Damit unterhält und ernährt sie die ganze Thätigkeit des Mannes, der sich ihr überläßt; aber das kann diese nicht. Der glücklich gewordene Ehemann kann sich nicht wie der Liebhaber zeigen; er hat nicht wie er zu fürchten, zu hoffen und

zu wünschen; er hat nicht mehr die süße Mühe mit seinen Triumphen, die er vorhin hatte, und was er einmal gewonnen hat, wird für ihn keine neue Eroberung.

Diesen ganz natürlichen Unterschied, liebes Kind! müssen Sie sich nur merken: so wird Ihnen die ganze Aufführung Ihres Mannes, der jetzt mehr Vergnügen in Geschäften als an Ihrer grünen Seite findet, gar nicht widrig vorkommen. Nicht wahr, Sie wünschten noch wohl, daß er wie vormals mit Ihnen einsam auf der Rasenbank vor der Grotte sitzen, Ihnen in das blaue Aeugelchen sehen, und um einen Kuß auf Ihre schöne Hand knien sollte? Sie wünschten noch wohl, daß er das Glück der Liebe, was der Geliebte so schlau und zärtlich schildern kann, immer mit kräftigern Farben malen, und Sie von einer Entzückung zur andern führen möchte? — meine Wünsche gingen wenigstens in dem ersten Jahre, da ich meinen Mann geheyrathet hatte, auf nichts weniger als dieses. Allein es geht nicht, der beste Mann ist auch der thätigste Mann, und wo die Liebe aufhört, Arbeit und Mühe zu erfordern, wo jeder Triumph nur eine Wiederholung des vorigen ist, wo der Gewinnst sowohl an seinem Werthe als an seiner Neuheit verloren hat; da verliert auch jener Trieb der Thätigkeit seine gehörige Nahrung, und wendet sich von selbst dahin, wo er diese besser findet. Der weiseste Mann geht auf neue Entdeckungen aus, und sieht das Entdeckte nur mit Dankbarkeit an. Es gehört zum Wesen unsrer Seele, daß sie immer beschäftiget seyn, und immer weiter will, und wenn unsre Männer von der Vernunft auf diesem Wege in den Geschäften ihres Berufs wohl geführet werden: so dürfen wir nicht darüber schmollen, daß sie sich nicht so oft als ehmals mit uns am Silberbache oder unter

Louisens Büche unterhalten. Anfangs kam es mir auch hart vor, eine solche Veränderung zu ertragen. Aber mein Mann erklärte sich darüber ganz aufrichtig gegen mich. Die Freude, womit du mich empfängst, sagte er, verbirget deinen Gram nicht, und dein trübes Auge zwingt sich vergeblich, heiter zu seyn; ich sehe was du willst, ich soll mit dir wie zuvor auf der Rasenbank sitzen, immer an deiner Seite hängen, und von deinem Othem leben; aber dies ist mir unmöglich. Mit Lebensgefahr wollte ich dich noch auf einer Strickleiter vom Glockthurm herunter tragen, wenn ich dich nicht anders zu bekommen wüßte; aber nun da ich dich einmal in meinen Armen fest habe, da alle Gefahren überwunden, und alle Hindernisse besiegt sind; findet meine Leidenschaft von dieser Seite ihre vorige Befriedigung nicht. Was meiner Eigenliebe einmal geopfert ist, hört auf, ein Opfer zu seyn; die Erfindungs- Entdeckungs- und Eroberungssucht, die jedem Menschen angeboren ist, fordert eine neue Laufbahn. Ehe ich dich hatte, brauchte ich alle Tugenden zu Stuffen, um an dich zu reichen; nun aber da ich dich habe, setze ich dich oben darauf, und du bist nun bis dahin die oberste Stuffe, von welcher ich weiter schaue.

So wenig mir auch der Glockthurm, und daß ich die Ehre haben sollte, der höchste Fußschemmel meines Mannes zu seyn, gefiel: so begriff ich doch endlich mit der Zeit, und nachdem ich dem Laufe der menschlichen Handlungen weiter nachgedacht hatte, daß es nicht anders seyn könnte. Ich wandte auch meine Thätigkeit, die vielleicht mit der Zeit auf der Rasenbank Langeweile gefunden haben würde, auf die zu meinem Berufe gehörigen häuslichen Geschäfte, und wann wir dann beyde uns tapfer getummelt hatten, und uns am Abend einander

ander erzählen konnten, was er auf dem Felde und ich im Hause oder im Garten gemacht hatte: so waren wir oft froher und vergnügter, als alle liebevollen Seelen in der Welt. Und was das glücklichste dabey ist: so hat dieses Vergnügen uns auch nach unserm dreyßigjährigen Ehestande nicht verlassen. Wir sprechen noch eben so lebhaft von unserm Hauswesen, als wir immer gethan haben, ich habe meines Mannes Geschmack kennen gelernt, und erzähle ihm sowohl aus politischen als gelehrten Zeitungen was ihn behagt; ich verschreibe ihm das Buch, und lege es ihm gebunden hin, was er lesen soll; ich führe die Correspondenz mit unsern geheyratheten Kindern, und erfreue ihn oft mit guten Nachrichten von ihnen und unsern kleinen Enkeln. Was zu seinem Rechnungswesen gehört, verstehe ich so gut als er, und erleichtere ihm dasselbe damit, daß ich ihm alle Beläge vom ganzen Jahre, die durch meine Hände gehen, zur Hand und Ordnung halte; zur Noth mache ich auch einen Bericht an die Hochpreisliche Kammer, und meine Hand paradiert so gut in unserm Kassenbuche als die seinige; wir sind an einerley Ordnung gewöhnt, kennen den Geist unsrer Geschäfte und Pflichten, und haben in unsern Unternehmungen einerley Vorsicht und einerley Regeln.

Dieses würde aber wahrlich der Erfolg nie gewesen seyn, wenn wir im Ehestande so wie vorhin, die Rolle der Zärtlichliebenden gespielt, und unsre Thätigkeit mit Versicherungen unsrer gegenseitigen Liebe erschöpft hätten. Wir würden dann vielleicht jetzt einander mit Langeweile anschauen, die Grotte zu feucht, die Abendluft zu kühl, den Mittag zu heiß, und den Morgen unlustig finden. Wir würden uns nach Gesellschaften sehnen, die, wenn sie kämen, sich bey uns nicht gefielen, und

mit Schmerzen die Stunde zum Aufbruche erwarteten, oder wenn wir sie suchten, uns wieder fortwünschten. Wir würden zu Tändeleyen verwehnt, noch immer mittänd'ln, und Freuden beywohnen wollen, die wir nicht genießen könnten; oder unsre Zuflucht zum Spieltische, als dem letzten Orte, wo die Alten mit den Jungen figuriren können, nehmen müssen.

Wollen Sie sich nicht einst in diesen Fall versetzen, liebes Kind! so folgen Sie meinem Beispiele, und quälen sich und ihren rechtschaffenen Mann nicht mit übertriebenen Forderungen. Glauben Sie aber auch indessen nicht, daß ich mich so ganz dem Vergnügen, den Meinigen zu meinen Füssen zu sehen, entzogen hätte. O hiezu findet sich weit eher Gelegenheit, wenn man sie nicht sucht, und sich zu entfernen scheinet, als wenn man sich allemal, und so oft es dem Herrn beliebt, auf der Nasenbank finden läßt. Noch jetzt singe ich unterweilen meinen kleinen Enkeln, wenn sie bey mir sind, ein Liedchen vor, was ihn zur Zeit, als seine Liebe noch mit allen Hindernissen zu kämpfen hatte, in Entzückung setzte; und wenn dann die Kleinen rufen: Ancora! Ancora! Großmama, er aber die Augen voll Freudenthränen hat: so frage ich ihn wohl noch einmal, ob es ihm jetzt nicht gefährlich schiene, mich auf der Strickleiter vom Kirchthurme zu holen? Aber dann ruft er eben so heftig wie die Kleinen: O Ancora Großmama Ancora.

3.

Der Mann ohne Charakter.

Ich habe, wo ich nicht irre, in der noch immer lesenswerthen Wochenschrift, der Mensch, den Gedanken gelesen, daß es Leute gebe, die gar keinen Charakter haben. Wenn man, um Mißverständnissen vorzubeugen, hinzusetzt: die keinen vesten, bestimmten Charakter haben, so ist die Sache außer Zweifel. Der Charakter eines Menschen besteht in seiner eigenthümlichen Art zu denken und zu handeln, und es giebt allerdings viele, die nichts Eigenthümliches darin haben, sondern sich beständig nach andern Formen modeln, und ihre Handlungsart alle Augenblicke verändern.

Wenn man jemandes Charakter genau kennet, so kann man ziemlich zuverläßig beurtheilen, ob gewisse Handlungen, die ihm zugeschrieben werden, von ihm herrühren oder nicht, denn der Ausfluß muß nothwendig der Quelle ähnlich seyn. Wenn dieser Satz Einschränkungen leidet, so ist daran theils unsere wenige Menschenkenntniß, theils der Mangel an bestimmten vesten Charakteren schuld. Wir pflegen auch im gemeinen Leben diese Wahrheit sehr oft anzuwenden. Wenn wir etwas von jemanden hören, was seinem Charakter zu widersprechen scheint, so sagen wir: ich kenne ihn zu gut; das kann er nicht gesagt, nicht gethan haben, und im entgegengesetzten Fall: das sieht ihm ähnlich! — Ein Mensch ohne Charakter hingegen ist sich niemals gleich, seine Denkungsart nimmt so leicht eine andere Richtung an, wie eine Windfeder. Er hat nichts Originelles an sich, sondern ahmet alles nach, was einigen Eindruck auf ihn macht.

Wenn man allgemeinen Räsonnements über die europäischen Nationen trauen darf, so müssen wir Deutsche wohl die größte Anzahl solcher Kopiengeister unter uns haben. Der Engländer hat fast durchgehends seinen eigenthümlichen Charakter, jedes Individuum ist da Original; und eben so im Ganzen genommen der Franzose. Nur wenn man den Deutschen im Abstrakto mahlen will, so gehört unter die Farbenmischung immer eine Nüance von Nachahmungssucht und Originallosigkeit. — Doch ich vertiefe mich zu sehr in allgemeinen Räsonnements; ich will nur meinen Lesern das Bild eines solchen entwerfen, dem unglücklicherweise ein Charakter fehlte.

Arist hatte vor vielen andern eine sehr gute Erziehung genossen, nur scheint sein Mentor nicht Rücksicht genug auf die übermäßige und würklich schädliche Biegsamkeit seines Herzens genommen zu haben. Sein Charakter ist in den zarten Jahren nicht bevestiget, oder vielmehr er hat gar keinen bekommen. Er schien zwar Eigensinn und Hartnäckigkeit genug zu besitzen, aber vielleicht eben durch die Bemühungen, welche man anwandte, denselben zu brechen, ist sein Charakter verwahrloset. Mich dünkt, dieser Fehler wird bey der Erziehung sehr häufig begangen. Eine gewisse Portion von Stelfsinn gehört so unentbehrlich zu einem vesten Charakter, als Salz in die Suppe, und man sollte sich daher wohl hüten, ihn bey Kindern ganz zu unterdrücken; vielmehr seine ganze Aufmerksamkeit darauf richten, ihn nur auf das Gute zu richten. Erfahrne Pädagogen haben schon lange die Anmerkung gemacht, daß bey der Erziehung keine Neigung unterdrückt, sondern nur veredelt werden müsse. Alsdenn wird aus Hochmuth edler Stolz, aus Muthwillen Munterkeit, und aus Eigensinn männliche Standhaftigkeit.

Nur

Nur ein Beispiel der frühen Wankelmüthigkeit des jungen Arist will ich aus seinen Schuljahren beybringen. Er war ein Mitglied der ersten Klasse eines Gymnasiums, wo es gewöhnlich war, daß auf dem halbjährigen Examen einige öffentliche Reden zur Uebung gehalten wurden. Seine Mitschüler hatten sich, ich weiß nicht aus welchen unerheblichen Grunde, verbunden, durchaus keine Rede anzunehmen, um ihren alten Rektor dadurch zu kränken. Dieser gute, sanfte Mann merkte die Kabale, und um Widerspenstigkeit zu vermeiden, trug er unserm Arist, dessen lenksames Gemüth er kannte, die Rede auf. Er hatte keine Mühe, ihn dazu zu bereden. Sobald seine Mitschüler es erfuhren, kostete es ihnen nur ein Hohngelächter, nur zwey Worte, und Arist gab die Rede mit einigen kalen Entschuldigungen seinem Rektor zurück. Dieser that ihm einige sanfte Vorstellungen wegen seiner Wankelmüthigkeit — und Arist nahm die Rede wieder an.

Die Universität ist ein Meer, wo sich viele entgegengesetzte Ströme durchkreuzen. Ein so schwankendes Herz, als Arist hatte, mußte nothwendig bald hie, bald dorthin gerissen werden. Daß er noch vor einer gänzlichen Zerstörung aller guten Sitten und der Tugend bewahret wurde, hat er mehr seiner wenigen Einnahme (denn die magern Geldbeutel sind da der Verführung am wenigsten ausgesetzt) als eigenen vesten Grundsätzen zu danken. Im Anfange bestand zu seinem Glücke seine ganze Gesellschaft fast mehrentheils nur in seinem Stubenburschen. Cleanth, so hieß dieser, hatte bey einem redlichen Herzen ein sehr mürrisches und launigtes Temperament, welches oft in Grobheit ausartete. Arist, der biegsame, gefällige Arist wurde durch diesen Umgang ein starrköpfiger, hypochondrischer Misanthrop, er lernte von seinem Gesellschafter Recht-

haberey und Trotz. So schlimm dies aber auch scheinen mag, so glaube ich doch, daß dieser Umstand zu einiger Bildung und Bevestigung seines Charakters eine heilsame Würkung gehabt hat. Der in seiner Kindheit ihm ausgebläuete Eigensinn erhielt nun einigermassen wieder die Oberhand, und das giebt schon Hofnung, daß er mit der Zeit noch einen vesten Charakter bekommen kann.

In der Folge erhielt sein Charakter (wenn ich die beständige Umwandlung einer schwankenden Handlungsart so nennen kann) nach Maasgabe seines verschiedenen Umganges mancherley Modificationen. Er gerieth mit einigen sogenannten Renomisten in Bekanntschaft. Dies sind Leute, welche Schlägereyen, Duellen, Beleidigungen und die Behauptung des Point d'honneur für den Hauptendzweck ihres akademischen Aufenthalts halten. In den Gesellschaften solcher Leute wird von nichts geredet, als von vorgefallenen Duellen, von Projekten zu neuen Schlägereyen, von Mitteln, seine Renommee zu befördern und zu erhalten u. s. w. Dies benebelte den charakterlosen Arist. Sein ganzer Kopf war voller Entwürfe, sich den Ruhm eines tapfern Musensohns zu verschaffen, den breiten Stein muthig zu behaupten, er legte sich aufs Fechten — kurz, Arist wäre ein völliger Renomist geworden, wenn er nicht theils zu feige gewesen, und theils durch seine Kasse erinnert worden wäre, daß er nicht im Stande sey, eine Relegation abzukaufen.

Sein Schicksal führte ihn nachher in die Bekanntschaft junger Autoren, welche ihm ihre Träume von Recensentenlob und Schriftstellerruhm, und was noch mehr, von ansehnlichen Honorarium enthusiastisch vordeklamirten. Nun wollte Arist ein Autor werden. Er verdarb die edle Zeit, voll von der kitzelnden Augenweide, seinen Namen in einem Meßkatalogus, und vielleicht gar in einer gelehrten Zeitung

zu lesen. Er schrieb Tag und Nacht, und wäre glücklich ein Spott der Kritikaster geworden, wenn ihn nicht sein guter Genius durch andere Eindrücke davor bewahret hätte. Arist war nemlich durch ein Buch eben so leicht umzustimmen, als durch die Reden und Handlungen anderer. Als er mit seiner Autorschaft beynahe zu Ende gekommen war, so fiel ihm ein Buch in die Hände, worin die jungen Skribler um Gotteswillen gebeten werden, die armen Recensenten nicht krank zu schreiben. Arist bekam einen Widerwillen gegen die Schreiberey, und ließ sein Manuscript unvollendet liegen.

Nach dieser Beschreibung wird der Leser für die Orthodoxie des guten Arist alles fürchten. Vermöge seiner Bereitwilligkeit, alles von andern anzunehmen, würde er auch ohne Zweifel auf Universitäten erzheterodox und nach seiner Zurückkunft wieder ohne weitere Prüfung orthodox geworden seyn; indessen hatte ers seiner guten Erziehung zu verdanken, daß er weniger leichtsinnig zu Werke ging. Er gab in diesem Stück sorgfältig auf sich acht, weil ihm die Religion zu wichtig gemacht war, als daß er etwas darin ohne gesunde Prüfung hätte annehmen oder verwerfen können.

Ein Genie ist Arist nicht, und wirds auch nie werden, wie aus dieser Beschreibung schon genugsam erhellet. Zu einem Genie gehört ein besonders vester, bestimmter Charakter, denn Genie und Originalkopf ist im Grunde einerlei. Man findet bey Genien immer eine starke Portion von Hartnäckigkeit und Steifsinn, und wenn dieser gleich auch gar wohl dabey zu vermissen wäre, so ist er doch eine Anzeige *) und natürliche Folge eines Genienkopfes.

Es

*) Ums Himmelswillen nein! keine Anzeige. Das nehm' ich zurück. Denn was würden wir sonst für eine Menge Genien haben.

Es giebt zwar viele, welche Aristen eben wegen dieser biegsamen, gefälligen Natur für einen guten Menschen halten, und ihn lieben; allein wenn auch solche Leute ohne Charakter angenehme Gesellschafter sind, weil sie aus Mangel eigener vester Grundsätze nie widersprechen und alles mit sich machen lassen, so ist der Schade für sie selbst desto grösser, weil es blos auf ein gutes Glück ankömmt, ob sie Bösewichter werden oder Tugendfreunde. Sturz vergleicht sie mit einem Blatt weiß Papier, worauf jeder einen Klecks macht, der nicht immer wieder auszulöschen ist. Arist ist durch sein günstiges Schicksal bisher vor ganz verdorbenen Gesellschaften bewahret, aber ist es sein Verdienst, daß er nun nicht lasterhaft ist? Wäre er nicht vielleicht unter Spitzbuben ein Spitzbube, unter Mördern ein Mörder geworden? O Jünglinge, die ihr dies leset, zittert, wenn ihr mit einem unbevestigten Herzen in die Welt treten wollt, sonst spielet die Welt mit eurem Herzen, wie die See mit einem steuerlosen Schiffe, ein schreckliches Spiel.

Nun eine Bitte, lieber Leser: schau nicht um dich her, um zu sehen, wer der Mann wohl seyn möchte, der hier geschildert ist, denn dein Spüren dürfte leicht vergeblich seyn. Kennest du mich, so hast du das Original zu dieser Kopie, und mich — kennest du nicht, denn ich lebe im Verborgenen.

Hm! höre ich manchen Geck mit gerümpfter Nase ausrufen, der Mann war ein Narr, sich selbst so öffentlich an den Pranger zu stellen. Indes das kümmert mich nicht. Der edeldenkende Weise wird in seinen eigenen Busen greifen, und fühlen, was es für ein herrlicher Sieg ist, wenn man auf sich selbst die Geißel der Satyre schwinget. Ich freue mich mehr als ein Mönch nach eigener Casteyung, daß ich über niemandes Thorheiten herzlicher und lieber lache, als über meine eigenen, und niemandes Fehler mehr

beseufze. Ich wollte der ganzen Welt alle meine Schwächen und Thorheiten gestehen, und mich von der Hälfte darüber auslachen lassen, wenn ich dadurch nur einige bessern könnte.

Arist.

4.

Die Welt aus dem Gesichtspunkte des Misanthropen.

„Sie ists nicht werth, so eine Welt wie diese,
„Daß man ihr eine Thräne weiht.“

Frh. v. Gemmingen.

Die beste Welt! rufen uns Philosophen zu, welche sie nicht kennen, und demonstriren in ihren Studierstuben eingeschlossen a priori, daß sie es sey. Mags glauben wer Lust hat; — ich glaub's ihnen nicht eher, als bis sie kommen und mir ihren Lieblingssatz auch a posteriori beweisen. Aber wenn sie nur die Welt erst mit unbefangenem Gemüthe betrachteten so wie sie wirklich ist, — das Resultat würde ganz anders lauten. Was sollen mir alle hoch und tiefgelehrte Demonstrationes, die durch eine lange Kette spitzfindiger Schlüsse beweisen wollen, daß diese Welt die beste sey, wenn ich mit meinen sichtigen Augen sehe, daß es nicht wahr ist. Denn ich mag das Ding so viel drehen und wenden, als ich will, mag mich in alle mögliche Gesichtspunkte stellen, um es von allen Seiten zu beschauen, so finde ich dennoch keinen einzigen Winkel, wo

Vollkommenheiten unvermengt mit Mängeln, *) Glück ohne eine Mischung von Verdruß und Unbequemlichkeit, Tugend frey von Flecken und Bedrückung anzutreffen wäre. Schauet, beobachtet, erfahret erst, — und dann demonstriret, so wird hoffentlich (wenn ihr anders gesunde Sinne habt) das: quod erat demonstrandum anders ausfallen.

Kommt, Ihr tiefsehende Weisen, zeiget mir, was sich denn in dieser Welt findet, welches Euch berechtiget, ihr den prunkenden Namen der besten beyzulegen. Ich will nicht die Werke Gottes tadlen, nicht mit dem vollkommnen Schöpfer rechten, daß er sie so und nicht anders eingerichtet habe. Nein ich erkenne, daß alles gut, sehr gut ist, was der Allweise schuf; und wäre der nichtswürdigste Gotteslästerer, wenn ich's leugnen wollte. Aber der Schöpfer hat mir ja nicht befohlen, sie für die beste zu halten, so daß ich meinen Aufenthalt darin und den Genuß derselben als die äusserste Grenzlinie aller meiner Wünsche annehmen müste. Der Allgütige wuste es nur gar zu wohl, daß eine Glückseligkeit, welche diese Welt giebt, meinen Geist nicht befriedigen konte, warum versprach er mir sonst eine bessere, und rechtfertigte dadurch selbst meine Wünsche, wenn sie sich auch über die Sphäre dieser Welt hinaus erstrecken. Wäre sie aber die beste, wie Ihr Scheinweisen mich durch trügliche Sophistereien bereden wollet, was bliebe mir dann noch zu wünschen übrig? Vernichtet Ihr nicht Gottes tröstliche Aussprüche, wenn Ihr alle meine Wünsche blos auf diese Welt einschliessen wollt? Denn wenn man

*) Der Misanthrop ist ein Consequentienmacher; welcher Philosoph behauptet in dem Verstande wohl die Optimizität der Welt? Aber es geht solchen Leuten gemeiniglich so, sie sehen alles schief. Man studire Leibnitzen und Wolf!

M. Duns.

man das beste hat, ist doch wohl nichts bessers zu hoffen übrig.

Eure reizenden Gemälde, durch welche Ihr eure Sophismen zu bestärken suchet, blenden mich nicht. Es sind mislungene Copien, in welchen man das Original nicht mehr erkennt. Wollet Ihr die Welt kennen? — ich will sie Euch malen, nicht nach idealischen Phantasmen, will ich sie malen, sondern treu, mit Zügen, deren Wahrheit Ihr täglich erforschen könnet. — Noch einmal sage ichs — gut, alles gut, was der Natur, die Gottes Tochter ist, zugeschrieben werden kann. Aber diese Vollkommenheiten können bey mir die Mängel nicht verdunklen, an welchen die Natur nicht schuld ist, können mich nicht schadlos halten, wegen der ungestalteten, verabscheuungswürdigen Misgeburten und schädlichen Ungeheuer, welche mir in Eurer besten Welt aufstoßen.

Was rennet, läuft, gaffet hier die sich zudrängende Menge, welche vor Neugierde schier zu sterben scheinet? Ist's etwa ein Schauspiel, welches der Menschheit Ehre macht, wornach sie lüstern ist? Ist's etwa triumphirende Tugend, oder Belohnung einer heldenmüthigen grossen Handlung, bey deren Anblick sie ihr Herz weiden will? — O Jammer! Menschenschande, Menschenelend, Tod und Verderben ist das Schauspiel, welches sie locket. — Ein unglücklicher Bösewicht, der die Menschheit entehrte, soll aus der Gesellschaft der Lebendigen hinausgestoßen werden. Blutige Thränen möchte ich weinen über das schimpfliche Denkmal, welches heute der Menschheit errichtet wird, und welches das unnatürlichste Verbrechen zur Schande des jetzigen Zeitalters der Nachwelt noch nach Jahrhunderten überliefern wird, wo nicht indessen ein anderes, diesem gleiches Scheusal seine Stelle vertritt. Und siehe! um dieses Schauspiel, wofür die Menschheit zurückbebt zu sehen,

hüpfet,

hüpfet, springt, lärmt und läuft, gerade als ging's zum Opernhause, eine Menge — Menschen? —

Aber Ihr wollt die Welt nicht nach solchen seltneren Auftritten beurtheilet wissen. Gut, wir wollen alltägliche Scenen wählen, und aus diesen unser Resultat abstrahiren. Kommt mit mir ins Gewühl der Stadt, hier bey dem Zusammenfluß von Tausenden werden wir Menschen beobachten, und von so vielen Individuis ein richtiges Resultat abstrahiren können. — Hier ist alles lebendig, thätig, wirksam. Man sieht es allen an, daß es ihnen warum zu thun sey. Tausend unruhige Leidenschaften sind auf ihren Gesichtszügen ausgedruckt, zwar verschieden nüancirt, aber sie verachten doch nach allen Regeln der Phisiognomie mehr oder weniger Anstrengung, — ungesättigtes Verlangen. — Hinstreben nach einem gewissen Gegenstand. Aber nach welchem? Sinds Dinge, die den edlen Geist sättigen sollen und können, der diese geschäftige Maschine belebt. Dann wär es freilich der Mühe werth, aber leider! sind alle diese elenden Geschöpfe zu den ermüdenden Arbeiten der Danaiden *) und des Jxion verdammt; beständig zu arbeiten, sich zu quälen um — sich sättigen und kleiden zu können. Elende Beschäftigung, wenn sie allein den ganzen Menschen stets einnimmt; was ists denn um dies Gottähnliche Geschöpf, wenn das seine Bestimmung ist? Da möchte man ausrufen:

Tantaene animis coelestibus irae?

Sehet hier einen hagern Mann mit hurtigen Schritten vorbeigehen, die Blicke starr auf die Erde gerichtet; seine

*) Die Danaidischen Schwestern wären nach der heidnischen Fabel im Reiche der Todten verdammt, Wasser in ein bodenloses Faß zu tragen. Jxion muste einen Stein auf einen Berg wälzen, der, wenn er oben war, wieder herabrollte und neue Arbeit machte.

Olearius Antiquitätenkrämer.

seine Züge bezeichnen ängstige Begierde, der Mund ist vest geschlossen; — jetzt scheint er sich zum Lächeln auszudehnen, aber nicht zum Lächeln des heitern, sorglosen Herzens, sondern es ist das Lächeln des Gewinnsüchtigen, der jetzt eine Gelegenheit erschnappt hat, auf anderer Unkosten einen Zug zu thun. — Diese Karrikatur umfaßt, mehr oder weniger aber doch in allgemeinen, die ganze Menge, welche Ihr hier sehet, und Ihr werdet mir daher die phisiognomische Zergliederung der übrigen ersparen. Bey allen sieht man's, daß Sorgen, Entwürfe, Leidenschaften oder Gram und Kummer die Ruhe aus dem Herzen verdrängt haben, welche doch das Kennzeichen des Glücklichen ausmacht. Ich will Euch nun nicht einmal in die Hütten der Unglücklichen führen, und die Seufzer und Thränen zeigen, welche in denselben Eure beste Welt anklagen.

Ja, das wahrste Bild auch von meinem Leben ist dies verwirrte Gewühl der Stadt. Eine ängstliche Sorge verdrängt da die andere; hier fehlts an den nothdürftigen Bedürfnissen des Lebens, die ich mit schüchternem, sorgevollem Blick suchen muß; dort zerret ein Schurke an dem ohnehin schon so kleinen Theil, der durch manche Nachtwachen und saure Mühe der meinige ward; und ich habe Mühe nöthig, um die Hunde abzuwehren, die, aller Vorsicht ungeachtet, oft mit einem Stücke davon laufen; bald bringt mir ein anderes Ungeheuer, die Lästerung, von hinten einen Biß bei, welcher bis ins Mark dringt, weil er den empfindlichsten Theil — meine Ehre — verletzt. Und so verfließen mir die Tage dieses Lebens unter sorgevollen Bemühungen, Furcht, Angst, Gefahren und Elend, und doch soll die Welt, in welcher ich diese Tage verleben muß, die beste seyn.

„Freilich wohl nicht für jeden Menschen einzeln genommen, sagt Ihr, aber wenn gleich an einzelnen Subjekten Unvollkommenheiten nothwendig bleiben, so sind doch im Ganzen die Verbindungen, so wie sie jetzt sind, die besten.“ — Bodenlose Sophistereien! Was gehts mich denn an, wie jener Baum, oder wie der Elephant diese Welt findet, — genug mir gefällt sie nicht; mir ist sie nicht die beste, sondern ich freue mich, daß ich eine bessere hoffen darf.

Der edelste Theil meines Wesens, dieser Geist, welcher mich belebt, scheinet mir eben so wenig in dieser Welt den Zweck seines Daseyns und die Stuffe der Vollkommenheit zu erreichen, zu welcher er fähig ist und geschaffen zu seyn scheinet. Er fühlet zwar seinen Adel, strebt empor und schweifet mit kühnem Fluge über die Gränzen des körperlichen Auges hinweg, sucht die Wahrheit bis in ihre geheimsten Winkel zu verfolgen, aber er empfindet zugleich die niederdrückende Last der Sinnlichkeit, welche ihn in seinem kühnsten Fluge, wenn er über alles Sterbliche erhaben sich dem Urquell der Vollkommenheit nähern wollte, plötzlich wie Zentnerschwere Last niederzieht, und durch eiserne Fesseln ihn aus seinem engen Gesichtskreis auszuschweifen verhindert. Gleich einem noch federlos seinem mütterlichen Neste entrissenen Adler, dem hernach die anwachsenden Flügel beschnitten sind. Er fühlt nun seinen ursprünglichen Adel, fühlt Kräfte und Beruf, sich der Sonne nahe zu schwingen; wagt einen kühnen Flug, aber unwillig merkt er die Ohnmacht der Flügel, welche ihm sein Ziel nicht erreichen läst, und nach vergeblicher Anstrengung sinkt er kraftlos aus einer kleinen Höhe herunter. So fühlt sich mein Geist bestimmt höher zu fliegen, als der Gesichtskreis seiner Sinne geht; er höret den lockenden Zuruf des Dichters:

O schwin-

O schwinge dich aus deiner Hülle,
mein Geist, und steig' in heilger Stille,
frey von des Körpers trägem Thon
voll Ehrfurcht auf der Dinge Leiter
von Stuf' zu Stuffe zitternd weiter
zu Gott, und knie vor seinem Tron.

Er höret's, — reges Gefühl seines Adels entflammt ihn; er will! — wagt einen kühnen Flug, aber — die Flügel sind ihm beschnitten, und er sinkt im taumelnden Wirbel herunter, wenn er sich kaum über den Gesichtskreis der Sinne empor geschwungen hatte. O wie sehnet sich mein Geist dieser niederdrückenden Last entledigt, dieser trägen Hülle, welche ihn zu enge einschließt, entlassen zu werden; wie freuet er sich auf diesen Zeitpunkt, da er unaufgehalten von den Hindernissen, die ihm hier im Wege stehen, Kenntnisse einsammlen, — in dem Meere der Wahrheit schwimmen und unersättlich daraus schöpfen wird! — —

Gedanken strömen, sie treiben sich in einem unaufhaltbaren Wirbel herum, — aber entflogen sind sie, ehe der viel zu träge Finger sie dem Papiere mittheilen kann. Wie matt alles, wie unzusammenhängend, wie unähnlich dem, was ich fühlte, als ich dies — jenes schrieb. Die gekettete Reihe der Gedanken fliegt mit unaufhaltbarem Fluge vorbey; der träge Finger reißt nur hie und da ein Stück heraus, wirfts matter hin aufs Papier, und stellet also ein Skelet — nicht einmal Skelet, sondern nur Bruchstücke der Gedankenfolge dahin.

Wie sympathetisch liebe ich den Mann, der eben das Gefühl zu haben scheint, als er ausrief: „Ich habe Lust abzuscheiden.“ — Ja das habe ich auch; niemand wird mich je überreden, daß diese Welt die

beste sey; nur die Hofnung einer bessern kann mich trösten, und wohl mir, daß ich sie habe! Wohl mir, wenn Freund Hayn kommen wird, mich von diesen engen Fesseln zu befreyen; mit Entzücken will ich ihm entgegen sehen, und Eurer besten Welt dann auch keine Thräne verweinen, denn warlich: **Sie ist's nicht werth, so eine Welt wie diese, daß man ihr eine Thräne weiht.**"

5.

Warum sind viele Prediger Theaterfeinde?

Wenn der Witzling und Religionsspötter meynt, dieser Aufsatz werde recht in seinem Ton den altvätrischen Schwarzröcken ihre vergebliche Mühe, den Weltlauf zu ändern, zeigen, so irrt er sich. Ich will es frey gestehen, ich selbst bin ein Geistlicher, aber ein solcher, der den Schauspieler als Mensch und Künstler schätzt, der aber auch überzeugt ist, daß wenige unter dieser Art Menschen sind, die für Religion und Tugend eben das warme Gefühl, und darf ich sagen, die Leidenschaft haben, wie gegen das Theater. Wäre dieses nicht, wie viel würden diese Leute für sich und für's Publikum gewinnen? — Diese Zeilen sind aus dem Wunsch entstanden, daß es so seyn möchte. Glauben Sie aber nur nicht, daß die Kanzel der Ort sey, wo solche Sachen hin gehören. Sie ist es eigentlich, wenn es aber einen ansehnlichen Theil Verirrter giebt, die eher alle andre Oerter besuchen, als diejenigen, wo Geistliche reden;

reden; ſo muß ein Lehrer von Menſchenliebe gedrungen, auch da predigen, wo man es nicht vermuthet. — Seyn Sie alſo nur nicht unwillig, mein Herr, daß ich die Urſachen aufſuche und ſo in die Welt hinſchreibe, die auch rechtſchafne, aufgeklärte Lehrer verbinden, zuweilen wider das Theater zu reden. Geben Sie mir die Hand, und ich erkläre hiermit, daß das Theater nicht nothwendig, ſondern nur zufällig dazu Gelegenheit giebt; wenn nämlich übertriebne Liebe und Irrthum denſelben einen größern Nutzen beylegt, als es haben kann; und darüber anfangen, gegen die Religion, deren Weſen freilich nicht ſo ſinnlich iſt, kalt und unempfindlich zu werden. Sie meynen durch den Schauſpieler mehr bewegt, unterrichtet, ja ſelbſt geveſſert zu werden, als durch den Prediger. Wenn dieſes ſo wäre; ſo müßten Obrigkeiten ſchlechterdings ſich des Schauſpiels mehr annehmen, als oft geſchieht, und durch ſtrenge Befehle oder auf andre Art die Leute nöthigen, hineinzugehen. — Der Nutzen und gute Einfluß vom Theater ins Publikum iſt allerdings ſehr bedeutend, aber doch dem, welchen die Religion fürs Ganze hat, ohnmöglich zu vergleichen. Um alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, und die Wahrheit davon zu ſehen, darf man nur die Abſicht der Religion und des Theaters genau bemerken, um zu ſummiren, welchen beſtimmten, unleugbaren Werth jedes fürs Allgemeine habe.

Die Fehler des Zeitalters, und der Sitten, Vorurtheile und dergleichen in effigie ſo einleuchtend, ſo durchdringend zu zeigen, daß Scham oder Freude bey dem Zuſchauer nach ſeiner Beſchaffenheit entſtehet; dies kann das Theater. Große Handlungen, Weltkenntniß, Natur und Lohn der Tugend, Natur und Strafe des Laſters, in ihrem Umfang anſchauend vorzuſtellen, dies

ist der Werth und die Absicht guter Schauspiele. Kurz, das Theater lehrt Empfindung des Wahren, bildet den Geschmack, ermuntert Künstler und Gelehrte, ist zur Erholung der angenehmste Zeitvertreib, es zeigt alles Edle und Schöne. Vortreflicher Schauplatz! wo die Spieler dieses erreichen! glückliche, wonnevolle Zuschauer, die dies sehen und hören. Man darf auf diejenigen ohnmöglich zürnen, die vom Schauspiel überwunden, und so bezaubert sind, daß sie nie ruhig und heiter werden, als wenn dies durch ihre Sinne dringt.

Wenn dies ist, warum brauchen viele Geistliche wider das Theater ihr Strafamt, und aus welcher Ursach redet hie und da, der und jener im Eifer darwider? — sind die Schauspiele an und vor sich wider Religion und gute Sitten, oder nicht? — Verständigen Sie sich recht, mein Herr, wir wollen alsdenn von beyden Theilen einander nicht mehr den Rücken zuwenden, nicht Seelen trennen und erbittern, umkehren wollen wir uns, freundlich anblicken, ewiger Friede soll uns vereinigen, wenn Sie ohne Hitze fein billig und männlich bedenken, was unser einer sagt.

Es giebt Leute, die Redoute, Koncert, Kaffehaus, besonders Schauplätze und alle übrige dem Vergnügen gewidmete Oerter mit vollem Enthusiasmus und Hintansetzung ihrer Pflicht, Tag und Nacht, Kirchen und andre der Erbauung geweihte Orte aber mit Eckel, selten, auch wohl gar nicht besuchen, in der Einbildung, sie würden durch Schauspiele, Umgang und Erfahrung mehr erbaut und gebessert, als durch das Gewäsche mürrischer, altvätrischer Pf * * *! Vortreflich! fahren sie nur in dieser Art zu denken und zu schlüssen fort, sie werden bald sich so zerstreut, verwickelt, und endlich

der

der Verzweiflung nahe finden, daß sie entweder in der Welt alles für Betrug ausgeben oder einsehen lernen, daß die Geistlichen nicht so Unrecht hatten, wenn sie wider den Theaterenthusiasmus und die daraus entstehende Gleichgültigkeit eiferten. Sollen sie da schweigen, oder sollen sie einem so gefährlichen Vorurtheil die Augen öfnen? Ueberdies sind die Kenntniß von Gott, und dem Versöhner, Bestimmung des Menschen, die Bekehrung, die völlige Beruhigung eines verletzten Gewissen, die Seligkeit, Freudigkeit im Leiden und Tod die grossen Endzwecke und Absicht der erfreuendstärkenden Religion und des Gottesdiensts. Predigt, Taufe, Abendmahl, die Handlungen, in denen wir diese Absicht erkennen, erlangen und völlig beruhigt werden; ja zu derjenigen Vollkommenheit gelangen, deren ein Mensch fähig ist. Soll ich einen Katechismus schreiben? das werden Sie mir hoffentlich erlassen. Wie aber weiter? hat das Theater nur das mindeste wider alles dieses in sich? Die Bühne wird am heiligen Tagen geschlossen. Aber wie? auf hohen Befehl und aus Furcht hoher Ungnade? und wie bringen viele Schauspieler und Theaterfreunde die Zeit zu, nicht dem Spiel, sondern dem Dienst der Religion geweiht? Verächter des Gottesdiensts geben, ausser dem Schaden vor ihre Person, auch andern ein böses Beispiel, und können ohnmöglich wahre Verehrer der Religion seyn.

Ein guter Schauspieler kann und soll auch ein guter Christ seyn, das bewies Ekhof und viele andre rechtschafne Männer. Ahmten alle diesen Beispiel mit weniger Leichtsinn und ein wenig Vernunft nach, so würde ihr Leben und Gesinnung auch weniger veränderlich seyn, als die Rollen, die sie spielen. Der edle Schauspieler suche daher nicht nur der Absicht seiner Handlung auf

image
not
available

Wenn es nur „kleiner Tag“ bey Madam ist, so haben nur die guten Freunde und die kleinen Hunde Erlaubniß, hereinzukommen: die Fensterläden sind nur halb offen. Der kleine Tag fängt Glocke eilf an.

Einige Pariser Damen stehn erst gegen Abend auf, und legen sich nieder, wenn die Morgendämmerung anbricht; eine Dame, die schöner Geist ist, wird sich gewöhnlich zu dieser Mode bekennen; man nennt eine solche Dame, eine Lampe.

Die Frau von Hause spricht nicht von den Schüsseln, die auf der Tafel stehn; es ist ihr bloß erlaubt, eine Pularde von Rennes, Rebhüner von Mans, Pasteten von Perigueux, Lamm von Ganges, und Oliven aus Spanien, anzukündigen.

Die Reichen können nicht mehr wohlleben, weil sie zu früh angefangen haben, und ihr Gaumen stumpf ist. Oft trinkt der Herr von Hause, mitten an der leckersten und überflüßigbesetzten Tafel, traurig Milch.

Wenige Häuser zu Paris sind reich genug, um Mittags und Abends zu essen geben zu können. Der Magistrat dinirt, und der Finanzmann soupirt. Die vornehmen Herren speisen erst halb vier Uhr zu Mittag.

Es ist eine Sucht der Großen, die, welche zu ihnen kommen, vom Kopf bis zu den Füßen anzusehn; sie nennen es, messen. Wem dieses nicht gefällt, steht es frei, sie wieder zu messen.

Sobald man das Pflaster von Paris betritt, merkt man gleich, daß der gemeine Mann nicht der gesetzgebende Theil da ist. Keine Bequemlichkeit für die Fußgänger; was vornehm und reich ist, fährt, und hat das barbarische Recht, jährlich ein Hundert in den Straßen

zu Krüppeln zu machen, oder zu rädern. Man untersucht alsdenn, ob es mit dem Vorder- oder Hinterrad geschehn ist? im letztern Fall ist der Kutscher von aller Verantwortung frey. „Wenn ich Policeylieutenant „wäre, so verböte ich die Cabriolets!“ sagte Ludwig XV., er selbst aber glaubte, daß ein solches Verbot unter seiner Größe sey. Man hat einen festgesetzten Entschädigungstarif für die gestümmelten Arme, Beine, Rippen ꝛc.

Zu Paris, zur Zeit der großen Kälte, zeigen die Thermometer von der Vorstadt Saint-Honoré zwey oder drey Grad Kälte mehr, als in der Vorstadt Saint-Morceau, weil der Nordwind milder wird, indem er über die unzähligen Feueressen dieser großen Stadt streicht. Nicole wagte es nicht, gegen das Ende seines Lebens auszugehn, aus Furcht, von einer dieser Feueressen erschlagen zu werden. Das Flößholz wird in ungeheurer Menge in Stößen, wie Häuser hoch, aufgethürmt, und in drey Monaten ist nichts mehr als der leere Platz vorhanden. Unter einem von diesen Stößen wurde lange Zeit die Gazette ecclésiastique gedruckt, und die Polizeyspione brachten eine geraume Zeit zu, ehe sie es auswitterten; die Drucker und Setzer waren als Holzspälter und Ablader verkleidet.

Nichts ist gewöhnlicher bey den Fiacren, als daß plötzlich ein Riemen reißt, oder ein Rad zerbricht, und man sich die Nase einfällt, oder den Arm beschädigt. Aber dafür braucht man alsdenn den Weg nicht zu bezahlen. Vor einigen Jahren war, ich weiß nicht, welche Reform im Werk. Die Fiacres beschlossen einmüthig, an der Zahl 1800, nach Choisy zu wallfahrten, wo der König sich damals aufhielt, und ihm eine Bittschrift zu überreichen. Der Hof war nicht wenig verwundert,

wundert, eine Reihe von 1800 leeren Kutschen zu erblicken, welche die Ebenen bedeckte; es machte sogar etwas unruhig. Man beurlaubte sie wieder, wie sie gekommen waren. Die vier Repräsentanten wurden ins Gefängniß, und der Sprecher, mit seiner Bittschrift und Rede, nach Bicetre geschickt.

Die neue Brücke ist in der Stadt, was das Herz im menschlichen Körper ist; der Mittelpunkt der Bewegung und Zirkulirung. Um jemand zu finden, den man sucht, braucht man hier täglich nur eine Stunde zu weilen. Wenn die Polizeylaurer in einigen Tagen ihren Mann hier nicht zu Gesicht bekommen, so sind sie überzeugt, daß er nicht mehr zu Paris ist.

Einen sehr angenehmen Blick geben die Tuillerien, oder vielmehr die elyseischen Felder, an einem schönen Frühlingstage. Die beyden Reihen von hübschen Frauenzimmern, welche die große Allee einfassen, auf einer langen Folge von Stühlen, die dicht an einander gedrängt sind, und den Vorübergehenden eben so frey im Gesicht sehn, als man ihnen ins Gesicht sieht, gleichen einem Parterre, das von tausenderley Farben belebt wird.

Der Pariser ist von Spionen umringt. Sobald zwey Personen sich etwas ins Ohr sagen, kommt ein dritter und lauscht. Die Polizeylaurer machen ein zahlreiches Korps aus, wo jedes Individuum eine eigene Uniform hat, die er täglich ändert, und sich bis zur Zauberey metamorphisirt. Er ist an Einem und demselben Tage St. Ludwigs Ritter und Perruckenmacherbursche, Klosterprior und Küchenjunge; man findet ihn auf dem Bal paré und in der verrufensten Kneipe; bald mit einem prächtigen Ringe an dem Finger, und bald mit der schmutzigsten Perrucke auf dem Kopf. Seine Physionomie ändert sich wie

sein

sein Kleid. Er ist ganz Auge, ganz Ohr, ganz Bein, denn er durchstreicht, man weiß nicht wie, das Pflaster von allen sechszehn Vierteln der Stadt. Ihr mögt ihm antworten oder nicht, er dollmetschet euer Stillschweigen doch, und weiß, was ihr von diesem oder jenem denkt. Diese Aufpasser haben wieder andre Aufpasser auf dem Nacken, die sie beobachten, ob sie auch ihre Schuldigkeit thun. Es giebt Hof- Stadt- Bette- Gassen- Mädchen- schöne Geister- Spione. Man begreift diese Unterabtheilungen unter dem allgemeinen Namen Mouchards, welches der Name des ersten Spions des französischen Hofs war. Ein Mann, der mit der Polizey zu schaffen hat, es sey auch, unter welcher Benennung es sey, wird nicht mehr in guten Gesellschaften zugelassen, und von Rechtswegen.

Ein Polizeylieutenant ist ein Minister von Wichtigkeit, wenn er gleich nicht den Ministertitel führt. Er hat einen geheimen und gewaltigen Einfluß, er weiß so viele Dinge, daß er viel Gutes und viel Böses stiften kann, weil er in seinen Händen eine Menge Fäden hat, die er nach seinem Gefallen verwirren oder auflösen kann. Er verbreitet Licht oder Finsterniß, und rettet oder schlägt zu Boden. Wenn diese Magistratsperson einem Philosophen alles, was er sieht, hört, weiß, mittheilen, und ihm gewisse Geheimnisse aufschliessen wollte, von denen er allein unterrichtet ist, so würde dieses unter der Feder des Philosophen zu einem Werke werden, worüber alle seine Mitbrüder erstaunen müßten. Aber er ist wie der Groß-Pönitentiarius; er erfährt alles, und sagt nichts wieder. Er sieht so viel Schurkenstreiche, so viele Laster, so viele Schandthaten, so vielen Wust von Niederträchtigkeiten, das ihm nur sehr wenig Glauben an Tugend und Rechtschaffenheit übrig bleibt.

Einen

Einen Blick, der einzig in seiner Art ist, bieten die Blumen- und Obsthallen im Frühjahr und Sommer dar; Flora und Pomona haben nie schönere Tempel gehabt. Ein Veilchensträußchen im Winter kostet zwey Louisd'or, und es giebt Damen, die welche tragen. Ein kleines Gemäß der ersten grünen Erbsen wird oft mit hundert Thaler bezahlt.

Die Hoftrauern sind zu Paris willkommen; sie ersparen Geld, und die schwarze Tracht macht alle Stände gleich. Selbst die niedrigsten Klassen trauern um ein gekröntes Haupt, dessen Namen sie oft nicht recht auszusprechen wissen. Den schönsten Blick in der Komödie hat man in diesen Tagen der kleinen Trauer. Denn alsdenn erscheinen die Damen und ihre Diamanten im vollem Glanze.

Man hat bey den Würzkrämern die ältesten und wichtigsten Urkunden gefunden. Es ist eine bekannte Sache, daß der Heyrathskontract Ludwigs XIII. bey einem Apotheker angetroffen wurde, der ihn eben zerschneiden wollte, um eine Büchse damit zuzubinden.

Die Art Trödlerinnen, die man Revendeuses à la toilette nennt, haben überall freyen Zutritt. Sie bringen euch Stoffe, Juweelen, Spitzen, von Personen, die klingende Münze brauchen, um ihre Spielschulden zu bezahlen. Sie sind die Vertrauten der angesehensten Damen, die sie um Rath fragen, und manche Sache nach ihren Anschlägen einrichten. Sie wissen um seltene Geheimnisse, und bewahren sie gemeiniglich ziemlich treu. Eine solche Frau muß eine Geläufigkeit der Zunge haben, die kein Ende nimmt; eine Verschwiegenheit, die alle Proben aushält; eine immer neue Thätigkeit; ein Gedächtniß, das die Dinge nicht vermengt; eine Geduld, die nichts ermüdet, und eine Gesundheit, die alles auszustehn vermag.

In manchem Hause eines Generalpächters trift man vierundzwanzig Bedienten an, die Liverey tragen, ohne die Küchenjungen, Laufbursche und die sechs Kammermädchen der gnädgen Frau. Dreißig Pferde füllen die Ställe. Ein Lakey vom guten Ton nimmt den Namen seines Herrn an, wenn er unter andern Lakeyen ist; er nimmt auch seine Sitten, sein Wesen, seine Gebehrden an; er hat eine goldene Uhr, er hat ihrer zwey, wenn sein Herr zwey hat, und trägt Spitzen.

Der Aufwand für Moden übersteigt jetzt den Aufwand in Tafel und Equipage. Der unglückliche Mann kann niemals aufs gewisse anschlagen, wie hoch sich diese wechselnde Phantasien belaufen werden. Man würde auf ihn mit dem Finger weisen, wenn er diese Tändeleyen nicht eben so richtig bezahlte, als den Becker und Fleischer.

Das Louvre ist nicht vollendet, aber man hat ein sechshundert Hotels aufgebaut, die von Innen Feenschlössern gleichen.

Es giebt Lehrmeister in der Artigkeit zu Paris; sie unterweisen die jungen Leute, wie sie mit Feinheit vor einem Spiegel lächeln, mit Anmuth Taback nehmen, einen Blick werfen, oder mit einer eigenen Leichtigkeit einen Bückling machen sollen. Der Reverenz auf der Promenade hat etwas ganz eigenes, etwas so leichtes und bestes, daß auch der geschickteste Fremde es schwerlich einem Pariser Stutzer ablernen wird. Sie lehren ihm auch die Variationen der Beinkleider, der Krause und des Pantalons, und wie sie sich mit Geschmack in Frack anziehen müssen. So gekleidet streichen ihre Schüler des Morgens, das ist des Mittags umher, und besuchen die Damen; Schmollt man, so behält man diese Tracht auch des Abends, und sagt jedermann, das man nicht in der Stadt soupirt.

Zu Gros-Caillon ißt man die Matelotten: so nennt man ein Fischgerüchte von Matrosen zubereitet, das der geliebte und definitive Gegenstand der Pariser Wetten ist. Eine gute Matelotte kostet einen Louisd'or: aber es ist auch ein delikates Essen, wenn es geräth. Die berühmtesten Köche streichen die Seegel vor dem Seemann, der den Karpfen, den Aal, und den Gründling zu mischen und zuzurichten weiß. Sie überlassen ihm die Matelotten, und begnügen sich an der Zubereitung der übrigen Schüsseln. So pflegt es ein jeder zu halten, der Leckermaul und Kenner ist.

Eine Komödie kann nicht ohne die Gegenwart von dreyßig Musketiren gegeben werden, die Pulver und Patronen in der Tasche haben. Diese Wache erhält das Parterre in einem passiven Zustand, und es mag ennuyirt, gedrängt oder erdrückt werden, es hat nicht das Recht (einige vorübergehende Fieberschauer ausgenommen) seine Unzufriedenheit oder Noth an Tag zu geben.

Wenn man Dame ist, muß man seine petite Loge im Spectacle, und darin seinen Hund, sein Kissen und sein Pelzkörbchen haben. Noch ein nothwendiges Geräthe ist ein süsser Herr, mit dem Fernglas in der Hand, der euch alles nennt, was hereinkommt oder hinausgeht, und die Akteurs vorrechnet. Im Fächer der Dame befindet sich eine kleine Oefnung mit einem Glas, so daß sie alles sieht, ohne selbst gesehn zu werden.

An der Thüre des Schauspielhauses befindet sich ein Ausrufer mit einer Stentorstimme, den man zu Paris den aboyeur nennt: man hört ihn rufen: die Kutsche des Herrn Markis! die Kutsche der Frau Gräfin! die Kutsche des Herrn Präsidenten! Sein Donnerton dringt bis in die Schenken, wo die Bedienten trinken, und bis in die Billarde, wo sich die Kutscher zanken. Seine Stimme, die das ganze Viertel umfaßt, überschallt das

Ge-

Getöse der Menschen und Pferde. Bedienten und Kutscher verlassen auf dieses Signal ihre Gläser und „Queu's.“ Ein solcher aboyeur um seiner Brust eine mehr als menschliche Stärke zu geben, entsagt dem Rebensaft, und trinkt nichts als Branntewein. Er ist immer heisch, aber eben dieses Heischerseyn giebt seiner Stimme etwas rauhes und fürchterliches, das einer Sturmglocke gleicht. Er bringt sein Leben nie hoch. Ein andrer ersetzt seine Stelle, und brüllt und trinkt sich zu Tode wie er.

Ein Mädchen ist von aller väterlichen Gewalt frey, sobald sie die Breter des Theaters betreten hat. Eine solche Fille d'opera funkelt in den Foyers von Diamanten. Ihr schöner Rock, ihre leichte Karosse, ihre prächtigen Pferde machen, daß selbst ihre Gefährtinnen Ehrfurcht für sie haben, und die Vertraulichkeit zwischen diesen Opergöttinnen mißt sich immer nach dem Grad des Ueberflusses und Wohlstandes ab, worin sich eine jede befindet. Stolz empfängt sie die Debütantin, und gegen den Juvelier und die Putzhändlerin giebt sie sich die airs einer Frau von Stande. Für sie entrunzelt sich die Stirne der Magistratsperson, sie grüßt das Lächeln des Hofmanns, und der wilde Officier wagt es nicht, sie zu beleidigen. Alle Morgen häufen sich nur Geschenke auf ihrer Toilette. — Aber eine kleine Rivalin, die sie kaum bemerkte, oder die sie verachtete, schießt unvermerkt in die Höhe, verfinstert sie, und entführt ihr ihren ganzen Hof. Das folgende Jahr ist sie allein, vergessen, und weiß sich für Schulden nicht zu retten!

Olla Potrida.

1781.

Viertes Stück.

ABT. RAYNAL.

Berlin,
in der Weverschen Buchhandlung.

I.

Gedichte.

1.

Der Eremit,

Romanze.

Die Idee nach dem Französischen.

Du bist zwar streng, hegst Mitleid auch,
Kennst diesen Ort, bist weise;
Ach, trauter Vater! leite mich
Auf meiner weiten Reise.
Der Abend naht, die Heyd ist lang,
Ich armes Wesen finde
Zu jenem Lichte keinen Steig,
Durchirre Wald und Gründe.

Sohn! sprach der gute Eremit,
Sohn! fürchte Nacht-Phantomen;
Du wirst, durch ihren Schein verführt,
In Sumpf und Tiefen kommen.
Ich sehe finstre Wolken ziehn,
Die alles überdecken;
Auch pflegt bey Nacht der Wolf zu gehn,
Wo willst du dich verstecken?

Komm, folge mir in meine Zell,
Und ruhe bis zum Morgen;
Sie war für mich schon manchen Tag
Die Freistatt jeder Sorgen.
Klein ist mein Vorrath, doch genug
Zur Arbeit und zum Leben,
Und ich kann ohne Mangel auch
Vergnügt dem Dürftgen geben.

Nimm dort ein Mahl auf Moose an;
Er soll zur Schlafstät dienen.
Nie ist die städtsche Musse mir
Der meinen gleich geschienen.
Hier freu ich mich wol der Natur
Und bin von Unruh ferne;
Ein reines Herz ist mein Gebet,
Dies Opfer sieht Gott gerne.

Die Berge tragen Früchte mir,
Die ich zum Winter spare;
Und Blumen, die im Thale blühn,
Form ich mir zum Altare;
Die frische klare Quelle hat
Für mich gesunds Getränke;
Mein Bad ist jener Silberbach,
Sein Ufer meine Bänke.

O! jun-

O! junger Wandrer, dein Gesicht
Verräth ein innres Leiden;
Hör und vernimm den goldnen Spruch:
Den Kummer soll man meiden.
Geringer als man denket, sind
Bedürfniß, Noth und Plage,
Und mangelt uns Genügsamkeit;
Vergällt sind unsre Tage!

Wie, wenn der frühe Himmelsthau
Ein dürres Feld erquicket,
Wenn seine Erndte welken will,
Und Band die Sonne schicket;
So labt des Eremiten Wort
Des jungen Pilgers Seele;
Gerührt folgt er dem Vater nach,
Und seegnet seine Höle.

Zu diesem Auffenthalt der Ruh
Ward erst der Zugang sauer;
Die Hütte lag auf einen Berg
An einer Klostermauer:
Hier öfnete dem Fremdling gleich
Ein schwaches Seil die Thüre;
Er setzt sich auf den Rasen hin,
Harrt wie das Glück ihm führe.

Das Reißbund fasset Flamm und Glut,
Die Lampe leuchtet heller,
Die Zelle war der Speisesaal
Und Bett und Küch und Keller;
Drauf stehet bald der Tisch besetzt
Mit Honig, Kraut und Früchten,
Bewirthet ist zwar hier der Gast,
Ist doch nicht aufzurichten.

Um seine Schwermuth zu zerstreun
Bemühet sich der Vater;
Er bietet Ernst und Kurzweil auf,
Erzählt von Nonn und Pater,
Von Rittern und vom Rübezahl
Und von verwünschten Schlössern;
Der Fremde lauscht und höret zu,
Seufzt ohne sich zu bessern.

Was kann auch das in grosser Noth
Den Seelenkummer lindern!
Voll Trübsinn war des Jünglings Brust,
Nichts kann die Thränen hindern.
Mitleidig sucht der Eremit
Ihm Ruhe einzusprechen;
Vertraue, Sohn, mir deinen Gram,
Du machst das Herz mir brechen.

Bist du etwan aus hohen Stand,
Schuldlos von Glück entblösset?
Ist trugesvolle Leidenschaft
Dem Herzen eingeflösset?
Mein Sohn! vergänglich gleich wie wir
Ist's Glück und seine Gaben;
Der, den die Gier nach ihnen plagt,
Muß Platz bey Narren haben.

Ist Freundschaft mehr als leerer Hall,
Des Wesen niemand siehet?
Des günstgen Glückes Schattenbild
Das Unglückselge fliehet.
Und Liebe, ist sie mehr als blos
Ein Spiel der stolzen Schönen?
Kaum noch die Turteltaube kennt
Der echten Liebe Sehnen.

Ja, lieber Jüngling, folge mir,
Laß die Vernunft regieren
Verachte das Geschlecht, es pflegt
In Schand und Tod zu führen —
Bey diesen Worten färbten sich
Gar schnell des Jünglings Wangen
Aus den Gebehrden leuchtet Furcht,
Sein Herz scheint sich zu bangen.

Bald folget auf der Wangen Roth
Gar eine Todes-Bleiche;
Er zittert, seufzet, wanket, fält
Und sieht wie eine Leiche;
Der Vater, um ihm beizustehn,
Eröfnet — welch Entsetzen!
Ein wunderschönes Mädchen findt
Sich in des Fremdlings Lätzen.

Ach! spricht die Schöne, ach! verzeih;
Dank sey dir deiner Sorge!
Bedürfniß drang mich zu dir her
Im Stand, den ich erborge.
Verzeih, daß mein unheilger Fuß
Die Schwelle hat betretzn,
Der heilgen Hütte, wo du pflegst
Zu deinem Gott zu beten:

Erbarme dich der Noth, worin
Die Liebe mich gestürzet!
Um sie ließ ich der Eltern Haus;
Ihr Leben ist verkürzet,
Ich ward am Lima Ufer jung,
Mein Vater ist da mächtig,
Er hatt' an mich ein einzig Kind,
Hielt und erzog mich prächtig.

Um meine Hand bewarben sich
Ansehnliche Parthieen;
Ein Haufen junger Männer kam,
Mir Hand und Herz zu reichen;
Die Inbrunst ward mit jedem Tag
Durch Sing und Sang gezeiget;
Edwins Betragen und sein Glimpf
Allein mein Herze neiget.

Der Zweck von seiner Leidenschaft
War mir niemals verdächtig;
Wenn seine Neigung heftig war,
War auch die Achtung mächtig;
Doch da er ohne Pracht erschien,
Hieß man mir ihn vermeiden,
Und reich und rein war seine Seel,
Und die erregt mein Leiden.

Ich liebt' ihn und aus Uebermuth
Den ich nicht kann begreifen,
Ließ ich mirs ein Vergnügen seyn,
Die Martern ihm zu häufen.
Da er mich unerbittlich fand,
Hielt er sich für verloren;
Ließ ohne Hofnung — floh —
O! wär ich nie geboren.

Man sagt, daß er in einem Wald
Sein Lebensziel beschlossen.
Ach! Edwin, hättest du von mir
Mehr Lieb und Huld genossen!
Fahr wol! ich will sein Grab ausspähn,
Will seinen Tod aussöhnen,
Will für ihn sterben — Hier Edwin!
Ist echter Liebe Sehnen.

Nein, nein! so rief der Eremit,
Ein Ende allem Harme!
Angelika, Geliebte, sieh,
Sieh dich in Edwins Arme.
Des Himmels Wink führt mich zu dir,
Die Treue zu belohnen.
Angelika, ein Herz wie du,
Verdiente Königs Kronen.

Die Schöne bebt, erkennet ihn,
Fühlt sich an seinem Herzen.
„Edwin, ist diese Liebe auch
Der stolzen Mädchen Scherzen?
Nein, du Angelika liebst mehr,
Als je ein Weib geliebet.
Die Thräne sey dem Himmel Dank!
Der dich mir wiedergiebet.

In Liebe wollen wir forthin
Des Lebens Wonne schmecken.
Nichts trenne uns; zu neuer Lust
Muß uns der Morgen wecken;
Und wenn der Tod, den nichts entflieht,
Mir einst heißt um dich weinen,
Dann treff auch seine Hippe mich,
Uns ewig zu vereinen.“

* ch.

2.

Melancholie.

Weh mir Armen! nirgends find ich Rast noch Ruh,
Meine Kraft sinkt allgemach dem Grabe zu,
Finstrer Gram umwölket meine Seele,
Nagt am Herzen, wütet fürchterlich,
Aller Orten flüstert's rund um mich:
„Lieblich ist des Grabes Höle,
Schütle deine Leiden ab,
Ruhe giebt dir nur das Grab.“

Wenn hienieden Elend, tausendfaches Weh
Ich den Frommen dulden, Schurken lächeln seh
Und den Schwarm der Thoren triumphiren,
Sehe, wie sie unter Spott und Hohn
Und der Larve der Religion
Weise hin zum Opfer führen;
Plötzlich lispelt's dann mir zu:
„Bist du weise, geh zur Ruh!“

Wenn vergebens ich nach wahrem Glücke späh,
Mangel ach! und Krankheit meiner warten seh,
Freud' und Leiden mit einander wäge,
O dann packt's mich wieder fürchterlich,
Neuer Sturm erhebt im Busen sich,
Macht den grausen Vorsatz rege:
„Schütle deine Leiden ab,
Steig hinab ins öde Grab!“

Wenn der rauhe Nordwind laut Verderben brült,
Beim Getös des Donners Angst die Seele fült,
Flüstert's: „Sterben must du, must einst büssen,
Besser ist dir's, heut zu sterben, heut,
Als den Tod, der immerdar dir dräut,
Ahndungsvol erwarten müssen;“

Und aufs neu durchbebt es mich:
„Sohn des Unglücks, morde dich!“

Trüb' entschleicht der Tag mir und in öder Nacht
Fühl' ich noch des Kummers und der Leiden Macht,
Netze noch mein Lager heis mit Thränen;
Ach! und niemand nimmt sich meiner an,
Hilft mir armen, tiefgebeugten Mann,
Hemt des Busens banges Stöhnen; —
Ha! dies Joch — ich brech's entzwei,
Frei ist dann die Seele, frei!

Grohmann.

3.

An Lydien.

Lydia, du lächelst, wenn der Himmel
Sich im Morgenpurpur wiegt,
Lächelst, wenn des Tages wild Getümmel
Mit dem letzten Strahl des Lichts entfliegt.
Siehst nur Rosen unter dir entsprießen
Hörest nur der Freude Ton,
Sahst noch keines Unglücks Zähre fließen
Und noch hat der Gram dein Herz gefloh'n.
Gutes Mädchen, ach die Wonneträume
Stäuben einst in Dunst dahin.
Und der frohen Stunden leere Räume
Fühlt alsdann der unmuthsvolle Sinn.
Sorgen thürmen, wie des Sturmes Wellen,
Deines Lebens stille See,
Und des Harmes bittre Thränen schwellen
Bald dein Schifgen zu der Wolkenhöh.

Spott

Spott und Lachen, höhnsche Schadenfreude
Dringt mit jedem Schritt sich auf;
Und kein väterlicher Rath giebt deinem Leibe
In der Irre einen bessern Lauf.
Tausend eilen, froh, dich klein zu sehen,
Dich zu stürzen, schnell herbey.
Wenn im Hinterhalt, List und Verführung stehen
Daß dein Fall ihr lüstern Opfer sey.
O wer wird dich, gutes Mädchen, retten?
Wo die Tugend, Lockung ist!
Bald, bald fesseln dich mit übergoldten Ketten,
Wollust, Frechheit, Freundschaft, Irthum, List.
Nur die Demuth, Mißtraun in dein Herze,
Flucht, vor der Gelegenheit,
Vor Gesellschaft, giftig süssem Scherze
Und des Weltmanns lauten Frölichkeit.
Viele fielen mit dem besten Willen
Unvermerkt in Sinnlichkeit.
Und der Wunsch, erlaubte Lust zu stillen
Gränzt sehr nah an eitle Trunkenheit;
Reitz der Neugier, lockt des Frühlings Sänger
Und wie gleicht ihm dein Geschlecht!
Ohne Freiheit singt er bald nicht länger.
Tugend hat im Kerker, bittend, Recht.
Doch vor allem, fliehe, liebes Mädchen,
Flieh den Stolz auf deinen Muth.
Durch ihn stürzte schon so manches Mädchen
Und verlor der Unschuld grosses Guth.
Sucht zu Siegen, hat so manchem Helden
Seinen ganzen Ruhm geraubt;
Und der, dessen Fall Geschichten melden
Hat der Nachwelt Lob von sich geglaubt.
Unerfahren, mahnt die junge Schöne,
Selbst sich ohne Leidenschaft,
Ihres Herzens engelreine Töne
Hätten über den Verführer Kraft!

Tugend selber wird sogar zum Netze,
Wo der Schlaue leicht sie fängt
Und sie glaubt, verletze kein Gesetze
Wann ihr Herz schon nach dem Laster hängt.
Jeder Mensch hat seine schwachen Stunden
Und dein weich Geschlecht – wie oft!
Kaum bekriegt, ist es schon überwunden
Und ihr fallt, eh's noch der Feind gehofft.
Unbekannt mit eurem eignen Wesen
Laßt ihr euch in Kämpfe ein,
Wähnt nicht, daß Verführer euch im Auge lesen,
Wann die Stunden eurer Schwäche seyn.
Sittsamkeit, so oftmals euer Retter
Fördert dennoch eure Schmach –
O bewahrt mich, all' ihr Himmelsgötter!
Daß ich dies von dir nicht hören mag.

Tencke.

4.

Der Mittelstand.

Verlaß, geliebter Freund, die schimmerreichen Höhen,
Laß uns durchströmt von Lust in grüne Thäler gehen,
In die dein Stolz verächtlich blickt:
Hier, wo im dichten Hayn crystaline Bäche plaudern,
Wo Philomelens Lied die Seele ganz entzückt,
Hier sollten wir zu leben zaudern?

Auf jene güldne Bahn erhabner Ehrenstuffen,
Wird man der Ruhe Glück vergebens schmachtend rufen,
Sie flieht der Großen marmorn Haus:
Nicht sitzet sie gekrönt auf elfenbeinern Thronen;
Nie wird in Feldern sie beherrscht von Tod und Graus
Beym Helden unter Waffen wohnen.

Im

Im güldnen Mittelstand läßt sich die Göttin finden;
Hier, wo die Grazien ihr Blumenkränze winden,
Hier wandelt glänzend sie in rosenfarbner Tracht,
Des Tags mit Gold durchwirkt von Phöbus milden Strahlen
Die ihre Wangen roth, ihr Auge feurig mahlen,
Mit Silber reich gestickt von Lunens Licht bey Nacht.

Komm, Bester, komm mit mir der Huldinn liebzukosen!
Komm! Ruhe wonnevoll mit mir auf frischen Rosen
In ihrem elfenbeinern Arm!
Entflieh des Hofes Pracht, dem rauschenden Vergnügen,
Des Ueberdrusses Gift! Laß uns umarmt hier liegen!
Geneuß dein Leben hier frey von dem bittern Harm!

Krokisius.

5.

Auf den Tod eines Canarienvogels.

Mein Vogel tod! Das arme Thier,
Da liegt er hingestreckt.
Nie lacht sein kleines Auge mir
Von ewger Nacht bedeckt;
Nie grüßt sein frölicher Gesang
Das frühe Morgenroth,
Der schallend durch die Kammer drang,
Mir guten Morgen bot.

Ich reichte dir dein Futter dar,
Dein Bauer macht' ich rein;
Und du, so wenig als es war,
Du konntest dankbar seyn.
Du hüpftest froh, du putztest dich,
Ich ward von dir geneckt;
Ich ging zurück; du sahst nach mich,
Den Kopf durchs Drath gesteckt.

Nun

Nun springst du nicht, nun schweigt dein Lied,
Stumm und erstarrt liegst du,
Geh'st wie das Veilchen, das verblüht,
Nun der Verwesung zu.
Bald ist dein Reiz von dir entfloh'n,
Noch prangst du armes Blut
So färbt die saftige Citron
Der stärkern Sonne Glut.

Ich bin ein Mann, nicht herber Schmerz
Erschüttert meine Brust,
Doch trüber Ernst füllt jetzt mein Herz
Und hemmet jede Lust;
Bey deinem Bauer steh' ich still
Und denk', er ist dahin,
Und denk' (man sage was man will)
Ob ich noch morgen bin.

Und denk', dein Schicksal, Thier, ist gut
Du folgtest nur dem Ruf,
Den die Natur in deinem Blut
Sich immer gleich erschuf.
Dir kann, wenn ewger Schlaf dich labt,
Du lebst, nichts schrecklich seyn.
Ich fehle, mit Vernunft begabt,
Welch Schicksal wartet mein?

6.

An den Winter.

Den 25. Januar 1778.

Du starrest nicht mein warmes Blut,
Wie meinen Bach, Herr Winter!

In jenem wallet milde Glut,
Trotz deiner Macht, Herr Winter!
Mein Ofen und mein Pelz sind warm,
Ich habe Wein, und Bücherarm
Läßt mich Berlin nicht werden;
Und wirfst du gleich dein Sterbekleid
Um meinen lieben Lenz voll Neid,
Den Liebling unsrer Erden;

Doch schmeck' ich seine Seligkeit;
Der Zauber seiner Reize
Liegt vor mir prächtig weit und breit,
Mit übersüssem Geize
Durchschaut ihn schnell mein trunkner Blick,
Ich fühle meines Lebens Glück
Und weine Wonnethränen;
Süßmelancholisch tief versenkt
Im Meer, das mich mit Wonne tränkt,
Weyh' ich ihm diese Thränen.

Zwar schwindet dieses Gauckelspiel
Dem trüben Auge wieder,
Doch meines Frühlings Vorgefühl
Erhalten bey mir Lieder,
Die jeder Musenliebling sang
Beym sanften holden Lautenklang
Vom Lenz und seinen Freuden:
Bald kehrt der Göttliche zurück;
Bald trinket seinen Glanz mein Blick;
Bald strömen seine Freuden

Mir namenlose Wonn' ins Herz;
Nach seinen Seligkeiten
Strebt meiner heißen Sehnsucht Schmerz:
Schon seh' ich ihn von weiten;

Mich

Mich blendet seiner Schönheit Glanz;
Des Jünglings Scheitel deckt ein Kranz
Von frisch bethauten Rosen, — —
Sein Tritt beblümt die grüne Flur
Und Balsam trieft auf seiner Spur — —
Ich eil' ihm liebzukosen.

Krokisius.

7.

Die Wiese.

Wie herrlich ist sie anzusehn
Die grüne Wiese weit und schön!
Vom Walde wird sie hier bekränzt,
Und dort vom Horizont umgränzt,
Sie trägt die Heerd' in ihrem Schooß,
Und säugt die zarten Lämmer groß.

Schon ist der Wald in seiner Nacht;
Allein in ihrer Morgenpracht
Beschämt ihn die bethaute Flur.
Ach, athm' ich ihren Balsam nur,
Wie wird, voll süsser Heiterkeit,
Das Herz mir noch einmal so weit!

Ich blick' in jene Ferne hin,
Mir wird's so wohl in meinem Sinn;
Ich dünke mich im Dämmerschein
Von einer andern Welt zu seyn.
Ich weiß nicht, welche Wunderkraft
Mir diese holden Träume schaft?

Wohin mein irrend Auge blickt,
Da wird's von jedem Halm entzückt;
Es weilt auf jedem Tröpfchen Thau,
Und labt sich an des Himmelsblau,
Und Gottes Schöpfung um mich her
Wird immer immer herrlicher.

Was war es für ein Allmachtsruf,
Der diese Wunder um mich schuf;
Wer nahm den Flor mir vom Gesicht,
Und zeigte mir dies schönre Licht?
Was machte doch mein Herz so weich,
Und mich an reiner Lust so reich?

Ach, als ich noch ein Knabe war,
Wie schimmert mir das Bild so klar!
Da eilt' ich oft mit schnellem Schritt,
So wie die Sonn' hinunter glitt,
Ihr nach, bis an den Wiesenrand —
Nun fühl' ich, was ich da empfand.

Und so erwacht in meiner Brust
Erinnrung an vergangne Lust:
Schnell weckt ein Bild das andre auf
Und alle steigen nun herauf,
Und bilden meine Gegenwart
Zu einem Daseyn höhrer Art.

Hoch schwillt mein Herz mit einemmal —
Und mit der Zukunft Morgenstrahl,
Drängt sich vergangnes Leid und Glück
In meines Daseyns Augenblick;
Und alles dies umfaßt mein Geist,
Den jetzt sein Flug zum Himmel reißt.

In jene Scenen voller Glanz,
Zu jenem ewgen Reihentanz

Der Weſen, die dem Staube ſich
Wie er entſchwangen — wo auch ich
Verſink' in jenem Wonnemeer
Und Erd' und Himmel um mich her.

C. P. Moritz.

II.

Dramatiſche Aufſätze.

Die bezauberte Inſel.

Ein Schauſpiel mit Geſang in Einem Aufzuge.

Perſonen:

Prosper, Herzog in Mailand.
Antonio, deſſen Bruder.
Alonſo, König von Neapel.
Sebaſtiano, deſſen Bruder.
Ferdinand, Sohn des Königs.
Gonſalo, des Königs alter Rath.
Mirande, } Prospers Töchter.
Dorinde, }
Hyppolit, Sohn des Antonio.
Ariel, ein Sylphe.

Der Schauplatz iſt eine angenehme Inſel.

Erster Auftritt.

(Eine schöne Gegend der Insel, wo man den Eingang einer Höhle sieht. In der Ferne das Meer – ein Sturm mit Donner und Blitz – ein sinkendes Schif.)

Prosper.

Empor, ihr Wellen! Himmelan!
Fahrt auf schmetternden Gefieder
Blitze, mit dem Sturmwind nieder!
Schrecken! fasse jeden Mann,
Bis er seine Freveltat
Reuevoll empfunden hat!

(Es donnert und blitzt schwächer.)

Endlich ist der Zeitpunkt da, wo das Schicksal und meine Kunst mich an meinen Feinden rächen wird. Aber edel soll die Rache seyn. Sie sollen ihren und meinen Kindern wiedergeben, was sie mir geraubt haben. — Kommst Du, Sylphe?

Zweiter Auftritt.

Prosper. Ariel.

Prosper.

Ist alles so ausgerichtet, wie ich Dir befohlen habe?

Ariel. Bis auf den kleinsten Umstand.

Prosper. Sage mir, Ariel, war einer von diesen Leuten standhaft genug, in solcher Angst Herr über sich selbst zu bleiben?

Ariel. Keine einzige Seele, die nicht vom Schauer erschüttert, in einen Ausbruch von Verzweiflung fiel. Alle,

bis

bis auf die Schifleute, ſtürzten ſich in die ſchäumende See. Ferdinand, des Königs Sohn, war der erſte, der mit Berganſtehendem Haar hineinſprang.

Prosper. Wars nah genug am Ufer?

Ariel. Ganz nah, mein Gebieter!

Prosper. Sind ſie alle gerettet, Ariel?

Ariel. Nicht ein Haar iſt umgekommen, und auf ihren Kleidern iſt nicht ein Flecken, ſondern ſie glänzen friſcher als zuvor. Wie Du mir befohlen haſt, hab ich ſie truppweiſe auf der Inſel umher zerſtreut. Den Sohn des Königs hab' ich ganz allein an Land gebracht, und ihn in einem Winkel der Inſel verlaſſen, wo er traurig da ſitzt, und die Luft mit ſeinen Seufzern erfüllet.

Prosper. Was haſt Du mit dem Schifsvolk auf des Königs Schif, und der übrigen Flotte gemacht?

Ariel. Des Königs Schif hab' ich in eine Bucht der Inſel verborgen, die Schifleute alle in den Raum zuſammengedrängt, und in einen Zauberſchlaf verſenkt. Die übrigen Schiffe ſind im Begrif, zurück zu ſeegeln, in der Meinung, daß der König mit ſeinem Schif umgekommen.

Prosper. Du haſt meinen Auftrag pünktlich ausgerichtet, aber es iſt noch mehr zu thun, Ariel!

Ariel. Wenn Du mir ſo viel Mühe machſt, wirſt Du mir auch Ein Jahr von der Zeit nachlaſſen, die ich Dir dienen ſoll?

Prosper. Ariel — haſt Du vergeſſen, von was für einer Marter ich Dich befreiet habe?

Ariel. Nein.

Prosper. Du haſt's vergeſſen; ich muß alle Monat einmal mit Dir wiederholen, was Du geweſen biſt, Dir

das Gedächtniß ein wenig anzufrischen. Weissest Du, daß die Zauberin Sycorax Dich in eine gespaltne Fichte eingeklammert hatte, weil Du als ein zärtlicher Geist ihre abscheulichen Befehle nicht ausrichten wolltest? Weissest Du, daß Du zwölf peinvolle Jahre in dieser Spalte eingekerkert warest, und die Gegend umher mit deinem Winseln erfülltest? Weissest Du, daß ich durch meine Kunst die bezauberte Fichte öfnete, und Dich herausließ?

Ariel. Ich weiß alles, und danke Dir, mein Gebieter!

Prosper. Wenn Du mir noch Einwendungen machst, so will ich eine Eiche spalten, und Dich darin einklammern, bis Du zwölf Winter weggeheult hast.

Ariel. Verzeihe mir, mein Gebieter, ich will Deine Befehle vollziehen —

Soll ich fliegen? — soll ich schwimmen? —
Soll ich auf des Nordlichtsstral
Zu der Blitze Wohnung klimmen? —
Soll ich unnennbare Qual
Ueber Deinen Feind verbreiten?
Soll ich auf den Wolken reiten?
Oder in der Berge Schacht
Holen, was Dich frölich macht?

Was soll ich thun? sage, was soll ich thun?

Prosper. Geh, und führe durch eine unsichtbare bezaubernde Musik den Sohn des Königs in die Gegend meiner Höle, gieb aber auch genau auf jede Bewegung der andern Acht, und verhüte alles Unglück unter ihnen.

Ariel. Es soll geschehen, mein Gebieter!

Dritter Auftritt.

Prosper. Mirande.

Prosper (für sich).

Nun will ich mich auf diesen Rasen setzen, und meine älteste Tochter erwarten, die ich hieher beschieden habe. — (Er setzt sich.) Da kommt sie schon — Komm, meine Tochter, ich warte auf Dich. — Du siehst ja trauriger aus, wie gewöhnlich? —

Mirande. Ach, mein theuerster Vater, mir ist so bange des Sturms wegen. — Wie viel hab' ich mit den Unglücklichen gelitten, die ich leiden sah! Die armen Seelen! sie sind wohl alle umgekommen?

Prosper. Sey ruhig, meine Tochter, es ist kein Schade geschehen.

Mirande. Unglücklicher Tag!

Prosper. Nicht unglücklich! Was ich gethan habe, hab' ich aus Fürsorge für Euch gethan — für Dich und Deine Schwester, die Ihr nicht wißt, wer Ihr seyd, oder von wannen ich hieher kam, noch daß ich etwas bessers bin als Prosper, Herr über eine armseelige Höle dieser wüsten Insel.

Mirande. Mir fiel niemals ein, mehr wissen zu wollen.

Prosper. Es ist Zeit, daß ich Dir mehr entdecke. Trockne Deine Augen! Dies fürchterliche Schauspiel des Schifbruchs hab' ich durch meine Kunst angeordnet, und so angeordnet, daß keine Seele umgekommen ist — Setze Dich auf diesen Rasen zu mir, Du must noch mehr wissen.

Mirande. Oft haſt Du angefangen, mir ſagen zu wollen, wer ich ſey, aber immer wieder inne gehalten, und mit den Worten geſchloſſen: Halt! — noch nicht! —

Prosper. Nun iſt die Stunde gekommen, und keine Minute mehr zu verlieren. Erinnerſt Du Dich einer Zeit, ehe wir in dieſe Höle kamen? — ich glaube kaum, denn Du warſt nicht volle drei Jahr alt.

Mirande. Wie ein Traum iſts, was mir die Erinnerung davon vorſtellt — Hatt' ich nicht vier oder fünf Mädchen, die mir aufwarteten?

Prosper. Die hatteſt Du, und noch mehr. — Aber wenn Du Dich noch an was erinnerſt, ehe Du hieher kamſt, ſo wirſt Du Dich auch erinnern, wie Du hieher kamſt?

Mirande. Nein, das kann ich nicht.

Prosper. Es ſind zwölf Jahre, ſeitdem dies geſchah, Mirande! — Zwölf Jahre ſeit der Zeit, da Dein Vater Herzog zu Mailand, und ein mächtiger Fürſt war.

Mirande. Biſt Du denn nicht mein Vater?

Prosper. Ich, Dein Vater, war Herzog zu Mailand, und Du mit Deiner Schweſter ſeine Erben.

Mirande. Himmel! was für ein ſchlimmer Streich trieb uns von da weg? Oder wars unſer Glück, daß es geſchah?

Prosper. Beides, beides, meine Tochter! durch einen ſchlimmen Streich wurden wir von dort vertrieben, und glücklicher Weiſe hieher gerettet.

Mirande. Wie viel, mein beſter Vater, wirſt Du da ausgeſtanden haben! Ich bitte, fahre fort.

Prosper. Mein Bruder — und Dein Oheim — Antonio — merk auf, daß ein Bruder ſo treulos ſeyn kann,

konnte — verwaltete die Regierung meines Landes, dem ich sie anvertraute, weil mich die Liebe zu den geheimnißvollen Wissenschaften ganz dahinriß. Aber mein Zutrauen zu ihm brütete eine Untreu in ihm aus, die so groß war, als dies Zutrauen — Hörst Du auch zu?

Mirande. O ja, mein Vater!

Prosper. Er wollte selbst Herzog von Malland seyn. Mir armen Manne, dacht' er, wären meine Bücher Herzogthums genug. Er machte also ein Bündniß mit dem König von Neapel, ihn für seinen Lehnsherrn zu erkennen, und ihm einen jährlichen Tribut zu bezahlen, wenn er ihn zum Herzog von Malland machen hülfe. Das Vorhaben wurde verrätherisch ausgeführt, des Mitternachts die Thore den neapolitanischen Kriegsvölkern eröfnet, und ich mit meinen schreienden Kindern fortgeschleppt.

Mirande. Und warum nahmen sie uns nicht das Leben?

Prosper. Wohl gefragt, Mädchen! — Sie durften es nicht wagen, so groß war die Liebe des Volks für mich. Kurz, sie schleppten uns auf eine Barke, und führten uns etliche Meilen in die See, wo sie uns in einen elenden Nachen ohne Seegel, Mast und Thauwerk setzten, und so ins Meer hinausstiessen, um den Wellen entgegen zu jammern.

Mirande. Himmel! wie viel Unruh müssen wir Dir damals gemacht haben!

Prosper.

Du warst in dieser Leidenszeit
Ein Engel mir — mir Seegen:
Du lächeltest mir Freudigkeit
Gleich Himmlischen entgegen.

Dein süsses Lächeln stärkte mich
Nicht kleinmuthsvoll zu zagen.
Ich faßte Muth, sah ich auf Dich,
Das Schrecklichste zu tragen.

Mirande. Bester, gütigster Vater!

Prosper. Vernimm nun die Hauptsache. Durch Hülfe Gonsalos, eines redlichen Mannes und Ministers des Königs von Neapel, waren mir heimlich einige meiner besten Bücher in den Nachen geschaft worden, darin ich hier das Studium der geheimnißvollen Wissenschaften vollendet habe, welche die Geister dieser Insel meiner Macht unterwarfen. Auch fand ich durch die List eben dieses Mannes, meines Bruders Sohn, einen Knaben von fünf Jahren im Nachen, mit einer Nachricht in seinem Busen, daß entweder mein verrätherischer Bruder durch seinen Verlust gestraft, oder der Knabe mir vielleicht einmal als Geissel dienen könnte, mein Herzogthum wieder zu erlangen.

Mirande. Wo, mein gütiger Vater! wo ist dann der Knabe? Nun ist's mir wie ein Traum, daß ich ihn gesehen habe.

Prosper. Das ist der Mann dort in jener Höle, vor dem ich Euch so sehr warnte, und den Ihr glücklicherweise nicht gesehen habt. Vermöge meiner Kunst berechnete ich, daß es sein und Euer Unglück seyn würde, wenn Ihr einander vor dem heutige Tage sähet. Heut werdet Ihr ihn sehen. Mein gutes Glück hat nun meine Feinde in meine Gewalt geführt. Gonsalo, durch einen Traum von meinen Geistern belehrt, rieth meinem Bruder, in Begleitung des Königs von Neapel und dessen Bruders, seinen Sohn in diesem Meere zu suchen. Die Winde von meinen Geistern regiert, trieben sie hieher. Merk' auf, Mirande! den Mann in der Höle mußt Du unter einer Stunde noch nicht zu sehen verlangen, so lieb Dir Leben

und

und Glück ist. — Der Neugierde Deiner Schwester magst Du freien Lauf lassen. — Du kannst sie sogar reizen, ihn zu suchen. — Du wirst in einer halben Stunde einen feinen Mann sehen, den Dir das Schicksal bestimmt. Jetzt eile nach meiner Höle. — Da wird er Dir entgegen kommen. — Kein Wort weiter. — (Mirande ab.)

Vierter Auftritt.

Prosper. Hyppolit.

Prosper (für sich).

Um alle Verwirrung zu verhüten, muß auch Hyppolit meine jüngste nicht eher sehen, als bis die älteste den Sohn des Königs gesehen hat. Wer kann vorsichtig genug seyn, wo das ganze Spiel des Glücks auf einer Stunde beruhet! Ich muß ihm meine Warnung so einschärfen, daß seine Neugier zurückgehalten, und zugleich gereitzt wird. — Hyppolit! —

Hyppolit (tritt aus der Höle). Mein Herr!

Prosper. Komm näher, mein Sohn! bei diesem Namen will ich Dich von nun an nennen, und wenn's möglich ist, Zärtlichkeit und Liebe für Dich verdoppeln.

Hyppolit. Wenn Du mich so liebtest, wie Du sagst, so würdest Du mich nicht ewig in diese Höle einsperren.

Prosper. Das thu' ich aus Liebe zu Dir. Hab' ich Dir nicht oft gesagt, daß der böse Einfluß eines unglücklichen Gestirns Deinem Leben droht, wenn Du das Geschöpf, Mädchen genannt, einen Augenblick eher siehst, als es das Buch des Schicksals bestimmt.

Hyppolit. Darüber hab' ich oft nachgedacht, aber mir selbst niemals eine befriedigende Ursach davon angeben

können. Sage mir doch, wie sieht dann dies Geschöpf aus?

Prosper. Denke Dir ein Mittelding zwischen einem Jüngling und einem Engel, das schädlichschön ist, und tödtende Augen hat. Ihre Stimme entzückt mehr als der Gesang der Nachtigallen. Sie sind lauter Zauber. Wer sie einmal sieht, wird auf ewig ihr Sclav.

Hyppolit. So will ich die Augen zudrücken, und mit ihnen fechten.

Prosper. Das ist vergebens. Denn wenn auch Deine Augen verschlossen wären, so würden sie noch durch die Augenlieder hindurchscheinen, und Deine Seele durchboren. Abwesend würden sie Dir gegenwärtig seyn, Dich mitten im Schlaf verfolgen.

Hyppolit. So räch ich es an ihnen, wenn ich wache.

Prosper. Es ist unmöglich, Dich zu rächen. Sie sind so schön, daß Du es niemals versuchen oder wünschen kannst, sie zu beleidigen.

Hyppolit. Sind sie so schön?

Prosper.

Die Rose, die die Knospe bricht,
Im kalten Winter, Stral der Sonne,
Im heissen Sommer, Kühlungswonne,
Ist nicht so schön als ihr Gesicht.

Hyppolit.

Sind sie so schön als des Pfaus Gefieder?

Prosper.

Schöner, schöner tausendmal!

Hyppolit.

Angenehmer als der Schlaf
Für des Müden Augenlieder?

Pros-

Prosper.

Angenehmer tausendmal.

Hyppolit.

Schöner als der Ring, von der Natur
Um der Tauben Hals gezogen,
Schöner als der Regenbogen?

Prosper.

Schöner, sag' ich tausendmal,
Aber Jüngling, Dir zur Qual.

Hyppolit. Doch hab' ich Tauben, Schwan, Pfau und Regenbogen gesehen, und ohne Gefahr bewundert.

Prosper. Mein Sohn! mit dem Mädchen ist nichts zu vergleichen. Flieh' es wenigstens bis die Zeit vorbei ist, die mir meine Kunst als die gefahrvollste für Dich weissagt. Wirst Du mir folgen?

Hyppolit (kalt). Ich werde.

Prosper. So geh' in Deine Höle. (Hyppolit geht verdrüßlich ab.) Ich hab' ihm seine Feindinn so beschrieben, daß das Nachdenken mit seiner Neugier wohl eine halbe Stunde kämpfen wird. (Man hört eine angenehme Symphonie.) Musik! — Das ist mein Sylphe, der mir meinen Mann herbeiführt. — Ich eile.

Fünfter Auftritt.

(Der mittlere Vorhang öfnet sich, und zeigt eine andre Gegend der Insel. Man hört die Musik noch immer. Ariel ist unsichtbar.)

Ferdinand.

Wo muß diese Musik seyn? — In der Luft oder auf der Erde — Sie hört auf! — Ganz gewiß tönt

sie

sie einer Gottheit dieser Insel zu Ehren. Indem ich auf einer Sandbank saß, und den Schifbruch des Königs meines Vaters beweinte, schlich diese Musik über die Wellen mir vorbei, und besänftigte ihre Wuth und meine Leidenschaft. Ich folgt ihr bis an diesen Ort, oder sie zog mich vielmehr hieher. — Jetzt beginnt sie von neuem. (Man hört die Musik wieder, als wie in der Ferne.)

Sechster Auftritt.

Ferdinand. Mirande.

Mirande.

Was ist das? — Ein Geist? — Wie es umher schaut! Es hat eine feine Gestalt! — Sollte das der Mann seyn, den ich sehen soll? — Ich möchts ein göttliches Wesen nennen, so edel siehts aus!

Ferdinand (wird Miranden gewahr). Ha! gewiß die Göttinn, deren Gegenwart jene Harmonien ankündigten. — Erlaube mir zu fragen, ob Du auf dieser Insel wohnst, und würdige mich einer Belehrung, wie ich mich hier zu verhalten habe. — Bist Du Göttin oder Mensch?

Mirande. Keine Göttin, oder ganz gewiß ein Mädchen.

Ferdinand. Meine Sprache! — Himmel! — O wär ich da, wo sie geredet wird, Du solltest alle meine Glückseeligkeit mit mir theilen.

Mirande. Seine Sprache ist wie Musik — und sein Gesicht wie eines Engels! — Wie ist mir so wohl, wenn ich ihn reden höre! Ich muß ihm antworten, daß er mehr redet. — Was sollt ich mit Dir theilen?

Fer-

Ferdinand. O, wenn Du ein sterbliches Mädchen bist, und Deine Neigung noch frei ist, so wollt' ich Dich zur Königin von Neapel machen.

Mirande. Könntest Du das?

Ferdinand. Ich könnts, weil ich selbst König von Neapel bin, da ich mit diesen meinen Augen, die seitdem nicht trocken worden sind, den König meinen Vater im Schifbruch habe umkommen sehen.

Mirande. Ach! ums Himmelswillen!

Ferdinand. Ja, er kam um, und nur Dein Anblick ist der erste Balsam für diese Wunde. — Wo Du bist, wird Finsterniß zum Licht, und Schmerz zu süsser Entzückung.

Mirande. Noch hab' ich mehr Männer nicht gesehen, als Dich und meinen Vater. Aber ich wünsche mir keine andre Gesellschaft als die Deinige, und kann mir keine Gestalt einbilden, die mehr gefallen könnte, als Deine.

Ferdinand. Ich bin ein Prinz, und denk — ein König. Aber höre — meine Seele reden. In dem ersten Augenblick, da ich Dich sah, flog mein Herz in Deinen Dienst.

Mirande. Du liebst mich also?

Ferdinand. Ueber alles, was in der Welt ist, über alle Gränzen schätze, liebe, verehr ich Dich.

Ferdinand.

O Theure! Du bist ewig Mein,
Schwör ich beim Himmel und der Erden!

Mirande.

Bei meiner Unschuld schwör ich: Dein,
Und keines Andern will ich werden.

Fer-

Ferdinand.

Wiesest Du mich weg von Dir,
Wollt' ich auch meinen Thron nicht erben.

Mirande.

Weigertest die Hand Du mir,
Wollt' ich als Deine Sclavin sterben.

Ferdinand.

Hier meine Hand, o Königinn!

Mirande.

Hier meine — und mein Herz darin.

Beide.

Ewig — ewig bin ich Dein.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Prosper.

Prosper.

Es geht wie mein Herz wünscht. Ueber nichts in der Welt könnt' ich so grosse Freude haben.

Mirande. Ach — mein Vater!

Ferdinand. Dein Vater! — Verzeihe, daß ich über der Angelegenheit meines Herzens alles Andre vergessen habe. Wer ist Dein Vater?

Mirande. Herr dieser Insel und —

Ferdinand (zu Prospern, der näher kommt). Mein Herr!

Prosper. Still Jüngling! Du darfst mich über nichts belehren. Vermöge meiner geheimen Wissenschaften weiß ich alles. — Meine Tochter Mirande ist Dein. — Hier geb' ich sie nochmals in Deine Hand. Ich

weiß

weiß wer Du bist, ohne Deine Belehrung. Dort in der Höle wird Dir meine Tochter mehr sagen. Noch einmal, sie ist Deine. Aber unter einer Bedingung.

Ferdinand. Unter tausend Bedingungen, und wenn ich eine davon unerfüllt lasse, so schmiede mich mit Ketten an den ödesten Felsen dieser Insel.

Prosper. Wenn Du ihre jungfräuliche Sittsamkeit eher erröthen machst, als bis die Feierlichkeiten der Hochzeit in Neapel vollzogen sind, so sey Eure Ehe unfruchtbar, und Wiederwill' und Zwietracht bestreu Euren Lebensweg mit wilden Unkraut. Nimm Dich in Acht, so lieb Dir der Glanz von Hymens Fackel ist.

Ferdinand. Nicht die finsterste Höle, nicht die stärksten Eingebungen eines bösen Geistes sollen meine tugendhafte Liebe in unordentliche Lust zerschmelzen.

Prosper. Wohl gesprochen! Mirande, führ ihn in meine Höle. — (Mirande geht mit Ferdinand ab.) Ich höre Fußtritte hinter den Gebüschen. Mein Ariel führt die Missethäter zu ihrer Strafe, und wie ich hoffe, zu ihrer Besserung herbei. Noch müssen sie mich nicht sehen. (Geht ab.)

Achter Auftritt.

Alonso. Gonsalo.

Gonsalo.

Ich kann nicht weiter, gnädigster Herr! Meine alten Beine schmerzen mich. — Wir sind hier in einem Labyrinth. Auf meine Ehre, alles geht durch Irrwege. — Mit Erlaubniß, ich muß mich setzen. (Setzt sich auf einer Rasenbank und schlummert bald ein.)

Alonſo. Alter Mann! ich kann Dir's nicht verdenken. Ich bin ſelbſt bis zur Ohnmacht abgemattet. Setze Dich, und ruh aus. Die Hofnung, meinen Sohn wieder zu finden, müſſen wir doch aufgeben. — Ich werde mich zu Dir ſetzen. (Er ſieht ihn an.) Der gute Alte iſt aus Ermüdung eingeſchlafen. Mir iſt auch, als wenn mich der Schlaf anwandelte. (Er ſetzt ſich, und ſchläft ein.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio. Sebaſtiano.

Sebaſtiano.

Iſt doch mein Bruder mit ſeinem Alten wie verſchwunden — Sieh! da liegen ſie und ſind eingeſchlafen.

Antonio (geht näher). Warlich! ſie ſchlafen wie Todte. (Er wirft einen Blick auf Sebaſtiano.) Sage mir einmal, ſiehſt Du hier nichts.

Sebaſtiano. Nichts als dieſe beiden Schlafenden, und Dich — Siehſt Du mehr?

Antonio. Ich ſehe mehr — Eine Krone über Deinem Haupte.

Sebaſtiano. Wachſt Du?

Antonio. Hörſt Du mich nicht reden?

Sebaſtiano. Ich höre Dich reden, aber es ſind Reden eines Schlafenden.

Antonio. Sebaſtiano! Du läſſeſt Dein Glück ſchlafen: oder Du wachſt mit geſchloßnen Augen.

Sebaſtiano. Ich bitte Dich, rede deutlicher. Dein Blick verkündigt, daß Du mit einem groſſen Vorhaben ſchwanger gehſt.

An-

Antonio. Sage mir, glaubſt Du, daß Deines Bruders Sohn umgekommen iſt?

Sebaſtiano. Ich glaub es.

Antonio. So ſage mir weiter: wer iſt der nächſte Erbe von Neapel?

Sebaſtiano. Seine Tochter in Spanien.

Antonio. Laß ſie in Spanien bleiben. Es giebt hier Leute, die eben ſo gut regieren können, als ſie, und die hier ſchlafen. — O daß Du meinen Sinn hätteſt! Welch ein vortheilhafter Schlaf wäre das? Verſtehſt Du mich? —

Sebaſtiano. Mich dünkt, ich verſteh Dich.

Antonio. Und wie gefällt Dir Dein gutes Glück?

Sebaſtiano. Ich erinnere mich, daß Du Deinen Bruder Prosper aus dem Sattel gehoben haſt.

Antonio. Das that ich, und ſieh! wiewohl mir jetzt meine Kleider ſtehen.

Sebaſtiano. Aber Dein Gewiſſen —

Antonio. Ha, guter Prinz, hätten ſich zehn Gewiſſen zwiſchen mich und Mailand geſtellt, ſie hätten frieren und wieder aufthauen können, ohne mich zu beunruhigen. — Hier liegt Dein Bruder. Mit drei Zoll von dieſem Stahl kann ich ihn ewig ſchlafen machen. Und Du — könnteſt dieſen Moraliſten da zu ſeiner Ruhe befördern.

Sebaſtiano. Dein Beiſpiel ſoll mein Muſter ſeyn. Ich will Neapel gewinnen, wie Du Mailand. Zieh den Degen.

Antonio. Zieh Du auch. Ich auf den König — Du auf Gonſalo — zugleich —

Sebastiano. Zuvor noch ein Wort. (Er zieht ihn bei Seite, und sie treten hinter ein Gebüsch. Man hört Musik.)

Ariel (kommt schnell und singt Gonsalo ins Ohr).

Ihr liegt und schlafet sorgenfrei,
Und wachende Verrätherei
Nimmt ihre Zeit in Acht.
Auf! auf! seht den gezückten Tod,
Der Euerm sichern Nacken droht!
Erwacht! erwacht! erwacht!

Antonio. (Der mit Sebastiano zurückkommt, beide mit gezückten Degen.) Nun sey schnell! —

Gonsalo (erwacht). Ha! Ihr guten Engel! beschützt den König!

Alonso (erwacht). Was ist das? — Warum steht Ihr mit entblößten Degen? — Warum solche Blicke? —

Antonio. Wir fanden Euch schlafend und wollten für Eure Ruhe wachen. Da hörten wir eben jetzt ein schreckliches Getöse.

Sebastiano. Es war ein fürchterliches Gebrüll. Erwachtet Ihr nicht davon? — Wir zogen unsre Degen, Euch zu schützen.

Gonsalo. Ein Getöse hab' ich gehört, davon ich erwachte. Das Beste wird seyn, diesen Ort zu verlassen.

Alonso. Wir wollen weiter gehn, meinen Sohn zu suchen. — Horcht! ein neues Getöse!

(Man hört eine feierliche Musik. Eine Tafel mit Speisen und Getränk erscheint unerwartet.)

Was ist das für eine Harmonie?

Gonsalo (der sich wieder setzt). Wunderbar angenehme Musik!

Antonio. Eine Tafel mit Speisen! Himmel! was ist das?

Sebastiano. Auf meine Ehre! das kommt uns erwünscht, denn wir spüren gewiß Alle, daß wir einen Magen haben. — Bruder! gefällt es Dir zuzulangen? Du bist sehr abgemattet.

Alonso. Was sagst Du dazu? Gonsalo!

Gonsalo. Nichts, als daß ich zu müde bin, mich bis zu der Tafel zu bewegen. Jeder thue was ihm gut dünkt.

Antonio. Ich will mit zustehen und essen, und wenn es auch mein letztes wäre.

(Ein Donnerschlag und Blitz. Ariel steht in fürchterlicher Gestalt an der Tafel.)

Ariel. Ihr seyd drei Männer der Sünde — sollt diese Erquickungen mit Augen sehen, aber nicht genießen. (Er schlägt auf die Tafel und sie verschwindet.) Die himmlischen Mächte, die alles Böse rächen, haben Euch an diese wüste Insel von der See ausspeien lassen, indem Ihr nicht werth seyd, unter Menschen zu leben. Ihr drei waret es, die den rechtschaffnen Prosper aus Mailand vertrieben, und der See Preis gegeben, ihn und seine unschuldigen Kinder. Darum hat das Schicksal, das Meer und das feste Land sich wider Euch empört, Euch Eurer Söhne beraubt, und höret das Urtheil, was die Diener des Schicksals über Euch aussprechen.

Chor in der Luft (von unsichtbaren Geistern).

Euch schallen nicht mehr Harmonien,
Euch wird die Ruh auf ewig fliehen:
Auf Schädeln stiegt Ihr auf zum Thron.
Nur Seufzer werden um Euch schallen,
Von allen Hügeln Klagen hallen,
Und Rach' und Fluch der Frevler Lohn.

Euch folget langsam das Verderben,
Ihr sucht den Tod und könnt nicht sterben,
Und ewig nagt an Euch der Schmerz.
Nichts kann Euch Schutz und Lindrung geben,
Als in der Zukunft reines Leben,
Und jetzt ein reuevolles Herz.

(Ein Donnerschlag und Blitz. Ariel verschwindet.)

Zehnter Auftritt.

Antonio. Sebastiano. Alonso. Gonsalo.

Alonso.

O entsetzlich! entsetzlich! Mir war schon als ob die Wellen mir mein Verbrechen vorwürfen; die Winde heulten mirs entgegen, und der Donner sprach den Namen Prosper aus. Um meines Verbrechens willen liegt mein Sohn im Meer — ich will bei ihm liegen. — (Geht ab.)

Sebastiano (zitternd). Mich deucht, Du zitterst, Antonio! thauet Dein Gewissen auf? (Geht ab.)

Antonio (zitternd). Es wird wohl wieder gefrieren. (Geht ab.)

Gonsalo. Alle drei sind in Verzweiflung. Ihre schwere Verschuldung fängt sie an zu nagen, wie ich's weissagte, als ich in ihren Rath nicht willigte. Ich will ihnen nachschleichen, um sie, wo möglich, an dem zu hindern, wozu sie Verzweiflung treiben könnte.

Eilfter Auftritt.

Prosper. Ariel.

Prosper (allein).

Bald ist mein Entwurf ausgeführt, und wenn er vollendet seyn wird, will ich diesen Mantel wegwerfen, diesen

sen Stab zerbrechen, und mein Zauberbuch ins Meer werfen. Nicht weiter will ich diese Kunst brauchen, als meinen Kindern die Glückseeligkeit wieder zu geben, die sie durch mich verloren hatten. — (Ariel kommt.) Ariel! was macht der König mit seinen Gefährten?

Ariel. Sie sind alle zusammengebannt in einem kleinen Haine, wie Du befohlen hast, und können nicht von der Stelle. Der König, sein Bruder und der Deinige sind in einer Art von Betäubung. Der gute alte Gonsalo trauert ihrentwegen. Thränen laufen über seine alten Wangen. Wenn Du sie jetzt sehen solltest, Dein Herz würde zum Mitleiden erweicht werden.

Prosper. Denkst Du das, Geist?

Ariel. Das Meinige würd' es gewiß, wenn ich ein Mensch wäre.

Prosper. Und das Meinige auch. Hast Du ein Gefühl von ihren Leiden, und ich, einer von ihrer Gattung sollte nicht zärtlicher gerührt werden, als Du? Ob sie mich gleich bis in die Seele verwundet haben, so will ich doch über meinen Unwillen siegen. Es ist mehr Würde in grosmüthiger Vergebung als in Rache. Da sie Reue bezeugen, so reicht meine Absicht nicht um einen zornigen Blick weiter. — Geh, Ariel! — erledige sie; ich will meine Bezauberung aufheben, und ihre Sinne wiederherstellen: ich werde Dir winken, wenn Du sie herbeiführen sollst.

Ariel. Ich werde Deinem Winke folgen. (Geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Prosper.

Noch ist das ehliche Schicksal meiner jüngsten Tochter nicht entschieden. Die ältere, hoff' ich, wird alles so

veranstaltet haben, daß es sich nun der Entscheidung nähert. — Alles geht gut! — Dort schleicht sie neugierig um die Höle meines Hyppolit: — ich will von fern der Auflösung zusehen.

Dreizehnter Auftritt.

Dorinde. Hyppolit.

Dorinde.

Ich muß den Mann sehen, und wenn ich auch sterben sollte.

Hyppolit (kommt aus seiner Höle in Gedanken). Wenn nichts überflüßiges in der Natur ist, so muß auch wohl das Mädchen nicht umsonst geschaffen seyn.

Dorinde. Mich dünkt, er redet!

Hyppolit (kommt weiter hervor). Die Schlangen, mit denen ich kämpfe, sind da, das Gift aus der Erde an sich zu saugen, und — (Hier wird er sie gewahr, und betrachtet sie bewundernd.)

Dorinde. Er geht wie ich — Ich fürchte mich nicht mehr vor ihm. (Sie geht näher.) Wie angenehm er aussieht.

Hyppolit. Himmel! — Das ist ein schöner Gegenstand! — Dergleichen hab' ich nie gesehn! Welch Vergnügen ergießt sich bei diesem Anblick über mich. Das ist tausendmal schöner als Regenbogen, Pfau und Schwan. — Ha! das ist das Geschöpf, vor dem mich Prosper gewarnet hat! Gewis das ist's! — Aber Gefahr seh ich nicht — ich fühl auch keine Qual — Mir ist so wohl seit ich sie sehe — so wohl, daß ich es nicht aussprechen kann. — Rede doch! — Wer bist Du?

Dorinde. Mein Vater — nennt mich — Mädchen.

Hyppolit. Das dacht' ich — So ſchön iſt's, wie Prosper ſagt, aber warlich nicht ſo gefährlich.

Dorinde (kommt wieder näher). O, thue mir nichts zu Leide.

Hyppolit. Denkſt Du, daß ich ein Wolf bin. Lieber wollt' ich mir die Zähne ausbrechen, oder die Augen ausreiſſen, als Dir etwas zu Leide thun. Deine Gegenwart iſt mir unausſprechlich angenehm, ob Du gleich für mich ein feindſeeliges Geſchöpf ſeyn ſollſt.

Dorinde. Ich, feindſeelig gegen Dich? Meine Augen haben noch nichts liebers geſehn. Lieber wollt' ich ſterben, als Dich verlieren.

Hyppolit. Wie ſanft iſt der Ton ihrer Stimme! — Laß doch den ſchönen Mund noch einmal reden.

Dorinde. Heiſſeſt Du Mann?

Hyppolit. So ſagt Prosper.

Dorinde. Ach, ſo bin ich verloren!

Hyppolit. Verloren! Warum? — Wenn Du Dich vor mir fürchteſt, ſo wollt' ich gern eine andre Geſtalt annehmen.

Dorinde. Nein, das wünſch' ich auch nicht.

Hyppolit. Es ſcheint, Du haſt Dich vor mir gefürchtet, wie ich mich vor Dir.

Dorinde. Mein Vater hat mir geſagt, ich müſte ſterben, wenn ich Dich ſähe. Sollt' ich wohl ſterben müſſen? —

Hyppolit. Nimmermehr — Ich habe noch nicht geſehen, daß zwei Thiere von einerlei Art ſich etwas Böſes gethan haben. — Deine Hand iſt wie meine — Mag ich ſie anfaſſen? —

Dorinde. Nein. —
Hyppolit. Einen Augenblick!
Dorinde. Wie Du brennst!
Hyppolit. Und doch ist mir sowohl!

Dorinde. Und ich fühle etwas, was mich seufzen macht. Oft hab' ich meinen Vater und meine Schwester bei der Hand gefaßt, und fühlte keinen Schmerz dabei. — Aber jetzt, da ich Deine Hand anrühre, fühl ich etwas, was mich seufzen macht.

Jüngst sah ich unter Rosen
Zwei Turteltauben kosen,
Sie jammerten,
Sie murreten,
Doch schien mir ein süsses Vergnügen
In diesem Schmerze zu liegen,
Denn immer kam jede zurück
Und murrete wieder,
Und girrete wieder
Als wäre dies Seufzen ihr Glück.
So süsses Weh fühlt dieses Herz.

Hyppolit. Gerade so ist mir zu Muthe. O wie sehr hat Prosper wider die Wahrheit geredet. Du wärst, sagt' er, schön für mich zur Qual, und Du bist schön für mich zum Vergnügen. Wir sterben nicht, nun wir einander gesehen haben; aber ich würde sterben, wenn wir uns von einander trennen müsten.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Prosper.

Prosper.

Du sollst nicht sterben, mein Sohn! Meine Tochter ist auf immer Dein. Von diesem Augenblicke an hast

Du

Du Deine Freiheit. Keine enge Höle wird Dich mehr einschliessen. Die ganze weite Welt steht Dir offen —

Hyppolit. Mein Vater! — nun erst giebst Du mir das Leben — Freiheit und ein Mädchen! — O, daß alle Freuden der ganzen weiten Welt Dich lohnten! —

Dorinde. Der Mann ist mein, mein Vater!

Prosper. Der Mann ist Dein. — (Er winkt, nachdem er seitwerts gegangen, und ruft:) Mirande!

Mirande (kommt eilig). Mein Vater!

Prosper. Nimm Deine Schwester zu Dir in meine Höle mit ihrem neuen Freunde.

Mirande. Ach, mein Vater! wer — wer ist das? Noch ein Mann uns so nah! —

Prosper. Das ist der Mann aus jener Höle, den das Schicksal Deiner Schwester bestimmt hatte, und den Du darum nicht sehen solltest.

Hyppolit (der Miranden neugierig angesehen). O, Vater! giebt es noch mehr Mädchen? —

Noch mehr der Mädchen? Freude! Freude!
Und Alle — Alle Mein!
O, das wird eine Augenweide,
Wird Herzenswonne seyn!
Mit süssen Trieben
Sie Alle lieben
Wird das nicht Herzenswonne seyn.

(Während dieser Arie erscheint Ariel, und Prosper winkt ihm.)

Dorinde. Mein Vater! Alle lieben! darf er das? Mir ist weh ums Herz!

Prosper. Das wird er weder können noch wollen, wenn ihn Dein Herz fesseln wird. Sey ruhig, und

geh'

geh' indessen mit ihm und Deiner Schwester in meine Höle; bald werd' ich Euch zurückrufen. (Sie gehn ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Prosper. Ariel bringt Alonso, Gonsalo, Sebastiano und Antonio.

Prosper.

Mein guter Ariel bringt die Verbrecher, auf denen noch Schwermuth und Betäubung liegt. — (Er macht einen Kreis um sie.) Hier! — bleibt unbeweglich stehen! — Du Gonsalo, bist ein rechtschaffner Mann, ein treuer Diener Deines Herrn, und mein Erhalter. Wenn wir wieder zu Hause sind, will ich Deine Wohlthat vergelten. — Alonso, Du bist höchst grausam mit mir und meinen Kindern umgegangen! — Antonio, Du hast Deiner Herrschaft Natur und Gewissen aufgeopfert — Dir, Sebastiano, mag Dein Herz über Deine versuchte That das Urtheil sprechen. — Ihr staunt, daß ich jeden von Euch und sein Verbrechen mit Namen nenne, und mich kennet Ihr nicht. — Ihr sollt mich diesen Augenblick kennen. —

(Er macht eine Bewegung mit dem Zauberstabe, sein Zaubermantel verschwindet, und er steht in der Kleidung des Herzogs von Mailand da. Alle drücken das äusserste Erstaunen aus.)

Sieh hier, König von Neapel, den ungerechter Weise gekränkten Herzog von Mailand, Prosper. Du hast die Bosheit gegen mich vollenden helfen, aber ich vergebe Dir — Erstaunt stehst Du, und weisseſt nicht, ob ich's bin, oder mein Geist. — Dich zu überzeugen, daß ein lebendiger Fürst mit Dir spricht, umarm ich Dich.

Alon-

Alonso. Ob Du Prosper bist, oder ein Phantom, das meine Augen täuscht, weiß ich nicht. — Aber wenn Du lebst, so geb' ich Dir Dein Herzogthum zurück, und bitte Dich um Verzeihung.

Prosper (zu Gonsalo). Du, mein alter redlicher Freund, laß Dich umarmen. Deine Redlichkeit ist so unschätzbar als ohne Gränzen.

Gonsalo. Ob das Alles wirklich ist, oder nicht, wollt ich nicht beschweren.

Prosper. Ihr seyd noch so sehr von allen Seltsamkeiten betroffen, daß Ihr nicht glauben könnet, was gewiß ist. — Seyd mir willkommen! Aber Du Antonio, und Sebastiano Du! — Ihr zittert an allen Gliedern! Zittre Antonio — Bruder kann ich Dich nicht nennen — zittre über Deine schwarze That — nicht vor mir: — ich verzeihe Dir Deine ungeheuren Vergehungen, aber ich fodre mein Herzogthum von Dir zurück.

Antonio. Die Welt — hättest Du sie zu fodern, wollt' ich Dir zurückgeben. Verzeihe mir, und laß mich mein Leben in der Einsamkeit beschliessen.

Prosper. Und Du, Prinz —

Sebastiano. Du wendest Deine Macht so wohlthätig an, daß ich Hoffnung schöpfe. Du wirst auch mir verzeihen.

Prosper. Es sey alles in der Vergessenheit begraben, wenn Dein künftiges Leben tadelloser ist.

Alonso. Die Bangigkeit meines Gemüths nimmt ab, und Freude würde ganz wiederkehren, wenn mich dieser Schifbruch nicht meinen Sohn, meinen theuren Ferdinand, gekostet hätte.

Prosper (sagt schnell dem Ariel etwas ins Ohr, welcher eilig abgeht). Ich bedaure Dich, Alonso! — Aber weil Du mir mein Herzogthum wiedergegeben hast, so will ich Dir etwas eben so gutes dagegen geben — oder wenigstens ein Wunder vor Deine Augen bringen, das Dich so sehr erfreuen wird, als mich mein Herzogthum.

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ariel bringt Ferdinand. Mirande. Hyppolit. Dorinde.

Alonso (als er Ferdinand in der Ferne erblickt).

Ist das eine Erscheinung dieser Insel, so werd' ich meinen Sohn zweimal verlieren.

Ferdinand (stürzt hervor, und sinkt zu seinen Füssen). Mein Vater! — mein theurer Vater! — O Wunder! wir leben und sehen einander!

Alonso. Aller Seegen eines erfreuten Vaters ergiesse sich über Dich! Steh' auf, mein Sohn! Aber wer —

Mirande. O Wunder! Wunder! wie viel feine Geschöpfe sind hier beisammen! Wie schön ist das menschliche Geschlecht! O herrliche neue Welt, die solche Einwohner hat!

Alonso. Wer ist das Mädchen bei Dir?

Ferdinand. Die Tochter dieses berühmten Herzogs von Mailand, von dem ich ein zweites Leben empfangen habe, und die ihn zu meinem zweiten Vater macht.

Prosper. Hyppolit! — tritt näher! — Hier ist Dein wahrer Vater! — Umarm' ihn! Antonio, hier

hier ist Dein Sohn. Er war verloren, und Du hast ihn wieder funden. — Ich gebe Dir Deinen Sohn, und Deinem Sohne mein Herzogthum, wenn Du seine Ehe mit meiner Zweiten Tochter segnest.

Antonio. O Prosper! — Bruder Dich zu nennen, bin ich nicht würdig — diese Güte ist ein größres Wunder, als Alle andern, die wir hier gesehen. Du tödtest mich durch Großmuth — Laß mich zu mir selber kommen. Erstaunen und Verwirrung benimmt mir die Sprache.

Dorinde. Hyppolit! es giebt auch noch mehr Männer. —

Antonio (umarmt Hyppolit). Mein Sohn!

Hyppolit. Du bist mein Vater! von dem mir Prosper nur wenig dunkle Worte gesagt hat! — O, wie werd' ich Dich lieben, wenn Du mich nicht von diesem Mädchen trennst.

Antonio.

O Land voll Wunder!

Sebastiano.

voller Schrecken!
Wo Zauber und Verwirrung wohnt!

Alonso.

O Mann voll Tugend, ohne Flecken,

Alonso und Gonsalo.

Den edler Thaten Freude lohnt!

Antonio.

Zufriedenheit

Alonso.

und Ruh

Gon-

Gonsalo.

und Seelenfreuden

Alle Vier.

Umlagern Dich in allen Leiden!

Alonso.

Du Himmel wirst den besten Seegen
Auf unsrer Kinder Häupter legen!

Gonsalo.

Du Tugend, führ sie Deine Bahn
Durch Felsengänge, Himmelan!

(Alonso und Antonio legen ihrer Kinder Hände in die Hände der beiden Mädchen)

Alonso.

Seyd auf ewig nun vereinet!

Antonio.

Gram dem, über den Ihr weinet!

Alle Vier.

Freude dem, der Euch erfreut!

Ariel (zu Prosper). **War alles sowohl gethan, mein Gebieter?**

Prosper. Recht wohl, mein fleißiger Ariel! Wenn Du uns nun auf Morgen ruhige See, günstigen Wind und schnelle Seegel besorgt hast, so bist Du frei.

Ariel. Alles, alles soll zu Deinem Vergnügen besorgt seyn.

Wo die Biene saugt, saug' ich,
Im Schoos der Rose lagr' ich mich:
Da schlaf ich, wenn die Eule schreit.
Ich flieg in steter Munterkeit
Fern von des Winters Ungemach
Dem angenehmen Sommer nach.

Wir

Wie frölich wird künftig mein Aufenthalt seyn,
Unter den Blüthen im duftenden Hain!

Prosper. Aber ein so guter Geist, wie mein Ariel, der keine abscheulichen Befehle ausführen wollte, wird sein Daseyn nicht unter lauter Blüthen in duftenden Hainen zubringen. — Hast Du nicht Freude empfunden, meine wohlthätige Befehle zu vollziehen?

Ariel. Ja, mein gütigster Gebieter!

Prosper. So verschaffe Dir diese Freuden durch Dein ganzes Daseyn, und Du wirst desto süsser unter den Blüthen und im Rosenhain schlummern, wenn Seeligkeit guter That Dich dahin begleitet. Sey künftig der Schutzgeist guter Menschen!

Chor.

Vom König und des Königsthron,
Bis zu der Hütt' am Quell
Sey jedem guten Menschensohn
Ein Schutzgott, Ariel!

Ein andres Chor.

Von Schönen in dem höchsten Putz
Bis zu der Hütt' am Quell
Sey jeder guten Nymphe Schutz
Wachsamer Ariel!

Beide.

Daß nie der Welt zu ihrem Glück
Die guten Menschen fehlen.

III.

Auszüge.

Untersuchung der Frage: ob den Juden durch ihr Religionsgesetz der Kriegsdienst untersagt werde *).

— — — Der erheblichste Grund, aus dem man die Unfähigkeit der Juden zu völlig gleichen Rechten mit den übrigen Bürgern des Staats folgern könnte, ist wohl dieser, daß man glaubt, „die Juden würden „durch ihre Religion abgehalten, Kriegsdienste zu thun, „weil diese ihnen am Sabbath zu fechten und weite „Märsche untersage, auch die Juden bey der Armee „nicht ihre gottesdienstliche Zeiten und Gebräuche gehö„rig abwarten könnten. Jeder Bürger, setzt man hin„zu, muß im Nothfall zur Vertheidigung des Staats „sich gebrauchen lassen; eine zahlreiche Nation kann „keine Befreiung von dieser wichtigen, für die ganze „Erhaltung des Staats so nothwendigen Pflicht ver„langen, und eine Religion, welche die Erfüllung der„selben ihren Verehrern untersagt, ist mit dem Wohl „der Gesellschaft unverträglich. Wenigstens werden die „Verehrer derselben mit höheren Abgaben, den Schutz, „den sie erhalten, aber nicht wieder leisten, bezahlen, „und

*) Aus Dohms Schrift: Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden.

„und nicht aller Vorrechte der Gesellschaft geniessen müs„sen, der sie ihre Vertheidigung im Falle der Noth „versagen; besonders wird man ihnen nicht den Besitz „liegender Gründe verstatten können, damit, wenn die „Juden sich vermehrten und bereicherten, nicht einmal „der gröſste Theil des Bodens an Leute komme, die „im Fall eines Angriffs ihn verlassen, und auch alle „ihre übrige Mitbürger der äussersten Gefahr aussetzen „würden *). " Um diesen Einwurf gehörig zu würdigen, kommt alles darauf an, ob die Voraussetzung: daß den Juden durch ihr Religionsgesetz der Kriegsdienst am Sabbath untersagt werde, gegründet sey oder nicht?

Einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Kenner dieses Gesetzes, Herr Michaelis **) hat auf eine überzeugende Art bewiesen, daß der von Moses eingesetzte Sabbath ein Tag der Erholung, Ruhe und Vergnügens gewesen sey, an dem der Gottesdienst wahrscheinlich nicht sowohl in Unterricht, als Lobgesängen, frohreligiösen Tänzen, Gastmahlen und geselligen Vergnügen bestand. Nur sclavische Dienstarbeit (die durch das Herkommen und den Sprachgebrauch schon bestimmt genug war,) wurde von Moses am Sabbath verbothen; aber dieser weise Gesetzgeber war weit entfernt, den zu einem allgemeinen Vergnügen bestimmten Tag, dadurch zu einem peinlichen für gewissenhafte Befolger seiner Lehre zu machen, daß er sie zu völliger Unthätigkeit verdammt, oder gezwungen hätte, aus der Kenntniß aller Gattungen von Arbeit ein besonderes Studium zu machen, und bei jeder Bewegung eine

*) S. Herrn Michaelis Mosaisches Recht IV. S. 129-138., und Gruber oder Culemann de Judaeo Milite. Halae 1723.

**) S. desselben Mosaisches Recht IV. S. 112 &c.

Sünde zu wittern. Wenn die itzigen Juden einer so ängstlichen Feyer ihres Ruhetags unterworfen sind; so liegt hiervon zum Theil die Ursache darin, daß Moses Gesetze nicht ganz auf das nördliche Clima passen, vorzüglich aber haben sie diese Unbequemlichkeiten ihren spätern Rabbinen zu danken, die mit sophistischer Kunst aus den simpeln und nur auf das Vergnügen seines Volks zielenden Gesetzen Mosis ganz wider den Geist derselben, ängstliche und einschränkende Vorschriften herauserklärt haben. Der grosse Urheber derselben war besonders weit davon entfernt, seiner von ihm selbst zum Krieg angeführten Nation, eine ungereimte Unterbrechung desselben am Sabbath zu gebieten. Ein Gebot, das der gesunden Vernunft widerspricht, das Volk, von dem es befolgt würde, zum Raube jedes Feindes machen müßte, und bey dem unmöglich ein Staat eine dauerhafte Fortdauer haben könnte, — ein solches Gebot kann unmöglich in einem Gesetzbuch sich finden, das einem göttlichen Ursprung beygemessen wird, und das einen bleibenden Staat gründen sollte. Es findet sich auch keine Spur von demselben im mosaischen Gesetz, und bis auf die Zerstörung des ersten Tempels finden wir bemerkt, daß die Juden in ihren vielen Kriegen sich am Sabbath der Vertheidigung gegen ihre Feinde oder des Angrifs derselben enthalten hätten. Nicht eher bis die Juden aus dem persischen Reich in ihr Land zurückkamen, und wieder einen eignen Staat erhielten, entstand der sonderbare Gedanke bey einigen zu ängstlich Gewissenhaften, daß die Vertheidigung am Sabbath unerlaubt sey, und ihr Gott sie schon durch ein Wunder retten werde. Da die Nation über vierhundert Jahre unter fremden Völkern gelebt, und keinen Krieg gehabt, hatte sie das sonst bekannte Verhältniß desselben zu ihrem Sabbath verlernt. Wie indeß bey dem

ersten

erſten Fall, da dieſer ſchwärmeriſche Grundſatz wirklich ausgeübt wurde, die göttliche Hülfe ausblieb, und die am Sabbath ſich nicht wehrende Juden vom Feinde niedergemacht wurden *); ſo wurde jener mit ihrer Erhaltung unverträgliche Grundſatz dahin beſtimmt, daß zwar nicht der Angrif, aber wohl die Vertheidigung erlaubt ſey. Pompejus ſoll, wie Joſephus erzählt **), durch Benutzung dieſes Vorurtheils Jeruſalem erobert haben, da er am Sabbath die Belagerten gar nicht angreifen, dagegen aber dicht an den Mauren Belagerungsthürme bauen und das Geſchütz herzuführen ließ. Es ſcheint mir indeß überwiegend wahrſcheinlich, daß dieſe fanatiſche Meinung nur die einzelner Perſonen, aber nie Lehre der ganzen Nation war, und daß ein groſſer Theil derſelben den urſprünglichen Begriffen von der Beſtimmung des Sabbaths getreu geblieben ſey. Denn ſonſt ließe es ſich nicht erklären, wie die Juden an den Kriegen ſowohl der griechiſchen Monarchen als der Römer einen ſo öftern und ihnen ſo rühmlichen Antheil hätten nehmen können, als die Geſchichte bemerkt. Schon unter Alexanders des Groſſen Armee nahmen ſehr viele Juden freiwillig Dienſte ***). Unter den Ptolomäern erwarben ſie ſich in Egypten durch ihre Kriegsdienſte die vorzüglichſte Gewogenheit dieſer Regenten, und das Vertrauen, daß nur Juden die wichtigſten Feſtungen übergeben wurden ****). Eben dieſes wird von den macedoniſch-ſyriſchen Königen bemerkt *****). Auch unter der römiſchen Herrſchaft

*) Dieſe Begebenheit wird 1 Maccab. 2. und im Joſephus L. XII. c. 6. erzählt.

**) Ant. L. 14. c. 8.

***) S. *Joſeph.* L. II. c. ult.

****) S. *Joſeph.* Ant. L. 12. c. 1. und contra Appionem L. I.

*****) S. Idem L. 12. c. 3.

von den Zeiten des Pompejus an, erwarben die Juden durch ihre Kriegsdienste Zutrauen und Belohnungen. Cäsar selbst gab ihnen das Lob, das sie vorzüglich in einer Schlacht wider den Mithridates den Sieg bewirkt hätten, und mehrere Privilegien und ruhmvolle Erklärungen des römischen Senats sind die unwiderleglichen Beweise der Tapferkeit und Treue, die sie in den Kriegen bewiesen haben *). Auch Antonius bediente sich jüdischer Truppen, und die, welche Herodes ihm zur Hülfe zuführte, bestanden aus fünf Cohorten Römern und fünf Cohorten Juden **). Eben so gewöhnlich waren die Kriegsdienste dieser Nation unter den Heidnischen und ersten christlichen Kaisern, bis endlich im Jahr 418. der K. Honorius die Juden für unfähig erklärte, im Kriege zu dienen, und damit ein Vorurtheil gründete, daß er selbst, wie schon oben bemerkt ist, nicht ohne einige Bedenklichkeiten zu äussern wagte, das aber in den folgenden Zeiten tief genug gewurzelt ist, und itzt nicht ohne Mühe ausgerottet werden dürfte. Ich will nicht entscheiden, ob den Juden dieses Vorurtheil vielleicht nicht unlieb gewesen sey, und ob sie vielleicht nicht selbst zur Erhaltung desselben mitgewirkt haben mögen? ***) Es ist mir genug, gezeigt zu haben, daß

*) Josephus führt sie umständlich an, in Antiquit. Lib. 14. c. 14-17.

**) S. Joseph. Ant. L. 14. c. 27. 28.

***) Ich möchte dieses fast aus einer Stelle des oft angeführten jüdischen Geschichtschreibers (Antiquit. L. 14. c. 17.) vermuthen, nach welcher der Hohepriester Hyrcanus dem römischen General Dolabella vorstellen ließ, „wie seine Nation nicht fähig sey, „Kriegsdienste zu thun, da das Gesetz am Sabbath zu fechten, und „grosse Märsche zu thun, untersage," und auch damit wirklich ein befreiendes Reskript des Dolabella bewirkte. Es ist offenbar, daß dieses Vorgeben mit dem öftern vorher erwähnten Kriegsdiensten der Juden in geraden Widerspruch steht, so wie auch in der letzten Belagerung Jerusalems die Juden ohne allen Unterschied der Tage gefochten haben.

daß das älteste mosaische Gesetz den Kriegsdienst am Sabbath nicht untersage, und daß, seit sie von andern Staaten beherrscht worden, bis ins fünfte Jahrhundert, die Juden ununterbrochen die Pflichten der Bürger auch hier erfüllt und Kriegesdienste geleistet haben. Dieses hätten sie sicher nicht thun können, wenn ihnen das Fechten am Sabbath wäre untersagt gewesen. Was also ein so ehrwürdiges Beispiel ihrer Vorfahren entschieden hat, was das älteste Gesetz verstattet, was die gesunde Vernunft und die Pflicht der Selbsterhaltung befiehlt, — dieß müssen und werden auch die heutigen Juden nicht untersagt halten. Wie in griechischen und römischen Armeen werden sie auch in den unsern kämpfen, und die Beobachtung ihres Sabbaths und übrigen gottesdienstlichen Gebräuche wieder so gut, wie ehemals mit dem Kriegsdienste zu vereinigen lernen.

Sicher hat die unnatürliche Drückung, in der die Juden seit so vielen Jahrhunderten gelebt, so wie zu ihrer sittlichen Verderbtheit überhaupt, so auch zur Ausartung ihrer religiösen Gesetze von ihrer ursprünglichen Güte und Nutzbarkeit beygetragen. Moses wollte einen dauernden, blühenden Staat stiften, und sein Gesetz enthält nichts, was diesem Zweck wiederspräche. Bey der Beobachtung dieses Gesetzes hatte auch dieser Staat sein güldnes Zeitalter, und bis ins fünfte Jahrhundert waren die Juden gute Bürger im römischen Reich. Nur wie nachher alle bürgerliche Gesellschaften der Erde sie ausschlossen, vergassen sie das Verhältniß ihrer Religionslehre zu denselben. Da die einzige Beschäftigung des Handels ihnen Musse und zugleich Neigung zu spitzfindigen Speculationen gab; so künstelten sie an ihren Religionsvorschriften, aus Ermangelung besserer Beschäftigung, und strebten durch die ängstliche Beobach-

tung gewisser Gebräuche und Zeiten vorzügliche Heiligkeit und grössere Rechte auf den Himmel zu erhalten, da ihnen bürgerliche Tugend untersagt und ihr Antheil an dem Glück der Erde so beschränkt war. Dieser ängstliche Ceremonien- und Kleinigkeitengeist, der sich itzt in die jüdische Religion eingeschlichen hat, wird sicher wieder verschwinden, sobald die Juden grösseren Wirkungskreiß bekommen, und zu Gliedern der politischen Gesellschaft aufgenommen, dieser Interesse zu dem ihrigen machen dürfen. Sie werden alsdann auch ihre religiöse Verfassung und Gesetze derselben gemäß umbilden; sie werden auf die freyere und edlere uralte mosaische Verfassung zurückkommen, und diese nach veränderten Zeiten und Umstände anzuwenden, und nach diesen zu erklären, auch in ihrem Talmud die Befugnisse finden *).

Man kann also nicht zweifeln, daß auch die Juden die Pflicht der Vertheidigung der Gesellschaft erfüllen werden, in deren Rechte sie eingesetzt worden. Nur freylich darf man auch vielleicht dieses, so wie die Verbesserung der Juden überhaupt noch nicht in der nächsten Generation erwarten. Es ist natürlich, daß eine in anderthalb Jahrtausenden des Kriegs entwöhnte Nation, nicht sogleich mit dem guten Willen, auch den Kriegerischen Muth und die Stärke des Körpers bekommen

*) Ein grosser jüdischer Gelehrter, bei dem ich mich wegen dieser Sache erkundigte, fand kein Bedenken, den Kriegsdienst, so wie ehmals, auch itzt seinen Glaubensgenossen am Sabbath für erlaubt zu halten, und theilte mir folgende dieses beweisende Stellen mit: Nach Majamonides (*Hilchoth* Schabbath Cap. 2. §. 23. 24. 25.) ist es die Pflicht eines jeden Juden, eine vom Feinde belagerte Stadt, in so fern auch nur eines Menschen Leben dabei in Gefahr ist, am Sabbath zu vertheidigen, und nicht erlaubt solches aufzuschieben. So ist es eines jeden Juden Pflicht, am Sabbath alle Arten von Arbeit, ohne Unterschied zu verrichten, wenn eines Menschen Leben dadurch gerettet werden kann. (Talmud. Mass. Erubin Blatt 19 und 45.)

men kann, den der militairische Dienst fodert. Die zuletzt genannte Erforderniß wird die allgemeinere mechanische Arbeit beim Ackerbau und Handwerkern und die stärkre Nahrung bewirken müssen. Der persönliche Muth ist nach der itzigen Natur unsrer Kriege bey dem gemeinen Soldaten nicht eine so wesentliche Eigenschaft, als er bey den Alten es war, wo er doch den Juden nicht fehlte; und dieselbe Disciplin und Mittel, durch welche wir täglich die ungeschicktesten jungen Bauern brauchbare Soldaten werden sehen, werden sicher auch bey den Juden eine gleiche Umschaffung bewirken können.

Ich bin aus diesen Gründen und in dem Vertrauen auf die sich allenthalben gleiche menschliche Natur überzeugt, daß die Juden in wenigen Generationen allen übrigen Bürgern der Staaten, in denen ihnen völlig gleiche Rechte bewilligt worden, gleich seyn, und auch wie sie, dieselben vertheidigen werden. In der Zwischenzeit, welche die Abschleifung der Vorurtheile an beyden Seiten, und der noch zu sehr widerstrebende Geist der Nation, nothwendig machen dürfte, würden doch die Juden eben so wenig der bürgerlichen Rechte unfähig seyn, als es die Quäcker und Mennoniten sind, welchen ihre religiöse Grundsätze durchaus alle Kriegsdienste untersagen. In Staaten des Alterthums hätten sie es vielleicht werden können, und ich halte es sehr wahrscheinlich, daß die Juden in den nach dem Untergang des römischen Reichs auf Krieg gegründeten neuen Staaten auch deshalb vorzüglich verachtet und gedrückt wurden, weil man aus den römischen Gesetzen das Vorurtheil beybehielt, sie zu Kriegsdiensten nicht zuzulassen. Aber unsre itzige Kriege werden nicht sowohl von patriotischen Bürgern, die für Freiheit und Vaterland kämpfen, als von gemietheten Streitern geführt, bey

denen geschickte Fertigkeit, strenge Subordination und ein allmählich sich bildendes Gefühl von Ehre den patriotischen Eifer ersetzt. Derjenige Staat ist nach dieser Verfassung der mächtigste, und meistens glücklichste in seinen Kriegen, der das meiste Geld hat, dieses mit der größten Weisheit und Oeconomie anlegt, und dadurch die meisten, die besser geübtesten, und am besten versorgten, also treue und den Dienst liebende Soldaten dem Feinde entgegenstellen kann. Und so ist es also für unsre Staaten meist einerley, ob seine Unterthanen in Person oder mit ihrem Gelde Kriegsdienste thun, für welches oft stärkere und geschicktere Streiter, als sie selbst sind, erkauft werden können. Ich sage nur, daß diese dem Staate meist dieselben Dienste thun: denn allerdings würde es zu grosse Nachtheile haben, wenn eine Armee vorzüglich aus fremden Miethsoldaten bestände, und wenn der größte Theil des Bodens im Besitz derjenigen sich befände, welche ihn zu vertheidigen sich durch Gebote des Himmels untersagt hielten. Aus dem Grunde wird es immer eine politische Nothwendigkeit seyn, die zu grosse Vermehrung der Quäcker und Mennoniſten zu hindern, und bei den Juden würde allerdings gleiche Vorsicht statt finden, wenn nicht, wie ich gezeigt zu haben glaube, blos ein in ihrer Religion ungegründetes Vorurtheil sie von Kriegsdiensten abhielte, und sie sich desselben bald eben so fähig, wie sie es ehmals waren, zeigen würden. Bis dieses geschieht indeß, und bis die Juden zu militairischen Diensten eben so willig als fähig sich erprobt haben werden, ist nichts gerechter, als daß sie für ihre Nichtleistung dieser wesentlichen Pflicht, besondre verhältnißmäßige Abgaben entrichten. Der Jude, der ein Bauergut besitzt, und dessen Söhne nicht dienen, muß das Geld zur Anwerbung und Unterhaltung der Soldaten bezahlen, die ein

christlicher Bauer, nach Billigkeit geschätzt, von diesem Gut in Person würde gestellt haben. Der Staat verliert hierbey nichts, und vielleicht ließe sich noch zweifeln, ob er nicht gewinnt, wenn die, welche für ihn umkommen, nur mit seinem Gelde erkauft, nicht seinem Ackerbau und übrigen Produktion entzogen werden? Bis auf einen gewissen Punkt, glaube ich, ließe sich diese Frage allerdings bejahen. Sie bedarf hier indessen keiner weitern Untersuchung, da vors erste bei einer geringen Judenzahl dieß Mittel völlige Auskunft giebt, und in der Zukunft, die Juden auch im Kriege allen übrigen Bürgern gleich seyn werden.

IV.

Abhandlungen und vermischte Aufsätze.

I.

Geschichte des männlichen Barts.

Ein Auszug aus dem Französischen.

Auch der Bart ist manchen Moden unterworfen gewesen. Bald ein Vorwurf der Heiligkeit, bald ein Gegenstand des Spottes. In den ältern Zeiten war er ein Zeichen der Weisheit, eines reifen Verstandes, das rühmliche Eigenthum des Mannes, welches ihn von dem Weibe unterschied, und ihm den Vorzug über dasselbe zu geben schien. Seines Barts beraubt werden,

hielt

hielt man für die größte Schande; denn man glaubte ihn nur würdig, einer Gottheit geopfert zu werden.

Ueber den physischen Ursprung und die Natur der Haare sind die alten Anatomisten und Naturlehrer nicht einig. Hyppocrates im Buch von den Drüsen meint, es nähre sich von einem Safte zwischen der Haut, und durch diesen Canal würden die überflüßigen Feuchtigkeiten aus dem Körper weggeführt; denn an trocknen Theilen fände man weder Haare noch Drüsen. Das Haar auf dem Kopfe, sagt er, entsteht aus einem dicken und zehen Humor. Dieser Meinung des Hyppocrates pflichtet auch Aristoteles im Kapitel von den Thieren bey. Die neuern Naturlehrer und Aerzte sind tiefer eingedrungen. Riolan theilt die Haare in zweyerley Sorten ein. Einige, sagt er, bilden sich zugleich mit den übrigen Theilen des Körpers, und kommen vom Ueberfluß, und zwar von den gröbsten Theilen des Saamens her; andere entstehen erst nach der Geburt. Der Bart, sagt er ferner, entsteht mit der Mannbarkeit. Diese Zeit ist nach Beschaffenheit der Länder, das funfzehnte, achtzehnte oder zwanzigste Jahr. Die Römer nahmen schon das vierzehnte Jahr dafür an. Schon im Leibe seiner Mutter, sagt Seneka, hat das Kind die Spur eines Bartes, der aus grauen Haaren besteht. Aristoteles meint, Verschnittene bekämen selten graue Haare, aber wohl diejenigen, so der Wollust sehr ergeben wären. Hierinn kommen also die Alten mit den Neuern überein. Von der Nahrung, sagt Seneka, daß das Haar sich durch seine Wurzeln erhalte. Er meint, man müsse nicht sagen, das Haar wachse, nachdem man es verschnitten, es vermehre sich nur durch Zufluß mehrerer Materie, wie die Steine. So führt Riolan die Korallen zum Beispiel an, die im Wasser nur ein weiches

Kraut

Kraut ist, aber hart wird, sobald sie an die Luft kömmt.

Malpighi sagt, das Haar sey aus kleinen hohlen Röhrchen gebildet. An Schwein- und Pferdehaaren finde man sie deutlich. Das Haar eines Ebers bestehe aus einem cylindrischen und durchsichtigen Körper, und gleiche einer canneliter Säule. Die Haare der Mäuse hält er für die durchsichtigsten, und an rauchen Thieren, glaubt er, dienen die Haare nicht nur zur Bedeckung wider Kälte und Nässe, sondern auch zur Ausdünstung. Er hat gefunden, daß die Haare nicht alle rund, sondern auch drei und viereckigt zu seyn scheinen, welche Form sie ohne Zweifel nach der Oefnung erhalten haben, wo sie durchgewachsen. Er theilt sie ein in solche, die der Mensch mit auf die Welt bringt, als am Kopfe, Augenbraunen, Wimpern; und in solche, die er erst nach einem gewissen Alter empfängt, als am Kinn und andern Theilen. Das erste Barthaar kommt unter der Nase hervor, welches die Franzosen moustache nennen, von der Unreinigkeit der Nasenlöcher. Da der Bart vom Ueberfluß des Bluts und der Feuchtigkeit herrührt, so bekommen die Mädchen, wegen der monatlichen Reinigung, und weil ihr Blut nicht so scharf ist, keinen Bart am Kinn.

Die Haupturſache, warum die Farbe der Haare so verschieden ist, rührt aus der Verschiedenheit der Materien her, die sich mit dem Nahrungssafte vermischen. Diesen Saft zieht die Wurzel an, und führt ihn durch die Kanäle der Haare durch. Ist er schwärzlich, so bekommen die Haare eine schwärzliche Farbe, weil sie durchsichtig sind. Diejenigen, deren Röhren weis genug sind, viel Blut einzusaugen, werden immer schwarz, diejenigen aber, welche nur eine Art Oel davon

von an sich ziehen, werden blond. In mitternächtlichen Ländern sind sie daher meist blond, in mittägigen schwarz. Kinder haben keine schwarze Haare, weil die Röhrchen derselben noch nicht Blut genug fassen können. Bey alten Leuten werden sie grau oder weis, weil sie nun wieder einschrumpfen. Auch das Clima trägt das Seinige bey. Mohren haben schwarze und krausigte Haare; in temperirten Weltgegenden findet man mehr gelblichte, rothe und aschenfarbne; in kalten Ländern weisse, weiche und gerade.

Auch das Temperament verändert die Farbe der Haare. Derjenige, so viel Galle bey sich führt, hat meist rothe; der aber viel Schleim bey sich führt, meist weisse Haare. Man beurtheilt Krankheiten aus denselben; so wie der Aussatz bey den Israeliten. Lange, sanfte, gerade Haare zeigen einen angenehmen und gütigen Karakter an; krauschte einen unbeständigen oder zornigen. Weiche Haare verrathen Kleinmuth; harte und schwarze, Stärke des Geistes und des Körpers; Haare am Arm einen trotzigen unbiegsamen Geist.

Riolan sucht den Unterschied der Farben in der grossen oder geringen innerlichen Wärme, und in der Luft und Nahrung. Bey Thieren ist die Haut eine Ursache derselben, bey dem Menschen aber nicht. Die Hauptfarben sind die schwarze und die blonde. Die röthliche, dunkelrothe, fleichfarbichte, aschenfarbne und kastanienbraune sind Mittelgattungen, und entstehen nach der Beschaffenheit ihrer Zeugungs- und Nahrungssäfte. Und eben daher rührt auch ihre Weichheit, Härte, Länge, Kürze, Geradigkeit, Kräuselung. Das weibliche Haar ist sanfter als das männliche, weil das Weib mehr Feuchtigkeit hat, als der Mann.

Die

Die Bestimmung der Haare ist, gewisse Theile zu bedecken und zu verschönern, und dann die Unreinigkeit aus dem Körper zu führen. Um sich das Gesicht zu erhalten, soll man sich daher fleißig die Haare abschneiden. Und dies riethen viele Aerzte unter den Alten auch bey Krankheiten. Lavinus Lemnius aber sagt das Gegentheil, daß es nämlich schädlich sey, sich die Haare abzuschneiden. Es benehme, sagt er, die Kräfte, Lebensgeister, den Muth. Doch die Athleten, die sie sich am ganzen Leibe abschnitten, zeugen wider ihn.

Riolan glaubt, daß der Bart weder der Zierde noch der Wärme wegen dem männlichen Geschlechte gegeben sey, sondern zum Zeichen der Mannbarkeit, damit Aeltern die Jungen und Mädchen nicht mehr beysammen liessen; und dann auch zur Ausführung der überflüßigen Feuchtigkeit, die das weibliche Geschlecht durch andere Wege fortschaffe. Daher haben die Weiber auch eigentlich keinen Bart, nämlich von der Grösse und Natur des männlichen: aber Bärtchen haben sie demungeachtet. Es rührt dieses, wie wir schon gesagt haben, von der Struktur ihrer Haut und ihrer Säfte her. Und dies möchte beym Manne wohl auch eher die Ursache des Bartes, als die Würde seines Geschlechts anzukündigen, seyn.

Aber es giebt doch auch Weiber, welche Bärte haben, und einige Schriftsteller nennen uns sogar einige, die am ganzen Leibe rauch gewesen sind.

Viele wollen behaupten, daß die Haare an Verstorbnen wüchsen, und es ist möglich, so lange sie unter der Haut noch Nahrung genug haben. Man will gefunden haben, daß Männer, welche bey Lebzeiten schwarze Bärte gehabt, im Grabe rothe bekommen hätten.

Nichts

Nichts ist fast der Mode so ausgesetzt gewesen, als der Bart. Es ist ihm wie allen Moden gegangen. Man hat ihn in alten Zeiten für ein Zeichen der Weisheit gehalten, aber er hat von seiner Würde nach und nach immer mehr verloren, so daß er jetzt in Europa beynahe in gar keiner Achtung mehr steht.

Die Hebräer trugen den Bart nur am Kinn, aber nicht auf der Oberlippe, noch auf den Backen. Dies thaten auch die Egyptier. Wenn die Leviten eingeweiht wurden, so schoren sie sich nebst andern Ceremonien die Haare vom Körper ab, und opferten sie. Dies thaten auch die Aussätzigen, wenn sie rein worden waren. Die Instrumente, womit sie sich die Haare abschnitten, waren vermuthlich eine Art von Scheeren. Heutiges Tages tragen die Juden unten vom Ohr an bis ans Kind ihren Bart.

Die Griechen trugen auch Bärte. Der Bart des Socrates war so berühmt, daß ihn Persius den bärtigen Lehrer nannte; und Anakreon beschreibt ihn als einen sehr schönen Bart. Er bezeichnete bey ihnen die Würde und Zierde eines Mannes. Sie trugen sie nur an der Unterlippe. Wir finden, daß die Ephoren jedesmal bey Anfang ihres obrigkeitlichen Amtes ein Edict ergehen lassen, daß sich jedermann die Oberlippe abscheeren solle. Da sich aber unter ihnen die Wollüste immer mehr und mehr einschlichen, so schoren sie sich nicht nur das Kinn, sondern alle übrige Theile des Körpers. Athenäus bemerkt, Alexander der Grosse sey der erste in Athen gewesen, der sich ihn abgeschoren. Aber schon Philippus, sein Vater, Amyntas und Archelaus, Könige von Macedonien, erscheinen schon auf ihren Münzen ohne Bart. Die Armee des Alexanders trug noch Bärte, deswegen kann man die Epoche

vom

vom Alexander für den Zeitpunkt halten, wo die Griechen angefangen, sich den Bart abzuschneiden und kürzer zu tragen. In den alten Zeiten schor man nur den Missethätern den Bart ab. Die neuern Griechen tragen ihn seit einigen Jahrhunderten lang. Junge Leute unter dreyßig Jahren scheeren ihn ab, und lassen nur einen kleinen Knebelbart stehen. Die christliche Maroniten auf dem Berge Libanon lassen ihre Bärte wachsen, und scheeren ihre Köpfe.

Die ersten Römer trugen bis zum Jahr der Stadt Rom 454 lange Bärte. Publius Ticinius Menas brachte den ersten Barbier von Sicilien nach Rom. Man schor nunmehr das ganze Gesicht bis aufs Kinn ab. Nur in Trauerzeiten lies man den Bart wieder wachsen. So that es M. Livius, wie uns Titus Livius erzählt, da er aus Rom verjagt wurde. Eben diese Gebräuche hatten auch die Hetrusker. Scipio Africanus lies sich zuerst alle Tage barbieren; aber man that es ihm nicht gleich nach. Auch hier veränderten sich die Moden sehr geschwind. Bald trug man lange Bärte, bald wieder kurze.

Auch die Gothen und Longobarden trugen sie sehr lang. Die Longobarden sollen daher ihren Namen haben. Rotharit gab ein Gesetz, daß niemand einen freyen Menschen in einer Schlägerey bey den Haaren oder Bart ziehen oder schleppen solle. Man hielt ihn für eine Zierde und gewisse Würde, welche fähig sey, den Feinden Schrecken einzujagen.

Diese Epoche dauerte bis gegen das neunte Jahrhundert, wo Karl der Grosse die Longobarden zwang, sich den Bart abzuscheeren. Aber es ist glaublich, daß sie ihn nicht ganz abgeschoren haben; denn selbst Karl

der Grosse findet sich auf alten Mosaiken zu Rom mit einem kurzen Barte. Alle die übrigen Völker Italiens trugen lange Bärte, und die Layen trugen sie noch im eilften Jahrhunderte; nur die Geistlichen schoren sie ab. Nach einiger Zeit fing man wieder allgemein an, den Bart kurz zu tragen, aber gegen die Mitte des vierzehnten Sekulums lies man ihn wieder wachsen.

Die alten Gallier, Franken und Deutschen trugen ebenfalls einen Bart, aber nicht so lang wie die übrigen alten Völker. Manche, sagt man, schnitten ihn gar ab. Die Edelleute schoren sich die Backen, und hatten doch einen Knebelbart, der ihnen den ganzen Mund bedeckte. Tacitus sagt: übelgekämte Haare, und ein langer und borstiger Bart sey bey den alten Deutschen das verächtliche Zeichen der Niederträchtigkeit und Feigheit, hingegen ein abgeschnittener Bart und eine unbedeckte Stirne ein Zeichen des Muths und der Tapferkeit gewesen. Die Sicambrier trugen ihn sehr lang, und die Haare auf dem Kopfe zusammengeknüpft. Sie hatten sehr hohe Stirnen. Die Catten trugen ihren Bart und ihre Haare, wie sie.

Die Franzosen trugen ihn auch, junge Leute aber nur kleine Knebelbärtchen. Zu Anfang des fünften Jahrhunderts schoren sie sich ihn ab, und behielten ihn nur auf der Oberlippe. Zu Ende desselben Jahrhunderts kamen sie wieder auf, und dauerten bis ins zwölfte Jahrhundert. Die allerältesten Könige von Frankreich sollen den Bart bis auf den Gürtel getragen haben, wie Eginhard behauptet; aber auf ihren Münzen findet man sie nicht so lang; und natürlich konnten sie sie nicht so lang haben, da sie alle sehr jung verstorben. Unter den Königen des zweyten Stamms trug man

sie

sie wieder lang, bis auf Ludwig XIII. Nun fing er an kleiner zu werden, und endlich kam die Mode auf, das Gesicht ganz blos zu tragen, und man trug weder Bart noch Knebelbart mehr.

Unter der Heptarchie der Sachsen war der Bart bey den Engländern gebräuchlich; unter den nordischen Königen kam er ab, erschien aber immer wieder unter verschiedenen Gestalten. Bald trug man ein Knebelbärtchen auf der Oberlippe, und ein Spitzchen am Kinn, endlich nur den Knebelbart allein, und bald darauf gar keinen mehr.

Die Moscoviten, besonders die Priester trugen ihn sehr lang. Zaar Peter der Grosse ließ denjenigen hundert Rubel auszahlen, die ihn recht lang wachsen lassen, und ihm dann geben wollten. Da ihnen aber der Bart sehr heilig war, so beschuldigte man deswegen den Zaar der Grausamkeit und Tyranney.

Die Morgenländer haben ihre Bärte beybehalten, und halten sie für ein Zeichen der männlichen Würde. Wer bey ihnen keinen Bart trägt, ist ein Ungeheuer oder Verschnittener. Je länger bey ihnen der Bart ist, desto ehrwürdiger ist er ihnen. Sie kämmen ihn mit den Fingern, küssen ihn aus Ceremonie, schwören und bitten bey demselben. So verehren ihn auch die Türken und die übrigen Muhametaner, und halten einen grossen Bart ebenfalls für ein Zeichen eines rechtschafnen Mannes. Die Perser sind deswegen in ihren Augen Ketzer, weil sie sich ihn der Reinlichkeit wegen unter den Kinnbacken abschneiden. Die jungen Türken scheeren ihn ab, ob sie gleich frey sind, und behalten nur ein kleines Stutzbärtchen. Sobald sie aber geheurathet und ein Kind haben, so lassen sie ihn wachsen. Die Mis-

sionarien, die in der Türkey sind, lassen ihn auch stehen, um sich nach den Völkern zu bequemen, die sie bekehren sollen; aber die Türken sehen dies nicht gern, daß sie diese Würde an sich haben. Die Weiber und Kinder küssen den Bart ihres Mannes und ihres Vaters, wenn sie ihn grüssen. Und dies thut man allgemein auf der Gasse. Bey solennen Besuchen salben sie sich den Bart mit Specereyen.

Die Chineser glauben auch, daß ein Bart sehr viel zu einem ehrwürdigen Ansehn beytrage. Sie lassen ihn wachsen, ob ihnen die Natur denselben gleich nur sparsam mitgetheilt hat. Die Tartarn sind mit den Persern in beständigem Krieg, weil sich letztere die Kinnbacken ihres Bartes nicht abscheeren wollen, wie sie doch thun. Die Butkarier, eine Art Tartarn, lebt deswegen ebenfalls mit ihren Nachbarn in immerwährender Zänkerey, weil sie sich die Oberlippe nicht wie sie abscheeren.

Die Priester des Reichs Macassar tragen Bärte bis auf den Gürtel. Die übrigen Leute scheeren ihn ab. Die Talapriars, Mönche in Indien, und vorzüglich in Pegu, scheeren sich Kopf, Bart und Augenbraunen. Die Einwohner der Insel Bali oder Java, sind schwarz, und tragen keine Bärte, um ihren Weibern zu gefallen. Die Maldiver haben zweyerley Rang in den Bärten. Einer kömmt nur dem obersten Priester, dem obersten Richter, den Alten, den übrigen Priestern, und alsdenn denjenigen zu, die nach Mecca oder Medina wallfarthen. Dieser Unterschied besteht darinn, daß sie ihn lang, nur unter der Kehle und um die Lippen herum abgeschoren tragen. Die übrigen Maldiver tragen ihn kurz, und schneiden ihn mit der Scheere ab. Die wilden Indianer machen sich nichts aus dem Bart, sondern reissen ihn wie die übrigen Haare aus. Die Esquimaux sind

fast

fast die einzigen Amerikaner, die ihn bis an die Augen wachsen lassen. Die Einwohner der Insel Taity haben ihn nur unten. Lippen, Kinn und Backen scheeren sie ab. Sie salben ihren Bart mit Cocusöhl.

Von Leuten, welche Bärte von ausserordentlicher Grösse gehabt haben, wollen wir nur einige Beispiele anführen. — Ein gewisser Andreas Eberhard Rauber, von Talberg und Weineck, deutscher Ritter und Kriegsrath Kaisers Max. II., hatte einen so langen Bart, der bis auf die Füsse herunterreichte, und wieder bis an den Gürtel hinanging. Er starb 1575. in seinem Schloß Petronel, bey Preßburg, im sechzigsten Jahre seines Alters. In Braunau, einer Stadt im östlichen Theile von Bayern, über den Fluß Inn steht an der linken Seite der Hauptkirche in Relief die Figur eines Bürgermeisters in Lebensgrösse, der so einen langen Bart hatte, daß er einsmals auf der Treppe ihn in die Höhe zu nehmen vergaß, darauf trat, herunterfiel, und den Hals brach. Eben so einen langen Bart hatte auch Johann Mayo, genannt Vermeyen, ein berühmter Mahler des sechzehnten Jahrhunderts, der Kaiser Karl V. in Krieg folgte, und das Seetreffen bey Tunis zeichnete. Er ist auch unter dem Namen, Johann der Bärtige, bekannt.

Alte Helden trugen zum Zeichen des Sieges über ihre Feinde Bärte aus goldenen Fäden. Der Herzog Renatus von Lothringen trug einmal bey einer Beerdigung einen solchen Bart, der ihm bis auf den Gürtel herunterhing. Auch ihren Gottheiten gaben ihn die alten Heiden. Die Statue des Aesculaps hatte einen, aber der Tyrann Dionysius ließ ihm denselben abnehmen, mit dem Vorgeben, es schicke sich nicht, daß der Sohn einen Bart trage, da der Vater keinen habe.

Auch Jupiter hatte einen, wie uns Persius und Petronius erzählen. Calligula trug ihn bisweilen auch so. Chrysostemus sagt, die Perser hätten ihren Bart mit goldenen Schnüren durchzogen. Andreas Faryn behauptet dies auch von den Königen von Frankreich. Einige Rabbiner lehren, daß Moses den Goldstaub, den er aus dem goldenen Kalbe gebrannt, in den Bach Horeb geworfen habe, und wer daraus trinke, bekomme einen goldnen Bart.

Einige Schriftsteller haben angemerkt, daß man Haare von vielerley Farben finde. Plinius erwähnt blaue; aber sie sind durch Kunst gefärbt. Verschiedene Nationen in Indien und Amerika färbten sich Gesicht, Haare und Bart. Vor einigen Jahrhunderten kam die Mode auf, falsche Bärte zu tragen, wie man falsch Haar oder Peruquen trägt. Von einem Spanier erzählt man, er habe sie so geschickt machen können, daß sie nicht von natürlichen Bärten zu unterscheiden gewesen wären. Sie kamen völlig auf. Unter den Pedro von Arragonien, wurden sie verboten. Man trug sie auch an Masken, um sich leichter verstellen zu können. Es gab eine Art von Maskeraden und Bachanalien, in den ältern Zeiten, die man barbaroria nannte. In Satyrischen Spielen hatten die Schauspieler Bärte von Faunen und Satyrn.

Der Bart wurde viele Jahrhunderte hindurch für das Zeichen der Weisheit gehalten; deswegen flößte er, wie bey den alten Römern und Griechen so viele Ehrfurcht ein. Bey Bündnissen machte man Gebrauch von ihm. Man schwur beym Barte. Verbrecher strafte man mit Abscheerung des Bartes. Die Philosophen trugen einen langen Bart, weil sie glaubten, er komme mit den strengen Sitten der Klugheit, der Weisheit

und

und der Billigkeit überein. Aaron und Socrates sind durch ihre Bärte vorzüglich bekannt. Plinius der Jüngere erwähnt einen Euphrates, einen satirischen Philosophen, der einen sehr langen weissen Bart hatte. Eben dies sagt Strabo von den Gymnosophisten und indischen Philosophen. Die Stoiker thaten sich hierinn vor allen andern hervor. Der grosse Bart machte aber oft ihre ganze Weisheit aus. Kaiser Julian trug ihn deswegen sehr lang und spitzig, um sich das Ansehn eines Philosophen zu geben. Eine Haupturſache, warum sich die Philosophen den Bart lang wachsen liessen, war eine Verachtung alles äusserlichen Putzes und Zwanges. Die meisten Völker hielten soviel auf ihn, daß ihn zu beschimpfen, der gröſte Schimpf war, den man ihnen anthun konnte. Die Spanier unter andern waren über diesen Punkt sehr kützlich. Niemand aber mehr als die Türken und Araber. Diese sehen den Bart als eine heilige Zierde an, die ihnen Gott gegeben, um sie von dem Weibe zu unterscheiden. Sie lassen ihn von Kindheit an wachsen, und scheeren ihn nie ab. Nur Verbrechern nimmt man ihn ab. Wenn bey ihnen einer, der einen schönen Bart hatte, einen niederträchtigen Streich beging, so sagte man: schade, daß er so einen schönen Bart hat! die Türken haben gleiche Achtung für den ihrigen. Wenn sie ihn kämmen, so legen sie ein Schnupftuch unter, sammlen alle Haare zusammen, heben sie auf, und verscharren sie endlich in die Erde. Aber zuvor reissen sie sie von einander, weil sie glauben, in jedem Haare stecke ein Engel. Derjenige, so den andern auf den Bart speyt, wird als ein Böſewicht, als ein Kirchenräuber angesehen, der die Engel verachtet. Besonders dünkt ihnen im untern Theile des Bartes viele Heiligkeit zu sitzen.

Weil man nun in demselben so viel Schönheit und Majestät suchte, so gab man ihnen auch den Gottheiten. Drum hat Jupiter einen so grossen Bart, weil er der grösseste der Götter ist. Auch Bachus und Apollo sind bisweilen bärtig vorgestellt worden. Mars hat auch oft einen Bart, oft keinen. Priapus wurde auch mit einem Barte gebildet, der auf beyden Seiten in zwey Theile bis auf die Brust herabhing, und überdieß noch einen Knebelbart formirte. Neptunus wird auch mit einem vorgestellt. Flüsse, die unmittelbar ins Meer flossen, suchte man mit bärtigen Figuren auszudrücken. Auch Merkur hat bisweilen einen Bart, vielleicht aus folgender Ursache, weil er die Seelen der Verstorbenen in den Orkus begleitete, und es gebräuchlich war, bey Trauerzeiten den Bart wachsen zu lassen. Herkules hat fast immer einen, nur auf einigen Münzen findet er sich ohne denselben.

Auch sogar Göttinnen gaben die Alten Bärte. Die Römer hatten eine Venus mit einem Barte, die sie sehr verehrten. Man darf sich also nicht wundern, wenn man den Göttinnen die Erstlinge des Bartes weihte. Die Mädchen sogar widmeten die Erstlinge ihrer Haare in Delos dem Grabe der drey Töchter des Boreas, und die kleinen Brüder, die ihre Schwestern begleitet hatten, opferten die Erstlinge ihres Bartes dem Grabe der Söhne des Boreas. Sie weihten sie auch dem Apollo. Nero ließ seinen Bart in eine mit Edelgesteinen besetzte goldne Dose legen, und widmete ihn dem Jupiter Capitolinus. Dieser Gebrauch ging auch zu den Christen über, die bisweilen den Heiligen ihre Bärte widmeten. Mönche weihten sie Gott, wenn sie sie abschoren.

Es war eine alte Gewohnheit, daß man, um den Traktaten, die man schloß, mehr Ansehen zu geben, Haare aus dem Barte mit ansiegelte. Alarich, König der Gothen, berührte den Bart Glodwigs, Königes der Franken, um sein Gevatter werden zu können. Friedrich, Herzog von Oesterreich und römischer König, schickte seinen Bart, nachdem er ihn abgeschnitten hatte, an Karln, König von Ungarn, als ein Pfand des Bündnisses und der Freundschaft. Ja man setzte ihn auch ausserdem sehr oft zum Pfand ein. Don Juan de Castro, Vicekönig von Indien, verpfändete bey den Kaufleuten von Gon, seinen Backenbart für zweyhunderttausend Livres, um eine Flotte ausrüsten zu können, und die Stadt Diu von der Belagerung zu befreyen, die sie von den Ungläubigen litt. Griechen und Morgenländer wußten nichts kostbarer zu verpfänden, als ihren Bart.

In den allerältesten Zeiten schwuren die Menschen auch beym höchsten Wesen. König Abimelech wollte mit Abraham ein Bündniß eingehen, und verlangte von ihm, daß er es beym Namen Gottes beschwören solle. Da sie aber in Abgötterey verfielen, so schwuren sie bey Metallen, bey Thieren, bey Pflanzen, bey der Sonne, bey der Luft, u. s. w. Hernach schwuren sie auch bey sich, und denen, die ihnen theuer waren; auch beym Kopf, bey der rechten Hand, weil sie das Sinnbild der Treue ist, bey den Augen, bey dem Kopf und den Haaren Gottes, welches letztere Justinian verbot. Soll man sich nach so vielen Objekten noch wundern, daß sie auch beym Bart geschworen haben? Sie schwuren beym Bart Jupiters, und auch bey ihrem eignen. Kaiser Otto der Erste schwur beständig bey seinem Barte. Merkwürdig ist folgende Fabel, die, so

viel wir uns erinnern, Voltaire hervorgebracht hat. Es sey nemlich der Gebrauch der Schöppen von Hardenburg, einer kleinen Stadt oder Burg im Herzogthum Berg in Westphalen, daß, wenn sie einen Consul wählen, sie sich alle um eine runde Tafel herumsetzen, daß das Ende ihres Bartes auf dieselbe reicht. Nun thun sie darauf eine Laus, die der Electeur genennt wird. In welchen Bart nun diese Laus kriecht, der wird Consul.

Wir wollen noch die Adoption zu Söhnen und Brüdern erwähnen, welche durch das Abschneiden der Haare und des Bartes geschah. Sie war im achten Jahrhunderte Mode. Aber sie geschah nur der Ehre wegen, denn sie hatte nicht den geringsten Einfluß auf die Succession. Mann nennte diejenigen, so die Haare bey dieser Gelegenheit abschnitten, geistliche Väter. Das Opfer der Haare war bisweilen das Zeichen einer frommen Unterwerfung. Bischöfe schnitten die Haare ab, legten sie auf den Altar zum Zeichen der Bestätigung einiger Geschenke, die der Kirche verehrt worden waren. Wenn die Römer sich zum erstenmale barbieren liessen, so stellten sie grosse Festtage an.

Man schnitt sich den Bart und die Haare zum Zeichen des Kummers und der Trauer ab. Man ließ Bart und Haare wachsen, seinen Schmerz dadurch zu beweisen. Die Egyptier, Moabiten, Babylonier, Assyrer thaten dies. Auch die Juden schweifen in dieser Gewohnheit aus. Sie war ihnen eigentlich verboten, besonders wenn sie es zu Ehren falscher Gottheiten thaten. Doch die Trauer überhaupt mit allen ihren Ceremonien war den Juden nicht verboten, sondern nur den Priestern. Bey den Römern war das Abschneiden

des

des Bartes und der Haare eine ordentliche Trauerceremonie. Da die Könige in Asien den Tod des Germanicus erfuhren, so rissen sie sich den Bart aus, und liessen ihren Weibern die Haare abschneiden. Die Perser barbierten sich auch in der Trauer. —

Und doch war es auch ein Zeichen der Trauer, wenn man den Bart stehen und wachsen ließ. Miphiboseth, Sauls Sohn, hatte, so lange David vom Absalom aus Jerusalem war vertrieben worden, seinen Bart nicht abgenommen. Eben diesen Gebrauch hatten auch die Römer.

Bisweilen schor man zur Strafe grosser Verbrechen den Bart ab. Die Einwohner in Candia und der Insel Creta hielten dies für den größten Schimpf, den man ihnen anthun konnte. Ein solcher Verbrecher zog lieber den Strang vor. Man sagt, dies sey auf der Insel Java die Strafe derjenigen gewesen, so eine Frau, die zum Serail des Königs bestimmt war, gemißbraucht hatten.

Die Araber verlieren lieber den Kopf als ihren Bart. Sein Verlust ist für den Verbrecher und seine ganze Familie eine ewige Infamie. Franken, Deutsche, Longobarden, Morgenländer, und viele andere Nationen hielten das Abscheeren des Bartes für höchst schimpflich.

In den alten Zeiten war kein Unterschied zwischen den Geistlichen und Layen, in Ansehung der Bärte. Weil sie so angesehen waren, so trugen sie die Geistlichen wohl am ersten, und hielten eben so viel drauf. Die Priester und Mönche richteten sich auch nach dem Gebrauch der Länder, wo sie sich aufhielten. Die griechischen Priester und

Mön-

Mönche haben immer Bärte getragen, weil sie unter Morgenländern und Juden wohnten, die ihn auch trugen. Die Griechen warfen im neunten Jahrhunderte den Lateinern vor, daß sie sich den Bart abschören und erklärten sie deshalb für Ketzer. Dies erregte grosse Streitigkeiten zwischen ihnen, aber jeder Theil blieb demungeachtet bey seinen Gebräuchen. Im Occident war dieser Gebrauch bey den Geistlichen auch verschieden. Bald hielten sie es für Weichlichkeit ihn abzuschneiden, bald für einen Stolz, so ehrwürdige Bärte zu tragen. Pabst Clemens VII. war der erste unter den Päbsten, der einen trug. 797. hatte ihn Leo schon wieder abgelegt. Man sieht, daß die Päbste den Mantel sehr nach dem Winde gehangen. Da die griechischen Kaiser noch Besitzthümer in Italien hatten, so trugen sie lange Bärte, und noch heut zu Tage tragen sie die griechischen Bischöfe und Mönche. Da aber die deutschen Kaiser Rom Ehrfurcht einflößten, so erschien Johann XII. wieder mit einem langen Barte, denn die Deutschen liebten ihn damals. Sidonius Apollinaris bezeugt, daß im fünften Jahrhunderte die Geistlichkeit bey den Galliern, und fast im ganzen Occident lange Bärte und kurze Haare getragen. Im eilften Jahrhundert schoren sich ihn die Geistlichen wieder ab, aber bey den Layen war es eine Sünde, die durften nicht. Es wurden Concilia darüber gehalten, um der Geistlichkeit eine allgemeine Bartuniform zu geben. Der Gebrauch der Geistlichen, den Bart abzuscheeren, war nicht nur in Frankreich, sondern auch in England Mode. Ungeachtet der Concilien, welche ausmachten, daß alle Geistlichkeit sich den Bart sollte scheeren lassen, blieben doch viele bey ihrem vorigen Gebrauch, sich ihn nicht abzuschneiden. Cardinal Bessarian verscherzte darüber die päbstliche Würde.

Als Wilhelm Duprat, der Sohn des Cardinal Duprat zum Bischof von Clermont ernannt wurde, und er sich mit einem Barte am Kinn darstellte, so überreichte ihm der Dechant, von seinen Canonicis begleitet, vor der Thüre der Kirche in einem silbernen Becken eine Scheere, sich den Bart abzuschneiden, mit den Worten, daß sie ihm nicht eher begrüssen noch annehmen würden. Duprat, der das Bisthum dem Bart vorzog, schnitt sich ihn ab.

Die morgenländischen Mönche haben immer einen langen Bart getragen, die abendländischen ihn hingegen abgeschoren; aber man findet doch auch Ausnahmen. Es war der Geistlichkeit auch eine gewisse Zeit gesetzt, in welcher sie sich barbieren durften. In der Fasten nur einmal, einmal in den acht Osterfeuertagen und dann durch das übrige Jahr alle funfzehn Tage. Einsiedler nur alle sechs Monate. In Deutschland barbierten sie sich zur Fastenzeit nur die erste und letzte Woche; zu andern Zeiten aller zwölf Tage, ausser wenn ein grosses Fest einfiel. Das Abscheeren des Bartes muste im Kloster geschehen. Jeder ließ sich von seinem Mitbruder rasiren. Die Instrumente dazu waren einer Ordensperson anvertraut. Man rasirte sich stillschweigend, und so lange dieses Geschäfte dauerte, wurden Psalmen angestimmt. Wenn einem Geistlichen oder einem Mönche der Bart zum erstenmale abgenommen ward, so geschah diese Ceremonie mit vieler Pracht. Man widmete die Haare dem Herrn. Bisweilen warf man auch einige auf den Altar der Reliquien, worauf Gebete angestellt wurden. Ob es gleich wahrscheinlich ist, daß Franciscus einen langen Bart getragen, so findet man doch nichts, daß er seinen Schülern hierin etwas vorgeschrieben. Man kann im Gegentheil darthun, daß die Priester dieses Ordens anfangs,

wie die übrigen Geistlichen, sich den Bart rasirten. Ungefähr sechzig Jahr nach dem Tode des heiligen Antonius trugen sie lange Bärte. Jetzt rasiren sie sich selbige wieder; die Capuziner hingegen lassen sie wachsen.

2.

Ueber den Ursprung des Worts: Roman.

Die Wörter, Roman, Romanze, romantisch, sind zu meiner Zeit, eben nicht vorzüglich, aber doch so im Gebrauch, daß ich glauben muß, einem Theil des Publikums könnte eine Erklärung dieser Wörter nicht unwillkommen seyn. Wir nennen eine einzelne Handlung, welche Liebe zum Knoten hat, und durch das auf tausend Arten verschlungene Gewinde von menschlichen Thorheiten, Schwachheiten und Leidenschaften durchgeführt wird, bis Heirath oder Tod, den Knoten auflösen oder zerhauen, einen Roman. Romanze ist eben eine solche Handlung, die aber nicht durch natürliche Schürzung der Knoten interessant oder wunderbar wird, sondern wo sich Geister, und Helden durch Zauberey gestärkt, einflechten und den Grad des Wunderbaren zum Wunder selbst erheben. Woher nun der Name, Roman? Warum nicht Liebes- oder Wundergeschichte? Ein Blick auf den Ursprung derselben wird uns diese Frage sogleich auflösen.

Ich traue es meinen Lesern zu, daß sie wissen: wie es einmal eine Zeit gab, da Rom etwas anders war als es itzt ist, da diese Stadt die ganze Welt beherschte; ich meyne hier nicht die Beherschung durch die drey-

dreyfache Krone, welche so vielen Tadel und Widerspruch erlitten, sondern jene frühere Zeiten der würklichen Monarchie, die in den Compendien der Historiker die vierte Universalmonarchie heißt. Damals war in dem ganzen römischen Reiche, welches sich vom Euphrat bis an die Nordsee, und von der Wüste Sara, bis an die Donau erstreckte, nur eine Sprache, die, welche die Siegerinn redete, und die sie so allgemein gemacht hatte. Dies pflegt immer so zu seyn, wenn der Sieger cultivirt ist. Einige Völker, die um die Ostsee, und so ferner, wohnten, stürzten im fünften Jahrhundert das römische Reich um, und fingen an, auf seinen Trümmern zu wohnen. Diese Völker waren nun Sieger; sie hatten aber weder eine gebildete Sprache, noch eine Religion, mit der sie sich vor ordentlichen Leuten konnten sehen lassen. Die Besiegten waren wohlwollend genung, ihren Usurpateurs Sprache und Religion geben zu wollen. Aber jene nahmen sie nur halb an, und mit dieser, werden meine Leser wohl wissen, wie es ging. Kurz, die Teutschen (denn kein anderes Volk war Sieger der Weltbeherrscherin, Rom) lerneten lateinisch, oder römisch, sprachen es aber mit teutscher Zunge aus, und bildeten es nach teutschem Syntax. Nun sehen wir leicht, daß sie so wohl unteutsch als unrömisch und eine ganz neue Sprache redeten, die aber weit entfernt war, so allgemein zu seyn, als es die römische gewesen war. In jedem der neu entstandenen Reiche redete man sie; aber so, daß sie sich mehr, oder weniger der römischen näherte, je nach dem ein Reich, (zu der Zeit da alles noch römische Provinz war) mehr oder weniger der alten Hauptstadt nahe lag: oder mehr oder weniger Besieger hatte einnehmen müssen. In Italien, zum Beispiel, blieb das Materielle der Sprache fast ganz römisch, und man nam von den Siegern nur die Artikel

und

und eine andere Flexion der Worte an: Frankreich verlor schon mehr von seiner Ursprache, es bekam ausser dem Artikel noch die größte Hälfte seiner Wörter neu: Spanien hatte ein ganz besonderes Schicksal; ausser der Metamorphose, die es, wie Italien und Frankreich, schon erlitten hatte, wurde es im achten Jahrhunderte von den Arabern besiegt, und seine Sprache mußte auch von diesem Volke Gesetze annehmen. So entstanden aus der Vermischung mit einer Sprache, in allen diesen Ländern nicht blos eine einzige, die sich nur durch Dialekte unterschied, sondern ganz verschiedne Sprachen. Aber auch diese standen nicht sogleich da, wie wir sie jetzt sehen, sondern es gehörten immer einige Jahre, auch wohl Jahrhunderte dazu, bis sie sich so ausbildeten. Die alten römischen Unterthanen waren, wie alle alte Leute, zu ungelehrig: und die Gelehrten, welche von undenklichen Zeiten her als ein hartnäkkiges Volk bekannt sind, wollten auch hier von ihren Grillen nicht lassen, redeten den Leuten die römische Sprache zum Trotz und, was das ärgste ist, so fahren sie in diesem Eigensinne bis auf den heutigen Tag fort. Ferner, bey den Anstalten wo eine gewisse Form nothwendig ist, wenn sie bestehen sollen, wie bey Gerichtshöfen, in Dokumenten, in heiligen Gebräuchen blieb die römische Sprache auch noch, und allenthalben wo der christliche Gottesdienst eingeführt wurde, bediente man sich derselben. Daher wurde selbst mitten im rauhen Teutschlande der Gottesdienst und die Gerechtigkeit, so gut wie in Italien und Frankreich, lateinisch verwaltet. Diese Einrichtung, wie meine Leser wissen werden, dauerte bis zur Reformation fort, und herrscht in den römisch-christlichen Kirchen zum Theil noch. So fest hingen die alten römischen Einwohner an ihrer Sprache: die neuen Bewohner konnten und wollten ihre Muttersprache auch nicht

ganz

ganz vergessen; beyde Theile mußten etwas nachgeben, wenn sie sich verständlich werden wollten. Man hatte schon seit jener Revolution, in welcher Attila eine Hauptrolle spielte, viel daran gearbeitet, die Sprachen zusammen zu schmelzen und sie in Form zu bringen; sie waren aber noch nie in rechte Hände gerathen. Es war da wohl am Ende des achten Jahrhunderts ein König von Frankreich, Karl, den man den Großen nannte, weil er große Verdienste um einen großen Theil der Menschheit hatte, der wollte die Sprachen in seinen Reichen, deren er viele hatte, cultiviren. Wie das aber in der Zeit eines halben Regierungsalters nicht geschehen kann, und seine Nachfolger sich damit nicht abgaben, so wurde nicht viel daraus. Bis endlich die Dichter, vor deren Forum die Sprache doch eigentlich gehört, sich darüber hermachten. Sie fingen nicht mit Regeln und Grammatiken an, sondern dichteten und sangen, jeder was seinen Lippen das nächste war. Anfangs gab Karl der Grosse und König Artus, nachher die Kreuzzüge und jedes Dichters eigne Herzensangelegenheiten den Stoff zu Liedern her. Unter Hugo Capet wurden diese Bemühungen zuerst merkbar, ob es gleich nicht zu zweifeln ist, daß vor dieser Zeit nicht schon Sänger gewesen seyn sollten. Ihr Gesang war aber in einer Sprache, die viel zu wenig römisch war, als daß man sie eine römische, aber noch weniger teutsch, hätte nennen können: man nannte sie, die romanische Sprache. Sie war eigentlich ein Gemische vom alten Gallischen, vom Römischen und Teutschen; man fand sie unter allen ihren damaligen lebenden Schwestern am biegsamsten für das Metrum, (wenn eine Sylbenzählerey Metrum genannt zu werden verdient) am geschicktesten für den Reim und die Musik, und am schmeichelndsten für das Ohr. Gewiß hat sie dieses Lob aber nur dem Ohngefehr zu verdanken, wel-

ches Dichter erweckte, die sie früher sangen; denn die andern Sprachen sind gar nicht schlechter als die romanische, es fehlte ihnen nur die bildende Hand. Die Gedichte in dieser Sprache gesungen, nannte man Romans: welcher Name also nichts mehr oder weniger bedeutet, als eine interessante Erzählung in romanischer Sprache. Nachher ging diese Sprache unter, oder verwandelte sich vielmehr in die französische, man schrieb auch in teutscher, italienischer und andern Sprachen Liebes- und Wundergeschichten, die den alten Namen behielten. Die Romanschreiber, oder Romanzlers jener Zeiten bekamen viele Namen: Troubadours *), Trouverres **), Fröhlichmacher ***), und ihre Kunst nannte man die fröhliche Wissenschaft †). Sie standen in der Provinz, in Frankreich zuerst auf und wurden die Lehrer in der Dichtkunst für die ganze damalige Christenheit: daher man alle Liedersänger Provenzalen, und diese Epoche der Poesie, die Zeit der Provenzalen, nennt. Die Provenzalen verbreiteten sich bald über den übrigen Theil von Europa: denn weil man damalen die Bücher nicht druckte, auch noch keine Messen angelegt hatte, sie in alle Welt zu verschicken, jeder Schriftsteller aber nur deswegen Schriftsteller ist, um in Zeit und Ewigkeit gelesen zu werden, so mußten sie sich entschliessen, ihr Vaterland zu verlassen, und ihre Werke persönlich an den Mann zu bringen. Sie gingen an die Höfe vornehmer Herren, sangen daselbst, und wurden für ihre Mühe wohl

*) Troubadours, vom italienischen Worte trovare, erfinden, bedeutet in der provenzalischen Sprache, einen Dichter oder Erfinder.

**) Trouverres, ist eben das, was Troubadour, und kommt entweder von trouvetresor oder vom italienischen Trovatori, Erfinder, her.

***) Jongleur, vom lateinischen Joculator.

†) La Science gaie.

wohl aufgenommen und bezahlt, welches so weit ging, daß die Herren ihre eigne Garderoben plünderten und verkauften, um nur einen Romanzier bezahlen zu können. Auf diesen Reisen begegneten ihnen dann mancherley Abentheuer, die ihnen immer neuen Stoff zu besingen gaben. So hatte Arnaud Meyervelth, der gegen Ende des zwölften Jahrhunderts lebte, die Kunst gelernt, Gedichte zu machen; er fand auch bald seinen Mäzen, Taillefer den Vicomte von Beziers. Arnaud verliebte sich in Akkorden, die Gemalin Taillefers. Da unser Dichter wohlgebaut war, gut sang und eine gute Deklamation hatte, so begegnete ihm die Gräfin mit vieler Höflichkeit und Herablassung. Unterdessen wagte er es nicht, ihr zu sagen, daß er selbst Verfasser der Lieder sey, die er sang und überließ diese Ehre andern. Seine Leidenschaft wuchs aber, ohngeachtet seiner Bescheidenheit, daß er endlich ein Lied machte, in welchen er der Gräfin seine Liebe ohne fernere Umstände offenbarte. Weit entfernt daß sie sich dadurch hätte beleidigt glauben sollen, nahm sie vielmehr die chaste pieres, wie sie du Verdier *) nennt, gar wohl auf, verlieh ihm ein gnädig Gehör, und gab ihm noch ansehnliche Geschenke dazu. Aber die Abentheuer liefen nicht alle so glücklich ab. Almerich Belvezer der zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts lebte, hatte ein ganz ander Schicksal. Er verliebte sich, da er schon etwas alt war, in eine schöne, tugendhafte und in allen freyen Künsten unterrichtete Prinzessin Barbessa, und machte eine Menge Liederchen auf sie. Eines Tages unterhielt er sie und noch andre Damen mit allerhand gedeilichen Minnegesprächen: Barbessa lies ihren Handschuh fallen, Almerich hob ihn auf, küßte ihn, und gab ihn der Besitze-

*) du Verdier Biblioth. p. 89.

rin wieder. Die andern Damen warfen Barbossen ihre Höflichkeit als Indecence ziemlich bitter vor, diese aber antwortete: man könnte frommen und beliebten Dichtern nicht genung ehrbare Gütigkeiten erweisen, weil diese ihr Lob besängen und ihre Tugenden verewigten. Almerich erfuhr dies, und machte auf den Vorfall ein schönes Sonnet. Einige Zeit darauf wurde Barbossa zur Aebtissin in Monlegez, in der Provinz, erwählet: weil unser Dichter nun alle Hofnung, seine schöne Dame jemals wieder zu sehen, verloren hatte, starb er für Schmerz darüber. Es ist schon angemerkt worden, daß die Romanziers bald Nachahmer auch ausserhalb der Provinz fanden. Jede Provinz Frankreichs hatte ihre Erzähler *), selbst in der Piccardie machte man Servantot's **) und hatte Italien zuerst Nachahmer in dieser Dichtungsart, so kam dies daher, daß durch die Verlegung des päbstlichen Stuhls nach Avignon, der Umgang mit den Franzosen den Italienern sehr erleichtert wurde. Auch bey den Normännern mußten die Provenzalen Eingang finden, theils durch die nahe Nachbarschaft mit Frankreich, theils durch Kriege. Im elften Jahrhundert kamen eine Menge Romans in Prose und in Versen zum Vorschein, und der Präsident Fauchet redet von 127 Poeten, die vor 1300 gelebt haben. Bembo, Speron Sperone und andere italienische Autoren versichern, daß der beste Theil ihrer Sprache und Poesie aus der Provinz komme: und eben dieses müssen die Autoren in andern Sprachen, wenn sie unpartheyisch seyn wollen, zugeben. Es ist ausgemacht, daß Petrarch und Ariost sehr klein erscheinen würden, wenn die Provenzalen das zurück nehmen wollten, was von ihnen ent-

*) Conteurs.

**) Servantois, Syrvantois, von dem lateinischen syrvantica poesis, waren Liebesliederchen, auch Spottgedichte und persönliche Satyren auf große Herren.

entlehnt worden. Kurz, die Provenzalen sind die Väter der neuern Poesie, nicht nur für Frankreich, sondern für ganz Europa. Denn nie war ein Geschmack so bestimmt allgemein unter dem Volk und unter den Großen, als es damals der Geschmack für die provenzalische Poesie war. Selbst die Fürsten hielten es nicht für unedel, sich mit derselben zu beschäftigen, sie zu ehren und zu schätzen. König Richard I. bezahlte Sänger mit Gold, sein Lob zu besingen und zu sagen, daß er seines Gleichen nicht hätte. Raymund, Graf von Toulouse, der meinen Lesern aus der Geschichte der Kreuzzüge bekannt seyn wird, dieser berühmte Beschützer der Albigenser, war auch ein Beschützer dieser Dichter. Wilhelm von Agoult, Albert von Sisteron, Rambold von Orange waren alles selbst Dichter, und zugleich der albigensischen Parthey zugethan. Daher läßt sich nun der Haß der Mönche gegen die Provenzalen erklären: sie hasseten eigentlich nicht den Dichter, sondern den albigensischen Ketzer; waren aber nicht im Stande, diese beyden Attribute von einander zu unterscheiden, sondern glaubten, wo eins wäre, müßte auch das andre seyn. Durch Savoyen kam die Poesie tiefer nach Italien herab und bot den Italienern die beste Gelegenheit an, ihre Sprache nach der provenzalischen zu mustern. Die Eroberungen und Kriege verschafften auf der andern Seite den Engländern Bekanntschaft mit den Provenzalen. Daher diejenigen ihrer Dichter, die in den frühern Zeiten sangen, als König Richard, Savary von Mauleon und andre, sich der provenzalischen Sprache bedienten. Chaucer nahm alle provenzalische und lateinische Wörter, mit denen es irgend thunlich war, unter die englischen auf, nachdem er ihnen vorhero ein engl. sch Kleid umgeworfen hatte.

— e.

3.

Liebesgeschichte

eines Englischen Matrosens auf der Insel Neuseeland *).

Ein junges Seeländisches Mädchen, von ungefehr vierzehn Jahren, verliebte sich aufs heftigste in einen jungen Matrosen von der Discovery, dem sie auch nicht ganz gleichgültig war. Wenn er einige Zeit übrig hatte, pflegte er sich mit ihr an einen abgelegenen Ort zu begeben, und Tage, aber noch öfter die Nächte vergingen ihnen bey einer Art von stiller Unterredung, in welcher sie einander ihre Gedanken ohne Worte mittheilten. Wie geschwinde verflogen Augenblicke unter gegenseitigen Bestreben zu gefallen! Sie hatte keinen Willen als den seinigen, und aus Dankbarkeit war er eben so aufmerksam auf den ihrigen. Bey so gestimmten Gemüthern ist der Wunsch, sich einander so angenehm als möglich zu machen, sehr natürlich. Gleichförmigkeit und Kleidung verrathen Liebende sehr oft. Obgleich er ihr in dem Anzuge eines Fremdling's liebenswürdig geschienen hatte, wünscht' er dennoch es noch mehr zu werden, indem er seine Person nach der Gewohnheit ihres Landes zierte; er ließ sich also vom Kopf bis zum Füssen tatauen; sie war nicht weniger bemüht, sich vortheilhaft zu schmücken: ihr Haar war schön, und sie bildete sich vorzüglich viel auf ihren Kopfputz ein. Die Mühe, welche sie sich gab, und die Verzierungen, welche sie gebrauchte, würden einer Europäischen Schönheit zur Ehre

*) Aus dem Tagebuch einer Entdeckungsreise nach der Südsee in den Jahren 1776 bis 1780 unter Anführung der Kapitains Cook, Clerke, Gore und King ꝛc.

Ehre gereichen, aber eins fehlte, sie noch angenehmer zu machen. Gowannahi, so hieß das Mädchen, trug die in ihrem Vaterlande vorzüglich häufigen Bewohner menschlicher Haare auch in den ihrigen; um diesem Uebel abzuhelfen, schenkte ihr der Liebhaber Kämme, und lehrte sie dieselbe zu gebrauchen. Nach dieser Vorbereitung pflegte er stundenlang mit ihren Haaren zu spielen, und Locken daraus zu machen, die nachläßig ihren Hals herabfielen; ein Kranz, den sie um ihre Schläfe gewunden hatte, gab ihr ein edles Ansehen, welches dem Feuer ihrer Augen neue Reize lieh. Das misfällige ihrer dunkeln Farbe verlor sich nach und nach gänzlich, nur die heftige Begierde, ihre Empfindungen einander deutlicher darzustellen, schuf eine neue Sprache, die aus Worten, Blicken, Geberden und inartikulirten Tönen bestand, und dem Ausdrucke des Vergnügens und Schmerzens eine Stärke gab, deren oft die ausgebildeste Sprache nicht fähig ist.

Da sie nun die Kunst erlangt hatten, ihre Gefühle einander mitzutheilen, brachten sie es bald so weit darin, daß sie sich die Geschichte ihres Lebens erzählen konnten. Liebe und Eifersucht gaben ihr Fragen ein, die die Weiber in seiner Welt betrafen; sie wünschte, daß er bey ihr bleiben, und ein Ariki *) oder Chef werden möchte. Er gab ihr zu verstehen, daß die Weiber in ihrer Welt alle Tatu **) (Männer-Mörderinnen) wären, und daß, wenn er bey ihr bliebe, sie ihn auch tödten würde. Sie antwortete, nein, sie würde ihn lieben (ehnarou) ***). Er sagte, ihr Volk würde ihn

*) Der Name Arihki bedeutet einen Anführer oder Chef.

**) Tahe-ai heißt ein Menschenfresser.

***) E-hinahro heißt lieben.

tödten. Sie versetzte, nein, wenn er nicht nach ihnen schösse. Hierauf sagte er ihr, daß neun oder zehn von den Leuten aus seiner Welt, von ihrem Volk getödtet und gegessen worden wären, obgleich sie nicht nach ihnen geschossen hätten. Ihre Antwort war, daß sey schon vor langer Zeit geschehen, und die Leute wären sehr weit her (roa, roa) von den Hügeln gekommen. Dies machte ihn begierig zu wissen, ob ihre Anverwandten auch unter den Mördern gewesen wären: sie seufzte bey dieser Frage, und schien sehr bewegt. Er frug sie, ob sie bey dem Feste war, als die Männer gegessen wurden? Sie weinte, sah ihn ernstlich an, und ließ den Kopf herab sinken. Da er ihre Zurückhaltung bemerkte, ward er immer dringender, und versuchte jede schmeichelnde Kunst, die Liebe und Neugierde ihm eingaben, um von ihr zu erfahren, was sie gewiß wuste, und so entschlossen schien, ihm zu verheelen. Aber sie wich allen seinen Fragen aus, und da er sie weiter fragte, warum sie so verschwiegen sey, schien sie ihn nicht zu verstehen. Er wiederholte seine Frage, und setzte hinzu, warum sie ihn im Finstern ließ, indem er zu gleicher Zeit die Augen zumachte, und mit den Fingern fest zudrückte. Sie fuhr fort zu weinen und antwortete ihm nicht. Da seine ganze Ueberredungskunst ohne Wirkung blieb, stellt er sich böse, wandte sich von ihr, und drohte sie zu verlassen. Das arme Mädchen fiel in der heftigsten Bewegung um seinen Hals, und da er sie fragte, was dies zu bedeuten hätte, und warum sie weinte, antwortete sie, man würde sie tödten, wenn sie was erzählte. Er sagte, niemand sollte es erfahren. Aber er würde sie hassen. Nein, sondern sie immer stärker lieben, indem er sie an seine Brust drückte. Nun ward sie ruhiger, und sagte, sie wollte ihm alles erzählen, was sie davon wüste. Hierauf gab sie ihm

zu verstehen, daß ein gewisser Guboa *), ein böser Mann, der öfters auf dem Schiffe gewesen, und verschiedenes gestohlen hatte, so bald er merkte, daß sie sich zur Abreise bereiteten, in das Gebürge zu dem Hippah ging, und die Krieger einlud, herunter zu kommen, und die Fremden zu tödten. Im Anfange weigerten sie sich, und sagten, die Fremden wären stärken als sie, und würden sie mit ihren Puh Puh oder Schießgewehren tödten. Er antwortete ihnen, sie dürften sich nicht fürchten; denn er wüste, wo sie hinkommen müsten, um Gras für ihre Guhri **) oder Vieh zu holen, bey dieser Gelegenheit pflegten sie ihre Puh Puh im Schiffe zu lassen, oder es, indem sie arbeiteten, auf die Erde hinzuwerfen. Sie sagten, sie wären keine Feinde, sondern Freunde, und es sey nicht erlaubt, Menschen zu tödten, mit denen sie in Freundschaft lebten. Guboa antwortete, sie wären boshafte Feinde, und böse Leute, und klagte, daß sie ihn in Ketten gelegt und geschlagen hätten, zeigte ihnen die Merkmale der Schläge, die er auf dem Schiffe bekommen hatte, und sagte ihnen auch, sie könnten ihre Puh Puh zum Stillschweigen bringen, wenn sie nur Wasser darüber schütteten; alsdann könnten sie ihnen nicht schaden. Guboa nahm es auf sich, sie sicher zu dem Ort zu führen, wo die Fremden hinkommen sollten, und zeigte ihnen, wo sie sich verstecken sollten, bis er kommen würde, um ihnen Nachricht von ihrer Ankunft zu geben. Indem die

*) Der Mann hieß Ghubaya.

**) Guhri heißt eigentlich ein Hund, da aber dies und die Ratte das einzige vierfüßige Thier ist, das die Neuseeländer kennen, so geben sie allen vierfüßigen Thieren den Namen Guhri; es waren aber die Ziegen der Adventüre, welche er meinte. Höchstens setzen sie hinzu, Guhri uihu, d. i. ein Hund mit Zähnen, worunter sie die Hörner verstehen.

Leute also sehr beschäftigt waren, das Gras abzuschneiden, und an keine Gefahr dachten, sprangen die Krieger aus ihrem Hinterhalte hervor, schlugen sie mit ihren Patupatus tod, und theilten ihre Körper unter sich. Sie setzte hinzu, daß auch die Weiber dabey waren, und daß diese die Feuer anzündeten, indem die Krieger die Todten in Stücken zerschnitten; daß sie sie nicht mit einmal auffrassen, sondern zuerst nur die Herzen und Leber verzehrten; die Köpfe bekommen die Krieger, weil sie für das beste gehalten werden, und der übrige Theil des Fleisches wurde unter das gemeine Volk vertheilt. Da er nun in dem Verlauf verschiedener Tage, ihr durch allerhand Fragen diese Erzählung, an deren Wahrheit er gar nicht zweifelte, abgedrungen hatte, unterließ er sie zu fragen, was für einen Theil sie und ihre Anverwandten an diesem Trauerspiel nahmen, da er Ursache hatte zu glauben, daß alle gleich schuldig wären. Er war indessen sehr begierig zu erfahren, ob vielleicht jetzt ein solcher heimlicher Anschlag gegen die Leute, die zu dem nemlichen Geschäfte nach Graßcove oder irgend einem andern bequemen Orte geschickt werden möchten, geschmiedet würde. Sie antwortete, nein, die Krieger aber hätten sich im Anfange gefürchtet, daß diese Schiffe gekommen wären, den Tod ihrer Freunde zu rächen, und deswegen hätte man ihr verboten, davon zu reden, oder eine Kenntniß davon einzugestehen, im Fall sie befragt würde. Sie sagte, sie wär' nur ein Kind von zehn Jahren gewesen, als es geschah; erinnerte sich aber, daß man davon als von einer tapfern grossen That geredet hätte, und Gesänge darauf gemacht.

Während seinen Unterredungen mit diesem Mädchen, die von der bessern Klasse zu seyn schien, erfuhr er vieles, die Gemüthsart der Einwohner und ihre häusliche Ord-

Ordnung betreffend, daß dem Scharfsinn voriger Reisenden entgangen war. Sie sagte, das Volk von T'Avai Poemanu, oder dem südlichen Theile der Insel, wären grimmige, blutgierige Leute, und hätten einen natürlichen Haß gegen das Volk von Ea-hei-no-maue, welche sie, so oft sie sie in ihrem Lande antreffen, tödteten. Die Einwohner von Ea-hei-no-maue hingegen wären gute Leute, und sehr freundschaftlich gegen einander, erlaubten aber den Leuten von T'Avai Poemanu niemals sich unter ihnen niederzulassen, weil sie ihre Feinde wären; daß diese beyde Nationen an den nördlichen und südlichen Theile des Charlotten-Sundes beständig mit einander Krieg führten, und ihre Gefangenen aufässen, wenn aber die Leute jedes Landes unter sich kriegten, frässen sie einander nicht auf; Es scheint also, daß eingewurzelte Antipathie vieles zu der Neigung dieser Wilden einander zu verzehren beiträgt. Was ihre häusliche Ordnung betrife, so sagte sie, die Knaben würden, sobald sie gehen könnten, einzig und allein der Aufsicht der Väter überlassen, und die Töchter würden gänzlich unter dem Befehle der Mütter. Es wird einer Mutter als ein Verbrechen angerechnet, wenn sie ihren Sohn straft, nachdem er einmal unter dem Schutze des Vaters ist, hingegen nehmen es die Mütter sehr übel auf, wenn die Väter sich in die Erziehung ihrer Töchter mischen. Die Knaben, sagte sie, werden von Kindheit auf zum Kriege auferzogen, und beide Geschlechter lernen fischen, Netze weben, Angelhacken und Schnuren machen. Ihre Kanoes kommen aus einem entfernten Lande, und werden für Tuch, welches vornehmlich die Weiber verfertigen, eingehandelt. Ihre Waffen werden vom Vater auf den Sohn geerbt, und diejenigen, die sie in der Schlacht gewinnen, sind zum Gebrauch ihrer Kinder. Sie hätten keine Könige, sagte sie, aber Männer, die mit den

Tod-

Todten redeten, diese hielten sie sehr in Ehren, und fragten sie um Rath, ehe sie in Krieg zögen; dies wären die Männer, welche Freunde, die an ihre Küste kämen, in der Sprache des Friedens anreden müsten, und ihnen zu gleicher Zeit Rache ankündigen, wenn sie in feindlichen Absichten gekommen wären, ihre Person ist heilig, und sie werden niemals in Kriegen getödtet, der Sieg falle auf welche Seite er wolle. Wenn die Krieger von einer von den beyden Nationen Gefangene machen, sind es niemals gemeine Leute, sondern Chefs, welche sie hernach tödten und essen. Die gemeinen Leute tödten sie gleich; manchmal martern sie ihre Feinde, wenn sie sie einzeln in den Wäldern finden, weil sie glauben, daß sie in keiner guten Absicht dahin gekommen sind; sonst aber geschieht dies niemals; des Sommers nähren sie sich hauptsächlich von Fischen, die im Sunde gefangen werden, des Winters aber begeben sie sich nach Norden, wo sie von den Früchten der Erde leben, welche sie sich durch Arbeit verschaffen, indem sie entweder in den Pflanzungen arbeiten, oder denen, die die Boote verfertigen, bey ihrer Arbeit behülflich sind.

Die Nachrichten, die er auf diese Art von der jungen Neu-Seeländerin erhielt, scheinen aus vielen Umständen glaubwürdig zu seyn; wir hatten selbst bemerkt, daß die großen Fahrzeuge, die von Norden mit uns zu handeln kamen, und von denen einige neunzig bis hundert Leute am Bord hatten, niemals Fische zum Verkauf brachten, sondern mit den verschiedenen Arbeiten von Zeug und Holz, und mit Werkzeugen aus grünen Steinen verfertigt, oder mit rohen Materialien zur Arbeit zubereitet, beladen waren. Ihre Besatzung schienen Leute von einer bessern Klasse zu seyn, als die, so sich beständig im Sunde aufhielten, und wurden unter gehöriger

riger Zucht gehalten. Die Fischerboote aber schienen ganz das Eigenthum derer zu seyn, die darinnen waren, über die sich niemand eine Oberherrschaft anmaßte.

Am 25. Februar 1779, kurz vor unsrer Abreise, da die Mannschaft beyder Schiffe auf das Verdeck gerufen ward, wo man ihren Namen, wie gewöhnlich, verlas, ward einer vermißt; als man aber nach ihm frug, fand man ihn krank im Bette. Dieses war unser Abentheurer, der eine Krankheit vorgab, um seine Flucht zu erleichtern; sobald ihn also der Wundarzt besucht hatte, und er allein war, zog er die Kleidung eines Neu-Seeländers an; und da er über und über tattauirt war, hielt es schwer, ihn von einem der Eingebohrnen zu unterscheiden. Gowannahi, die um das Geheimniß wuste, versammelte ihre Freunde, und schickte sie am Bord, um die Menge zu vermehren, die bey dergleichen Gelegenheiten, wenn die Schiffe zum Abseegeln bereit sind, gemeiniglich ziemlich zahlreich ist. Unter diese Parthey mischte er sich, und als die Verdecke geräumt werden musten, eilte er in ihr Kanoe, und sie ruderten geschwind ans Land. Gowannahi's Freude, als sie das Schif ohne ihn abseegeln sah, läßt sich eher empfinden, als ausdrücken; aber die Freude war von kurzer Dauer.

Ohngefehr um sieben Uhr des Morgens seegelten die Schiffe aus der Bay, und um eilf Uhr warfen sie in der Mündung von Cook's Meerenge die Anker, und Kapitain Clerke ging mit Herrn Burney, seinem ersten Lieutenant, am Bord der Resolution, um mit Kapitain Cook zu speisen.

Nachmittags ging der Kamerad unsers Abentheurers hinunter, um nach seiner Gesundheit zu fragen, und

erstaunte nicht wenig, als er keine Antwort erhielt. Er glaubte im Anfange, er wäre bey Seite gegangen; aber da er ihn unten überall gesucht hatte, gab er gleich Nachricht davon, und nun ward es entdeckt, daß er mit Hab und Gut fort war; denn der Kasten in seiner Schlafstelle war leer. Ein Bote, der gleich am Bord der Resolution geschickt ward, um zu fragen, wie man sich hiebey verhalten sollte, fand die Kapitains und Officiere sehr frölich bey ihrer Flasche. Die Nachricht gab also im Anfange blos Stof zum Scherz; als es aber hernach ernsthaft erwogen wurde, ob man den Menschen abholen, oder seinem Schicksale überlassen sollte, waren die meisten Officiers für das letztere; doch Kapitain Cook, welcher dachte, dies möchte, wenn wir zu den glücklichen Himmelsgegenden kämen, andere Verliebte aufmuntern, seinem Beispiele zu folgen, hielt dafür, daß man bewafnete Leute ausschicken und den Mann durchaus zurückholen müste. Dieser Meinung war auch Kapitain Clerke, dessen Liebling er war; das sechsruderige Boot ward also bemannt, ein Kommando Seesoldaten ging am Bord desselben, und der Kamerad des jungen Matrosen ward als Wegweiser mitgenommen, um sie an den Ort zu führen, wo er sich aufzuhalten pflegte. Es war Mitternacht, ehe dies Boot den Landungsplatz erreichen konnte, und erst um zwey Uhr des Morgens, fanden sie den Ort, wo die Liebenden zusammen kamen. Hier fanden sie ihn in tiefem Schlafe. Schon sah er sich im Traume als Monarch und Stifter eines grossen Reichs, lebte mit seiner Gowannahi in königlicher Pracht, und ward der Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft von Prinzen, die die Königreiche Eaheino-maue und T'Aval Poemanu beherrschten! Aber plötzlich verschwand die täuschende Scene königlicher Grösse! Er erwachte und ward gefangen genommen, um für einen

nen nach seiner Meinung gut ausgedachten Plan zur Oberherrschaft zu gelangen, bestraft zu werden; und was noch trauriger war, er sollte sich von seiner treuen Gowannahi auf immer trennen. Ihr Abschied war zärtlich und rührender als man es von einem Brittischen Matrosen und einer wilden Seeländerin erwarten sollte. Dieser Auftritt dauerte indessen nicht lange. Die Seesoldaten achteten nicht die häufigen Thränen, das Geschrey und Wehklagen des armen verlassenen Mädchens; und da sie sich in diesem öden Orte, wo nächtliche Klagen bald eine grosse Anzahl der Einwohner hätte zusammen bringen können, nicht sicher glaubten, führten sie ihn eilig ans Ufer. Gowannahi folgte ihm, und muste, als sie sich einschiffen wollten, mit Gewalt von ihm gerissen werden. Eine solche heftige Leidenschaft wird in unsern erleuchteten Ländern, wo die so sehr gerühmte Verfeinerung der Sitten die Reinigkeit der Liebe zu genau beschränkt, und auf blosse eheliche Treue heruntergewürdigt hat, nur in Romanen gefunden. Kaum war er im Boote, als er sich erinnerte, daß er sein ganzes Habe, alles was ihm zur Grundlage seines künftigen Glücks dienen sollte, zurückgelassen hatte. Er muste also mit den Seesoldaten zu dem Magazine zurückkehren, wo er seinen ganzen Vorrath, der nicht klein war, verwahret hatte. Nebst seinen Werkzeugen hatte er auch noch einen kleinen Kompas, den er in Zukunft zu gebrauchen gedachte, und eine Vogelflinte, welche Gowannahi heimlich weggeschaft, sobald diese unglücklichen Liebhaber den Plan der Herrschaft gemacht hatten. Es würde die Geduld unserer Leser ermüden, wenn wir alle die Sachen nennen sollten, mit denen er sich versehen hatte. Kurz, er und die Seesoldaten waren ziemlich schwer beladen, als sie dieselben am Bord des Boots brachten.

Er kam erst den andern Tag um zwölf Uhr bey den Schiffen an, und die Kapitains waren, wegen der Parthey Seesoldaten, schon in einiger Furcht gewesen. Sie waren, ehe er sich näherte, einig geworden, ihm als einen Deserteur den Proceß zu machen. Er ward demnach nicht nach seinem Schiffe, sondern am Bord der Resolution gebracht. Hier ward er verhört und machte ein weitläuftiges Geständniß aller seiner Absichten, und der Mühe, die er sich gegeben hätte, sie auszuführen.

Er sagte, er wäre zuerst auf den Gedanken, hier zu bleiben, gerathen, als er Kapitain Clerke auf der Spazierfart um die Bay begleitet hätte. Die Schönheit des Landes, und die Fruchtbarkeit des Bodens entzückten ihn; und da er die Gärten, welche zu Motuaro, Loag Island und andern Orten angelegt worden waren, in einem so blühenden Zustande sah, und überdachte, daß es hier Europäische Schafe, Schweine, Ziegen und Hühner genung gebe, um, wenn man sie zusammen triebe, eine große Plantage damit zu versehen, so fiel es ihm auf einmal ein, daß, wenn er ein Mädchen finden könnte, das ihm gefiele, er sich glücklich schätzen würde, die Europäische Künste in dieses schöne Land zu verpflanzen, und den Grund einer Regierungsform darin zu legen. Dieser Gedanke ward immer stärker in seiner Seele, und als er das oben erwähnte Mädchen bey den Gezelten antraf, und von ihr hörte, daß Liebe sie dahin geführt hätte, stieg seine Begierde aufs höchste. Da jetzt ihre Bitten mit den Wünschen seines Herzens überein kamen, stand er nicht länger an, sondern entschloß sich der Stärke seiner Neigung zu überlassen, es möchte auch daraus entstehen, was da wollte. Er wog, sagte er, die Gefahr gegen die Belohnung ab, und verabredete mit seiner Gowannahi den Plan zu seiner Flucht.

Als Kapitain Cook diese Erzählung gehört hatte, verwandelte sich sein Zorn in ein lautes Gelächter, über das Ausschweifende seines romanenhaften Plans, und anstatt ihn als einen Deserteur zu behandeln, schickte er ihn zum Kapitain Clerke, damit er ihn nach seinem Belieben bestrafen möchte; dieser ließ ihn zwölf Hiebe geben, und so endigten sich alle seine große Hoffnungen einer mächtigen Herrschaft *). Das Elend der armen Gowannahi läßt sich kaum begreifen. Sie blieb am Gestade, bejammerte ihr Schicksal, und drückte ihren Schmerz durch die Schnitte aus, die sie in ihrem Gesichte, Armen, und überall, wo die Verzweiflung das blutige Instrument hinleitete, machte. Wir wünschen, um ihrentwillen, daß diese wilden Völker, deren Körper beständig der Strenge der Jahrszeiten ausgesetzt sind, weniger empfindlich gegen den Schmerz seyn mögen als wir; sonst müssen ihre körperlichen Empfindungen eben so schmerzhaft gewesen seyn, als die Leiden ihrer Seele.

*) Ein jeder wahrer Weltbürger wird gewis mit mir bedauern, daß dieser Matrose nicht so glücklich gewesen, der Nachforschung der Engländer zu entgehen. So romanenhaft der Plan des jungen Menschen gewesen, so zeigt derselbe doch zugleich von einem Gemüthe, das eines edlen Stolzes fähig ist, der auf der Gründung des Glücks einer ganzen Völkerschaft, und also wahrer Menschenliebe beruhete. Es war Enthusiasmus zu der Ausführung des Plans nöthig, und selbst der Gedanke, daß er sich der Liebe eines unschuldigen und eben so begeisterten Mädchens gewust zur Gewinnung der Freundschaft eines rohen Stammes zu bedienen, giebt schon ein gutes Vorurtheil zum Vortheile dieses Ebentheurers an die Hand. Wäre Neu-Seeland auch nur einige wenige Schritte in der Kultur näher gekommen zu der Sittlichkeit, welche die Menschen wenigstens über die abscheuliche Menschenfresserey wegsetzt, und hätte er auch nur Gartenfrüchte und deren Anbau, und die Viehzucht unter ihnen eingeführt, so wäre damit schon sehr viel gewonnen worden, und er verdiente mit dem Triptolemus, und andern, unter die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts in diesem Welttheile gerechnet zu werden. Wie sehr wünschte ich, daß er wenigstens einige Früchte seiner schönen Hofnungen geerndtet hätte.

4.

Zwey Versuche von Satyren

von

J. C. C. Klinguth.

1. Der Geiz *).

Du armer hagrer Mann in deinem grauen abgetragenen Kleide! Freilich, der Geldmangel ist groß. Immer spare. Wer steht dir davor, daß deine paar funfzigtausend Thälerchen in einer Woche verzehrt sind? Immer flicke um deinen Elenbogen ein ganzes Netz von Zwirn herum. Die Kleider reissen geschwind. Und wie lange hast du dein itziges Kleid? „Kaum, kaum zehn Jahr.“ Ja, ja, ich glaube dirs, ich erinnre mich, es war kurz vorher, ehe deine kleine Tochter starb. „Ganz recht, ja, das war eine Strafe für mich, das Mädchen, sie wurde schon so groß, daß ich ihr beinahe ein paar Schuh hätte schaffen müssen.“ Ich bedaure dich. Freilich, die Zeiten sind schlecht, man muß alles zu Rathe halten. Du thust recht daran. Immer poche aus deiner Perücke den übrigen Puder heraus, wenn du sie, allemal um den vierten Sontag, neu zu frisieren fortschickst, und sammle ihn; mache dir dein Bette selbst, putze dir deine Stiefeln, so brauchst du dir nur selten eine Aufwartung zu dingen, und hast nicht nöthig, müßige Dienstboten zu ernähren; immer werde vor Gram und Aergernis krank, wenn du so unglücklich bist,

*) Der Lateiner bezeichnet diese Art des Geizes durch das Beiwort: Sordidus.

bist, eine Fensterscheibe zu zerbrechen; stehe den ganzen Tag über in bloßen Füssen, um deine Schuhe und deinen Stuhl nicht abzunutzen, oder verwechsele deine Hemden selten, weil sie dir niemand umsonst wäscht. Du machst es recht so. Immer geh schon um vier Uhr zu Bette, um dein Rüböhl zu ersparen, die Thiere machen es ja auch so. Und was schadet das weiter, wenn du auch um zwey Uhr erst einschläfst? es ist einmal so, die itzigen Zeiten sind schlecht.

Weggeworfene Seele! wisse, die itzigen Zeiten sind nicht schlecht. Für dich überhaupt gar nicht, und für andere nur, weil sie mehr als unsere Vorfahren ausgeben. Schäme dich. Du saugst, du ziehst, wie die Spinne aus der Wand, aus allem das Mark aus, das Gift, das dich selbst tödtet. Der unersättliche Wunsch, alles zu haben, ist dein Oden, der dich belebt, und den du aus und einhauchst, Gewinnsucht der Zirkel, der um dich herumgezogen ist, über den du nicht um einen Schritt herausgehst. Elender! du lebst, um nicht zu leben, und deine Freude ist keine Erquickung, keine Erfrischung für dich, sie ist ein giftger Mehlthau für deine Ruhe, der auf dein einschrumpfendes Herz fält.

Doch — ja wahrhaftig welch' eine Reihe von Sarkaßmen! Man weiß manchmal nicht, was man schreibt — Der arbeitsame sparsame Mann! Wie konnte ich ihn so tief herabsetzen? Ja, ja, ich verstehe schon das Zupfen am Ermel, Herr Nachbar, sie haben Recht, er ist sparsam, er hält das seinige zu Rathe, ich habe mich geirrt.

O welch eine vortrefliche Tugend ist die Sparsamkeit! wenn ein Staat sich unter ihren Scepter begiebt, wird er der Neid und oft die allgemeine Börse der

Nachbarn. Sie üben sie also auch aus, lieber Harpax? doch das war wieder eine Frage! natürlich! sie sind sparsam, nicht geizig, sparsam! sparsam! Sie wiegen ihr Tuch, wenn sie es ihrem Schneider geben, und der legt dann wieder das daraus gearbeitete Kleid vor ihren Augen auf eine Wage, und vergißt gewiß nicht, auch nur die kleinsten abgeschnittenen Stückchen wieder mitzubringen; sie sparen ihren mit rothen Fleckchen gestirnten Zucker, das Monument so vieler verstorbenen Fliegen, die gleich darauf, ohne entfliehen zu können, für ihre Näscherey ihren Tod fanden, und schlagen ganz kleine Stückchen davon ab; sie führen eine Dose mit doppelten Deckel, und Entschuldigung genug für sie, wenn sie einer um eine Prieſe anspricht, und in der einen Helfte der Dose freylich kein Toback befindlich ist. Ich verdenke es ihnen nicht; eine Prieſe, und wieder eine macht schon zwey, noch eine, drey, und das geht so immer weiter. Sie hesten ihre Bücher selbst, und sie thun recht daran, was kommt auf ein paar Stunden den Tag über an, die sie dazu brauchen. Welch angenehmes Konzert machen nicht ihre großväterlichen Tobackspfeifen, alle so appetitlich, und ihr Toback von so starkem Geruche! Sie trinken ihren Wein für einen der vortreflichsten Weine, und wissen selbst nicht, daß sie ihn selber neulich durch Wasser geschwächt haben. Treflicher Mann! wenn alle Bürger eines Staats so dächten, wie glücklich müßte dieser Staat sein — Sie speisen keine pariſische Chokoladensuppe, keine Austern, trinken nur selten Koffe, nur dann nehmlich, wenn sie müssen — wenn sie zu Gaste sind — sie kennen den Punsch blos den Namen nach. Großer Patriot! wie viel Geld geht nicht durch diese Waaren aus dem Lande! Aber sie husten ja so, sie haben sich erkältet, sie müssen sich vor den Winter schützen. „Ja, das Holz,

das

das Holz," freilich, sie haben auch Recht, wir brauchen zwar kein ausländisches Holz, wir haben selbst genug, aber — das kann doch auch alle werden. Auch ihr Sohn wird viel brauchen — er lebt an einem theuern Orte. „Wohl, wohl, ich muß noch heute an ihn schreiben, ich suche nur ein gewisses Briefcouvert und kann es nicht finden." Dort wird es seyn, auf jenem Tische, sie thun wohl daran, daß sie ihren Brief darauf schreiben wollen, es ist noch fast ganz weiß, und nur ein paar Worte stehen darauf. Schicken sie ihm doch auch das versprochene Kleid mit. Es muß würklich aus dem alten Rocke noch ein recht schönes neues Kleid werden — Noch eins. Die jungen Leute wissen so nicht, wie sie die lange Zeit von drey ganzer Jahre auf Universitäten hinbringen sollen. Lassen sie ihn für das Macherlohn des Schneiders Kindern Unterricht im Christenthum geben. Er hat gewiß sehr viele müßige Stunden — Vortreflicher Vater!

Ja, wahrhaftig, glauben sie mir, er ist ganz vollkommen! unverbesserlich! wie pünktlich lebt er nicht nach den Gesetzen. Hundertmal schmält er wohl den Tag über auf übele Polizey, daß kein Gesetz ausgeübt wird, und so viele Bettler herumlaufen. Seinen Freunden dient er gern, wenn er nur kann, aber freilich — er kann sehr oft nicht, und ist also ohne Schuld. Wenn ädle Absichten nicht oft übel angewendet würden, hätte er sich schon längst etwas selbst abgebrochen, und milde Stiftungen errichtet. Er hätte schon längst den Altar seiner Kirche beschenkt, aber — aber ja freilich — — nun, kurz und gut, er hätte ihn schon längst beschenkt. Seine Arbeitsamkeit ist unerhört. O alles, jedes Zimmer, jede Thüre, jeder Tisch ist ein Beweis davon; kein Fleckchen ist, das nicht mit wichtigen Rech-

nungen bemalt wäre. Hier eine simple Multiplikation, dort eine lange Bruchrechnung, alles Früchte seines sauern Fleisses, seiner Arbeitsamkeit. Wie gern vergißt er nicht oft darüber sein Mittagsbrod; oder wenn er sich ja zu essen entschließt, auch da arbeitet er, auch da, wenn er ein Brod hernimmt, es durch den Abdruck seiner mit Kreide beweisteten Fingerspitzen appetitlich macht, und anschneidet, auch da berechnet er seufzend die Verhältnisse des Getraidepreises, der Fruchtbarkeit, und der Ausfuhren in benachbarte Länder. Seine Ordnung ist zu bewundern. Sechs verschiedene verborgene Taschen in jedem Paar seiner Beinkleider; Für den Dreyer eine besondere, für den Groschen eine, und so seufzet jede andere Münzsorte in ihrem eigenen Gefängniß. Auch im Finstern findet er genau gleich jede seiner Devalvationstabelle von jedem Jahre, und ihre Anzahl beläuft sich doch bis in die Hundert. Jede Stunde hat ihre Bestimmung. Die vierte Morgenstunde weckt ihn, und sie hat gewiß niemals Mühe, ihn aus dem Schlaf zu bringen. Von den folgenden hat jede ihren eigenen Kasten, dessen Festigkeit sie bald untersucht, bald ihn von neuem anfüllt. O glücklicher Mann, würde doch sein Bildnis in jeder Schule der Sitten öffentlich aufgehangen! wie ruhig, wie zufrieden muß nicht ein solches Leben unter solchen ädeln Geschäften sein! wie viele vergnügte und ruhige Tage kann sich nicht der Mensch selbst verschaffen! doch es pocht jemand — er zittert. Ein Brief: ein liederlicher Schuldner eröfnet einen Concurs, und er verliert dabey — zehn Thaler. O Himmel, er fällt in Ohnmacht! O wie er starr und mit der schon kalten Hand, die eine volle Westentasche fest zuhält! Es wird immer schlimmer. Hülfe! Hülfe!

Elender, niederträchtiger Mann! wie du durchaus selbst unglücklich sein willst. Dein Körper braucht eine

Stär-

Stärkung, und du trinkst zehrenden Thee; dein blasses eingefallenes Gesicht erzählt gleich jedem die ganze Geschichte deines Lebens; du wirst ein Spott deiner Freunde, wenn du bey ihren Gastmälern heimlich ein halbes Franzbrod oder einen Apfel einstekst, oder in deinen Schuhen mit dreyfachen Sohlen, und einem unscheinbaren Rock neben einem mit Anstand gekleideten Mann sitz'st. Du wirst unausstehlich, denn alle deine Gespräche schmecken nach deinem Einmaleins, deinem Wahlspruch, deiner einzigen Beschäftigung, die würklich, ich kann mirs vorstellen, viel Nahrung für den Geist haben muß; du verdammst jedes Vergnügen, jede Gesellschaft, Tanz, Komödie, diese vortrefliche Schule der Sitten und des Geschmacks; du glaubst jeder Lüge des Pöbels, weil du dich des Vergnügens beraubst, eine öffentliche Zeitung zu lesen; du lebst nur für dich, und auch das nicht einmal. Elender! Von dem grossen Stammbaum der Laster ist das Deinige, der Geiz, die Wurzel. Eilet ihr, Jünglinge und Männer! eilet mit Aexten und Spaden, sie auszurotten! Wenn sie aufschießt, benimmt der giftige Baum allen andern Gewächsen freye Luft und Sonne! Und bist du denn glücklich? sage mir! Rechne einmal, Elender! zieh einmal das Elend deines Lebens die Zahl funfzig von dem Vergnügen ab, das dir deine Reichthümer gewähren. Nun rechne. Du rechneſt ja so gerne. Die letztere Zahl ist nur dreyßig. Nicht mehr. Nun? Null von Null bleibt Null, und — drey von fünfe? Lächerlicher Mensch! sieh also, noch der Ueberschuß von jenem ist zwanzig.

2. Der Schmeichler.

Recht so, lieber Arnd, recht so, bücke dich ja recht tief, immer tiefer. Sieh, itzt bist du schon ganz nah

an ihn heran, an den großen Mann, der dort gegangen kommt. Er war sonst ein Wärzkrämer, itzo aber ist er nichts weniger als ein Kammerrath. Wie wirst du ihn recht schicklich anreden? Armer Freund, wahrhaftig, du bist in Verlegenheit! „O wie freue ich mich, vortreflicher Mann, sie einmal in der frischen Luft zu sehen, daß sie ihrer Gesundheit zum besten doch auch einmal ihre Studierstube verlassen haben.“ Bravo, Arnd, das war doch noch eine Anrede! Aber, ums Himmelswillen! tritt lieber noch um einen halben Schritt mehr auf diese Seite, er könnte es übel nehmen, der Kammerrath, du stehst noch nicht völlig unten an. So. — Noch eins, nimm auch dein Schnupftuch, er hat mit der linken Schuhspitze an eine Wand angestossen, sie ist etwas weiß, wische sie ab. So recht. Ja im Ernst, Freund, du weißt Verdienste zu schätzen, du läßt ihnen Gerechtigkeit widerfahren. Ich lobe dich. Komm doch heute zu mir auf ein häusliches Abendbrod. Thu' es immer. — Wie fein deine Antwort ist: Du willst es beym Geheimenrath N. ausschlagen, um das Glück zu haben, bey mir zu seyn. Vortreflich, Arnd! Aber meine Hand — ums Himmelswillen! das thut weh', du drückst sie mir zu fest.

Der redliche Mann! wenn er nur wird kommen können; wenigstens kommt er gewiß späte. Noch sechs Visiten hat er heute zu machen, Gratulationsvisiten, noch vom Neuenjahrstag her, der vor acht Tagen war, und damit ist er noch nicht fertig. Wahrhaftig, wer ihn nur recht kennt, er ist ein ganz ausserordentlicher, ein exemplarischer Mann! Sehn sie nur, da drückt er dort jenem Kanzlisten die Hand, so freundschaftlich! sagt ihm, daß er weit mehr verstehe, als sein Rath, und steckt ihm eine Harnadel in die Locke, die doch lange noch gar nicht

her-

herausfallen wollte. Dem Herrn Baron hier versichert er, er glaube gewiß, daß sein Pferd, das Ihro Hochfreyherrliche Gnaden heute geritten, aus dem Hofstall aus London sey. Im Ernst, schön! allerliebst! Wo er hochedeln schreiben soll, schreibt er hochwohlgebohren; alle seine Mienen sind die Mienen des andern, mit dem er spricht, alle seine Gesichtszüge geborgt. Jener fängt an zu lächeln, wie aufrichtig lächelt Arnd mit; er wird nun etwas ernsthafter, Arnd scheint ihn sogar schon zuvor gekommen zu seyn, und ist es auch, so natürlich wie er. Bravo! man muß gefällig seyn. Ueberhaupt, guter Freund, wie du es gut meinst! Ja, glauben sie mir, fast überall schleicht er mir und jedem Menschen nach. Ich komme aus der Kirche, vom Rathhause, er wartet schon an der Thüre auf mich, um das Glück zu haben, mich zu begleiten. Er ist der Schatten eines jeden, und der unterthänige Knecht der ganzen Welt. Sehn sie, da geht er, und bestellt mir eine Kutsche, das ich meinem Bedienten zu thun aufgetragen hatte. Und wie aufrichtig liebt er nicht seine Freunde! Er küßt mich beinahe todt, so sehr er auch für mich besorgt, sich stündlich nach meiner Gesundheit erkundigt. Er ärgerte sich gestern noch, und hielt es für höchst unbillig, daß ich neulich bey der letztern Schlittenfart nicht angeführt hätte. Er wuste gar nicht, wie der Baron N. just dazukäme. Jener reiche Geizige liebt ein graues Kleid von schlechtem Landtuch; er zieht gewiß kein anderes an, wenn er zu ihm geht. Seine ganze Garderobe ist schon dazu eingerichtet. Beym gestrigen Balle, weil es nöthig war, hatte er freilich ein Kleid mit Tressen. Wie gefällig! Ihm friert im Hundstagen mit, wenn es einem andern, wegen Anwandelung eines Fiebers kalt zu seyn scheint. Wie bückt er sich nicht tief vor einen Jeden! wie denkt er nicht von jedermann gut!

Nur vorgestern redete er mir zu, einen Brief an meinen Sohn, der blos von Familiensachen handelte, als einen Beitrag zum Erziehungsschriften drucken zu lassen, so vortreflich wäre er, wie er sagte. Er hält meine unverheyrathete Nichte durchaus vor achtzehn Jahre alt, da er doch gewiß weiß, daß sie achtundzwanzig ist, und das sagt er zum Unglück wohl hundertmal den Tag über. — Du, lieber Freund! Im Ernst, du verdienst die Liebe deines ganzen Weichbildes. Ja, glauben Sie mir, er ist die Gefälligkeit selbst. Bald verschaft er mir die Elle Tuch um einen Groschen wohlfeiler, und legt diesen Groschen aus seinem eigenen Beutel zu, so, daß ichs zwo Stunden darauf gleich erfahre; bald kehrt er mir meinen Hut aus, wenn ich ausgehen will; geht noch einmal zurück, wenn ich meine Thüre abgeschlossen habe, und sieht, ob sie auch recht fest zu ist; ärgert sich halb tod, wenn er mit mir geht, und des Windes wegen nicht gleich alles verstehen kann, was ich rede, oder springt in eine Schleuse, und holt mir ein weiß Blatt Papier wieder, das der Wind mir aus der Hand gewehet hatte, und nennt meinen Garten, der aus Mangel der Wartung verwildert ist, vortreflich, und ganz nach englischen *) Geschmack. Herrlicher Arnd!

Doch da ist er ja schon selbst wieder, wie er es versprochen hatte. Es ist just sechs Uhr. Wie pünktlich! — Wir werden also mit einander zu Abend essen.

Immer, kommen sie herauf, lieber Arnd, sie sind ein vortreflicher Mann, ein englischer Mann! Gehen sie herein, o ich bitte sie, gehen sie, die Stube wird kalt.

Auch

*) In den Gärten der Engländer sind abwechselnd förmliche Wildnisse, in welchen sie der Natur den Zügel schiessen lassen. Ein Beispiel ist der sehenswürdige Fürstlich Dessauische Garten zu Wörlitz.

Auch ein Zeitungsblat bringen sie mir mit, wo meine Schriften gelobt werden? vortreflich! haben sie auch die ; , gelehrte Zeitung gelesen? „Ja, sie wissen aber auch, wie partheiisch oft die gelehrte Welt ist, “ so so. Setzen sie sich, lieber Freund. Die Suppe schmeckt ihnen gewiß auch nicht? „o vortreflich, sie ist ausserordentlich. “ — Arnd! Arnd! — — meine Frau wird gleichwohl vor Aergerniß schon blas, daß sie die Köchin anbrennen lassen. „Wo kaufen sie den Rheinwein? wahrhaftig, ich habe ihn so schön noch nicht getrunken, sie haben gewiß die Butelge unter zween Thaler nicht. “ Entsetzlich! Arnd, es ist Meißner Landwein. — O Niederträchtiger! schweige, du hast schon genug geplaudert. Sieh nur, da bewunderst du alles, sagst mir, daß mein kleiner achtjähriger Sohn dir einige Fragen aus dem Horaz recht schön beantwortet habe, und du frugst ihn doch nur blos, was der Vater auf Lateinisch hiesse, hältst meine tombachene Uhr für Gold, eine alltägliche Gipspuppe auf meinem Kamin für eine Antique aus dem Herkulano, lobst meinen häuslichen Geschmack, und unterhältst mich blos mit dem, was mich angeht. Kleine Seele! sieh nur, wie du auf jede meiner Winke und Mienen aufpassest, dich bis zu einem Bedienten herab demüthigest, und ihm in Tellerhergeben, Lichtputzen, und dergleichen zuvorkommst. Jeden meiner Einfälle belachst du eine Viertelstunde, erzählst mir, daß dieser oder jener von mir mit ausserordentlicher Hochachtung gesprochen, die blos meinen Namen genannt haben; Du willst bey mir noch um ein Uhr jeden Abend Licht gesehen haben, und lobst meinen Fleiß, giebst jedesmal, so daß ich es sehn muß, meinen Bedienten ein Achtgroschenstück beym Abschiede, und — ja, Arnd, nähmst du doch auch von der menschlichen Gesellschaft auf beständig Abschied! du vergiftest sie! du bist ein Niederträchtiger!

der Spiegel eines Jeden, der ihn, wenn er sich ihm nähert, um den zehnten Theil verschönert; du arbeitest einer jeden Besserung entgegen. Dein Lob ist ein Tadel. Schmeichle mir nicht etwa, daß diese Satyre schön sey, Arnd. Wisse, sie geht auf dich, und darum bitte ich die ganze Welt, laut mit mir darüber zu lachen.

V.

Naturgeschichte.

Die Auster.

Man hat verschiedene Arten dieses Thiergeschlechts, wovon einige dem Menschen zur Speise dienen, andere aber für unesbar gehalten werden. Wir haben es hier mit der ersten Art oder mit der esbaren Auster zu thun, die beym Linné ostrea edulis genannt wird. Ihr Vaterland sind die Ufer der mehresten Meere, besonders die Ausflüsse der Ströhme. Ihr liebster Aufenthalt sind die Sandbänke, wiewohl sie sich auch an die Felsen anhängen, ja fast alles, was in den Seen beweglich oder unbeweglich seyn kann, mit ihrer Gegenwart beehren.

Die Zeugung und Fortpflanzung dieser Schalenthiere gehöret noch zu den Geheimnissen der Natur. Die Naturkündiger sind über diesen Gegenstand verschiedener Meinung; alles, was man davon mit Zuverläßigkeit weiß, läuft dahinaus, daß die junge Austern aus

Eyern

Eyern entstehen, daß sie ihre Schaale sogleich mit aus dem Ey bringen; allein die Entstehungsart gedachter Eyer ist abermals ein Geheimniß.

Indeß hängen sich die Eyerchen, von deren Daseyn man überzeugt ist, in den Bart der Auster, wo sie nach und nach ausgebrütet, durch die Bewegung des Barts zur Schaale herausgeworfen werden, und sich sodann entweder an die Mutterauster anhängen, oder ins Wasser stürzen, sich an Klippen auch andre Körper anhängen, daselbst wachsen, und zum Gebrauch der Menschen geschickt machen.

Die Auster hat eine aus lauter Blätchens bestehende schilfrichte Schaale, welche von aussen unförmlich, mehrentheils abgerändet, inwendig aber weiß, glatt und glänzend ist. Nach Verschiedenheit der Gegenden und des Alters der Austern, sind sie grösser oder kleiner, auch ihre Schaale stärker oder dünner. Einige haben eine in das Grüne spielende schwarzgrüne Farbe, andre sind blau, andre aschgrau, und noch andre röthlich. Sie haben nicht, wie man vermuthet, ein eigentliches Schlos, sondern ein musculöses Band, mit welchem sie die Schaale so fest zu verschliessen vermögen, daß man sie nur mit Mühe öfnen kann. Sie besitzen alle Theile, die den übrigen Schaalthieren eigen sind, nemlich einen Mund, Ohren, einen Magen, Lippen, Saugrüssel, Gekröse, Leber, Lungenblätter, Herz, einen bis zur Abführungsöfnung reichenden Darm, ein hartes nervenartiges Stück Fleisch, das zur Befestigung der Auster in ihrer Schaale dient.

Dieses wegen seiner Schwere unbeweglich liegenbleibende Thier öfnet seine Schaale nur ein wenig, um Othem zu holen, Nahrungsmittel zu sich zu nehmen,

und

und durch seinen Saugrüssel Wasser zu schöpfen. Der Mund öfnet sich zwischen den Ohren, und ist mit zwey grossen Lippen, die mit Saugrüsseln versehen sind, eingefaßt. Der lange Darm ist bestimmt, viel Wasser einzusaugen, und dadurch das Thier in Stand zu setzen, wohl einen Monat ausser dem Wasser, jedoch an kühlen Orten das Leben zu erhalten, Die Nahrung der Auster bestehet in dem Saft einer kleinen Thierart, in Pflanzen, und gewissen Körnern einer schlammichten Erde. Der vier Lungenblätter bedient sich die Auster, um sich der überflüßigen Feuchtigkeiten zu entledigen, und frische Nahrung zu holen. Die Zeugungsglieder hat man noch nicht entdeckt.

Man findet häufige Austerfischereyen angelegt, die aber den Sommer über eingestellt werden, weil das Thier zu besagter Zeit krank und unschmackhaft ist, weil man ferner der jungen Brut zu schonen beabsichtet. Die Austerfischerey ist sehr einfach, man bringet sie entweder mit schweren Netzen, oder mit einer Art von Schaufel, an welcher ein Kasten angebracht ist, um ihre Freiheit. Man hält die Austern, so sich in Kanälen und andern stehenden Wässern am Meere aufhalten, für die besten, aus dieser Ursach schätzt man die Englischen Colchester-Austern mit kleiner dünner Schaale, dann die grüne Austern, welche man Grünbärtchens zu nennen gewohnt ist, hoch.

Schon die alten Römer kannten die Austern und verzehrten sie mit Geschmack. Sie fingen gemeiniglich ihre Gastmale mit einer Tracht Austern an, und beschlossen sie mit der nemlichen Speise, ja zuweilen bestund das ganze Gastmal aus Austern. Sie sollen roh genossen am gesundesten seyn. Indeß ist ein Steyermärkischer Kappaun mit Austern auch nicht zu verachten.

Sie

Sie werden auch auf verschiedne Arten zugerichtet und genossen, welches ich eines jeden Geschmack gern überlasse.

Nicht allein das Weiche in einer weissen Haut eingefüllte Fleisch der Auster ist nutzbar, sondern die Schaale dieses Thieres ist von mancherley Nutzen. Denn so ist z. B. der aus Austerschaalen gebrannte Kalch von vorzüglicher Güte; so kann man sie in den Färbereyen zu mancherley Gebrauch anwenden; so dienet das inwendige Weisse in kleinen Portionen zum weissen Wein gethan, diesem einen muscateller Geschmack zu geben; so sind sie in den Salpeterpflanzungen, nicht weniger zur Düngung, besonders zur Erquickung alter kränklicher Obstbäume mit sichtbarem Nutzen anzuwenden.

VI.

Anekdoten.

Nach einer für die Russen sehr unglücklichen Schlacht hatte ein Haufen Husaren, der dem fliehenden Feinde nachgeschickt war, einen Kalmucken eingeholt, der einen todten Leichnam queer über seinem Pferde mit sich führte. Man nahm ihn gefangen und begehrte, daß er den todten Körper abwerfen sollte; aber die Bitten des Kalmucken und zum Theil auch die Neugierde bewegte die Husaren, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, diesen Körper bis auf ihren Posten mit zurücknehmen zu dürfen. Hier wickelte ihn der Kalmucke in sein Oberkleid. Indem er aber unter vielem Geheule mit

seinen Händen und einem Stück Holz eine Grube für ihn aushöhlte, kam ein preußischer Obrister, der die Vorposten kommandirte, auf diesen Platz an. Einer aus seinem Gefolge war der russischen Sprache mächtig und dieser erhielt vom Kalmucken auf sein Befragen die Nachricht: daß der Todte ein russischer General und viele Jahre lang sein Herr gewesen sey. Er habe bey seinen Lebzeiten die Verfügung gemacht, daß er, wenn er im Kriege sein Leben verlöre, auf seinen Gütern neben seiner Gemahlin beerdigt werden sollte. Weil nun sein Herr während der Schlacht erschossen wäre, so habe er den Körper desselben seinen bey der Armee befindlichen Anverwandten überliefern wollen. Dem preussischen Obristen gefiel die Treue des Kalmucken; er kaufte das Pferd desselben und gab es ihm zurück, lies den Körper auf einen Wagen legen, übergab ihn der Aufsicht des Kalmucken, dem er einen Paß ertheilte, und durch einen Trompeter bis zu den russischen Vorposten begleiten lies. Es verliefen ein paar Jahre; während dieser Zeit war der Obriste General geworden und kommandirte ein kleines Korps, als eben dieser Kalmucke auf seine Feldwache geritten kam; er nannte beständig den Namen des Generals, man hielt dieses für ein Zeichen, daß er mit ihm zu reden wünsche, und er wurde also vor ihm gebracht. Er warf sich mit vielen Freudensbezeugungen zu seinen Füssen und erzählte ihm hierauf, daß er bey einem russischen General in Dienst gekommen, der eben mit einem grossen Korps im Anmarsch sey; weil dieser oft denjenigen Namen genannt habe, der, wie man ihm gesagt, unter dem Paß gestanden; so habe er gemerkt, daß ihr Angrif denjenigen Officier gelten sollte, der für den Körper seines vorigen Herrn so viel Achtung bewiesen, und er habe ihm zum wenigsten als einen Beweis seiner Dankbarkeit die Nachricht von dem Anmarsch seiner Feinde ertheilen wollen. Der General hatte wirklich vorher

davon

davon noch nichts erfahren; machte jetzt seine Gegenanstalten und trieb die Russen zurück. Der Kalmuck blieb bey ihm und war ihm sein ganzes Leben hindurch mit eben der Treue und Liebe, als seinem ersten Herrn, zugethan.

Von dem in verletzterem Krieg in Deutschland bekannt gewordenen General Conflans verdient folgende, durch viele Augenzeugen bewährte Anekdote bemerkt zu werden. Conflans war im Nachsetzen, und mit einem Blick ward er gewahr, daß einer seiner Husaren, einem Deutschen, der mit aufgehobenen und gefalteten Händen Pardon! rief, diese Hände im Vorbeyjagen mit einem Streich abhieb. Das Treffen war vorbey, Conflans ließ Fronte machen, und dankte allen seinen Leuten für ihre bezeugte Bravour. Aber das, was ich von dir sahe, mein Sohn! sprach er zu obgedachtem Husaren, übersteigt alle Glaubhaftigkeit, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte: So mit einem Hieb beyde gefaltene Hände — — „O Herr General! wo ich hinhaue — —“ Ja! das sahe ich, und zum Beweis, daß ich Herzhaftigkeit und Stärke belohne, hast du hier meine Börse. Er gab dem Husaren die Börse und schwieg. Aber, fing er auf einmal mit einer fürchterlichen Stimme an, zum Beweis, daß ich Menschlichkeit schätze, will ich dich, Canaille, auf den Tod hauen lassen. Einem Mann, der vor mir kniet, und um Pardon bitter, die Hände abzuhauen — — Steigriemen herab, und haut den Kerl, daß er krepirt. „Herr General, Gnade! — —“ Gnade? Dir? der du selbst keine Barmherzigkeit gegen deinen Nebenmenschen ausübst. — Gott müßte keine Gnade für mich haben, wenn ich sie für dich hätte. Er ließ den Husaren bis beynahe auf

den Tod hauen, und dann sagte er: bringt das Scheusal weg, und Kerl! wo ich dich je zu Gesicht kriege, so schiesse ich dir eine Kugel vor'n Kopf, wie einem tollen Hunde. — War dies der als hartherzig verschriene Constans?

Im vorletzten Kriege ritt einstens ein Trupp feindlicher Reuter durch ein Dorf, um sich zur alliirten Armee in der unglücklichen Gegend bey Bergen zu versammeln. Ausser dem Dorfe auf dem Wege erblickten sie einen armen Jungen hinter den Hecken; er zitterte an Händen und Füssen, und schien in äusserster Verlegenheit und Furcht zu seyn. „Was machst du hier, rief ein Reuter.“ Nun zitterte und bebte erst der erschrocken scheinende Jung auf's ärgste. Mit halbgebrochener Stimme sprach er kniend: ach, ihr Herren, thut mir nichts, ich habe sie alle weggeworfen. „Was hast du weggeworfen?“ Ach, die Briefe, die verwünschten Briefe, die mir unser Amtmann gab, und die ich den Franzosen bringen sollte. „Was? Briefe an die Franzosen, sagte der Officier?“ Ja, Herr, versetzte der Junge seufzend: unser Amtmann schreibt immer den Franzosen, wenn feindliche Truppen im Lande sind, oder wenn er merkt, wo sie ihren Marsch hinnehmen, das schreibt er ihnen alles, und ich sollte just solche Briefe tragen. — Es wurden sogleich einige Reuter beordert, den Amtmann zu holen. Sie brachten ihn. Er mußte mit fortreisen, und war als Spion angesehen. Im ganzen Dorfe war nun Lärm, daß der Amtmann gehenket würde. Man erwäge hier die Todesschrecken einer Frau, die einen Haufen unerzogener Kinder hat, und die nichts von Verbrechen ihres Mannes weis. Sie entschloß sich in halber Verzweifelung, ihrem

ihrem Mann eilends nachzureisen. Kein Bauer gab ihr ein Pferd zum Reuten, da man ohnehin dafür hielt, sie wäre nun das letztemal Amtmännin gewesen. Sie badete bey schlimmster Witterung im Kothe bis über die Knie, eilte zur Stadt, wo noch der General, ein menschenliebender Prinz, verweilte. Man wollte sie nicht zum Prinzen lassen. Sie bat einen Herrn aus der Stadt dahin zu gehen, und ihre Angelegenheit anzubringen. Dieser, dem der Amtmann wohl bekannt war, that es im wärmsten Eifer, für einen Unglücklichen, der unschuldig war. Der Prinz ward gerühret, voll Großmuth und Menschenliebe ließ er sogleich einen Courier abfertigen, mit Befehle, den Amtmann zu schonen. Die boshafte Geschichte ward an den Tag gebracht. Fünf Diebe waren von dem Amtmann zum Galgen eingeliefert worden. Eine Frau hatte hierbey ihren Mann und einen Sohn verloren; sie glaubte nun, der Frau Amtmännin gleiche Gefälligkeit erweisen zu können. Sie unterrichtete ihren Sohn, den frühzeitigen Bösewicht, sich auf diese Art zu verstellen, und den Amtmann als Spion, in der Soldaten Hände zu bringen. Nach einigen Streichen gestand der gottlose Jung selber alles auf das Pünktlichste. — So frühzeitig sind oft Menschenkinder zur Ausübung der abscheulichsten Laster geschickt! — So edel kann Leutseligkeit der Grossen zur Rettung der Unschuld würken! —

Die Frau von N. eine sehr liebenswürdige Dame, von etwa zwanzig Jahren, kam an das Ende ihrer beschwerlichen Schwangerschaft. Der Geburtshelfer wurde herbeygerufen. Es sah sehr gefährlich aus. Man versucht alle Mittel, welche die Kunst an die Hand giebt; aber die Natur verläßt sie. Der Geburtshelfer

sieht sich endlich genöthigt, dem Herrn von N. zu erklären, daß er unmöglich Mutter und Kind retten könne. Diese schreckliche Nachricht drückt den gefühlvollen Mann nieder, und er sinkt in Ohnmacht. Die Frau will die Ursachen der Unruh wissen, die sie wahrnimmt. Man bringt ihr allerley Entschuldigungen vor, die sie nicht annimmt. Endlich entdeckt man ihr das traurige Geheimniß. Und sie können noch zweifelhaft seyn! sagte sie zum Geburtshelfer; retten sie das Kind; geben sie meinem Gemal einen Erben; ich habe genug gelebt, wenn das Kind lebt.

Zwey Griechen zu Scio brachten eine Klage vor den Cadi, der eine hatte das Recht und schriftliche Beweise auf seiner Seite, und führte seine Sache mit aller der Beredsamkeit und Ueberzeugung, die ein gutes Gewissen einflössen kann; wer zugegen war, verdammte auch zum voraus seinen Gegentheil: aber dieser erschien mit einem zuversichtlichen Wesen, das ein wenig ans Triumphirende gränzte, und hatte, statt aller Rechtfertigung, nichts als ein weisses Papier in Händen, in welchem einige Goldstücke eingewickelt waren. Als der andre seine Rede endigte, trat dieser mit dem Päcktchen zum Cadi: Herr, fing er an, alles, was mein Gegner da vorgebracht hat, ist falsch; hier ist der Beweis durch Zeugen; prüft sie selber. Der Cadi nahm das Papier, machte es auf, zählte die Zechinen, und sagte zu dem ersten! „Mein Freund, deine Gründe sind zwar gut, aber dieser hat vierzig Zeugen von bewährter Aufrichtigkeit vor sich, die gegen dich sind, und wenn du nicht eben so gute stellen kannst, so bin ich gezwungen, dich zu verurtheilen.“ Dieser war zu arm, um vierzig Zechinen auftreiben zu können, und verlor seine gerechte Sache.

Die

Die Anführer des christlichen Heers, das Damask belagerte, geriethen in Streit. Einer, der klüger war, als die andern, wollte ihnen begreiflich machen, daß ihre Zwietracht die Einnahme der Stadt verzögerte. Um sie davon zu überzeugen, suchte er eine Menge Pfeile zusammen, machte ein dickes Bündel daraus, das er mit Stricken recht fest schnürte, und strengte nun, im Angesicht des Heers, alle seine Kräfte an, den Pfeilbündel zu zerbrechen, aber vergebens. Hierauf band er das Bündel auf, nahm einen Pfeil nach dem andern heraus, und zerknickte ihn mit leichter Mühe. So, sagte er, werden euch eure Feinde behandeln, wenn euch eure Zwistigkeiten trennen, aber seyd Eins, wie mein Pfeilbündel, und ihr werdet unüberwindlich seyn. Diese Ermahnung von diesem Beispiel unterstützt, wirkte auf die Herzen aller, die Stadt wurde eingenommen, und der Ort, wo die Anrede geschah, das Siegesfeld genannt.

Nahe bey diesem Siegesfeld war es, wo der Dominikaner-Mönch Yves, auf dem Wege nach Damask einer Weibsperson begegnete, die ein Kohlbecken mit Feuer, und ein Gefäß mit Wasser trug. Yves fragte sie, was sie mit diesem Feuer und Wasser anfangen wolle? „Ich will, antwortete sie, das Paradies ver„brennen, und das Feuer der Hölle auslöschen, damit „die Menschen in Zukunft Gott nur aus Liebe zu lie„ben und zu dienen brauchen.“ Yves erzählte diese Antwort dem heiligen Ludwig, der sie bewunderte.

Der Doktor B. in G. ziemlich reich, hatte eines seiner Häuser an seinen Taufpathen vermiethet. Schon dreyßig Jahre hatte er das Haus bewohnt und nie keine Zinse bezahlt. Der Doktor des Mahnens müde, läßt endlich seinen Taufpathen kommen, und wirft ihm in den härtesten Ausdrücken sein Verfahren vor. Länger kann ich es nicht mehr aushalten, setzte er hinzu; ich muß dem Spiel ein Ende machen. Da, nimm diese Verschreibung hin; das Haus gehört nun dein.

Die Stadt Paris hat, wie bekannt, bey der ersten Niederkunft der jetzigen Königin zwanzig Mädchen ausgesteuert und verheurathet. — Alle zwanzig waren schon auf dem Rathhause versammelt und eingeschrieben, als noch ein Mädchen von einer interessanten Miene herbeygelaufen kam, und auch an der Freygebigkeit der Stadt Antheil haben wollte. Die Zahl war voll; doch soll es noch über die Zahl angenommen werden. Das Mädchen hüpft vor Freuden. Man fragt seinen Namen, und schreibt ihn ein. — Und der Name des Liebhabers? — Ich habe keinen — Wen willst du denn heurathen? — Ich bin deswegen hiehergelaufen, um einen Mann von Ihnen zu bekommen. Die naive Antwort gefiel. Der Magistrat befahl dem Mädchen, einen Mann zu suchen, und es wurde das einundzwanzigste Paar.

Fried, Professor in Strasburg, hatte in seiner Jugend die Wohlthat genossen, durch ein ansehnliches Hülfsgeld im Studieren unterstützt zu werden. In der Folge war er glücklich und wurde reich. Nun glaubte er, daß ihn die Dankbarkeit verpflichte, die in seiner Ju-

Jugend erhaltene Beysteuer, nur als ein geliehenes Kapital anzusehn; und nach etwa vierzig Jahren, da sein erworbener Reichthum schon lange seine erste Armuth in dem Gedächtniß seiner Mitbürger ausgelöscht hatte, schickte er mit einem verbindlichen Brief, Kapital sammt Interessen an die Stiftung zurück. Wenn doch jeder Lehrer der Moral, solche Proben seines moralischen Charakters gäbe!

Herr S. hatte einem andern eine Commandite von dreyhunderttausend Livres gemacht. Die Geschäfte geriethen in Unordnung. Herr S. läßt sich die Bücher weisen. Er sieht, daß er sich könnte bezahlt machen, wenn er den Banquerot noch drey Monate aufhalten wollte. Aber alsdann wären alle übrige Gläubiger, die in Menge, und meist mittelmäßige Fabrikanten waren, um ihre Schuld gekommen. Nein; da behüte Gott vor; sagte dieser würdige Banquier. Die Summe ist zwar stark — aber ich will lieber alles verlieren, als es mit so vieler andrer Verlust wieder erhalten. Alsbald declarirte er den Banquerot, und ging mit allen Gläubigern in gleiche Rechte.

Der Tod des berühmten Schweizerschen Quacksalbers, Michel Schuppach, ist bekannt. Was von seinem guten Herzen, von seiner Wohlthätigkeit gegen Arme und von seiner Uneigennützigkeit, bey dieser Gelegenheit in öffentlichen Nachrichten stehet, ist nichts weniger, als übertrieben. Seine ganze Familiengeschichte wird sich hoffentlich, wiewohl hier und da in Nebenumständen versteckt, in manchen Modeschriften lesen lassen, bis Herr D. Langhans in Bern mit seinem Werke

über dessen Charlatanerie, welches er schon vor einigen Jahren schrieb, aber auf Anrathen einiger Freunde im Pulte liegen ließ, hervortritt. So viel aber muß man auch zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß sich nicht leicht ein grober Charlatan finden dürfte, der so viel Genie, als Schuppach, besässe: Denn Genie hat ihm mehr, als einmal, den Mangel an Wissenschaft sehr glücklich ersetzt. Er hinterläßt ein Vermögen von 150000 Gulden Reichsgeld, welches er in Zeit von dreyßig Jahren mit der Urinprophezeyung und Empyrie erworben hat. Davon erbt seine Frau ein Drittheil, sein Tochtermann, ein verlaufener deutscher Feldscheerer, eben so viel, und zwey Enkelinnen, deren eine auch an einen jungen Quacksalber verheyrathet, die andern aber an einen reichen Gemeinmann aus einem benachbarten Dorfe versprochen ist, das Dritte. Ein regimentsfähiger Bürger von Bern, und Major unter den Landstruppen hat schon der Wittwe bey Lebzeiten ihres Alten des Geldes halber fleißig die Aufwartung gemacht, und die Frau wird, wie es verlauten will, die Narrheit begehen, — ihn nach dem Trauerjahre zu heyrathen. Geld, welches in Deutschland die Distanzen zwischen Edelmann und Bürger ausfüllt, kann auch hier die Kluft zwischen einem regimentsfähigen Bürger und einer Bauersfrau niederreissen. Noch eine andere Betrachtung, die sich daraus ziehen läßt, ist, daß Geld, mit Windbeuteley erworben, sich am leichtesten durch einen andern Windbeutel verschwenden läßt. Dies ist noch ein Trost für die, welche den graden Weg durch das Leben hindurch wandern müssen. Wenn sie auch nicht Schätze dabey sammeln, so haben sie jedoch die Beruhigung, das Produkt ihres Fleißes nicht in Unsegen genüssen zu dürfen.

VII. Bio-

VII.
Biographien.

I.
Richard Savage.

Man hat bemerkt, daß die Helden in der gelehrten sowohl, als in der bürgerlichen Geschichte, sehr oft eben so merkwürdig durch dasjenige geworden sind, was sie gelitten, als durch das, was sie gethan haben; und man hat ganze Bände blos in der Absicht geschrieben, die leidenden Gelehrten, ihr unglückliches Leben, und ihren frühzeitigen Tod zu erzählen.

Zu diesen traurigen Erzählungen kann man auch das Leben Richards Savage hinzuthun, eines Mannes, den seine Schriften zu einem vorzüglichen Range in der gelehrten Welt berechtigen, und dessen traurige Schicksale einen Grad von Mitleiden fordern, den man Unglücklichen nicht immer schuldig ist; indem jene Schicksale oft mehr die Folgen fremder Vergehungen, als seiner eigenen, waren.

Die Gräfin Anna von Macclesfield hatte eine Zeitlang, bis ins Jahr 1697, mit ihrem Gemal sehr uneinig gelebt, und hielt nun ein öffentliches Geständniß des Ehebruchs für das leichteste und bequemste Mittel, ihre Freyheit zu erhalten. Sie erklärte daher, das Kind, mit welchem sie damals schwanger war, sey von

dem Grafen Rivers. Man kann leicht denken, daß ihr Mann dadurch so weit gebracht wurde, daß er in eine Ehescheidung willigte, die auch bald darnach, nicht erst durch die förmliche Veranstaltung eines geistlichen Gerichts, sondern auf einmal, durch eine Parlaments-Akte erhalten wurde. Hiedurch ward nicht nur der Ehekontrakt vernichtet, sondern die Kinder wurden auch zugleich für unrechtmäßig erklärt.

Unter der Zeit, daß dies alles zu Stande gebracht wurde, kam die Gräfin den 10. Januar 1697 mit einem Sohne nieder, der hernach Richard Savage getauft wurde, und zu dem der Graf von Rivers, sein leiblicher Vater, Gevatter stand. Allein zum Unglück für Savage, überließ ihn der Graf gänzlich der Fürsorge seiner Mutter, von der er vermuthen mochte, daß sie ihm mit vieler Zärtlichkeit begegnen würde, da er die Ursache gewesen war, die zu einem für sie so erfreulichen Vorfall beygetragen hatte. Allein diese Mutter ward, getrieben von einer Grausamkeit, wovon sich in der Reihe unnatürlicher Verbrechen nicht leicht ein Grund angeben läßt, seine bitterste Feindin. Denn sie überließ ihn der Fürsorge einer armen Frau, die ihn als ihren eignen Sohn erziehen mußte, und der sie es auf's schärfste befahl, dem Kinde die Umstände seiner Geburt niemals zu entdecken.

Dies war der Anfang, den das Leben Richards Savage hatte. Geboren mit einem rechtmäßigen Anspruch auf Ehre und Reichthum, ward er innerhalb zwey Monaten vom Parlament erblos, und von seiner Mutter für ein fremdes Kind erklärt, zur Armuth und Dunkelheit verurtheilt, und auf das weite Meer des Lebens in der Absicht hingeworfen, um von dem Trieb-

sande

sande desselben verschlungen zu werden, oder an seinen Klippen zu scheitern.

Indeß war er nicht gänzlich verlassen. Lady Mason, die seine Pathin gewesen war, sorgte dafür, daß er bey heranwachsenden Jahren in eine kleine lateinische Schule nicht weit von St. Alban's gegeben wurde, wo man ihn bey dem Namen seiner Wärterin nannte, ohne ihm im geringsten zu verstehen zu geben, daß ihm eigentlich ein anderer Name gehörte. Hier lernte er die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften, und ging verschiedene von den dortigen Klassen durch; wie schnell, oder mit welchem Beifall, läßt sich nicht sagen. Da er allemal mit Ehrerbietung von seinem Lehrer sprach, so ist zu vermuthen, daß man schon damals sein Genie, ungeachtet seines niedrigen Standes, vorzüglich unterschied; und wenn er in einem so geringen Stande Ehre und Belohnungen erhielt, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er anders, als durch Fleis und Genie dazu gelangt sey.

Wärend der Zeit, daß er in dieser Schule war, starb sein Vater, der Graf Rivers. Auf seinem Todbette war er willens, für diesen seinen Sohn auf eine anständige Art zu sorgen; da ihm aber seine Mutter versicherte, daß er schon längst gestorben sey, so änderte er auf ihr Bitten sein Vermächtniß zum Vortheile seiner Verwandten. Vielleicht ist dies das erste Beispiel von einer Lüge, die eine Mutter erfand, um ihren Sohn um eine Erbschaft zu bringen, die ihm von einem andern zugedacht war, und die sie selbst nicht erwarten konnte, wenn er sie verlor. Indeß blieb ihre teufliſche Bosheit hiebey noch nicht stehen, da sie sich in der Folge Mühe gab, sich der Gefahr, einmal von ihm erkannt zu werden, dadurch zu überheben, daß sie

ihn

ihn heimlich nach amerikanischen Pflanzungen zu senden suchte.

Savage erfuhr jedoch gar bald durch einen Zufall seine wahre Herkunft. Denn als er eben aus der Schule genommen, und einem Schuster in Hallbare in die Lehre gegeben war — alles auf Veranstaltung seiner Mutter, um ihn in Armuth und Dunkelheit zu begraben — starb seine Wärterin, die er für seine Mutter hielt; und da er ihren kleinen Nachlaß in Ordnung brachte, und ihre Papiere durchsah, entdeckte er die Geschichte seiner Geburt. Gleich nach dieser Entdeckung verließ er sein Handwerk, in der Hofnung, an dem Reichthum seiner Mutter Theil zu nehmen; aber weder seine Briefe, sein Verdienst, seine Armuth, noch die Fürsprache seiner Freunde konnten bey ihr etwas ausrichten; sie war entschlossen, sich seiner gar nicht anzunehmen, ob sie ihn gleich jetzt für ihren Sohn erkennen muste.

Die Menschlichkeit des Lesers würde nicht wenig dabey leiden, wenn ich um die Hälfte der Grausamkeiten erzählen wollte, welche diese unnatürliche Mutter gegen diesen ihren unglücklichen Sohn verübte. Sie verfolgte ihn bis an seinen Tod. Denn da er in einen mitternächtlichen Zank mit hineingezogen wurde, wobey er das Unglück hatte, einen ums Leben zu bringen, und dieser That überführt wurde; so wandte sie alles an, um den König zu verhindern, daß er ihn leicht begnadigen möchte; ein Umstand, der ihm vielleicht grade das Leben rettete, weil die grosse Unmenschlichkeit einer Mutter, die so ihrem Sohne zuwieder handelte, die Königin bewog, persönlich für ihn zu bitten, und ihm seine Begnadigung auszuwürken.

So lange die Schauspielerin Oldfield lebte, gab sie ihm jährlich funfzig Pfund; nach ihrem Tode aber hatte er nichts gewisses mehr, sondern muste von seinen Schriften leben, und von der Unterstützung seiner Freunde, worunter der Schauspieler Wilks und Sir Richard Steele die beyden vertrautesten waren. Lord Tyrcanell nahm ihn einmal in sein Haus, und gab ihm freyen Tisch; allein Savage, durch sein Unglück verwildert, mißbrauchte sein Vertrauen und seine Freundschaft dergestalt, daß ein eingewurzelter Zwist unter ihnen darauf erfolgte.

So lebte Savage die meiste Zeit ohne andere Hülfe, als die er durch zufällige Freundschafts- und Gunstbezeugungen erhielt; Quellen, die ihm zuweilen sehr freygebig eröfnet, und zur andern Zeit plötzlich verstopft wurden; so, daß man von ihm sagen kann, er habe sein Leben zwischen Mangel und Ueberfluß, oder — welches noch ärger war — zwischen Betteley und Ausschweifung zugebracht. Denn da er alles, was ihm zufloß, für eine Gabe des Zufalls ansah, der ihm zu einer Zeit so gut, wie zur andern, günstig seyn könnte; so war er immer in Versuchung, das zu vergeuden, was er hatte, weil er immer hofte, sogleich wieder was neues zu erhalten.

Seine Freunde baten ihn zuletzt, sich nach Swansea in Südwallis zu begeben, wo sie ihm ein jährliches Gehalt von funfzig Pfund zu geben versprachen. Dies nahm er an; da er aber dieses Gehalt gezogen hatte, und mit der ihm wiederfahrnen Begegnung nicht zufrieden war, so ging er, nachdem er sich dort ein Jahrlang aufgehalten hatte, nach Bristal, in der Absicht, nach London zurückzugehen. Weil er aber dort einige Schulden gemacht hatte, so wurde er in Verhaft

genom-

genommen, und ins Gefängniß gesetzt. Hier bekam er ein Fieber, dessen Veranlassung man einem Briefe von Herrn Pope zuschreibt, worin er ihm Undankbarkeit vorwarf, und starb den 31. July 1743. Er wurde auf dem Peters Kirchhofe zu Bristol, auf Kosten des Gefangenwärters, begraben.

So verhielt es sich mit dem Leben und Tode Richards Savage, eines Mannes, der sich eben so sehr durch seine guten als schlimmen Eigenschaften auszeichnete, und eben so merkwürdig durch seine Schwachheiten, als durch seine Fähigkeiten geworden ist. Als Schriftsteller ist er zwar vor dem Tadel des Kunstrichters nicht völlig gesichert; indeß muß man doch seine Werke für Früchte eines wahren poetischen Genies gelten lassen, und ihnen einen Werth zugestehen, den manche Werke mehr bewunderter Schriftsteller nicht haben. Seine Gedichte haben eine gewisse Originalität, die keine Aehnlichkeit mit irgend einem vorhergehenden Schriftsteller hat. Die Versifikation und Gedanken haben eine ganz eigenthümliche Wendung, die sich von Niemand glücklich nachahmen läßt, weil das bey andern gesucht seyn würde, was bey Savage Natur war. Der allgemeinste Fehler seiner Schreibart ist Rauhigkeit, und ihre allgemeinste Schönheit ist eine gewisse Würde; die herrschende Schönheit seiner Gedanken ist Erhabenheit, und Einförmigkeit ihr herrschender Fehler.

2.

Johann Baskerville.

Vielen unsern Lesern, welche in der Ankündigung der neuen Ausgabe der sämtlichen Voltairischen Schriften, die Beaumarchais jetzt veranstaltet, von Baskervilleschen Lettern gelesen haben, wird es vielleicht angenehm seyn, hier etwas von diesem Manne zu finden.

Johann Baskerville, ein sehr geschickter Künstler des gegenwärtigen Jahrhunderts, vornehmlich in der Schriftgiesserey und Buchdruckerey, wurde im Januar 1706 zu Woverley in Worcestershire geboren, und war der Erbe eines liegenden Grundes von ungefähr sechzig Pfund jährlicher Einkünfte. Er ließ indeß, mit einer musterhaften kindlichen Liebe und Großmuth, dies ganze Einkommen seinen Eltern bis an ihren Tod; und beyde starben im ziemlich hohen Alter. Er wurde in seiner Jugend zu keinem besondern Gewerbe oder Geschäfte angeführt; indes hatte er frühzeitig einen grossen Hang zum Schönschreiben und Steinschneiden, und brachte es in beyden Künsten sehr weit. Als er ungefähr zwanzig Jahr alt war, fing er an, zu Birmingham Schreibmeister zu werden. In kurzer Zeit brachte ihn sein betriebsamer Geist, der auf den Fortgang aufmerksam war, welchen die Manufakturen dieser arbeitsamen Stadt hatten, auf die Lackierarbeit. Diese trieb er eine lange Zeit mit vorzüglicher Geschicklichkeit und dem glücklichsten Erfolge. Im Jahr 1750 legte er sich aufs Schriftgiessen; es kostete ihm viel Mühe, dasselbe zur Vollkommenheit zu bringen, und war zugleich mit sehr grossen Kosten verknüpft. Vom Schriftgiessen ging er nach wenig Jahren zur Buchdruckerey über. Das erste Buch, das er abdruckte, war eine Ausgabe Virgil's, in

Medianquart, die jetzt drey Guineen kostet. Bald hernach erhielt er von der Universität Cambridge die Erlaubniß, zwey Bibeln in Regalfolio, und zwey Ausgaben des Common Prayer in dreyerley Format zu drucken. Für die Erlaubniß dazu bezahlte er der Universität eine ansehnliche Summe. In der Folge druckte er den Horaz, Terenz, Katull, Lucrez, Juvenal, Sallust und Florus, in Medianquart, den Virgil in Oktav, und verschiedne Bücher in Duodez. Auch gab er einige klassische englische Schriftsteller, besonders den Milton heraus. Wegen der Schönheit dieser Ausgaben verdient Baskervilles Name einen Rang unter denen, die, wenigstens in neuern Zeiten, das meiste zur Verschönerung und Verbesserung der Buchdruckerkunst beygetragen haben. Man weis, zu welcher Vollkommenheit er es darin gebracht hat. Das Papier, die Schrift und die ganze Ausführung der von ihm gedruckten Werke sind die besten Zeugnisse ihres vorzüglichen Verdienstes. Da Baskerville indes von den Buchhändlern die Aufmunterung nicht erhielt, die er hofte und erwartete, so fing er kurz vor seinem Tode eine ordentliche Schriftgiesserey zum Verkauf an, und seine Wittwe setzt noch jetzt dies Gewerbe fort. Er starb im Januar 1775, und hinterlies keine Kinder — Er hatte einen sehr gutseeligen Karakter, und war besonders gegen Freunde sehr höflich und gastfrey. Er genoß der Bekanntschaft vieler geschickter Männer, und stand vornehmlich mit dem verstorbnen Buchhändler Robert Dodsley und mit Herrn Shenstone in genauer Freundschaft.

VIII. Ro-

VIII.

Romane.

Angeline,

eine wahre Klostergeschichte.

O Liebe! was für Opfer kostest du dem Menschengeschlecht! Die ersten Zierden der Natur werden von dir zerstöret. — — Angeline! was für Qualen waren deinem Herzen aufbehalten, was für innre Angst, Seufzer, und bittre Thränen welkten dich, Holde! dahin, bis die Verzweiflung deine Leiden endete!

Seit ihren ersten Jahren war sie bey einer Verwandtin im Kloster erzogen. Schon als Kind beredete man sie, da zu bleiben, und ihre Eltern, die ausser ihr noch fünf Kinder hatten, wandten alles an, ihren Entschluß dahin zu lenken. Je mehr sie heranwuchs, je mehr nahm das Andrängen der Eltern, und Einreden der Nonnen zu. Keine dieser heiligen Schwestern kannte die Welt; jede hatte sich selbst ihre eigene Vorstellung von den Qualen und Leiden derselben entworfen, und kramte sie den jungen Mädchen, die sie gern in ihre Zahl schliessen wollte, in warnenden Erzählungen aus. All' die Bilder und Beschreibungen, die man Angelinen vom weltlichen Leben beygebracht hatte, machten ihr den Gedanken davon zu einem furchtvollen Gefühl. Sie wankte lange in Unbestimmtheit; ein innrer

Zug nach Freyheit, und der Gedanke an ewig bleibende Lindrung hielt ihren Entschluß noch immer zurück, bis ein Paar ihrer Freundinnen sich bestimmten den Schleyer anzulegen. Die Freundschaft riß Angeline ihrem Beispiele nach: sie that mit ihnen gleiches Gelübde, und lebte in dem geheiligten Stande so dahin: Gewohnheit machte ihr das Kloster lieb, alle waren ihre Freunde, alle, die sie umgaben, liebten sie, und unbemerkt verfloß ihr die Zeit in ruhigen Tagen. Zu ihrem Unglück kam Wilhelm, seine Tante zu besuchen, ins Kloster. Beym ersten Anblick haftete sein Herz an Angeline, und seine ganze Seele hing in liebevollen Blicken unabläßlich an ihr. Sie empfand ein gleiches für ihn; sein Anblick füllte sie ganz mit unbekannter banger Empfindung. Sie wollte widerstehen; sie fühlte ihr Gelübde, ihren Stand, sie nahm sich vor, ihn zu fliehen, und ihre Liebe zu unterdrücken, aber sie vermocht es nicht; an jedem Orte suchte er sie auf, seine Gegenwart verfolgte sie überall, und riß all' das feste Vornehmen wieder ein. Sein Wesen, das einnehmende wonnevolle seines Umgangs zog sie völlig hin. Sie empfand nichts als Leidenschaft und ununterdrückbare Liebe.

Sie hatte von einer Freundin, die neulich in der Nachbarschaft an einen Rath verheurathet war, Werthers Leiden zum Geschenk erhalten, sie hatte sie schon oft durchgelesen, und dabey geweint, aber nun las sie nichts anders: ihr Herz fand seine einzige Nahrung darin. Es trieb ihre Leidenschaft so hoch, daß sie ihr völlig unterlag. Sie hielt es vor ihrer Freundin noch immer verborgen, aber sie konnt es nun nicht länger mehr. Sie war mit ihr im Kloster erzogen, ihr allein waren all' ihre kleinen Geheimnisse bekannt. Sie hofte Erleichterung in ihrem Theilnehmen zu erhalten, ihr gepreßtes Herz wollte Luft, es strömte aus in ihren vertraulichen Busen.

1.

Ich trags nicht mehr, mein Herz bricht. Ich liebe, ich liebe! Es muß heraus, das quälende Geheimniß. Schon oft wollt' ich's Dir entdecken, nahm mir's fest vor, und warst Du dann da, so war mir's wieder unmöglich. Wie gern hätte ich gehabt, daß Du es gemerket, daß Wilhelm .... Therese! ausser ihm ist keine Ruhe, kein Glück ferner für mich. Immer schwebt er vor meinen Sinnen, und jeder Gedanke zerfließt in seinem Bilde. Wohl hattest Du recht, daß ich Dich vergessen! o vergieb, vergieb es! Denn nun verlang ich mit marternder Sehnsucht nach Deiner Gegenwart, in Deinen Armen all' meine Beklemmung, all' mein Schicksal auszuweinen. Komm, liebe Therese! komm! laß mich an Deinem Halse mein Herz ergiessen! es ist voll; ganz voll. Was ich Dir nicht all' zu sagen habe! alles, was ich vor Dir so lange verheelt hatte. O komm! eile, rathe mir, führe, leite mich, ich übergeb mich Dir ganz.

2.

Ich soll ihn ausschlagen, vergessen, es werde mich unglücklich machen. — Meinst Du das? fühl ich's nicht schon schmerzlich genug, daß ichs bin, daß alles Glück auf immer von mir geschieden seyn wird! Therese! war das der Trost, den ich bey Dir suchte? das verlaßne Mädchen fliegt voll träumender Freude an den Busen ihrer Freundin, hoft Theilnehmen zu finden, und sie öfnet ihr die Aussicht einer Zukunft voll endlosen Elends. Hättest Du mir das nicht verbergen können!

Wie hab' ich nicht widerstrebt! mein Stand, all' meine Kräfte hab' ich ihm entgegengesetzt; und wie das bey einem Wiedersehen, bey einem Blick von ihm all' wieder einsinkt, all' die Standhaftigkeit, all' der feste

Vorsatz ihn zu vergessen wieder wegschmilzt! Ach, Beste! hab' Mitleid mit mir, Du weißt nicht, was ich leide.

3.

Es ist Dir so leid gewesen, daß Du mich betrübt hattest. Sieh, meine Beste! ich hab' es schon vergessen; doch hatte michs gestern den ganzen Tag verstimmt; die ganze Nacht mußt ich drüber weinen. Wenn ich aber wieder bey ihm gewesen, denn ist mir's ganz wohl, dann trübet mich nichts mehr.

Diesen Nachmittag waren wir nach unserm Lusthäuschen spaziert; Wilhelm hatte, ohne daß wir daran dachten, Wein und Gebäck hinschaffen lassen. Wir fanden unvermuthet eine ganz besetzte Tafel. Er war besonders aufgeräumt; seine Laune machte uns alle munter. Wir jagten uns müde auf dem Felde hinter Schmetterlingen, die wir für meinen bunten Kasten bestimmten; dann setzten wir uns im Busch an der Erde, hefteten sie auf kleine Brettchen, und schäckerten lustig dabey. Auf dem Rückweg warfen wir uns mit Käfern, und trieben es fast bis zur Ausgelassenheit. Immer war er um mich, und suchte sich mit mir abzugeben. Wie wir uns nach der Tafel gute Nacht wünschten, drückte er mir die Hand, und sagte: Träumen Sie doch etwas von mir! Als wenn ich nicht wachend genug von ihm träumte! doch gut, daß er's nicht weiß.

4.

Wie er mich unter allen ausnimmt, und es doch so geschickt zu machen weiß, daß keiner es merkt! Wenn ich in der Kirche bin, stellt er sich so, daß er ohne bemerkt zu werden, mich ansehen kann; und sein Blick hängt denn immer an mir. Vor der Tafel schiebt er sich so lange an jeder scherzend herum, bis er seinen Platz

Platz bey mir hat, wenn aufgetragen wird. Er sucht sich dann mit der alten Cläre abzugeben, die ihm an der andern Seite sitzt. Er hat's nun so weit bey ihr gebracht, daß er künftig seinen Sitz da behalten soll. Die guten Seelen haben mich in gar keinem Verdacht. Du weißt, daß ich gern einer jeden gefällig bin, und niemals ihre Freuden ihnen verderbe, das macht sie mir dann alle so anhänglich, daß sie mich zu lieb haben, um auf mich neidisch einen Argwohn zu werfen.

5.

Gewiß, Therese, das war ein unglücklicher Tag für mich, als Wilhelm hieher kam! seitdem ist all' meine Ruhe dahin. Wie unbefangen lebte ich, eh' ich ihn noch gesehn! Wie war das all' so still in meinem Herzen, und nun, was Drängen, was Seufzen und Sehnen darinn! wie er das erstemal des Mittags hereintrat, und sein Blick zwischen allen an mir kleben blieb, ich ihn tief im Herzen fühlte, und hernach nicht mehr aufsehen konnte; meine Stimme zitterte, wenn ich ihm antworten mußte; seitdem regt sich immer traurige Ahndung unter all' der Freude, all' der Wonne in meiner Seele, die mir in dunkelem Gefühl fürchten läßt, daß ich unglücklich seyn werde.

Dies währte nun eine ziemliche Zeit sofort, ihr vertrauter Umgang, seine Zudringlichkeit zu ihr, und all' das sorgsame Vorkommen deß, was sie gern hatte, vermehrte sich täglich. Sie suchten jede Gelegenheit beysammen zu seyn, und in jedem Wort, in jedem Blick, in jedem Händedruck fühlte eins die Liebe des andern. Wilhelm hatte seinen Aufenthalt schon einige Monate durch allerhand Vorwand zu verlängern gewußt; die Ge-

Geschäfte, die er in einem Städtchen eine kleine Meile vom Kloster in Richtigkeit zu bringen hatte, waren zu Ende: doch konnt' er sich nicht abreissen; der Gedanke an seine Trennung senkte ihn in die tiefste Trauer: Sein Vater fing schon an etwas zu argwohnen, Wilhelm erhielt bittere Sticheleyen von ihm; es war ihm nicht länger möglich zu bleiben, er beschloß also in einigen Tagen seine Abreise. Angeline nahm einen geheimen Kummer in ihm wahr, und bezeigte Theresen ihre Unruh darüber.

6.

Was ihm doch fehlen mag! täglich wird er stiller und nachdenkender. Oft stehn ihm die Thränen in den Augen, sieht mich an, und seufzt tief; merkt er denn, daß ich's wahrgenommen, so thut er frölich und sucht mir seine Traurigkeit zu verbergen. Sie steckt mich mit an, ich muß weinen, wenn ich allein bin; es erdrückt mir das Herz.

7.

Was wird aus mir werden! er muß in einigen Tagen fort, er hat Briefe gekriegt, die ihn von hier reissen. Nun fühl ich's erst, wie ich ihn liebe, da ich ihn verlieren soll. — Verlieren! Kann ich's fassen mein Elend bey dem Sinn: verlieren!

8.

Ich weiß nicht, woher es kommen mag, daß er mir nun überall ausweicht, da er doch sonst so sorgfältig jede Gelegenheit suchte, mich zu sprechen. Ich mache mir allerhand Gedanken darüber, es mehret mein Elend, und ich unterlieg ihm. In zween Tagen bin ich nicht von meiner Zelle gewesen. Es ist mir unmöglich in

aller

aller Gegenwart bey ihm zu seyn. Ich könnte nicht zurückhalten, müßte laut weinen, wenn ich ihn ansähe, und dächte an unsere Trennung.

Der Medicus ist hier gewesen; sie hatten ihn heimlich für mich kommen lassen, und um mir es zu verbergen, so hieß es, er sey auf Ansprach hieher gekommen. Er will, daß ich viel herumgehn soll; man legt die Ursach meiner Krankheit auf Hypochondrie: es ist gut, daß sie darauf gefallen sind. Denk das einmal nach, Thereſe! wenn man den Grund errathen hätte, wie's mit mir aussehen würde! Die guten Seelen sind sehr bekümmert um mich, suchen mit aller Sorgsamkeit mir zu helfen, aber sie wissen nicht, daß all' ihre Mühe vergebens ist, daß meine Krankheit in der Seele liegt, daß nicht die ganze Welt sie ausheilen kann.

2.

Er ist fort. Heut ist er abgereißt, und meine ganze Seele ihm nach. —

Gestern Abend mußt' ich herunter, um ihn noch einmal zu sehn. Ich gab vor, mir sey's was besser, aber das weißt du, o Gott! wie mir's war! Nach dem Essen wurden zum Abschied allerhand Gesundheiten getrunken, das konnt' ich nicht ausdauern; ein Schau'r überlief mich nach dem andern, alle Augenblick änderte meine Farbe, kalter Schweiß brach mir aus, ich mußte alle Gewalt widersetzen, um nicht laut auf zu schreien. Man merkte meinen Zustand, mir verging Hören und Sehen und man führte mich hinaus. Er begleitete mich bis an meine Zelle, und alles drängte in Unordnung uns nach.

Diesen Morgen kam er zu mir, um Abschied zu nehmen. Cläre war mit den beyden Weimanns da, mich zu besuchen. Er verlor völlig seine Fassung, als

er den unvermutheten Besuch bey mir fand. O Thérese! wie verhaßt war mir nun die ungelegene Gegenwart dieser Lieben! ich hätte sie vom Zimmer zeigen mögen, um mich bey seinem Abschied recht ausweinen zu können. Er hatte sich etwas ermannet, fing verschiedene Diskursen an, um das Gespräch von seinem Abschied zu lenken, bis eine Magd hereintrat, ihm zu sagen, daß man unten auf ihn warte. Schüchtern stand er auf; leben Sie wohl, sagte er, und küßte meine Hand, wir sehn uns bald wieder, machen Sie, daß ich Sie dann besser finde. Die Thränen liefen ihm herab, er verließ mich voll Verwirrung. Alle weinten und folgten ihm nach. O was Wohlthat für mich! dafür danke ihnen Gott. Ich meinte zu zerspringen, hätte meine Seele ihm nach weinen mögen.

Als er abfahren wollte, schlich ich mich heimlich an ein Fenster, das nach dem Platz hinaussieht. Sie begleiteten ihn alle. Er umfaßte noch seine Tante und küßte sie; die andern drückten ihm die Hände, und wischten sich die Augen. Er war bis ins Innre bewegt, warf sich in den Wagen, hielt sein Tuch fest vor's Gesicht, und fuhr davon. Ich meinte niederzusinken, so zitterten meine Knie! voll dumpfer Beängstigung warf ich mich auf's Bett. — Unabsehliches Elend liegt in allen meinen Sinnen; könnt' ich, ach! in Seufzern mein geängstetes Leben aushauchen! denn ich hab' nun alles verloren, alles! nichts bleibt mir mehr übrig.

Sie konnte seine Abwesenheit nicht ertragen. Thérese besuchte sie oft, aber nichts half; ihr Zustand ward von Tag zu Tag schlimmer. Das beständige Weinen, Sehnen und Seufzen schwächte sie ganz; ihre Gesund-

heit

heit ward völlig dadurch zerrüttet. Sie schrieb in dieser Zeit nur einmal an Theresen.

10.

O warum hab' ich der Welt entsagen müssen! Warum haben meine Eltern, die mehr Einsicht hatten, als ich, es nicht gehindert! Sie haben mich dem Verderben hingeworfen. — War es Kunst, ein unwissendes Mädchen, das im Kloster erzogen, nichts anders kennt, nun einmal da gewohnt ist, und seine einzige Freude da hat, dazu zu bereden! Viele hatten kein Arges dabey, aber weh' denen, die es anders voraussehen konnten, und es nicht hinderten; sie habens auf ihrem Gewissen, sie haben mich unglücklich gemacht; elend lebenslang: kein glücklicher Tag ist mehr für mich aufbehalten.

Wilhelms Ankunft zu Hause hatte ihn in vielen Verdruß versetzt. Er besaß die Liebe eines Mädchens, das die Erbin vielen Vermögens war. Er hatte, eh' er Angeline noch kannte, ihrer Neigung immer geschmeichelt, und mit ihr in liebevoller enger Vertraulichkeit gelebt. Sein Vater trug ihre Heurath stets im Sinne; und da er nun seine Gleichgültigkeit zu ihr wahrnahm, drang er mit Starrsinn auf die Verbindung. Wilhelm fand keine Möglichkeit ihr auszuweichen. Es nagte ihn tief, daß er ihre Leidenschaft erst angefachet, die ihm nun zur größten Last war. Ihr zärtliches Besorgniß für ihn, ihre ganze Liebe, die allein auf ihn haftete, und dann wieder all' die Leiden, all' der Schmerz, den die Aenderung in seinem Betragen, worin sie die Kälte seiner verlornen Liebe zu finden glaubte, ihr zubereitete, ging ihm durch die Seele. Er setzte seine Heurath fest; nur wollt' er Angeline noch einmal sehen, um von ihr einen ewigen Abschied zu nehmen. Seine Unruh',

sein Sehnen nach ihr, trieb ihm unaufhörlich den Wunsch in die Sinne. Er kehrte also unter dem Vorwand, sich einige Tage auf dem Lande zu zerstreuen, in's Kloster zurück, und fand Angeline in dem traurigsten Zustand.

11.

Therese! er ist derselbige Mensch nicht mehr, seitdem er wieder hier ist. Oft bleibt er stundenlang bey seiner Tante allein. Sie haben gewiß was Wichtiges zusammen vor. Gestern waren ihr die Augen ganz roth, sie mußte viel geweint haben! — — O wenn es wahr wäre, was sie sich hier in die Ohren sagen! — — Therese! er soll sich verlobt haben, sein Vater hat ihn dazu gedrungen; die Verbindung ist in einigen Wochen festgesetzt, und er will nun zurücktreten. — — Mir stehn die Haar zu Berge, wenn ich das nachdenke. — — Wenn ich Schuld daran wäre! ich allein die Ursache so vielen Unfugs! — Und doch dünkt mich nichts gewissers.

12.

Mein Stand wird mir immer unerträglicher, alles, was mich umgiebt, ist mir verhaßt, es läßt mich in Innern fühlen, zerreissendes Elend der Menschheit. — —

Wenn ich denke, daß ich so der ganzen Welt ausgestorben bin, so ganz aus menschlicher Gesellschaft verbannt, hier einsam meine Jugend hinwelken muß, und unbekannt, unbeweint hier mein Leben austrauern soll. O Therese! ich halt's nicht mehr aus, ich weine blut'ge Thränen, und doch geben sie mir keinen Tropfen Linderung. Das Maas meiner Leiden ist voll, die können es verantworten, die Schuld daran sind.

13.

Werther ist der einz'ge Trost, die einzige Labung für meine kranke Seele. Täglich find' ich mehr Gleichheit in unsrer beyder Schicksal.

Lotte!

Lotte! hätteſt du das empfinden können, daß dein Werther ſich für dich dahin gab; für dich! ich fühle, was es heißt: für dich, aus Liebe zu dir! das zerſtörende Elend, das in ſeinem Innern wüthete, all' die Angſt, die Schreckniſſe einer hofnungsloſen Liebe, das brauſende Toben in ſeinen Sinnen, das die Bürde ſeines Lebens ſo ängſtlich durchquälte! Jedes Wort, jeder Ton weckt ſeinen Ausdruck in meiner Seele, und ſenkt mich tief in gräßliche Verworrenheit.

Lieber Werther! ſieh' hier deine leidende Schweſter! ein unwiderſtehlicher Zug, der all' meine Gefühle, mit wüthender Leidenſchaft ſpannt, reißt mich unaufhaltſam ins Verderben.

Groſſer Gott! mit was für Innbrunſt hab' ich zu dir hinaufgebeten um Gnade, um Kraft zu widerſtehen. Ich habe geflehet, mein geängſtetes Herz in Thränen dir ausgepreßt, du kennſt das arme, ſchwache Mädchen, ſie härmt in Qualen ſich aus, ſie unterliegt, ſie kann all' dem nicht widerſtehn. Rette ſie, rufe zu dir ihre hülfloſe Seele!

Bete für mich, liebe Thereſe! es iſt aus mit mir.

14.

Geſtern Abend hatte er auf mich im langen Gang gewartet. Er nahm meine Hand, küßte ſie, und ſeine Thränen rieſelten drüber weg. Denn brach er voll innrer Verzweiflung aus: Angeline! ich bin unglücklich, bedauern Sie mich! Ich meinte zu verſinken, ſo fiel mir das auf. Ich wollte meine Hand zurückziehen, aber er hielt ſie feſt, drückte ſie mit Innbrunſt an ſein Herz, und ging ohne ferner ein Wort reden zu können. Thereſe! ſo hab' ich ihn noch nie geſehen. Er hatte mir was zu ſagen, es lag ſchwer auf ihm, aber er vermogt's nicht. Mir iſt's leicht zu errathen, was es iſt,

doch darf ich nicht mehr nachdenken, ich verliere meine Sinne darüber.

Wilhelm hatte von seinem Vater einen unvermutheten Brief mit harten Vorwürfen über seinen Aufenthalt im Kloster erhalten; er wollte ein Ende davon machen, und ihn den dritten Tag abholen. Jedes Wort zerriß ihm die Brust. All' die Liebe, all' die Neigung, die er in jeder Miene, in jeder Kleinigkeit bey Angelinen ausgedruckt fand, heftete ihn so sehr an sie, daß er sich nicht losreissen konnte. All' seine Sinne waren gebunden, das schwache Vornehmen, ihr ein ewig Lebewohl zu sagen, das sein Herz ihm nur eingeredt, um einen Grund zu haben, wieder ins Kloster zu kommen, war völlig erloschen; er dachte nicht mehr daran, dachte nichts als Angeline, fühlte nichts, als seine Neigung. Schon einige Tage war ihm der Gedanke, sie zu entführen, im Kopf herumgelaufen, doch hatte er's noch immer verschoben, bis der Brief seines Vaters seinen zaudernden Vorsatz festsetzte. Er hatte es ihr noch denselben Abend eröfnen wollen, und auf sie deswegen nach der Tafel im Gang gewartet, da sie ihm aber zu lange wegblieb, und er befürchten mußte, von jemand gestört zu werden, so setzte er's bis kommende Nacht aus.

15.

Wilhelm hat mich in einem kleinen Zettelchen um die Erlaubniß gebeten, diesen Abend heimlich auf meine Zelle zu kommen. Ich war in gröster Verlegenheit. — Er hat mir was wichtiges zu sagen, es wäre mir daran gelegen, es zu wissen, schreibt er. — Therese! was kann das seyn? Ich sinne und sinne, zerbreche mir den Kopf über all' die Muthmassungen, und bringe doch

doch nichts heraus. Ich hab' ihm nicht geantwortet; ich zittre, daß er kömmt, doch sehn ich mich darnach.

Um ellf Uhr kam er an ihre Thüre; sie hatte ihn erwartet; zitternd stand sie auf, öfnete sie leise, zu verhüten, daß sie nicht knarre. Etwas verwirrt trat er herein, verzeihen Sie meinem späten Besuch, Angeline! sagt' er, ich hatte darum angesucht, Sie ertheilten mir aber keine Antwort darauf. Die Furcht, Sie zu beleidigen, würde mich zurückgehalten haben, hätt' ich nicht was auf dem Herzen, das ich Ihnen eröfnen muß, das ich nicht länger aussetzen darf. Sie bat ihn, ihre Unruh' zu verhelen suchend, Platz zu nehmen. Er setzte sich neben sie hin.

Sie werden es bemerkt haben, fuhr er fort, daß ich Ihnen was zu sagen hatte. Gestern Abend wartete ich mit festem Vorsatz, es Ihnen zu eröfnen. Es währte lange bis Sie kamen, das Alleinseyn hatte all' die traurigen Gedanken vor meine Sinne gebracht, und mich ganz damit ausgefüllt. Ich trat vor Sie hin, wollte reden, aber meine überströmende Empfindlichkeit hemmte meine Sprache, und trieb mich fort, ohne mich zu entdecken.

Sie sollten einem angst machen mit Ihrer Vorbereitung, versetzte Angeline mit einer erzwungenen Heiterkeit, womit sie ihre zunehmende Unruh' zu unterdrücken suchte.

Angeline! sprach er, und nahm, ihre Aufmerksamkeit zu erhalten, ihre Hand. Ich soll mich verheirathen, mein Vater will es, er hat ein reiches Mädchen für mich bestimmt. Ihr fehlt keine Schönheit, keine Erziehung, einnehmende Güte ist in ihrem Umgang;

ich meinte sie zu lieben, glaubte es, da ich Sie noch nicht gesehen hatte; aber nun hab' ich nichts als Angeline, nichts in der Welt als Sie.. Was können Sie aber von mir hoffen, sagte sie stammelnd, Sie sehen meinen Stand, die Unmöglichkeit. . . . Ihre ausbrechende Thränen erstickten die Worte; sie wandte sich abwärts, und hielt ihr Tuch mit beyden Händen vor's Gesicht. Er ward heftiger: Angeline, versetzte er, Morgen kömmt mein Vater, mich abzuholen, ich soll hier fort, er will es, will uns trennen, ewig! ewig! —

Angeline! ich sehe nichts als endlose Verzweiflung, es ist unmöglich, ich kann's nicht. . . . Er wollte ferner reden, aber sie unterbrach ihn: Verlassen Sie mich! um Gotteswillen verlassen Sie mich!

Das Wort verlassen, der voll innrer Wehmuth erschütterte Ton ging ihm durch alle Nerven. Angeline! Angeline! ich bin verloren, wenn Sie mich verlassen! brach er aus, faßte ihre Hände, riß sie ihr vom Gesicht, küßte sie voll Innigkeit, und sank mit seinem Kopf darauf in ihrem Schoos. Er weinte bitterlich und zitterte an allen Gliedern. Sein Zustand trieb sie in die schrecklichste Lage. Ihr fürchterliches Schluchsen machte den Ausbruch ihres Schmerzens so laut, daß es in den Nebenzellen bewerkt wurde. Der Lärm des Herzuellens rief sie wieder zu sich selbst: plötzlicher Schrecken erstarrte all' ihre Gefühle, sie sprang auf, gehn Sie, Wilhelm! Sie machen mich unglücklich, sagte sie, indem sie sich von ihm losriß. Er stand stumm und lies ab. Leben Sie wohl, sagte er bitter, knirschte mit den Zähnen und ergrif seinen Hut; Sie haben mich verlassen! rief er voll wüthendem Schmerz, ich habe Sie verloren! — weh' mir! — Mir bleibt nichts übrig, als . . . Er schlug sich vor die Stirn, warf wild

einen

einen verzweiflungsvollen Blick auf sie, und stürzte ganz ausser sich zur Thüre hinaus.

Er hatte ihr seinen Entschluß, mit ihr zu fliehen, entdecken, und sie durch seine Geschichte dazu vorbereiten wollen, woran ihn aber die unglückliche Ankunft der Nonnen gehindert; nun konnt' er auf keine fernere Gelegenheit mehr hoffen, es war ihm gewiß, daß sein unlenksamer Vater, der seine geheime Liebe im Kloster argwohnte, ihn ohne Aufschub den andern Tag mit sich fortführen würde.

Angeline war auf dem Punkt, ihn wieder zurück zu rufen, aber das Grauen, das sie bey der Ankunft ihrer Schwestern überfiel, hielt sie zurück. Zwey Nonnen, welche wegen Angelinens heftiger Gemüthskrankheit, und den öftern starken Ohnmachten, die diese ihr zuzog, einen starken Ueberfall bey ihr befürchtet hatten, waren zur Hülfe herbeygeeilt. Sie fanden sie an der Erde liegen, das Gesicht in ihren Händen, naß von Thränen. Wilhelm's Hut lag bey der Thüre; er war ihm entfallen, ohne daß er ihn vermisset hatte; dies setzte sie in's äusserste Erstaunen, und gab ihnen ein dunkeles Licht alles dessen, was vorgefallen war. Sie nahmen Angeline auf; voll des größten Schmerzens öfnete sie ihre Augen zum Himmel, rief: Wilhelm! Wilhelm! in gräßlich überschreiten Tönen, und sank in ihren Armen nieder. Sie legten sie aufs Bett, und liefen heraus, im Kloster Hülfe zu suchen.

Angeline kam wieder zu sich, der Verlust all' ihrer Hofnungen, all' die dunkele Vorstellung ihres Elends ohne Absicht, und die Gewißheit, die man nun hatte von ihrer Liebe, drückte ihre aufdämmernde Seele, wie ein angstvoller Traum. — Entsetzen schauderte durch

den

den erwachenden Sinn: sie sprang auf, hundert erwachende Gedanken fuhren durch ihren Kopf; der Anblick ihrer Schwestern, sie von Schaam gebeugt vor ihren verachtenden Blicken, drängte sich wild in ihre Gefühle: sie sah sich verspottet von ihren Freunden, von ihrem lieben Wilhelm ewig getrennt, allein, elend und verlassen in der ganzen Schöpfung. Wild lief sie auf und ab, sie hörte kommen; gräßlich faßt's sie mit aller Verzweiflung; empört sprang sie zum Fenster, riß es auf, und schnell stürzt sie hinab.

Die Aebtissin war mit einigen Nonnen auf die Nachricht ihres üblen Zustandes herbeygeeilt; sie entdeckten mit Schaudern das verzweifelnde Unternehmen, und ihr gräßliches Geschrey erweckte das ganze Kloster.

Sie war in den umgebenden Graben gefallen; des Morgens um Achte fand man den Körper erst wieder.

Der Doktor hatte ausgesagt, ihre Krankheit hätte sie dazu vermogt, und daß ihr Leichnam auf dem Kirchhof könnte begraben werden. Am Abend ward sie begraben. Alle weinten über ihren Verlust. Therese war untröstlich darüber. Wilhelm verfiel in rasende Krankheit.

Weine, Mädchen, sie ist dahin, die liebende Unglückliche! weih' ihr, Jüngling, eine gerührte Thräne! Sie verdiente ein besseres Loos.

IX.
Miscellanien.

Johann Nikolaus Goldschmidt.

Ein Menschenfresser *).

Die Geschichte eines Menschenfressers mitten in Deutschland, unter einer gesitteten Nation, zu einer Zeit, wo affectirte Empfindeley die Modekrankheit bey Personen vom Stande ist, und der gewaltsame Tod einer Fliege zittern macht, ist eine unerwartete Erscheinung. Sie giebt dem Philosophen, Sittenlehrer, Prediger und Aerzte vielfältigen Stof zu erbaulichen Betrachtungen: Allein ich will Niemanden vorgreifen, sondern blos erzählen, was ich in den Akten fand.

Johann Jakob Goldschmidt, ein Kühhirte zu Eichelborn ohnweit Weimar, war im Dorfe Hernschwegen bey Streyfen geboren, erhielt so viel Unterricht in der christlichen Religion, als ihm sein einfältiger Schulmeister ertheilen konnte und wollte, verheirathete sich im siebenundzwanzigsten Jahre, und verrichtete sein Gewerbe ganzer achtundzwanzig Jahr, ohne daß man etwas weiter an ihm bemerkte, als eine gewisse Rauhigkeit der Sit-

*) Aus dem Almanach für Aerzte und Nichtärzte, auf das Jahr 1782.

Sitten, die dieser Art Leuten eigen ist, eine starke Dose von Grobheit und übermäßigen Jachzorn. So verstrich sein einförmiges Leben bis zum fünfundfunfzigsten Jahre (1771), in welchem die hiesigen Länder und den größten Theil Deutschlands eine allgemeine Theurung drückte. Und dennoch hatte diese Theurung keinen Antheil an der schrecklichen That, wozu er sich durch Jachzorn verleiten ließ. Denn noch an dem nämlichen Tage hatte seine Frau Brod von Weimar geholet, sein Häuschen war schuldenfrey und mit etwas Federvieh versehen. Die Schönemannin, eine Wittwe, schickte ihr Mädchen von ohngefähr eilf Jahren frühe in die Schule. Der Mittag kam heran, und das Mädchen blieb aussen. Die Mutter, voller Unruhe, ob dem Kinde etwas widerfahren seyn möchte, erkundigte sich bey allen Bekannten, und so gar bey Goldschmidten. Er antwortete, sie wäre beym Teichfischen gegenwärtig gewesen. Der Teich und der dabey befindliche Brunnen ward sorgfältig untersucht, aber ohne Erfolg. Es entstand also der Verdacht, ob er nicht das Kind elendiglich umgebracht habe, da er einstweilen, vom Wahrsagergeiste ergriffen, das Abschlachten und Geniessen der Kinder verkündigt, und für sich fremde Kinder vorbehalten hatte. Ausserdem hatte die Nachbarinn, Weisinn, bemerkt, daß Goldschmidt unter der Bußtagsvorbereitung in seinem Hause sehr geschäftigt gewesen sey, nachher zweymal vor die Thüre getreten und sich umgesehen habe, ob sich jemand in der Nähe befände, dann ein Paket Kleidungsstücke unter seinem Rocke in Urban Geists öde stehendes Haus getragen und von da leer zurück gekommen sey. Die Mutter meldete dies beym Richter des Dorfes. Bey der genauen Durchsuchung des besagten Hauses und des Kellers fand man einige Kleidungsstücke und sechsunddreyßig zerstümmelte Gliedmaßen des Mädchens,

jens, als einen guten Theil des Gehirns, das Netz, as Herz, die Lunge, Leber und rechte Niere, die übri- en Eingeweide, welche sämtlich mehr, als einmal durch- hnitten waren, ein großes Stück der Kopfhaut, die nterlippe, nebst der abgezogenen Haut des Kinnes und Vorderhalses, und anhängenden obern Theile der Luft- öhre. Unter dem Kinne war eine zwey Zoll lange hieflaufende Wunde, und auf der haarichten Kopfhaut in großer mit Blut unterlaufener Fleck. In Gold- hmidts Hause merkte man einen starken brenzlichen Ge- uch, und fand in der ausgescharrten Asche des Ofens och ein Büschel abgeschnittene und versengte Haare, ein Stück halb verbrannte Haut und einige Katechismusbil- er, im Beichtrocke ein Stück gekochtes und gebratenes leisch, das vom Dickbeine zu seyn schien, und ein halb Pfund wog.

Goldschmidt ward also gefänglich eingezogen, und estand sein Verbrechen auf folgende Art: Gegen eilf hr sey das Mädchen bey seiner Hausthür vorbey, und uf sein Begehren mit in die Stube gegangen, wo er r versprochen, die Uhr zu weisen. Indem nun das Mädchen darnach gesehen, und gefragt, was das für in Ding sey, das dort oben lange, habe er dasselbe, hne von ihm gereizt zu seyn, wohlbedächtig, von hin- n bey der Haube mit den Haaren ergriffen, und ihm ie Kehle abschneiden wollen, und weil dies nicht so- leich möglich war, mit dem Beile auf den Kopf ge- hlagen, das Genicke durchgehackt, und dann vollends sgedrehet. Zweymal athmete das Kind, ehe der fatale Schlag erfolgte, das Blut besprützte Wand und Bank, nd der Mörder verfolgte die angefangene That. Er ntkleidete das todte Mädchen, warf den Kopf, nebst en Armen, Füssen und Schulbüchern, in den Ofen, erstückelte den übrigen Körper, um ihn vor seiner Frau

unkenntlich zu machen, und auf der Nachtwache etwas Zukost zum Brodte zu haben, verbarg die besten Stücke auf den Boden, und die Eingeweide im Miste, wusch den Fußboden sorgfältig ab, und schüttete Sand darauf, verzehrte ein Stückchen gekochtes und gebratenes Fleisch aus Neugierde, und trug den folgenden Tag seinen Vorrath in Geists Keller. Ausserdem versicherte er, das Fleisch von todten Schaafen und Kälbern und geschlachteten Hunden mit seiner Frau verzehret zu haben, und seit einiger Zeit voller Mordgedanken gewesen zu seyn, so, daß es ihm gleich viel war, ob er ein Thier oder einen Menschen umbrächte. Die Frau hatte weder Wissenschaft, noch Antheil an der That gehabt, (das sagte ihr eigner Mann und eine Menge Zeugen aus) aber, ohne es zu wissen, von dem Fleische dieses unschuldigen Mädchens gegessen, dagegen bezeugte sie, daß ihr Mann in der Hitze sogleich vom Morden geredet habe, immer mürrisch und jachzornig, aber niemals blödsinnig oder rasend gewesen sey, manchmal auch den Nachbarn Kleinigkeiten gestohlen habe.

Der erste Todtschlag und Genuß des Menschenfleisches war also gewiß, als der Verdacht eines vorhergegangenen Mordes auf ihn fiel. Denn man fand in seinem Hause Kleidungsstücke von einem jungen Menschen, dergleichen man bey ihm nicht vermuthen konnte. Goldschmidt gestand auch dies Verbrechen, und gab davon folgende Umstände an. Einige Tage nach Michaelis 1771. habe er, wie gewöhnlich, sein Vieh gegen Mittag in den so benahmten Jesuiterwald, der nicht leicht von Holzmachern und Holzsammlern leer sey, treiben wollen, und am Eingange desselben einen jungen Menschen von ohngefähr vierundzwanzig Jahren im Reisehabite stehend gefunden, der ihm das Vieh scheu gemacht hätte. Goldschmidt schimpft, der Wandersmann läug-

läugnet, beyde kommen ins Handgemenge, der Hirte schlägt jenen mit seinem dicken Stocke hinter das linke Ohr, daß sogleich das Blut reichlich herab floß, und der Unglückliche todt zur Erden stürzte. Noch zitterten seine Beine, wie es bey Sterbenden mehrmals geschiehet, und der Grausame machte sie durch einige Schläge auf immer ruhend. Nun trug der Sieger den hingestreckten Feind in den dicken Wald, zog ihn aus, vertheilte ihn, und trug jedesmal, wenn er eintrieb, ein Stück im Sacke, mit Reißig bedeckt, nach Hause. Hier kam ihm der Appetit an, Menschenfleisch zu genieſſen. Es ward gekocht und gebraten, der Rest auf den Boden aufbewahret, und weil es schnell in Fäulniß ging, dem Hunde ebenfals gekocht und zerschnitten gegeben, dieser aber nachher von ihm selbst abgeschlachtet und wieder verzehret. Seine Frau hatte die Erlaubniß, diese Mahlzeit mitzuhalten; Allein sie konnte das angebliche Schöpsenfleisch nicht erkauen, und sagte: es müsse ein verteufelt alter Schöps gewesen seyn, worüber der Mörder gar herzlich lachte. Man fand auf dem Boden einige Knochen, die, seiner Angabe nach, von dem Unglücklichen seyn sollten, aber von dem Physikus, Herrn D. Müller, nicht davor erkannt wurden.

Inzwischen hatte Goldschmidt einigemal die Hand- und Fußeisen aufgesprengt, und beym Stuhlgehen sich so gezwängt, daß er braun und blau wurde, um dadurch seinen Bruch mehr herauszutreiben, und sich den Tod zu zuziehen. Der neue Physikus, Herr D. Bucholz, erhielt also den Auftrag, unerkannt sich in das Gefängniß zu begeben, und zu sehen, ob einige Zeichen des Unsinnes, den der Vertheidiger angeführt hatte, zu bemerken wären. Er fand nichts. Goldschmidt sprach vernünftig und zusammenhängend, erzählte auch, daß das Hundefleisch besser, als das Menschenfleisch geschmecket

habe: (denn letzteres sey zu süß und etwas eckel.) Die Leber des ermordeten Kindes sey wegen allzu großer Bitterkeit nicht zu essen gewesen; Ausser dem ihm von einem Ochsen verursachten Hodenbruche, wisse er nichts von Krankheiten.

Der Schöppenstuhl in Jena erkannte also für Recht daß er, als ein vorsetzlicher Mörder, von unten geräder der Körper aber aufs Rad geflochten werden solle. Das Urtheil ward den vierundzwanzigsten Julii 1772 zu Berka an der Ilm vollzogen. Goldschmidt zeigte auch hier, wie dauerhaft sein Körper sey. Mehrmalige Stösse des Rades waren nöthig, seine Arme und Beine zu zerbrechen, und sein ganzer Körper, besonders aber der Rücken, war voller borstiger Haare.

So starb dieser Missethäter und Menschenfresser, wie er es verdiente. Schade ist es, daß weder Prediger, noch Arzt, durch mancherley Fragen über die Entstehung dieser Handlung, des widernatürlichen Appetits, des besondern guten oder schlechten Geschmacks einzelner Glieder oder Eingeweide, der Empfindung nach dem Genuß ꝛc. mehr Licht über diese dunkle Materie zu verbreiten gesucht haben! Denn bey dem Morde des Strumpfwirkers, wie ihn Goldschmidt einmal nannte, war Jachzorn die erste Ursache zum Todtschlage, bey dem Mädchen eine sonderbare Liebe oder sogenannte Affektion. Aber warum vergaß er den ersten nach geschehener That im Walde einzuscharren, und das letztere gerne zu sehen, ohne es deshalb zu tödten? Wie entstand bey ihm der sonderbare Appetit, sich an ihrem Fleische zu laben? Warum fühlte er nicht bey jenem Schauer und Entsetzen nach der That, und bey diesem Mitleid vor der That? Warum verfiel er grade auf den Genuß der Leber dieses unschuldigen Mädchens? Doch wie manche Frage fände nicht hier noch staat! Dazu kommen noch gewisse Widersprüche in der Angabe ähnlicher Menschenfresser. Hier sagt Goldschmidts Frau, das Fleisch eines jungen Men-

schen

schen sey nicht zu erkauen gewesen, Goldschmidt sagt, das Fleisch habe eckel und süsse, die Leber, sogar nach Wegnahme der Gallenblase, bitter geschmeckt, da selbst die Leber der Thiere in dem Falle nicht leicht bitter ist. Der Schottländische Räuber beym Hektor Boetius suchte sich junge wohlbeleibte Leute zur Mahlzeit aus, und behauptete, ihr Fleisch sey ein Leckerbissen. Seine zwölfjährige Tochter, die bey Gefangennehmung des Vaters nur ein Jahr alt war, bekam den nemlichen Appetit, und versicherte, Menschenfleisch sey so schmackhaft, als kein anderes. Die Battaer auf der Insel Sumatra, welche, nach Herrn Millers Reisebeschreibung, (S. le Gentil's Reisen, Hamb. 1781) die ertappten Ehebrecher und Diebe verzehren, rühmen das Menschenfleisch vor allen andern Speisen, und die Fußsohlen und die flache Hand, als wahre Leckerbissen. Hier scheint es, als ob das Sprüchwort, ein jeder hat seinen eigenen Geschmack, im eigentlichen Verstande statt fände.

X.

Fragmente.

Gesundheitskatechismus *).

Der Mensch hat keine grössern physischen Güter, als Leben und Gesundheit, und dennoch ist er meistentheils entweder zu unwissend zu dem, was zu deren Erhaltung nothwendig ist, oder zu nachläßig, als daß er die vorräthigen Mittel der Natur und Kunst gehörig brauchen sollte. Nur dann erst, wenn die Folgen der Ausschwei-

*) Aus dem Almanach für Aerzte und Nichtärzte, auf das Jahr 1782.

fung den Körper zerrüttet haben, und das zerstörte, verfallene und blasse Gesicht einen geheimen Feind vermuthen läßt, fängt man an, alle kleinen Veränderungen zu bemerken, den Arzt ängstlich um Hülfe anzuflehen, und eine Zeitlang den strengen Befehlen der Kunst zu gehorchen. Kaum ist die Gefahr vorüber, so betritt er die alte Bahn, und spottet der Aerzte und ihrer Kunst. Denn was vermag nicht eine alte Gewohnheit und Leidenschaft über das menschliche Herz? Der Arzt muß hier so wenig als der Sittenlehrer müde werden, unangenehme, zum Theil alte Wahrheiten, mehrmals zu wiederholen, und, als Volkslehrer, allgemein faßliche Vorschriften zu geben, wie man leben soll, um gesund zu bleiben, und sogar, der schwächlichen Beschaffenheit des Körpers ohngeachtet, alt zu werden. Sie lassen sich auf wenige einschränken, und unter dem Vehiculum eines Gespräches am besten behalten. Hier ist es.

Frage **Wie muß man es anfangen, um gesund zu bleiben, und alt zu werden?**

Antwort. Man muß nichts thun, was die Geschäfte des Körpers stören, in Unordnung bringen oder wohl gar zerrütten kann.

Fr. **Was sind die Geschäfte des Körpers?**

Antw. Der Körper ist eine sehr künstliche Maschine, die aus mancherlei Theilen zusammen gesetzt ist, aus **Knochen**, die ihm die Stütze und Grundlage geben; aus fleischigten Massen, die **Muskeln** heissen, jene umkleiden, und einer Beweglichkeit fähig sind; aus **Gefässen** von verschiedener Größe und Richtung, die theils Blut, theils wässerige Feuchtigkeiten in sich enthalten, und den ganzen Körper durchströmen; aus **Nerven**, die, als feine Gehirnfasern betrachtet, mehr oder weniger, nach Art der Gefäße, sich verbreiten, trennen und wie-

der

der vereinigen, und allenthalben, wo sie hinkommen, Empfindungskraft mittheilen; aus grössern und kleinen runden oder länglichen Körperchen, welche **Drüsen** genennet werden, und zur Absonderung oder Verdünnung und Vervollkommung gewisser Säfte dienen; endlich aus flechsigen Häuten, oder **Bändern**. Diese Einrichtung der Theile ist harmonisch. Jeder Theil wirkt für sich, und dennoch immer in Verbindung mit den übrigen zum Besten des Ganzen. Dies sind die **Geschäfte des Körpers**. Das Herz und die Schlagadern verbreiten das Blut durch alle, auch die geringsten entfernten Theile, und die Blut- und Wasseradern bringen dasselbe und die übrigen Feuchtigkeiten wieder zurück zum Herzen; das ist der so wichtige **Kraislauf des Blutes**. Die Lunge dehnet sich aus, um die Luft einzuziehen, und fällt wieder zusammen, um die unnütze und schädliche Luft fortzutreiben. Beides geschiehet durch einen ganz besondern Bau. Der Magen und die Därme ziehen durch Beimischung des Speichels, der Galle und einiger andern seifenartigen Feuchtigkeiten, vermöge ihrer wechselsweisen Zusammenziehung, den Nahrungssaft aus, und treiben diesen in eigne Gefäße, wodurch er in die Blutmasse gelangt, hingegen gröbere und unverdaulichen Theile durch einen eigenen Ort fort. Die Leber sondert die **Galle**, die zwiefache **Niere** den Harn, der **Hode** bei dem männlichen Geschlechte den Saamen ab, und bei dem weiblichen Geschlechte entledigt sich die Natur des Ueberflusses von Geblüte zu gesetzten Zeiten aus der **Mutter**, so wie der **Zeugungstrieb** in gewissen Jahren geheime Verbindungen fordert. Die Muskeln verkürzen und verlängern sich, sobald der Wille oder eine andere mechanische Ursache auf die Fasern oder Nerven wirkt, und geben dem Körper das Vermögen, verschiedene, zum Theil schwer zu erklärende **Bewegungen**,

die man Stehen, Gehen, Reiten ꝛc. genannt hat, zu machen.

Fr. Wie gerathen aber diese Geschäfte in Unordnung?

Antw. Entweder von sich selbst, (und dies ist selten) oder durch mancherley Fehler der Menschen.

Fr. Und diese sind?

Antw. Uebermaaß oder Mangel, schlechte Auswal oder Unordnung in Essen und Trinken, im Schlafen und Wachen, in Ruhe und Bewegung, in den natürlichen Ausleerungen, in den Leidenschaften und Gewohnheiten, plötzliche Abänderung oder Verunreinigung der Luft, kurz, alles, was von aussen auf unserm Körper wirkt, oder in denselben aufgenommen wird, kann durch den Misbrauch schädlich werden.

Fr. Wie kann Essen schaden?

Antw. Wenn ich solche Speisen geniesse, die an sich schwer zu verdauen oder sehr fett sind, z. B. das Fleisch von alten Thieren, und deren zähe Theile, z. B. Rindsknochen, Speck, viel rohen westphälischen oder andern Schinken, Fische aus stillstehenden und fauligten Wasser, Hülsenfrüchte, die sehr blähen, z. B. Erbsen, Linsen, Bohnen, Kraut, Tartoffeln, Schwämme, fettes oder ungesäuertes Kuchenwerk. Eben so die Speisen, die aus einer vielfachen, oft widrigen Mischung bestehen, und durch die französische Kochkunst eingeführet sind, das erkünstelte Wildpret, und ähnliche Nahrungsmittel, die zum Theil gar nicht, zum Theil sehr schlecht zugerichtet, manchmal auch zur Unzeit und in so großer Menge genossen werden, daß der Magen dieselben nicht verarbeiten kann.

Fr Wie vielmal muß man des Tages essen?

Antw. So oft der Hunger zum Genuß einladet. Doch hat der Wohlstand gewisse Stunden eingeführet,

Ge-

Gewohnheit aber und körperliche Beschaffenheit, und Lebensart bestimmen, ob man sich mit einer oder mehrern Mahlzeiten begnügen solle. So essen Kinder und junge Leute mehr, als Erwachsene, und diese mehr, als die Greise, starke, arbeitsame und thätige Leute mehr, als Schwächliche, Sitzende, Gelehrte, Künstler, Frauenzimmer, und dann ist das Beste, ein jeder gebe auf sich acht, was ihm behagt oder nicht behagt. Jenes geniesse er fernerhin in der gewohnten Menge und auf die gewohnte Art, und dieses vermeide er sorgfältig.

Fr. Wie kann das Trinken nachtheilig werden?

Antw. Wenn ich mehr trinke, als der Durst oder der Verlust durch Schweiß und andere Ausleerungen fordert, wenn ich solche Getränke wähle, die durch allzugroße Kälte oder Wärme, oder durch austrocknende und erhitzende Eigenschaft, oder auch durch Beimischung fremder Theilchen bedenklich sind.

Fr. Welches ist das gesündeste Getränke?

Antw. Ein helles, leichtes, unschmackhaftes und unriechbares Quellwasser. Hingegen Fluß-, Brunnen-, Sumpf- und kalchartiges oder mit Vitriol geschwängertes Wasser ist ohne Noth nicht zu brauchen, weil alle vorgeschlagene Verbesserungsmittel, Abkochen, Durchseigen, Abziehen, Beimischen einiger Liqueurs, z. B. des Weins, Branntweins, Salzes, das Schädliche wohl verstecken, aber nicht wirklich verbessern können.

Fr. Ist kaltes oder warmes Getränke zuträglicher?

Antw. Kaltes Getränke ist unserer Natur zuträglicher, als warmes und erhitzendes, weil jenes die durch Ausschweifungen erschlafften festen Theile stärkt, und die durch das Siegwartsfieber und ähnliche Empfindeley in Unordnung gerathenen Nerven wieder besänftiget. Nur hüte man sich

für

für dem kalten Getränke nach einer starken Erhitzung und heftigen Schweiß: Hier ist es so schädlich, wie ein Gift, und an traurigen Beispielen fehlet es einem Beobachter nicht.

Fr. Ist der Thee gesund?

Antw. Niemals, ausser in dem Falle, wenn man die, durch Erkältung unterdrückte Ausdünstung wieder herstellen will. Warmes Getränke erschlaft, und leider! sind unsere jetzigen Erdbürger durch die verkehrte Lebensart und Modesucht schon ohnedem weiblich und weichlich genug, sie dürfen es nicht erst durch diesen chinesischen Trank noch mehr werden. Thee ist nichts, als gefärbtes laues Wasser, und schadet, wie dergleichen Wasser.

Fr. Aber Kaffee?

Antw. Kann auch wegfallen, und wer sein Geld lieb hat, entschließt sich bey dem itzigen hohen Preise dieser entbehrlichen Waare, ohne Kaffee zu leben, wie die mannhaften Vorfahren, die ohne ihn lebten und alt wurden. Personen von einem empfindlichen Nervensystem, Vollblütigen und Schwächlichen, macht er mancherley Beschwerden, trägen und kalten Körpern ist er behaglich, und giebt, nach Tische mäßig getrunken, allenfalls ein gutes Dauungsmittel ab.

Fr. Und Chocolade?

Antw. Ist ein nahrhaftes Getränke, das schwächlichen und hektischen Personen zuträglich seyn dürfte, wenn sie, ohne Gewürze und Wein, mit blossem Wasser zugerichtet wird. Milchchocolade erregt nicht selten Blähungen und Leibschneiden, und die Weinchocolade Erhitzung, Aufwallung des Bluts und Zittern.

Fr Ist die Milch gesund?

Antw. Allerdings, allein Personen von schwacher Dauungskraft leiden Beschwerden davon. Süsse Molken ist besser, aber doch nicht ganz frey von der nämlichen Beschuldigung.

Fr.

Fr. Aber das Bier?

Antw. Vortreflich, wenn es gehörig gekocht, gehopft, abgegohren und nicht sauer ist. Ausserdem ist es besser, Wasser zu trinken. Weißbier ist mehr kühlend, Braunbier mehr nahrend, Bitterbier mehr stärkend.

Fr. Der Branntewein muß gewißlich gesund seyn, da ihn so viele Personen reichlich trinken?

Antw. Gar nicht. Er erhitzt und trocknet aus, macht Wallen im Blute, Zittern, Berauschung und Stockung in den Eingeweiden, und störet also die Geschäfte des Körpers bald oder spät. Mäßig genossen, und dann und wann, könnte er allenfalls der Gewohnheit halber geduldet werden.

Fr. Nun so trinken wir Wein?

Antw. Ja, wenn man ihn bezahlen kann, nur muß er, als eine stärkende Arzeney, angesehen werden, die, klüglich gebraucht, vortrefliche Wirkung äussern, unklüglich und übermäßig gebraucht, schädlich werden muß. Kalten und alten Personen bekommt er wohl, weniger den Kindern, Jünglingen und hitzigen Personen, er sey denn, nach Art der Griechen und Römer, mit Wasser vermischt. Die süssen Weine, z. B. der Spanische, der Ungarische ꝛc. ingleichen die gekochten oder nicht völlig abgegohrnen Weine, z. B. Einige Italienische, der Burgunder, der Champagner ꝛc. berauschen leicht, wenn sie nicht mäßig genossen werden. Sonst sind sie den Nerven, dem Magen und der Ausdünstung behaglich. Eben dies gilt vom alten Rheinweine. Junge Weine und Most sollten gar nicht getrunken werden.

Fr. Wie kann Schlaf und Wachen schaden?

Antw. Unsere Maschine ist so eingerichtet, daß sie eine Zeitlang allerhand Bewegungen unbeschwert machen kann, (und diesen Zeitpunkt heißt man Wachen) dann aber matt und unvermögend wird, dergleichen Seelen- und

will-

willkührliche Bewegungen länger auszuhalten, und nur die unwillkührlichen fortdauren läßt, dergleichen die Bewegung des Blutes, das Athemholen, die Dauung, Absonderung gewisser Feuchtigkeiten ꝛc. sind, und dieser mit einem Mangel von Bewußtseyn verbundene Zustand heißt Schlaf. Der Mensch muß also wechselsweise schlafen und wachen, aber er kann in beyden zu viel oder zu wenig thun.

Fr. Wie so?

Antw. Man kann in den Morgenstunden schwere Arbeiten, welche Anstrengung des Körpers oder der Seele fordern, verrichten, und die leichtern nachher vornehmen, wenn die Kräfte schon etwas vermindert oder stumpf geworden sind. Kehre ich diese Ordnung um, so bin ich in Gefahr, Nachtheil davon zu spüren. Daher ist das übermäßige Wachen, das Nachtwachen, das Nachtstudiren oder Nachtschmausen gar nicht der Gesundheit gemäß. Es schwächet den Körper und die Seele. Eben das gilt auch vom Schlafe.

Fr. Also auch der Schlaf?

Antw. Ein ruhiger Schlaf erquickt den müden Körper, befördert die gleiche Vertheilung des Blutes, die Absonderungen, die Ausdünstung und Ernährung der Theile, und stellet die verlorne Munterkeit wieder her. Hingegen ein unruhiger, unzeitiger und allzulanger Schlaf schadet, erzeugt Vollblütigkeit und schlechte Säfte, erschlafft die festen Theile, vermindert die natürliche Wärme, störet die Ernährung, und ziehet Entkräftung, Trägheit, Düsternheit, Aufgedunsenheit und verschiedene langwierige Krankheiten nach sich.

Fr. Ist ein Mittagsschläfchen erlaubt?

Antw. Kindern, Schwächlichen und alten Personen, ist er zuträglich, denen, so sich einmal daran gewöhnet haben, zu erlauben, allen andern aber ganz zu untersagen:

Denn

Denn er störet die Dauung, und macht den Kopf wüste. Besser ist es, nach Tische einige Stunden gar nichts zu thun, und das Ende der Dauung geduldig abzuwarten, dagegen Abends zu rechter Zeit ins Bette zu gehen, und nach sechs bis sieben Stunden wieder aufzustehen.

Fr Darf man nach dem Aderlassen schlafen?

Antw. Warum nicht? Die Erholung geschiehet im Schlafe am besten. Man hat den Schlaf nur aus der guten Absicht verboten, weil die Aderbinde aufgehen, und der Mensch sich verbluten kann.

Fr. Wie muß man es anfangen, um ruhig schlafen zu können?

Antw. Man esse und trinke des Abends wenig, wähle sich ein geräumiges, stilles, trockenes und kühles Schlafzimmer, ein reines und weiches Bette, und, nach Beschaffenheit der Jahreszeit, eine leichte oder etwas schwere Decke, lege sich mit etwas erhabenem Kopfe bald auf die eine, bald auf die andere Seite, vorzüglich auf die linke, ohne Noth nicht auf den Rücken, entschlage sich alles Nachdenkens, aller Sorgen und Leidenschaften, und der ruhige Schlaf wird sich von selbsten einstellen.

Fr. Bey Erwähnung der Betten fällt mir die Englische Art, auf Matrazen zu schlafen, ein. Sollte die nicht besser seyn?

Antw. Die wenigsten Deutschen sind an diese harte Art gewöhnet, und möchten von der plötzlichen Aenderung leiden. Federbetten erwärmen im Sommer zu sehr, und sind im Winter bey unserm rauhen Himmelsstriche fast nothwendig geworden. Vielleicht liessen sich beyde Arten so mit einander vereinigen, daß man im Sommer auf Matrazen schliefe, und sich mit einer leichten Decke verwahrte, hingegen im Winter zwar die Matraze statt des Unterbettes beybehielt, aber ein Federkissen und eine Federdecke damit verbände.

Fr.

Fr. Es wurde vorhin, deucht mir, etwas von der Ruhe und Bewegung gesagt?

Antw. Allerdings. Ohne eine geschickte Abwechselung der Bewegung und Ruhe, kann der Körper ohnmöglich in die Länge bestehen. Einige Arten der Bewegung fördern den ganzen Körper, andere nur einen Theil. Jene ermüden mehr, diese weniger. Eine gelinde, den Kräften angemessene, im Kühlen verrichtete und bis zur anfangenden Ermüdung fortgesetzte Bewegung ist zuträglich, die entgegengesetzte aber schädlich. Wer sich erhitzt hat, muß nicht sogleich kalt trinken, oder auf heftige Bewegung sogleich, sondern allmälig, zur Ruhe übergehen, den Schweiß sorgfältig abwischen, und dann die nasse Wäsche ändern. Bewegung nach einer langen Ruhe soll gemächlich, überhaupt aber zur schicklichen Zeit unternommen werden. Daher ist sie nach Tische nicht rathsam, eher vor Tische, und nach beendigter Dauung, in freyer Luft und bey heitern Stunden des Tages. Wer nicht gehen kann, muß das Pferd, die Kutsche, die Schaukel, zu Hülfe nehmen.

Fr. Was ist bey der Ruhe zu beobachten?

Antw. Die Ruhe verschaft dem Körper neue Erholung, entfernt die Anspannung der Fasern, vermehret die Ab- und Aussonderungen, befördert das Zunehmen, so wie übermäßige Ruhe oder Trägheit das Gegentheil bewirkt. Schwächliche und arbeitsame bedürfen eine längere, stärkere oder sich mäßig bewegende Personen eine kürzere Zeit zur Ruhe.

Fr. Was heissen die Aerzte Ab- und Aussonderungen?

Antw. Einige Eingeweide sind so eingerichtet, daß endlich aus den kleinsten Enden der Aederchen eine, jedem Theile angemessene, mehr oder weniger reine Feuchtigkeit von der Blutmasse abgeschieden, und dieselbe entweder zum Besten des Körpers verwandt, oder, als unnütze, durch eigene Gänge oder Oefnungen fortgeschaft wird. Und diese Geschäfte

heissen

heissen die Aerzte Ab- und Aussonderungen. Gerathen nun diese in Unordnung, so entstehen auch im Körper mancherley Beschwerden, und endlich wahre Krankheiten.

Fr. Wie ist das möglich?

Antw. In der ungestörten Eintracht aller körperlichen Verrichtungen bestehet die Gesundheit. Wenn daher z. B. der Harn nicht fortgehet, so sind die schlimsten Zufälle zu befürchten. Wenn die Galle nicht in die Därme, sondern in das Blut gehet, so erfolgt Gelbsucht oder doch wenigstens eine garstige Farbe, die Dauung leidet, in den Därmen sammlet sich Luft an, der harte Unrath bleibt zurück, und zeigt durch seine weisse Farbe den mangelnden Beitritt der Galle: Wenn die Ausdünstung, die an der äussern Haut vorzüglich, doch auch an der innern Fläche der Häute, geschiehet, plötzlich gehemmt wird, (und dies heißt man gemeiniglich Erkältung) so äussert sich bey schlaffen Körpern ein heilsamer Durchfall, hingegen bey andern Frost, Fieber, Schnupfen, Husten, Brustentzündung, und im Herbste Ruhren: Ist der Leib nicht alle vierundzwanzig Stunden ein- oder zweymal offen, (denn die spätere Oefnung zeigt allemal eine grosse Trockenheit und Trägheit der Därme an) so tritt Verstopfung ein, und diese ziehet mehrere üble Zufälle nach sich. Eben so gehet es mit dem Schleime in der Nase, in der Luftröhre und einigen andern häutigen Gängen, mit dem Speichel und dem Saamen bey erwachsenen Mannspersonen. Die regelmäßige Absonderung und eine angemessene Fortschaffung der auszuleerenden Feuchtigkeiten, ist zur Erhaltung der Gesundheit unumgänglich nöthig.

Fr. Ist der Schweiß den Gesunden eigen?

Antw. Eigentlich nicht, ausser zur Zeit einer starken Bewegung, zumal in der Sonne und an heißen Tagen. Freiwilliger Schweiß bei der leichtesten Bewe-

gung verräth Schwäche des Körpers, nicht selten bevorstehende Krankheiten, und ist öfters die Folge eines allzuheißen Verhaltens oder der Ausschweifungen.

Fr. Aber das Schwitzen an Händen und Füßen?

Antw. Ist eine Unannehmlichkeit für die Schönen, aber mehrmals heilsam: denn dadurch gehen viele unnütze Theilchen weg, die, wenn sie zurück blieben, mancherlei Unheil stiften würden. Deshalb ist dasselbe niemals zu voreilig zu vertreiben. Man wasche ausser der Zeit der Erhitzung Hände und Füße mit kaltem Wasser, und ändere fleißig die Wäsche, und diese Unbequemlichkeit wird sich nach und nach verlieren, wenigstens vermindern.

Fr. Was ist vom Nachtschweiße der Gesunden zu halten?

Antw. Bei Vollblütigen, Schmausern, Müßiggängern und Alten hat er nichts zu bedeuten: Die Natur entledigt sich gemeiniglich dadurch des schädlichen Ueberflußes, und er muß schlechterdings nicht vertrieben werden. Hingegen bei Arbeitsamen, die schon genug bei Tage schwitzen, bei schwächlichen, kränklichen und hektischen Personen ist er bedenklich. Diese haben nichts Ueberflüßiges, und werden dadurch noch mehr entkräftet. Doch ist der Morgenschweiß der beste, und geduldig abzuwarten.

Fr. Wie kann man der Verstopfung vorbeugen?

Antw. Durch Auswahl der Speisen und Getränke. Alle trockene, harte und herbe Speisen, Hülsenfrüchte, schwer zu verdauendes Brodt, herbe, saure und rothe Weine, Mangel an Getränke, sitzendes Leben und Zusammendrücken des Unterleibes, müssen die Verstopfung, und die entgegengesetzten Nahrungsmittel eine durchfallartige Oefnung begünstigen. Wer auf sich acht hat, wird bald finden, was ihm behagt oder nicht behagt, das letztere lassen, das erstere thun, und so den Händen der Aerzte entgehen.

Fr.

Fr. Was ist vom Schnupf- und Rauchtoback zu halten?

Antw. Als eine Arzenei betrachtet, kann der mäßig genommene Schnupftoback die Schleimausleerung, und der Rauchtoback den Abgang eines dicken, zähen und schleimigten Speichels befördern. Uebermäßig gebraucht, müssen beide schädlich werden.

Fr. Und das Dauungspfeifchen?

Antw. Muß ganz wegfallen. Es benimmt dem Menschen den zur Dauung unumgänglich nöthigen Speichel, der sich durch kein Trinken ersetzen läßt.

Fr. Können die Leidenschaften der Gesundheit Abbruch thun?

Antw. Großen Abbruch. Die Leidenschaften sind für unsern Körper, was der Sturmwind in der Natur ist. Ein mäßiger Gebrauch der angenehmen erschüttert die Maschine, bahnet den Weg durch die kleinsten Gefäßchen, und verbreitet Feuer und Leben über den Menschen, dagegen lassen die unangenehmen mehrmals die schlimmsten Eindrücke zurück. Der Weise lernet beyzeiten ihre Entstehungsart kennen, fliehet die Gelegenheit, welche sie, wie der Funken das Feuer, entzünden kann, und besinnet sich bald wieder, im Falle er übereilet wird. Ein Sklave der Leidenschaften ist moralisch und physisch unglücklich, weil er dadurch sein Verderben begünstigt.

Fr. In wie weit gehören Gewohnheiten in die Lebensordnung?

Antw. Gewohnheit ist, wie man im Sprüchworte sagt, die andere Natur. Der Körper lernt dadurch selbst das Schädliche leichter ertragen. Man hüte sich sorgfältig, alles nach einer vorgeschriebenen Regel zu thun. Sie läßt sich nicht immer befolgen, und dann fühlet der Körper den Schaden. So wie man nur nach und nach sich etwas angewöhnet hat, eben so muß man sich auch Fehler oder

Unarten nach und nach abgewöhnen. Die jählinge Entwöhnung hat mehrmals die schlimmste Wirkung nach sich gezogen.

Fr. In wie fern kann die Luft auf die Gesundheit einen Einfluß haben?

Antw. Die Luft, so uns umgiebt, ist zum Leben unentbehrlich, aber selten ganz rein, manchmal warm oder kalt, trocken oder feuchte, veränderlich, stürmisch. Die Luft muß sich verändern, weil sie sonst gefärlich werden dürfte, und geschiehet dies nach und nach, so fühlet der Körper nichts davon; mehr, wenn der Uebergang in die entgegengesetzte Luftart schleunig ist. Die Winde, als eine bewegte Luft, können durch die Heftigkeit oder Gelindigkeit, mit welcher sie wehen, und durch die Eigenschaft der Luft, bald nützen, bald schaden. Eine Luft voll schädlicher Theilchen, dergleichen die Luft an den Hüttenwerken, stillestehenden Wassern, Sümpfen und Pfützen, an Orten, wo Leichname der Menschen und Thiere fauten, in unterirdischen und verschlossenen Hölen, in Grüften, verschütteten Brunnen und Kellern, wo gährende Getränke liegen, zu seyn pflegt, ist ansteckend und tödtend, wie die Pest. Eine allzu warme Luft, die jungen Personen und Trinkern am wenigsten behagt, erschlafft, vermehret den Schweiß, verdicket das Blut, und macht den Körper fähig, in verschiedene schlimme Entzündungs- und Gallenfieber zu verfallen; hingegen kalte Luft, so das Gegentheil von der vorigen ist, schadet Alten und Schwächlichen am meisten, und ziehet besonders Entzündungen der Brust und des Halses, Katharre und Schlagflüsse, Erfrieren der Glieder ꝛc. nach sich. Die feuchte Luft ist fast eben so, wie die warme, schädlich, zumal wenn sich beyde Lufteigenschaften mit einander verbinden. Und dies gilt auch von der naßkalten Luft. Eine mäßig kalte und trockene Luft ist ohnstreitig der Gesundheit am zuträglichsten, und ein heiterer angenehmer Wintertag ein wahrer Wonnetag. Uebrigens lassen sich aus den, zu gewissen Jahrszeiten herrschenden Winden von verschiedener Art die gewöhnlichen Frühlings- Sommer- Herbst- und Winterkrankheiten erklären.

Fr. Gelten obige Lebensregeln allgemein.

Antw. An sich müßten sie bey jedem Menschen gleiche Wirkung äussern, wenn ein jeder dem andern in seiner körperlichen

perlichen Beschaffenheit, Lebensart, Arbeit und Beschäftigung, Achtsamkeit oder Unachtsamkeit ꝛc. gleich wäre. So leidet z. B. ein Starker weniger von einem begangenen Fehler in der Lebensordnung, als ein Schwächlicher, das Kind mehr, als der Erwachsene, das verzärtelte Frauenzimmer mehr, als der abgehärtete Mann. Dem einen hilft die Natur, d. i. die vorhandene Körperkraft schaft die schädliche Materie beyzeiten weg, und erregt Brechen, Durchfall, Schweiß, nach Ueberladung des Magens oder nach Erkältung, hingegen der andere hat diese Wohlthat nicht zu erwarten, und muß also mehr auf sich acht haben. Wer eine sitzende Lebensart hat, bedarf mehr Achtsamkeit, als ein anderer, der ein, mit Handarbeit und Bewegung der Glieder verbundenes Gewerbe treibt. Je mehr Thätigkeit da ist, desto weniger sind die etwannigen Fehler zu befürchten. Je öfterer sie wiederholet werden, desto mehr gewöhnet sich die Natur an dieselben. So habe ich Greise von siebenzig Jahren gekannt, die bey dem unthätigsten Leben ihre Lieblingsspeise, Schinken, geräuchert Fleisch, Erbsen, Kraut ꝛc. ohne Nachtheil ertrugen, und höchstwahrscheinlich würde die schleunige Abänderung der Lebensordnung ihnen Schwäche der Dauungswerkzeuge, Unverdaulichkeit und Tod zugezogen haben. Doch ist es besser, sich zeitig an eine gewisse Ordnung zu gewöhnen, ohne sklavisch zu seyn.

Fr. Wenn nun also Geschlecht, Alter, Lebensart und andere Dinge eine Abänderung in den Lebensregeln fordern, darf ich mir wohl die besondere Anwendung ausbitten?

Antw. Von Herzen gern. Durch eben diese Anwendung wird die Lebensordnung erst, was sie eigentlich seyn soll — Mittel zur Erhaltung der Gesundheit. Ohne diese nähere Bestimmung kann sie öfters misverstanden, öfters verspottet und verkannt werden.

Fr. Wie müssen also die Kinder erzogen werden? Wie die Frauenzimmer in verschiedenen Umständen leben?

Antw. Sie sind zu hitzig, und wollen sogleich alles auf einmal wissen. Die Sache ist zu wichtig, und läßt sich ohnmöglich auf einmal abthun. Genug vor diesmal. Wir sprechen einander wieder, und dann sollen Sie alles umständlich erfahren. Leben Sie wohl.

XI.

Auszüge aus den neueſten periodiſchen Blättern von Paris.

Vacat.

Regiſter

über die vier Stücke der Olla Potrida vom Jahre 1781.

(Die Römiſche Zahl bedeutet das Stück, und die Deutſche die Seite.)

Abhandlungen und vermiſchte Aufſätze.

Ueber die Künſte, die gemeiniglich die nachahmende genannt werden. I. 51.
Einige Stellen aus Eyles Irwin Geſchichte ſeiner Reiſe durch Arabien und Egypten im Jahr 1777. I. 69.
Fragment einer Kreuzzugspredigt Apberts von Corſon. I. 77.
Ueber eine Stelle in Rouſſeau's: Rouſſeau Juge de Jean Jaques dialogue, mit dem Motto aus Ovid: Barbarus hic ego ſum, quia non intelligor illis. II. 77.
Skizzen von der Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt. Zweite Epoche von den Minneſingern bis auf die Meiſterſänger. II. 82.
Schreiben des Lords Fallifax an den Verfaſſer des Zuſchauers. III. 53.
Tiſchgebräuche verſchiedener Völker. III. 56.
Vom Urſprunge der Kutſchen. III. 69.
Geſchichte des männlichen Barts. Ein Auszug aus dem Franzöſiſchen. IV. 59.
Ueber den Urſprung des Worts: Roman. IV. 78.
Liebesgeſchichte eines Engliſchen Matroſens auf der Inſel Neuſeeland. IV. 86.
Zwey Verſuche von Satyren von J. C. C. Klinguth. IV. 98

Anek-

Anekdoten.

I. 87. II. 144. III. 74. IV. 111.

Auszüge.

Schreiben des Doktor Thunbergs über die Japaneser. I. 44.
Moralische und häusliche Tugenden der Morlacken. II. 69.
Abdruck der Beschreibung des Heeschenbergs aus Hirschfelds vortreflicher Theorie der Gartenkunst, 2ter Theil. III. 36.
Untersuchung der Frage: ob den Juden durch ihr Religionsgesetz der Kriegsdienst untersagt werde. IV. 50.

Biographien.

Michel Angelo Amerigi da Caravagio. I. 90.
Etwas über Carl Jervas. II. 147.
Bruder Come. III 77.
Richard Savage. IV. 121.
Johann Baskerville. IV. 127.

Dramatische Aufsätze.

Weiberhut thut selten gut! Posse in einem Akt. Nach dem Französischen. I. 9.
Der bestrafte Brudermord, oder Prinz Hamlet aus Dännemark. Eine alte deutsche Bearbeitung des Englischen Originals. II. 18.
Mehr als Grosmuth. Schauspiel mit Gesang. III. 12.
Die bezauberte Insel. Ein Schauspiel mit Gesang in Einem Aufzuge. IV. 19.

Fragmente.

Zwey Briefe des Conte di St. Alessandro an seine Gemahlin in Rom. I. 137.
Aus den Briefen eines Reisenden über den gegenwärtigen Zustand von Cassel. III. 102.
Ueber kaufmännische Clubs. III. 111.
Gesundheitskatechismus. IV. 151.

Gedichte.

An die Liebe. Aufmunterung zum Genuß des Lebens. Die Freundschaft. I. 3-9.
Epistel an eine Braut. Lobgesang der Liebe. An einen Freund. An Madam W. in Basel. An Hrn. Johann Rudolph Burkardt in Basel. An einen Freund bey Ueberreichung eines Portraits. An Röschen. Fragmente eines Gedichts. II. 3-17.
Freundschaft und Liebe. An Hrn. Gleim. An einige Freunde bey meinem Abschied 1772. Fragmente eines Gedichts an Hertn Schmid. Freundschaft. Auf Lessings Tod. An die Freude. III. 3-11.

Der Eremit, Romanze. Melancholie. An Lydien. Der Mittelstand. Auf den Tod eines Canarienvogels. An den Winter. Die Wiese. IV. 3. 19.

Miscellanien.

Fragmente zu einer Geschichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfnisse: von R — d. 3te und 4te Fortsetzung. I. 111. III. 94.
Das Allmosen von Rebhünern. I 118.
Tausend Hände geschäftig zu den Bedürfnissen eines einzigen Menschen. I, 119.
An eine Dame, die ihre Imagination für zwey Sous hingeben wollte. I. 127.
Manie auf den Tod eines Schreibers. I. 135.
Amor und der Eremit. II. 156.
Tastitastondo. II. 157.
Brief von J. J. Rousseau. II. 158.
Aus der Sprache der Brachmanen. III. 101.
Die Geschichte des Saddiqs. III, 122.
Schreiben einer alten Ehefrau an eine junge Empfindsame. III. 130.
Der Mann ohne Karakter. III. 135.
Die Welt aus dem Gesichtspunkte des Misanthropen. III. 141.
Warum sind viele Prediger Theaterfeinde. III. 148.
Johann Nikolaus Goldschmidt. Ein Menschenfresser. IV. 145.

Naturgeschichte.

Das Krokodill. I. 80.
Des Herrn de Lüc Theorie von der Bildung der Berge. II. 109.
Der Mangostan. III. 73.
Die Auster. IV. 108.

Anstatt der pieces fugitives sind jetzt:

Auszüge aus den neuesten periodischen Blättern von Paris. I. 152. II. 160.
Bruchstücke aus dem berüchtigten Tableau de Paris. III. 152.

Romane.

Konradin. I. 95. III. 81.
San Pietro und Vanina. II. 149.
Angeline, eine wahre Klostergeschichte. IV. 129.

Princeton University Library
32101 065205500

Digitized by Google